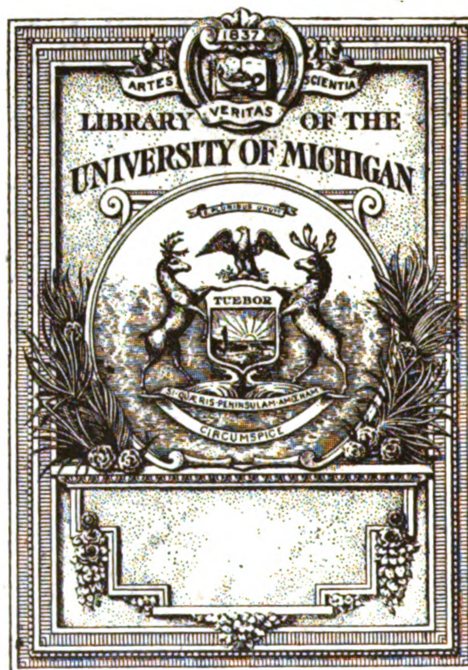




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE

EINSCHLIESSLICH RASSEN- UND GESELLSCHAFTS-HYGIENE

EINE DESZENDENZTHEORETISCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DIE ERFORSCHUNG DES WESENS VON RASSE UND GESELLSCHAFT UND IHRES GEGENSEITIGEN VERHÄLTNISSES, FÜR DIE BIOLOGISCHEN BEDINGUNGEN IHRER ERHALTUNG UND ENTWICKLUNG, SOWIE FÜR DIE GRUNDLEGENDEN PROBLEME DER ENTWICKLUNGSLEHRE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. MED. A. PLOETZ
IN VERBINDUNG MIT DR. JUR. A. NORDENHOLZ, MÜNCHEN, PROFESSOR DER ZOOLOGIE DR. L. PLATE, JENA, PROFESSOR DER PSYCHIATRIE DR. E. RÜDIN, MÜNCHEN, UND DR. JUR. R. THURNWALD, BERLIN

12. BAND



VERLAG VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG UND BERLIN 1916/18



SCHRIFTLEITUNG:

DR. **ALFRED PLOETZ**, HERRSCHING BEI MÜNCHEN, UND
DR. **FRITZ LENZ**, PUCHHEIM-EICHENAU BEI MÜNCHEN

INHALTSVERZEICHNIS.

Erstes Heft.

Abhandlungen.

Seite

Goldschmidt, Prof. Dr. Richard, Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, Berlin. Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen 1
Bluhm, Dr. med. Agnes, in Berlin-Lichterfelde. Die soziale Versicherung im Lichte der Rassenhygiene 15
Siemens, Feld-Unterarzt Hermann W. Die Proletarisierung unseres Nachwuchses, eine Gefahr unrassenhygienischer Bevölkerungspolitik 43
Auerbach, Dr. Elias, in Haifa (z. Z. im Felde). Judenvolk und Weltkrieg 56
Siebert, Dr. F., in München, z. Z. Kreisarzt in Turek. Weitere unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft 66

Kleinere Mitteilungen.

Dreuw, Dr. med., Polizeiarzt a. D., in Berlin. Entwurf eines Planes zur staatlichen Überwachung von Syphilis und Gonorrhöe 74

Diskussion und Erklärungen.

Siemens, Hermann W. Bemerkungen zu dem Aufsatz „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes" von Dr. Elias Auerbach 83
v. Hoffmann, G., in Berlin. Kurze Entgegnung auf Prof. v. Ehrenfels' Vorschlag zur Einführung der Polygamie 86

Kritische Besprechungen und Referate.

Guyau, Erziehung und Vererbung (Lenz) 87
Wundt, Elemente der Völkerpsychologie (Lenz) 88
Shull, Inheritance in Hydatina Senta. II. Characters of the Females and Their Parthenogenetic Eggs (Hirsch) 88
Emmerich und Loew, Studien über den Einfluß mehrerer Salze auf den Fortpflanzungsprozeß (Thiem) 89
Kautsky, Rasse und Judentum (Theilhaber) 91
Wirth, Rasse und Volk (Neubaur) 92
Pearson und Heron, On theories of association (Weinberg) 92
Davenport und Laughlin, How to make a eugenical family study (Weinberg) 93
Davenport, The feebly inhibited (Weinberg) 94
Williams, Bell, Pearson, A Statistical study of oral temperatures in school children with special reference to parental, environmental and class differences (Weinberg) 95
Kickh, Alkohol und Kindersterblichkeit (Fehlinger) 95
Lorentzen, Über Schäden und Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheit (Fehlinger) 96
Haberling, Das Dirnenwesen in den Heeren und seine Bekämpfung (Theilhaber) 97
Flemming, Das Nachtleben in deutschen Großstädten. Videant consules! (Theilhaber) 98
Forberger, Geburtenrückgang und Konfession (Theilhaber) 98

Seite

Krohne, Die Beurteilung des Geburtenrückganges vom volkshygienischen, sittlichen und nationalen Standpunkt (Theilhaber) 100
Wolf, Eine neue Untersuchung über den Geburtenrückgang (Theilhaber) 100
Most, Zur Wirtschafts- und Sozialstatistik der höheren Beamten in Preußen (Weinberg) 100
Watteroth und Syrup, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Schuhindustrie und einem oberschlesischen Walzwerke (Graßl) 102
Schwarz, Rechtliche Fürsorge für die von Jugend an körperlich Gebrechlichen (Graßl) 106
Grotjahn, Soziale Pathologie (Weinberg) 106
Schallmayer, Sozialhygiene und Eugenik (Lenz) 107
Behrend, Das englische Gesetz betreffend die Fürsorge und Verwahrung geistig Minderwertiger (Fehlinger) 109
Spann, Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre (Theilhaber) 110
Thorsch, Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft (Theilhaber) . 111
Weisengrün, Die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus (Theilhaber) . . 111
Kaplun-Kogan, Der Krieg eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes (Kaznelson) 113
Kaurimsky, Über das Ehe- und Familienrecht der Mohammedaner (Fehlinger) . 113

Aus verwandten Gebieten und aus der nichtwissenschaftlichen Literatur.

Driesmans, Tenorio in Thule (Lenz) 115
v. Gneist, Sichere Wege zur Ehe für unsere Töchter und Söhne (Lenz) 116

Notizen.

Die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft (Lenz) 116
Individualistische Hemmnisse der Bevölkerungspolitik (Lenz) 124
Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 124

Zeitschriftenschau 125
Eingegangene Druckschriften 127

Zweites Heft.

Abhandlungen.

Lenz, Dr. Fritz. Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch 129
Auerbach, Dr. Elias, in Haifa (z. Z. im Felde). Die syrische Frau 151
Siemens, Hermann W. Über das Erfindergeschlecht Siemens 162

Kleinere Mitteilungen.

Weinberg, Sanitätsrat Dr., in Stuttgart. Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen 193
Lenz, Fritz. Zur Geschichte der Rassenhygiene 195

Kritische Besprechungen und Referate.

Allgemeine Biologie (Plate) 196
Miehe, Allgemeine Biologie. Einführung in die Hauptprobleme der organischen Natur (Thiem) 203
Brehms Tierleben (Plate) 205
Buchner, Praktikum der Zellenlehre (Plate) 207
Birkner, Der diluviale Mensch in Europa (Martin) 207
Hertz, Rasse und Kultur (Lenz) 208
Boas, Kultur und Rasse (Lenz) 212
Häcker, Entwicklungsgeschichtliche Eigenschafts- oder Rassenanalyse (Weinberg) 213
Conard und Davenport, Hereditary fragility of bone (Weinberg) 213

Seite
Boven, Similarité et Mendelisme dans l'hérédité de la démence précoce et de la folie maniaque-dépressive (Weinberg) 214
Davenport, The feebly inhibited. Nomadism or the wandering impulse with special reference to heredity (Weinberg) 216
Davenport, Huntington's Chorea in relation to heredity and Eugenics (Weinberg) 219
Riebold, Die Erblichkeit der Struma (Weinberg) 219
Rosenhaupt, Kasuistischer Beitrag zur Vererbungsfrage bei akuter Leukämie (Weinberg) 220
Kantorowicz, Die Progenie und ihre Vererbung (Lenz) 220
Nowosselsky, Organisation und Hauptergebnisse der amtlichen Bevölkerungs- und Medizinalstatistik in Rußland (Weinberg) 221
Wohlin, Den äktenskapliga fruktsamhetens tillbakagång på Gottland (Lundborg) 222
Lemanczyk, Die Geburtenfrequenz in den vorwiegend katholischen und den vorwiegend protestantischen Teilen Preußens und ihre Entwicklung (Schmitz) . . 225
Laraß, Untersuchungen zum Geburtenrückgang in der Provinz Posen (Schmitz). . 227
Theilhaber, Das Geburtenproblem und der Krieg (Schmitz) 227
Madzsar, Die Säuglingssterblichkeit in Budapest während des Krieges (v. Hoffmann) 228
Madzsar, Der Schutz des kommenden Geschlechts und der Krieg (v. Hoffmann) . 229
Wingen, Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre (Schmitz) 229
Krieg und Volksvermehrung (Lenz). 232
Tandler, Krieg und Bevölkerung (Fehlinger) 236
Schmittmann, Wohnrenten für Kinderreiche durch Sparpflicht vor der Heirat (Graßl) 237
Natorp, Die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Krieg (Fehlinger) 238
Vaerting, Mutterpflichten gegen die Ungeborenen (Lenz) 240
Erkes, Japan und die Japaner (Fehlinger). 241
Fritz, Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß (Siemens). 241
v. Unruh, Zur Biologie der Sozialwirtschaft, Grundlinien für den inneren Ausbau des sozialen Staates (Hainisch) 243
Kaumann, Kolonialwirtschaft (Siemens). 244
Grentrupp, Die Rassenmischehen in den deutschen Kolonien (Neubaur) 244
Ander, Mutterschaft oder Emanzipation (Wollny) 245
Troll-Borostyani, Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung (Wollny). 245
Lange, Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen (Schmitz) 246
Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation (Lenz) 246

Notizen.

Ein Ausschuß für die Fragen der Volksvermehrung (Lenz) 247
Rassenhygiene in Amerika (v. Hoffmann) 249
Rassenhygienische Anträge im ungarischen Abgeordnetenhause (v. Hoffmann) . . . 253
Eingegangene Druckschriften 254

Drittes und viertes Heft.

Abhandlungen.

Siemens, Dr. med. Hermann W. Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda 257
Sapper, Professor Dr. K., in Straßburg i. E. Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart 268
Graßl, Medizinalrat Dr., in Kempten i. B. Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege 321
Lenz, Dr. Fritz. Der phylogenetische Haarverlust des Menschen 333
Lenz, Dr. Fritz. Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung 337

Seite

Kleinere Mitteilungen.

G. v. Hoffmann, Berlin. Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland 343
Lenz, Dr. Fritz. Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz" 345

Diskussion und Erklärungen.

Auerbach, Dr. Elias (im Felde). Zu H. W. Siemens' Einwendungen gegen meine Arbeit „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes" 349

Kritische Besprechungen und Referate.

Haeckel, Fünfzig Jahre Stammesgeschichte, historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie (Hirsch) 351
Becher, Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen (Plate) 352
Wilsdorf und Müller, Jahrbuch für wissenschaftliche und praktische Tierzucht einschließlich der Züchtungsbiologie (Siemens) 353
Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren (Wilser) 354
Hauser, Die Germanen in Europa (Wilser) 355
Schrader, Die Indogermanen (Wilser) 357
Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. (Wilser) 358
Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart (Neubaur) 361
Meisl, Die Juden im Zartum Polen (Neubaur) 361
Guradze, Die Mischehen in Berlin (v. Hoffmann) 362
Marcuse, Mischehen und Statistik (v. Hoffmann) 362
Feuchtwanger, Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem (Siemens) 363
Martius, Konstitution und Vererbung in ihrer Beziehung zur Pathologie (Lenz) . . 364
Peters, Über Vererbung psychischer Fähigkeiten (Allers) 367
Rüdin, Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. I. Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox (Allers) 371
Classen, Das stadtgeborene Geschlecht und seine Zukunft (Neubaur) 376
Haneld, Zur Frage der Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung in Beamtenfamilien (Lenz) 377
Jaeckel, Das Heiratsalter im modernen Japan (Fehlinger) 378
Oettinger, Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen (Siemens). 380
Rosenthal, Die Volkserneuerung und der Krieg (Graßl) 381
Zeiler, Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt (Graßl) 382
Schmittmann, Reichswohnversicherung. Kinderrente durch Ausbau der Sozialversicherung (Graßl) 383
Ruttmann, Erblichkeitslehre und Pädagogik (Thiem) 385
Hartnacke, Zur Verteilung der Schultüchtigkeit auf die sozialen Schichten (Siemens) 387
Hartnacke, Das Problem der Auslese der Tüchtigen. — Der Aufstieg der Begabten (Allers) 387
Petrich, Jugendpflege und Staat (v. Hoffmann) 389
The Journal of Heredity, Washington. Maiheft 1916 (v. Hoffmann) 389
Rubner, Über moderne Ernährungsformen. — Derselbe, Wandlungen in der Volksernährung (Claaßen) 390
Hettner, Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. 3., umgearb. Aufl. des Werkes „Englands Weltherrschaft und der Krieg" (Fehlinger) 390
Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk (Lenz) . . . 392

Notizen.

Die islamische Geisteskultur (Fehlinger) 393
Meldepflicht und Behandlungszwang für Geschlechtskrankheiten (Lenz) 393
Leitsätze zur Frage der Gesundheitszeugnisse (Lenz) 396

Seite
Über den Geburtenrückgang in Großbritannien 398
Geburtenbeschränkung in Nordamerika (v. Hoffmann) 398
Rassenhygienische Unfruchtbarmachung (v. Hoffmann) 400
Bevölkerungspolitische Besoldungsordnung in Berlin-Schöneberg (Lenz) 401
Heiratsvermittlung zwischen Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen (Lenz) 401

Aus der Gesellschaft für Rassenhygiene.

Sitzung des Ausschusses der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. — Sitzung der Delegiertenversammlung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. — Satzung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene E. V. — Sitzung des Vorstandsrates der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene (Lenz) 403

Zeitschriftenschau 411
Eingegangene Druckschriften 413
An unsere Leser 416

Fünftes und sechstes Heft.

Abhandlungen.

Sapper, Professor Dr. K., in Straßburg i. E. Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart (Fortsetzung von S. 320 und Schluß) 417
Lenz, Dr. Fritz. Vorschläge zur Bevölkerungspolitik mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftslage nach dem Kriege 440

Diskussion und Erklärungen.

Hertz, Dr. Friedrich, in Wien. Rasse und Kultur. Eine Erwiderung und Klarstellung 468
Lenz, Dr. Fritz. Antwort an Hertz 472

Kritische Besprechungen und Referate.

Gaupp †, August Weismann. Sein Leben und sein Werk (Thiem) 475
Sonnenberger, Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie (Siemens) 478
Rasmuson, Kreuzungsuntersuchungen bei Reben (Thiem) 478
Brehms Tierleben, 4. Auflage (Plate) 480
Werber, On the Blastolytic origin of the "Independent" Lenses of Some Teratophthalmic Embryos and its Significance for the Normal Development of the Lens of Vertebrates (Franz) 483
Skull, Periodicity in the Production of Males in Hydatina senta (Franz) 484
Skull und Ladoff, Factors Affecting Male Production in Hydatina (Franz) . . . 484
Luther, Zuchtversuche an Ackerschnecken (Franz) 485
Sternfeld, Deutsche Vollblutzucht (Siemens) 485
Kriegsgefangene. 100 Steinzeichnungen von Hermann Struck. Begleitworte von F. v. Luschan (Lenz) 486
Schemann, Gobineau. — Derselbe, Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus (Lenz) 488
Wilser, Die Überlegenheit der germanischen Rasse (Lenz) 490
Haiser, Die Überzeugungskraft des „Beweises" (Lenz) 490
Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern (Wilser) 493
Hirt, Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele (Allers) 494
Sommer, Über Familienähnlichkeit (Fehlinger) 495
Riebesell, Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre (Weinberg) 496
Häcker, Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff (Weinberg) 496
Pearson, Nettleship und Usher, A monograph on albinism in man (Weinberg) 497
Jentsch, Über die klinische Bedeutung der Degenerationszeichen (Allers) 501

Seite

Pernet, Über die Bedeutung von Erblichkeit und Vorgeschichte für das klinische Bild der progressiven Paralyse (Allers) . . . 502
Engelhard, Eine Familie mit hereditärem Nystagmus (Allers) . . . 502
Kalb, Beiträge zur Belastungsfrage bei Paralyse (Allers) . . . 503
Barth, Untersuchungen an weiblichen Fürsorgezöglingen (Allers) . . . 504
Lewandowsky, Erbliche Kältelähmung (Allers) . . . 504
Gumbel, Die Berechnung des Bevölkerungsstandes durch Interpolation (Weinberg) 505
Duncker, Die Frequenzverteilung der Geschlechtskombinationen bei Mehrlingsgeburten des Menschen und des Schweins (Weinberg) . . . 505
Die Züricher Heiraten. Statistik der Stadt Zürich (Weinberg) . . . 506
Rösle, Ergebnisse der Todesursachenstatistik im Deutschen Reiche für das Jahr 1913 (Weinberg) . . . 506
Heape, Sex Antagonism (Fehlinger) . . . 507
Wolf, Nahrungsspielraum und Menschenzahl. Ein Blick in die Zukunft (Siemens) 507
Mataré, Ein Beitrag zur Kenntnis des Bevölkerungswesens im Kriege (Siemens) . 508
Dyck, Bevölkerungsprobleme. Studien und Glossen zur Geburtenfrage (Siemens) . 509
v. Stern, Volkskraft und Staatsmacht im Altertum (Lenz) . . . 509
Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik (Lenz) . . . 510
v. Hoffmann, Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege (Lenz) . . . 510
Schlaginhaufen, Sozialanthropologie und Krieg (Lenz) . . . 511
Siebert, Der völkische Gehalt der Rassenhygiene (Lenz) . . . 511
Paull, Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem (Lenz) . . . 512
Braeucker, Die Entstehung der Eugenik in England (Siemens) . . . 512
Friedrich, Der einzige Weg (Siemens) . . . 513

Zeitschriftenschau . . . 514
Berichtigungen . . . 516

Namenregister . . . 517
Sachregister . . . 522

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

12. Band

1916/17
1. Heft

Eine deszendenztheoretische Zeitschrift
für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von
Dr. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. A. NORDENHOLZ, München,
Prof. Dr. L. PLATE, Jena, Prof. Dr. E. RÜDIN, München
und Dr. R. THURNWALD, Berlin.



LEIPZIG-BERLIN. VERLAG B.G.TEUBNER.

ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTSBIOLOGIE

Redigiert von

Dr. Alfred Ploetz, Herrsching (bei München), und
Dr. Fritz Lenz, Puchheim-Eichenau (bei München).

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, die Manuskripte nur auf einer Seite beschrieben und in gut lesbarer Schrift einzusenden.

Das Archiv gewährt den Herren Mitarbeitern für Originalartikel ein Honorar von M. 50 pro Bogen, für Rezensionen M. 70 pro Bogen. Außerdem erhalten die Herren Verfasser unentgeltlich von größeren Aufsätzen 30 mit Umschlag versehene Sonderabdrucke, von kleineren Beiträgen, Rezensionen usw. 10 Abzüge der betr. Seiten; eine größere Anzahl dagegen, als die genannte, zu den Herstellungskosten.

Der Umfang des Archivs beträgt jährlich ca. 54 Druckbogen in 6 Heften zum Preise von 24 Mark für den Jahrgang. Einzelne Hefte werden mit 5 Mark berechnet. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Abhandlungen.

Goldschmidt, Dr. Richard. Prof. d. Zoologie am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin. Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen 1

Bluhm, Dr. med. Agnes, in Berlin. Die soziale Versicherung im Lichte der Rassenhygiene. 15

Siemens, Feld-Unterarzt Hermann W. Die Proletarisierung unseres Nachwuchses, eine Gefahr unrassenhygienischer Bevölkerungspolitik 43

Auerbach, Dr. med. Elias, Haifa (z. Z. im Felde). Judenvolk und Weltkrieg . . 56

Siebert, Dr. F., in München, z. Zt. Kreisarzt in Turek. Weitere unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft . . 66

Kleinere Mitteilungen.

Dreuw, Dr. med., Polizeiarzt a. D. in Berlin. Entwurf eines Planes zur staatlichen Überwachung von Syphilis und Gonorrhöe . 74

Diskussion und Erklärungen.

Siemens, Feld-Unterarzt, Hermann W. Bemerkungen zu dem Aufsatz „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes" von Dr. Elias Auerbach 83

von Hoffmann, G., k. u. k. Konsul in Berlin. Kurze Entgegnung auf Prof. v. Ehrenfels' Vorschlag zur Einführung der Polygynie 86

Kritische Besprechungen und Referate.

Guyau, Erziehung und Vererbung (Dr. med. Fritz Lenz in Puchheim-Eichenau bei München) 87

Wundt, Elemente der Völkerpsychologie (Lenz) 88

Shull, Inheritance in Hydatina Senta. II Characters of the Females and Their Parthenogenetic Eggs (Dr. E. Hirsch in Jena) 89

Emmerich u. Loew, Studien über den Einfluß mehrerer Salze auf den Fortpflanzungsprozeß (Dr. H. Thiem, z. Z. in Metz) . . 89

Seite

Kautsky, Rasse und Judentum (Dr. Felix A. Theilhaber, z. Z. im Felde) 91

Wirth, Rasse und Volk (Dr. Rud. Neubaur, z. Z. im Felde) 92

Pearson u. Heron, On theories of association (Sanitätsrat Dr. med. Wilhelm Weinberg in Stuttgart) 92

Davenport u. Laughlin, How to make a eugenical family study (Weinberg) . 93

Davenport, The feebly inhibited (Weinberg) 94

Williams, Bell u. Pearson, A Statistical study of oral temperatures in school children with special reference to parental, environmental and class differences (Weinberg) 95

Kickh, Alkohol und Kindersterblichkeit (Dr. Hans Fehlinger in München, z. Zt. im Felde) 95

Lorentzen, Über Schäden und Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheit (Fehlinger) 96

Haberling, Das Dirnenwesen in den Heeren und seine Bekämpfung (Theilhaber) 97

Flemming, Das Nachtleben in deutschen Großstädten (Theilhaber) 98

Forberger, Geburtenrückgang und Konfession (Theilhaber) 99

Krohne, Die Beurteilung des Geburtenrückganges vom volkshygienischen, sittlichen und nationalen Standpunkt (Theilhaber) 100

Wolf, Eine neue Untersuchung über den Geburtenrückgang (Theilhaber) . . 100

Most, Zur Wirtschafts- und Sozialstatistik der höheren Beamten in Preußen (Weinberg) 102

Watteroth u. Syrup, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Schuhindustrie und einem oberschlesischen Walzwerke (Dr. J. Graßl, Medizinalrat in Kempten) 102

(Fortsetzung des Inhalts auf Seite 3 des Umschlages.)

Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen.

Von
RICHARD GOLDSCHMIDT.
(Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, Berlin.)

I.

Die unendliche Spezialisierung der Wissenschaft bringt es naturgemäß mit sich, daß Ergebnisse eines Forschungszweigs oft den Vertretern eines Nachbargebiets auch dann verborgen bleiben, wenn es sich um in Wirklichkeit identische Probleme handelt, die nur von verschiedenen Disziplinen bearbeitet werden. Und jene Wahrscheinlichkeit wird meist noch dadurch vergrößert, daß kein gewissenhafter Forscher es liebt, in einem Nachbargebiet, das er nicht völlig beherrscht, zu dilettieren. Es lassen sich aber doch zahlreiche Fälle ausdenken, in denen derartige Übergriffe nicht nur berechtigt, sondern auch nützlich sind. Und sie mögen relativ häufig dem Biologen begegnen, dessen an Vertretern des Tierreichs gewonnene Erfahrungen unter Umständen gewichtige Folgerungen auf den Menschen ergeben, die zu ziehen er sich aber auf mehr oder weniger fremdes Gebiet begeben muß. In dieser Lage befinden wir uns, wenn wir im folgenden versuchen wollen zu zeigen, daß neuere Forschungen über die Vererbung und Bestimmung des Geschlechts bei Tieren, deren Ergebnisse jenes alte Problem auf eine ganz neue Basis zu stellen geeignet sind, die exakten Grundlagen für das biologische Verständnis der Erscheinung der konträren Sexualität und des sogenannten Hermaphroditismus beim Menschen liefern. Ich entnehme dabei die Berechtigung, mich auf ein Gebiet zu wagen, in dem mir jede persönliche Erfahrung fehlt, der Tatsache, daß eine Durchsicht der Literatur über Homosexualität und Hermaphroditismus beim Menschen ergab, daß die führenden Forscher auf diesem Gebiet bereits Anschauungen hegen, die der hier auszuführenden sehr nahestehen. Es handelt sich bei ihnen jedoch mehr um intuitiv erfaßte Zusammenhänge, die erst jetzt präzis biologisch gefaßt werden können, nachdem durch die anzuführenden Experimente die exakten Grundlagen gelegt sind.

In der Betrachtung der Erscheinung der konträren Sexualität standen sich zwei Schulen gegenüber, die ältere psychologische, z. B. Schrenck-Notzing, Kraepelin, Rüdin, die die Erscheinung als eine erworbene Psychopathie betrachtete und daraus die Konsequenzen

ärztlicher und sozialer Natur zog, und die neuere, Ulrichs, Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld usw., die darin, wenigstens meistens, eine angeborene Abnormität, nicht anders etwa wie Farbenblindheit, erblickte, woraus sich natürlich ganz andersartige Folgerungen medizinischer, sozialer, juristischer Natur ergeben. Es scheint, daß jetzt die Mehrzahl der Forscher jener letzteren Ansicht huldigt; und der Biologe, der die Literatur, besonders die Krankengeschichten, vom Standpunkt der Vererbungsforschung studiert, kann nicht anders als sich dem anschließen. Die direkte Konsequenz daraus ist nun eine Anschauung über das Wesen jener Perversion, die sich gut in der Bezeichnung „sexuelle Zwischenstufen" widerspiegelt. Gibt es doch auch Autoren (z. B. Halban), die direkt die Bezeichnung Pseudohermaphroditismus dafür anwenden. Das Wort „Zwischenstufen" bedeutet natürlich, daß man sich solche Individuen als eine Annäherung, eine Mittelbildung in der Richtung auf das andere Geschlecht hin, vorstellt. Eine solche Anschauung erfordert nun, daß man sich jedes Geschlecht als ein Gemisch beider Geschlechter unter normalem Vorherrschen des einen vorstellt (es wird dafür unrichtigerweise das Wort „bisexuell" benutzt); und es sind auch verschiedentlich derartige Theorien auf mehr oder minder vager Basis entwickelt worden, wie folgendes Zitat[1]) zeigt:

„Es mag kühn sein, wie es einige heute tun, zu behaupten, daß jedes Individuum aus einer Mischung von männlichen und weiblichen Elementen besteht, die verschieden kombiniert seien, und daß der homosexuelle Mann eine Person mit einem ungewöhnlich hohen Prozentsatz weiblicher Elemente, das homosexuelle Weib eine Person mit einem ungewöhnlich hohen Prozentsatz männlicher Elemente sei. Es ist das eine zu schematische Theorie und würde jedenfalls die Erscheinungen kaum vollständig erklären. Aber es scheint sicherlich gerechtfertigt, wenn wir die Homosexualität als eine eingeborene Anomalie ansehen oder, um genauer zu sprechen, als eine Anomalie, die auf angeborenen Dingen beruht, die, wenn sie pathologisch ist, es nur in Virchows Sinn so weit ist, daß die Pathologie nicht die Wissenschaft von Krankheiten, sondern die von Anomalien ist, so daß ein Homosexueller ebenso gesund sein kann wie ein Farbenblinder. Eine eingeborene Homosexualität steht also auf derselben Stufe wie eine biologische Variation; es ist eine Variation, die vielleicht durch unvollständige sexuelle Differenzierung veranlaßt ist, nicht aber einen erkennbaren Zusammenhang mit irgendeinem Krankheitszustand des Individuums hat.

Das ist die jetzt vorherrschende theoretische Ansicht über die Homosexualität. Obwohl sie erst in neuerer Zeit stärkere Bedeutung gewonnen hat, kann man sie doch etwas zurückverfolgen. Ulrichs er-

1) Moll, A., Handbuch der Sexualwissenschaften. Leipzig 1912. S. 652.

klärte schon 1862, daß die Homosexualität eine Art von Hermaphroditismus sei. Kiernau in Amerika legte 1888 Gewicht auf die Bedeutung der Tatsache, daß die Vorfahren des Menschen ursprünglich bisexuell waren. Chevalier hat 1893 eine Theorie der Homosexualität aufgestellt, die sich auf die Bisexualität des Fötus stützte. Letamendi in Madrid brachte 1894 eine Theorie des Panhermaphroditismus, wonach stets weibliche Keime im Männchen und männliche Keime im Weibchen latent vorhanden seien. Endlich haben 1896 Krafft-Ebing, Hirschfeld und ich ..... eine etwas ähnliche Erklärung angenommen."

So weit Moll. Eine wirkliche Basis können derartige Annahmen nun nur bekommen, wenn sich auf experimentellem Weg im Tierreich die Erbkonstitution der Geschlechter feststellen und künstliche Veränderungen jener erzielen lassen. Erst dann lassen sich begründete Analogieschlüsse ziehen, deren Richtigkeit am Übereinstimmen der biologischen Konsequenzen zu prüfen ist. Dieser Zeitpunkt scheint uns jetzt gekommen zu sein. Und so seien im folgenden erst die neuen Tatsachen referiert und dann die Schlüsse daraus gezogen.

II.

Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß heute jede Betrachtung von Geschlechtsproblemen von zwei fundamentalen Tatsachenkomplexen auszugehen hat, den Tatsachen der Mendelschen Vererbung und den Beobachtungen über die Geschlechtschromosomen. Ihre Quintessenz ist, daß stets das eine Geschlecht in bezug auf die Geschlechtsfaktoren ein Bastard ist, das andere nicht, so daß die Fortpflanzung in bezug auf die Geschlechtsfaktoren eine Rückkreuzung darstellt, bei der immer wieder die beiden Elterncharaktere in gleicher Zahl produziert werden. In bezug auf die Geschlechtschromosomen, die die Träger jener Faktoren sind, bedeutet es, daß das Bastardgeschlecht nur eines von ihnen besitzt, das andere Geschlecht dann zwei; letzteres bildet somit bei der Reifeteilung Geschlechtszellen gleicher Art, jenes aber solche zweierlei Art, nämlich solche mit und solche ohne Geschlechtschromosom. Letztere liefern natürlich bei der Befruchtung wieder das Bastardgeschlecht, erstere das andere, oder, wie man sich ausdrückt, das heterozygote und das homozygote Geschlecht.[1]) Es ist ferner nötig zu wissen, daß bei vielen Insekten und den Säugetieren inklusive Mensch das männliche Geschlecht das heterozygote ist, bei Schmetterlingen und Vögeln aber das weibliche.

Die nächste Konsequenz daraus schien zu sein, daß das homozygote Geschlecht nur die Charaktere des eigenen, das heterozygote aber die

1) Genaueres und Literatur siehe in der zusammenfassenden Darstellung von Correns-Goldschmidt, Vererbung und Bestimmung des Geschlechts, Berlin 1913, ferner in den Lehrbüchern der Vererbungswissenschaft von Baur, Goldschmidt, Haecker, Plate.

beider Geschlechter enthält. Die neusten Versuche beweisen aber, daß dies nicht richtig ist, vielmehr jedes Geschlecht die gesamten Eigenschaften des andern mit enthält und daß ein besonderes quantitatives System bestimmt, welche latent und welche patent werden. Meine Versuche sind an Schmetterlingen ausgeführt, bei denen das weibliche Geschlecht das heterozygote ist, und die unsere Frage hier betreffenden Resultate sind die folgenden[1]):

Männliche wie weibliche Individuen enthalten die Erbfaktoren für beide Geschlechter. Wenn F der Weiblichkeitsfaktor, M der Männlichkeitsfaktor ist, so wären die Formeln der Geschlechter $FFMm = ♀$ $FFMM = ♂$. Das bedeutet, daß beide Geschlechter die Weiblichkeitsfaktoren in gleichem Zustand besitzen, der Männlichkeitsfaktor M aber beim Weibchen heterozygot ist (in der üblichen Schreibweise bedeutet ja m das Fehlen von M), beim Männchen jedoch homozygot. Oder, was das gleiche ist, daß das Weibchen ein den Faktor M enthaltendes Geschlechtschromosom, das Männchen deren zwei besitzt. Die Vererbung von M erfolgt dann in der bekannten Weise des Mendelschen Rückkreuzungsschemas. Über die Art der Vererbung von FF sind aber die Akten noch nicht völlig geschlossen. Für unsere Betrachtung hier ist das aber gleichgültig; es genügt zu wissen, daß alle Eier wenigstens F enthalten. Da nun beim normalen ♀ wie ♂ nur die Charaktere seines Geschlechts erscheinen, so muß zwischen den weiblichen und männlichen Faktoren ein derartiges Verhältnis bestehen, daß die zwei Faktoren M des Männchens die weibliche Gruppe übertreffen, dagegen das eine M des Weibchens von jener Gruppe unterdrückt wird. Man kann dies sinnfällig verständlich machen, wenn man jenen Faktoren eine bestimmte quantitative Wirkungskraft, in gedachten Einheiten gemessen, zuschreibt. Man könnte dann etwa sagen, daß der weiblichen Gruppe FF die Kraft oder Potenz 100 zukomme und jedem Faktor M die Potenz 60. Dann stände in der weiblichen Formel 100 Einheiten für FF gegen 60 von Mm und ein ♀ resultiert; in der männlichen dagegen stände der Wert 100 für FF gegen 120 für MM und ein ♂ erscheint.

Die Experimente nun, die diese Schlußfolgerung ergeben und im einzelnen ihre Richtigkeit nachweisen, waren dadurch ermöglicht, daß es gelang, Rassen eines Schmetterlings, des Schwammspinners, zu finden, die sich in der Hauptsache nur dadurch unterscheiden, daß ihre Geschlechtsfaktoren verschiedene Potenzwerte besitzen. Wir hatten im Beispiel angenommen, daß der weibliche Komplex den Wert 100 und

1) Goldschmidt, R., Erblichkeitsstudien an Schmetterlingen I. Ztschr. ind. Abstammungslehre. 7. 1912. Goldschmidt, R. und Pappelbaum, H., dgl. II. Ebd. 11, 1914. Goldschmidt, R., Vorl. Mitt. über weitere Untersuchungen usw. Biol. Zentralbl. 36, 1916 (siehe auch Proc. Nat. Ac. Sc. 2, 1916 und Science V. 43, 1915).

der Faktor M den Wert 60 habe. Hätten wir nun eine Rasse, bei der die Werte das Doppelte betrügen, nämlich 200 bzw. 120, so würde natürlich sachlich nichts geändert, da $100:60 = 200:120$. Wenn wir aber nun die beiden Rassen bastardieren, so muß es uns möglich sein (wegen der Einzelheiten siehe die Originale), Kombinationen zu erzielen, bei denen etwa in der weiblichen Konstitution der Faktor M überwiegt oder in der männlichen die Faktoren F. Wir könnten also etwa Individuen erhalten von der weiblichen Formel (wobei die Potenzen in Klammer zugesetzt sind): $FF(100)\ M(120)m$, und hier wäre ja nun der Faktor M um 20 Einheiten stärker als der weibliche Komplex; oder wir könnten Individuen züchten von der männlichen Formel

$$FF(200)\ M(120)\ M(60) \text{ oder } FF(200)\ M(60)\ M(60),$$

bei denen also die weiblichen Faktoren einmal um 20, das andere Mal um 80 Einheiten stärker sind. Was bedeutet das nun?

Da sind zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder ist der Faktorenkomplex, dessen Kraft überwiegt, für das entstehende Geschlecht entscheidend. Dann würde eine Einheit mehr zugunsten von M ein Männchen erzeugen, gleichgültig, ob die Formel (also der Chromosomenbestand) eine männliche oder weibliche ist; und ebenso natürlich umgekehrt bei Überwiegen des weiblichen Komplexes. Die zweite Möglichkeit ist aber die, daß Männlichkeit und Weiblichkeit nicht Alternativen sind, sondern die extremen Endglieder einer natürlichen Reihe. Die Folge davon wäre, daß das eine oder andere Geschlecht entstände, wenn die Potenzwerte zugunsten einer Faktorengruppe ein gewisses Minimum überschritten. Also es würde etwa ein Weibchen entstehen, wenn FF um mindestens 20 Einheiten über Mm oder MM überwiege, und ein Männchen, wenn Mm oder MM wenigstens um 20 Einheiten FF überträfe. Was aber wären die Zwischenfälle, die Überlegenheit eines Komplexes über den andern um 18, 12, 6, 1 Einheit? Das müßten dann sexuelle Zwischenstufen sein, die kontinuierlich alle Übergänge von einem Weibchen zu einem Männchen und vice versa darstellten. Und die letztere Möglichkeit erwies sich nun im Experiment als die richtige.

Es ist mir nunmehr gelungen, in Japan eine ganze Anzahl von Rassen des Schwammspinners zu analysieren, die sich nach den Ergebnissen der Kreuzung mit verschiedenen europäischen Rassen wie untereinander durch die verschiedene absolute wie relative Potenz ihrer Geschlechtsfaktoren unterscheiden. Und durch die richtige Kreuzungskombination der mir bekannten Rassen kann ich nunmehr nach Belieben jede geschlechtliche Zwischenform erzeugen, die in lückenloser Reihe von einem Weibchen zu einem Männchen und umgekehrt führen. Und weiter kann ich natürlich auch das Extrem erreichen, daß alle Tiere, die konstitutionell Weibchen sein sollten, zu richtigen Männchen wer-

den. Das umgekehrte Extrem, Verwandlung aller Männchen in Weibchen, ist bisher noch nicht verwirklicht, da eine Rasse von der dazu benötigten niederen Potenz von *M* noch nicht gefunden wurde.

Diese „intersexuellen" Tiere sind nun recht merkwürdig. Ihre Intersexualität erstreckt sich auf alle Organe, in denen Geschlechtsunterschiede bestehen: so kann ich lückenlose Reihen von Übergängen zeigen in bezug auf Antennen, Flügel, Leib, Behaarung, Begattungsorgane, Instinkte, Geschlechtsdrüsen. Dabei sind aber die einzelnen Organe nicht streng korreliert; so zeigt sich z. B. schwache Intersexualität bei weiblicher Konstitution zuerst an den Antennen, während alle anderen Organe noch rein weiblich sind. Auf der nächsten Stufe setzen dann die Flügel und Begattungsapparate ein, dann Form des Hinterleibs und Instinkte, während der Eierstock zurückgebildet wird, und erst wenn äußerlich schon fast Männchenähnlichkeit erreicht ist, fängt das Ovar an, sich durch alle Übergangsstufen hindurch in einen Hoden zu verwandeln. Schließlich ist ein Männchen erreicht, das sich nicht mehr von einem konstitutionellen Männchen unterscheiden läßt. Es sei noch bemerkt, daß die Reihenfolge der Organe bei einem Männchen auf dem Weg zur Weiblichkeit eine andere ist.

Für die Zwecke dieses Aufsatzes sind natürlich die Sexualinstinkte von besonderem Interesse. Ein schwach intersexuelles Individuum übt keine Anziehungskraft mehr auf das andere Geschlecht aus, benimmt sich aber sonst noch wie sein eigenes Geschlecht. Ein schwach intersexuelles Weibchen z. B. ist ebenso unbeweglich wie ein normales Weibchen, das bei Berührung keinerlei Fluchtversuch macht, nicht einmal die Flügel bewegt, während das Männchen aufgeregt herumflattert. Auf einer etwas höheren Stufe der Intersexualität würde es aber mit den Flügeln schlagen und ein Stück rennen; auf der nächsten einen flatternden Sprung machen, auf der folgenden etwas flattern und wie ein kopulationslustiges Männchen mit zitternden Flügeln um ein Weibchen herumlaufen; dann auch versuchen, mit Weibchen zu kopulieren; dann sich ganz wie ein Männchen benehmen und seine unrichtige Männlichkeit nur manchmal durch Versuche, ein Weibchen am falschen Platz zu begatten, zeigen. Und schließlich läßt sich kein Unterschied mehr zwischen dem echten Männchen und dem ganz umgewandelten Weibchen finden. So haben wir also alle Übergänge im Sexualinstinkt, wobei zu bemerken ist, daß nur bei den sich schon fast völlig männlich benehmenden extremen Stufen auch die Geschlechtsdrüse nicht mehr rein weiblich ist, sondern alle Übergänge von einem Ovar durch eine Zwitterdrüse zu einem Hoden zeigt. Für die männlichen Intersexuellen, soweit sie bisher gezüchtet wurden, gilt eine entsprechende umgekehrte Stufenleiter.

III.

Es ist nun wohl sehr naheliegend, aus diesen kurz referierten Versuchen Schlüsse auf die konträre Sexualität (inkl. Pseudohermaphroditismus) beim Menschen zu ziehen. Unsere Behauptung ist die, daß wir es auch hier mit Stufen biologischer Intersexualität, analog denen im Schmetterlingsexperiment, zu tun haben und daß die Ursache die gleiche ist, eine Faktorenkombination, die in bezug auf die Potenz der beiden Erbkomplexe anormal ist. Prüfen wir daher die Richtigkeit des Schlusses an den Tatsachen.

1. Da ist zunächst die Vorfrage zu beantworten, ob wir überhaupt ein Recht haben, aus den Verhältnissen bei Schmetterlingen auf den Menschen zu schließen. Es gibt wohl keinen mit den Ergebnissen der modernen Vererbungswissenschaft Vertrauten, der daran zweifelte. Alle prinzipiellen Erscheinungen der Vererbungslehre, und dazu gehören auch die Geschlechtsprobleme, verlaufen im gesamten Tier- wie Pflanzenreich identisch. Die an Erbsenpflanzen entdeckten Mendelschen Gesetze gelten ebenso für die Erbeigenschaften des Menschen; die an Schmetterlingen zuerst beobachtete Erscheinung der geschlechtsbegrenzten Vererbung hat ihr genaues Gegenstück beim Menschen; die bei Wanzen entdeckten Geschlechtschromosomen haben die gleiche Bedeutung für die Erzeugung der Geschlechter beim Menschen. Das einzige, was bei der Übertragung der Erfahrungen von einem auf das andere im Auge behalten werden muß, ist, daß bei den Schmetterlingen das weibliche, beim Menschen das männliche Geschlecht das heterozygote ist. Und noch ein Weiteres: daß beim Menschen wie überhaupt den Säugetieren, bei Betrachtung von Geschlechtsproblemen die innere Sekretion der Sexualdrüse nicht vergessen werden darf. Davon wird später noch die Rede sein.

2. Die Grundfrage, deren Verneinung natürlich alle diese Erörterungen überflüssig machen würde, ist, ob die konträre Sexualität wirklich angeboren, genetisch ist. Darüber ein Urteil zu fällen, kommt natürlich dem Biologen nicht zu. Aus der Fachliteratur geht aber hervor, daß die herrschende Annahme die ist, daß dem so ist, und es scheint uns, daß die biologischen Indizien dafür auch gegeben sind.

3. Das Wichtigste davon ist zweifellos die Erblichkeitsfrage. Sie ist ohne Zweifel nicht ganz leicht zu entscheiden. An und für sich sind ja schon die Schwierigkeiten, die das menschliche Material Vererbungsstudien bietet, sehr große. In dem Fall sind sie aber gesteigerte, da aus naheliegenden Gründen die Mehrzahl der Fälle konträrer Sexualität verborgen bleibt und sicher meist das abnorme Individuum es gar nicht weiß, wenn in seiner Verwandtschaft das gleiche vorkommt. Die Angabe, daß in 35% der Fälle Erblichkeit der Erscheinung nachgewiesen werden kann (Moll), kann daher als ein sehr guter Beweis der

Erblichkeit betrachtet werden. Natürlich ist in diesem Punkt die Möglichkeit nicht außer acht zu lassen, daß die sichtbare Vererbung nichts ist als die Vererbung einer psychopathischen Konstitution, auf Grund deren erst die sexuelle Abnormität erworben wurde. A priori beweist natürlich der Nachweis einer primären psychopathischen Beschaffenheit in solchen Fällen nichts; denn beide können gleichzeitig und unabhängig voneinander vererbt werden. Man dürfte ja auch nicht schließen, daß bei einem farbenblinden Bluter eines auf Grund des andern erworben sei. Widerlegt aber wird diese ganze Möglichkeit durch den Nachweis (nach Moll), daß etwa 50% Homosexuelle aus gesunden Familien stammen. Es wäre nun natürlich sehr wichtig, wenn man genaue Familienstammbäume zur Verfügung hätte und den beobachteten Vererbungsmodus mit den Erwartungen vergleichen könnte, die sich aus unsern Experimenten ableiten lassen. Das scheint bisher aber nicht möglich zu sein, wenigstens fand ich in der mir zugängigen Literatur nichts Brauchbares.

4. Ein sehr wichtiger Punkt ist es, wie wohl die abnorme Faktorenkombination beim Menschen zustande kommen kann. Bei den Schmetterlingen war es die Kreuzung verschiedener geographischer Rassen, die es zur Folge hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch für Amphibien und Tauben ähnliches zutrifft. Wie ist dies nun beim Menschen? Vom Standpunkt der Vererbungslehre ist unsere menschliche Kopulation das verwickeltste Bastardgemisch, das man sich überhaupt ausdenken kann. Eine unendliche Zahl von verschiedenen Erbeigenschaften die teils von den vielen „Rassen", aus denen sich unsere Bevölkerung zusammengekreuzt hat, herstammen und unverändert zu immer neuen Kombinationen weiter vererbt werden, teils auf gelegentliche Mutationen zurückzuführen sind, werden immer wieder durcheinander gewürfelt. Zu diesen Einzelfaktoren gehören natürlich auch die Geschlechtsfaktoren; und es ist kein Grund vorhanden zu bezweifeln, daß deren Potenzen ebenso wie bei jenen Schmetterlingsrassen verschiedenen erblichen Schwankungen unterworfen sein können. Und dann ist natürlich auch die Möglichkeit gegeben, daß im Würfelspiel der Heiratsauswahl zwei Werte zusammenkommen, die so extrem sind, daß sie die abnorme Kombination ergeben, die intersexuelle Individuen bedeutet. Dazu ist ferner zu bemerken, daß in meinen Versuchen auch ein Beispiel der Potenzveränderung durch Mutation vorliegt, so daß nicht notwendigerweise die Rassenmischung allein in Betracht zu ziehen ist, an eine innerhalb der Familie vererbte Mutation vielmehr auch gedacht werden kann. Und es ist auch an die Tatsache zu erinnern, daß gelegentlich intersexuelle Schwammspinnerindividuen auch in der Natur gefunden werden.

Es wäre natürlich sehr interessant, hier ethnographisches Material

heranzuziehen. Irgendeine zuverlässige Mitteilung, daß Intersexualismus im Gefolge von Rassenkreuzungen auftritt, ist mir nicht bekannt geworden. Auch sonst ist das ethnographische Material, wie es von Karsch[1]) zusammengestellt wurde, mit großer Vorsicht zu behandeln, da es schwer ist, hier konträr-sexuelle Anlagen von Übungen religiösmystischer Natur zu unterscheiden. Es erscheint immerhin bemerkenswert, wie weit die Erscheinung bei Naturvölkern verbreitet ist, besonders bei den nordamerikanischen Indianern. Es liegt nahe, hier an die Wirkungen der Inzucht zu denken, zumal ich bei meinen Schmetterlingen auch Beziehungen zwischen Intersexualität und Inzucht nachweisen konnte, die aber noch nicht völlig aufgeklärt sind. Eine Mutation in bezug auf die Potenz der Geschlechtsfaktoren — ob ihre Entstehung nun mit Inzucht zusammenhängt oder nicht — wird bei strenger Inzucht natürlich zu einer beträchtlichen Zunahme der Intersexualität führen. In diesem Zusammenhang erscheint mir die Angabe von Hirschfeld[2]) bemerkenswert, daß kurländische Deutsche und Oberbayern im Gebirge einen besonders hohen Prozentsatz von Konträrsexuellen stellen. Auf diesem Gebiet könnte wohl noch manche nützliche Arbeit getan werden.

5. Ein wesentlicher Punkt ist der der kontinuierlichen Variabilität der Erscheinung. In meinen Versuchen konnte jeder kleine Schritt zwischen den Geschlechtern in kontinuierlicher Reihe erzeugt werden. Und auch innerhalb einer einzelnen Zucht zeigt sich eine gewisse Variation um ein Mittel herum. Mit dieser Variation ist, wie wir eben sehen, eine gewisse Korrelation der einzelnen Geschlechtscharaktere verbunden, derart, daß manche zuerst von der Intersexualität affiziert werden, andere erst auf höherer Stufe, weiterhin aber die Steigerung parallel verläuft. Es wäre danach für den Fall des Menschen zu fordern, daß verschiedene Stufen der konträren Sexualität zu unterscheiden sind, deren niederste kontinuierlich ins Normale übergehen, während bei den höheren immer mehr Sexualcharaktere ergriffen werden müssen. Das ist nun tatsächlich der Fall. Beim Menschen ist, wenigstens beim Mann, die erste Eigenschaft, die die Intersexualität erkennen läßt, das Seelenleben. Das ist ja auch nicht weiter merkwürdig, da die Gehirntätigkeit zweifellos die sensibelste Eigenschaft beim Menschen ist, von der wir eine schnellere Reaktion erwarten können als von irgendeinem anderen somatischen Charakter. (Wir sagten absichtlich „beim Mann", da es nicht ausgeschlossen ist, daß beim homozygoten weiblichen Geschlecht die Reihenfolge eine andere ist, ähnlich wie bei meinen

---

1) Karsch, F., Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Jahrb. sex. Zwischenstufen. 3. 1901.

2) Hirschfeld, M., Ursachen und Wesen des Uranismus. Jahrb. sex. Zwischenstufen. 5. 1903.

Schmetterlingen. Das vorliegende Material gibt darüber keine genaue Auskunft, aber es scheint mir fast, daß bei den homosexuellen Frauen somatische und psychische Veränderungen schon auf niederen Stufen Hand in Hand gehen. Genaue Korrelationstabellen wären auch hier sehr wünschenswert.) Es scheinen nun tatsächlich alle Forscher darin übereinzustimmen, daß auf der niedersten Stufe der Homosexualität ein kontinuierlicher Übergang ins Normale existiert und psychisch beiderlei Neigungen vereinigt sein können. Jenseits dieser Stufe unterscheidet nun Krafft-Ebing drei weitere Grade ansteigender Intersexualität und führt sehr beweisendes Material dafür an. Andere Forscher schließen sich dem nicht an, erkennen aber trotzdem graduelle Verschiedenheiten der Erscheinung an. Und es scheint allgemein angenommen zu sein, daß in den extremsten Fällen somatische Veränderungen in der Richtung auf das andere Geschlecht hin beginnen, und zwar in bezug auf Behaarung, Brustdrüse, Kehlkopf- und Beckenbau, schließlich auch Bildung der äußeren Genitalien.

6. Wenn die konträre Sexualität eine niedere Stufe der Intersexualität darstellt und eine Variationsreihe zeigt, so erfordert die Analogie mit den Schmetterlingsversuchen weiterhin, daß kontinuierliche Stufen von hier zu den höheren Graden von Intersexualität führen. Diese sind ja nun tatsächlich in all den Graden des Pseudohermaphroditismus und Hermaphroditismus des Menschen gegeben, und die besten Kenner dieser Erscheinungen haben denn auch bereits die Ansicht aufgestellt, daß eine kontinuierliche Reihe von Homosexualität zu Hermaphroditismus führt. Halban[1]) benutzt direkt für die Homosexualität die Bezeichnung Pseudohermaphroditismus, Neugebauer[2]) schließt sich ihm an, und auch Pick[3]) weist auf die kontinuierliche Seriierung als besonders bedeutungsvoll hin. Es ist in der Tat sehr lehrreich, das ungeheure, von Neugebauer zusammengetragene Material von diesem Gesichtspunkt aus durchzusehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß da alle Stufen von Gynäkomastie und Hypospadie über intermediäre Grade bis zu fast normalen, sekundären Geschlechtscharakteren des andern Geschlechts vorliegen und ferner echte Zwitterdrüsen als Extrem (siehe Pick[3]) und Gudernatsch[4])). Es geht ferner auch daraus hervor, daß es sowohl genetisch weibliche wie männliche Individuen sind, die sich in der Richtung auf das andere Geschlecht hin verändert haben. Eine genaue anatomische Bearbeitung des vorliegenden Mate-

---

1) Halban, J. Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. Arch. Gynäkol. 70. 1903.

2) Neugebauer, F. L., von. Hermaphroditismus beim Menschen. Leipzig 1908.

3) Pick, L. Über den wahren Hermaphroditismus des Menschen usw. Arch. mikr. Anat. 84. 1914.

4) Gudernatsch, J. F. Hermaphroditismus verus in man. Amer. Journ. Anat. 2. 1911.

rials unter dem Gesichtspunkt der Korrelation wäre sicher sehr wünschenswert. Nur dann wäre eine zuverlässige Einordnung der einzelnen Typen möglich, wobei dann auch der Variationen und Abnormitäten, die wir bei Schmetterlingen beschrieben, zu gedenken wäre. Besonders wichtig wären dabei die psychischen Charaktere. Wenn unsere Gesamtanschauung richtig ist, so müßten diese schon von Anfang an in ziemlich weitgehendem Maße denen des entgegengesetzten Geschlechts angehören; also ein schwacher, männlicher Pseudohermaphrodit weiblich empfinden. Dieser Punkt ist aber ein sehr schwieriger. Denn wenn nicht eine ausgesprochene Sexualempfindung vorliegt, mag die Erziehung von entscheidendem Einfluß sein. Allerdings finden sich viele Fälle berichtet, wo die Sexualität bei „erreur de sexe" sich der richtigen Genitaldrüse entsprechend zeigte. Aber noch aus einem andern Grunde ist in diesem Punkt Vorsicht geboten. Wenn ein Pseudohermaphrodit Hoden besitzt und nicht ganz männliche Genitalien, so muß er nicht ein männlicher Intersexueller sein, sondern kann ein fast völlig umgewandeltes weibliches Individuum sein. Wenn seine Instinkte rein männlich sind, so würde ich sogar den letzteren Schluß ziehen (siehe bei meinen Schmetterlingen die sogenannten Weibchenmännchen). Nur eine genaue Korrelationsanalyse könnte uns hier die Grundlagen für eine sichere Bestimmung liefern, wie ich sie bei den Schmetterlingen auf Grund der Kenntnis dieser Beziehungen bereits besitze.

Schließlich liefert der Pseudohermaphroditismus auch wertvolles Material in bezug auf die postulierte Erblichkeit. Neugebauer zählt allein 39 Fälle nachgewiesener Vererbung auf, wobei allerdings 18 sich auf Hypospadie beziehen, für die es nicht sicher erscheint, ob sie überhaupt zur Intersexualität gehört oder nicht eine erbliche Abnormität darstellt. Dabei sind sowohl Fälle dominanter als auch solche geschlechtsbegrenzter Vererbung. Hier wäre eine zuverlässige Stammbaumforschung, die eine richtige Erbanalyse gestattet, sehr vonnöten.

Aus alledem folgt also, daß das Material über menschlichen Hermaphroditismus eine wichtige Stütze unserer gesamten Beweisführung bildet.

7. In den Schmetterlingsexperimenten zeigte es sich, daß es viel leichter ist, im heterozygoten (hier dem weiblichen) Geschlecht alle Stufen der Intersexualität zu erzielen, als im homozygoten Geschlecht. Tatsächlich fehlen mir ja noch vorderhand die Endstufen in der Umwandlung des homozygoten Männchens zum Weibchen. Die Erklärung ist sehr einfach. Im homozygoten Geschlecht sind stets zwei Faktoren M vorhanden, von denen der eine vom Vater, der andere von der Mutter stammt. Der Wert MM wird also von beiden beeinflußt, ist somit ein mittlerer, wenn M beim Vater hoch und der Mutter niedrig, oder umgekehrt, ist. Der Wert FF aber erwies sich als nur von der

Mutter beeinflußt. Beim Menschen, wo das männliche das heterozygote Geschlecht ist, ist daher zu erwarten, daß die extremen Fälle der Intersexualität häufiger von einem genetisch männlichen Individuum ausgehen. Dies geht nun tatsächlich auch aus dem vorliegenden Material hervor und wird von Neugebauer besonders hervorgehoben. So schreibt er: „In dem Fall von Curling wurden irrtümlich zwei Schwestern als Knaben erzogen, was zu den großen Seltenheiten gehört, da weibliches Scheinzwittertum verhältnismäßig eben so selten vorkommt, als männliches Scheinzwittertum häufig ist.“ Dazu muß nun allerdings bemerkt werden, daß zweifellos oft extreme Fälle der einen Art mit leichten der andern Art verwechselt wurden, was bei genauer Kenntnis der Verhältnisse, die erst eine wirklich zuverlässige Zuweisung ermögliche, wohl verschiebend auf diese Statistik einwirken würde.

IV.

Wenn wir uns zu dem Schlusse berechtigt glauben, daß jene Erfahrungen an Schmetterlingen tatsächlich die richtige biologische Erklärung für die Erscheinung der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen liefern, so fragt es sich, ob sich aus einer solchen Erkenntnis irgendwelche praktischen Folgerungen ableiten lassen. Wenn man dies versuchen will, so muß man sich vor allem eines wichtigen Unterschieds zwischen Insekt und Säugetier bewußt werden. Bekanntlich haben die Experimente von Oudemans, Meisenheimer usw. gezeigt, daß bei dem Schwammspinner (dem gleichen Objekt, wie das zu unsern Versuchen benutzte) die Ausbildung der sekundären Geschlechtscharaktere gänzlich unabhängig ist von der Anwesenheit der Geschlechtsdrüse und auch nicht beeinflußt wird durch die Anwesenheit der Drüse des anderen Geschlechts. Die bei der Befruchtung gegebene Konstitution des Eies bedingt also alles Weitere. Bei den Säugetieren (und Vögeln) ist das aber anders. Hier ist zur völligen Ausbildung der sekundären Geschlechtscharaktere die innere Sekretion durch das interstitielle Gewebe der Geschlechtsdrüse (Steinachs Pubertätsdrüse) notwendig. Bekannt sind die Einflüsse der Kastration auf die äußeren Geschlechtsmerkmale.[1]) Die wichtigsten Versuche sind aber die von Steinach[2]), dem es gelang, weibliche Meerschweinchen und Ratten durch Transplantation von Hoden (nach Kastration) zu maskulinisieren und ebenso männliche zu femininisieren. Erstere benehmen sich dabei auch psychisch wie Männchen, letztere bildeten sogar (bei den Meerschweinchen) Mammas und vermochten zu

1) Zusammenfassung und Literatur siehe in Biedl, A. Innere Sekretion. 3. Aufl. 1915. Kammerer, P. Ursprung der Geschlechtsunterschiede. Abderhaldens Fortschritte. V. 5. 1912. Przibram, H. Experimentalzoologie. V. 5. 1914.

2) Steinach, E. Willkürliche Umwandlung usw. Pflügers Arch. 144. 1912. Ders. Feminierung der Männchen usw. Zentralbl. Phys. 27. 1913.

säugen. Dabei konnte als das wirksame innersekretorische Organ das interstitielle Gewebe der Geschlechtsdrüsen nachgewiesen werden.

Wie passen nun diese Tatsachen zu den Erfahrungen an Schmetterlingen? Ein Vergleich kann das ohne weiteres ersichtlich machen. Im befruchteten Ei des Menschen sind alle Erbfaktoren vorhanden, ein richtiges menschliches Wesen entstehen zu lassen. Man nehme aber dem heranwachsenden Geschöpf die Schilddrüse, und es entsteht ein Kretin. Die Erbfaktoren sind also hier die Determinationsursachen und die innere Sekretion der Schilddrüse die Vollendungsursachen. So dürfte es nun auch bei den Geschlechtscharakteren der Säugetiere sein. Die Erbkonstitution ist ein eben solches quantitatives System wie bei den Schmetterlingen mit Überwiegen der Faktorengruppe eines Geschlechts. Aber diese Determinationsursachen genügen nicht zur Entwicklung der Geschlechtscharaktere: dazu ist als Vollendungsursache die innere Sekretion der Keimdrüsen nötig, die die Geschlechtsfaktoren ihres eigenen Geschlechts aktiviert. Kastration bewirkt daher das Verharren der Charaktere auf einem unausgebildeten, jugendlichen Zustand (bisweilen mit Umwandlung des Habitus in den des andern Geschlechts, so bei hahnenfedrigen Vögeln) und Transplantation der heterologen Geschlechtsdrüse den völligen Umschlag der Geschlechtscharaktere, da nunmehr der entgegengesetzte Faktorensatz aktiviert wird. (Es ließe sich unschwer eine chemische Vorstellung dieser Wirkung der Hormone ausdenken, falls die Erbfaktoren den Charakter der Autokatalysatoren haben[1]); die Hormone wären dann Reaktionsbeschleuniger, Aktivatoren, Kinasen für die Faktoren, auf die sie eingestellt sind, Reaktionshemmer oder Paralysatoren für die entgegengesetzten.)[2])

Welche Konsequenzen ergeben sich nun hieraus für den menschlichen Intersexualismus? Es muß gleich betont werden, daß es zunächst nur Vermutungen sein können, denn es ist bisher noch nicht möglich gewesen, bei Säugetieren genetische Intersexe zu erzeugen. Da sind nun zwei Möglichkeiten im Auge zu behalten. Einmal könnte die abnorme Faktorenkonstitution ohne Einfluß auf die Ausbildung und Ausscheidung der interstitiellen Drüse sein, die somit normal funktionierte. Dann würde die Tatsache des Intersexualismus im Individuum besagen, daß auch die normale Leistung der inneren Sekretion nicht genügt, um (im Fall des männlichen Intersexuellen) die Wirkung des zu schwachen Komplexes MM genügend zur Geltung zu bringen oder auch die des zu starken F abzuschwächen. Die zweite Möglichkeit wäre, daß die interstitielle Drüse zu dem Erbkomplex der sekundären Geschlechtscharaktere gehörte und im intersexuellen Individuum daher auch nicht

1) Siehe Goldschmidt, R. Genetic factors and enzyme reaction. Science. 43. 1916.

2) In der Hauptsache befinde ich mich übrigens mit diesen Anschauungen, ebenso wie schon in einigen anderen Punkten, in Übereinstimmung mit Halban (a. a. O.).

vollkräftig arbeitete. Der sachliche Effekt wäre dann der gleiche wie bei der ersten Möglichkeit. Welche praktische Folgerung ließe sich aber daraus ziehen? Im ersteren Fall wäre es denkbar, daß durch eine Steigerung der Sekretion über das Normale hinaus die Männlichkeitsfaktoren genügend aktiviert werden könnten, um ihr normales Überwiegen zu erlangen; im zweiten Fall aber müßten sie auf ihre normale Leistungsfähigkeit gebracht werden. Und daraus folgt, daß es sehr wohl denkbar ist, daß Intersexualismus durch Behandlung mit Gonadenextrakten oder besser noch durch Transplantation normaler Gonaden „geheilt" werden kann. Leider ist es zunächst nicht möglich, das entscheidende Tierexperiment auszuführen, solange es nicht gelungen ist, genetische Säugetierintersexe zu erzeugen. Aber vielleicht könnten auch ohne jede Gefahr solche Behandlungsmethoden beim Menschen versucht werden, etwa an jugendlichen Pseudohermaphroditen oder stark Homosexuellen.[1])

Schließlich sei noch auf eine juristische Konsequenz unserer Erkenntnis hingewiesen. Es ist bekannt, wie die Kenner der hier behandelten Erscheinungen für die rechtliche Anerkennung des Vorhandenseins sexueller Zwischenstufen eintreten. Aus dem Vorstehenden folgt, daß zwei logische Folgerungen aus den biologischen Tatsachen gezogen werden müssen: 1. Es gibt ein genetisches Geschlecht, das aber mit dem der Keimdrüsen nicht übereinstimmen muß. Es ist ausschließlich in den Chromosomenverhältnissen bei der Befruchtung gegeben. 2. Es gibt eine aktuelle physische und psychische Intersexualität aller Grade. Das genetisch einem bestimmten Geschlecht angehören sollende Individuum ist re vera ein Intersexum. Und daraus folgt, daß — da Gesetze sich nicht auf den Chromosomenbestand, sondern auf die de facto Situation beziehen müssen — einem intersexuellen Individuum kein Gerichtshof der Welt ein Geschlecht zuweisen kann, wie dies bei „erreur de sexe" tatsächlich geschieht; denn es gehört in seiner realen Existenz keinem der beiden Geschlechter an. Woraus folgt, daß, wenigstens für die hochgradigen Intersexe (vulgo Hermaphroditen) besondere Rechtsnormen nötig sind, wie dies auch im alten preußischen Landrecht der Fall war, deren Grundlage nur eines sein kann: die Wohlfahrt des betreffenden Individuums, soweit sie nicht mit der Wohlfahrt der Gesellschaft interferiert.

1) Übrigens finde ich bei Neugebauer (S. 112) die Mitteilung, daß de Beurmann und Roubinovitsch für den von ihnen untersuchten Hermaphroditen den Vorschlag machten, ihn mit Spermin zu behandeln, weil sie glaubten, Mangel an Sperma sei für die Erscheinung verantwortlich. Das ist natürlich eine phantastische Annahme, aber immerhin doch ein therapeutischer Versuch.

Die soziale Versicherung im Lichte der Rassenhygiene.

Von

Agnes Bluhm in Berlin-Lichterfelde.

Nachdem bereits im Jahre 1902 A. Ploetz[1]) das prinzipielle Verhältnis von Sozialpolitik und Rassenhygiene untersucht, die einzelnen sozialpolitischen Maßnahmen in ihrer Wirkung auf die Rasse kurz gekennzeichnet und damit gleichzeitig eine ausgezeichnete Einführung in rassenhygienische Gedankengänge gegeben hat, wurde 1907 von W. Schallmayer[2]) in einer nicht minder lehrreichen Arbeit die Frage geprüft: „Was ist von unserem sozialen Versicherungswesen für die Erbqualitäten der Bevölkerung zu erwarten?" Er kommt dabei zu dem Resultat, daß das Versicherungswesen ungünstig auf das organische Erbgut der Nation einwirken muß. Sein Gedankengang ist folgender:

Die Versicherungshilfe verlängert nicht nur das Leben der Empfänger, sondern sie schützt auch deren Familien vor dem größten wirtschaftlichen Elend. Dieses Elend ist eine Hauptursache der Kindersterblichkeit. Wird es durch Kranken-, Unfallgeld usw. gemildert, so vermindert sich infolgedessen im Vergleich zu früher die Kindersterblichkeit in den betreffenden Familien, und es wächst dementsprechend der Anteil der unterstützten Versicherten an der Gesamtfruchtbarkeit. Da nun (nach Schallmayers und z. T. auch nach Ploetz' Meinung) die Versicherungshilfe von der bezüglich ihrer gesundheitlichen Anlagen unter dem Durchschnitt stehenden Hälfte der Versicherten in größerem Umfang in Anspruch genommen wird als von der überdurchschnittlichen, so verhilft die Versicherung den Minderwertigen zu einer gegen früher erhöhten Fruchtbarkeitsquote. Durch die Erhöhung des Anteils der erblich Minderwertigen an der Gesamtfortpflanzung muß aber der Durchschnitt des körperlichen Erbgutes der Bevölkerung sinken.

Gegen diese Logik ist sicherlich nichts einzuwenden, und auch die Voraussetzung einer stärkeren Inanspruchnahme der Versicherung durch die weniger tüchtigen Elemente erscheint auf den ersten Blick durchaus einleuchtend und wäre sogar unanfechtbar, wenn die Gesundheitsbedrohung der Tüchtigeren und Untüchtigeren die gleiche wäre. Dies

1) Sozialpolitik und Rassenhygiene in ihrem prinzipiellen Verhältnis. Arch. für soziale Gesetzgebung und Statistik. 17. Band. Berlin 1902.

2) Zeitschr. f. soziale Medizin. 3. Band. Leipzig 1907.

ist nun aber nicht der Fall; denn bei der Berufswahl findet eine sehr erhebliche Auslese statt. Ein Schmied, Steinhauer oder Maurer ist ein ganz anderer körperlicher Typus als ein Schneider, Schuhmacher oder Tapezierer. Schwächliche Konstitutionen pflegen im allgemeinen leichtere Beschäftigungen zu ergreifen als kräftige, und zwar leichter nicht nur im Sinne der erforderlichen Muskelkraft, sondern auch in Hinblick auf die beruflichen Gesundheitsbedrohungen.

Die Krankenversicherung.

An der Hand der Statistik läßt sich zeigen, daß für den bedeutungsvollsten Zweig unseres Versicherungswesens die Schallmayersche Voraussetzung nicht zutrifft. Nicht die erbliche Anlage, sondern die Gesundheitsschädigung durch den Beruf ist hier ausschlaggebend für den Gebrauch der Versicherung, und die Krankenhilfe wird den gesundheitlich besser Veranlagten in höherem Maße zuteil als den weniger gut Ausgerüsteten.

Ich bediene mich bei dem folgenden Beweise der amtlichen Statistik der Leipziger Ortskrankenkasse (fortan kurzweg L. O. K. genannt), weil sie die umfangreichste und differenzierteste Krankenstatistik ist, über die wir verfügen, so daß der Fehler der kleinen Zahl fast vermieden und der Ursächlickeit der Erscheinungen in ziemlich weitem Umfang nachgegangen werden kann. Dadurch, daß sich unter den bei dieser Kasse Versicherten Vertreter fast sämtlicher Gewerbegruppen (der Berufszählung) befinden, können ihre Daten als typisch für die gesamte gewerbliche Krankenversicherung gelten. Diese letztere macht aber den bei weitem größten Teil der Krankenversicherung überhaupt aus, und die in der L. O. K. verhältnismäßig spärlich vertretenen Landarbeiter stellen ja, was die Gesamtheit der Versicherten anbetrifft, eine gesundheitlich über dem Durchschnitt stehende Berufsgruppe dar und würden das Resultat nicht im Schallmayerschen Sinne beeinflussen.

Daß die L. O. K.-Statistik nur die mit Erwerbsunfähigkeit verbundenen Krankheitsfälle berücksichtigt, ist in unserem Falle völlig unbedenklich, da ja das in diesen Fällen gewährte Krankengeld es ist, was für die Wirkung der Versicherung auf die Rasse in erster Linie in Betracht kommt. Auch bestätigen die sogenannten Frankfurter Krankheitstafeln[1]), bei denen die erwerbsfähigen und erwerbsunfähigen Kranken getrennt behandelt worden sind, vollauf das Ergebnis der Leipziger Zahlen. Wenn ich im folgenden in erster Linie die Verhältnisse bei den männlichen Pflichtmitgliedern berücksichtige, so geschieht dies

1) Bleicher, Heinr., Beiträge zur Statistik der Stadt Frankfurt a. M. N. F. Heft 3 und 4.

einmal, weil sie den Hauptteil der Versicherten (952 674 unter 1 284 576 „ein Jahr lang unter Beobachtung gewesener Personen“) ausmachen, weil ferner nur für die Versicherungspflichtigen Daten in genügendem Umfang und genügender Differenzierung vorliegen, und endlich, weil bei den weiblichen Mitgliedern die Inanspruchnahme der Kasse auch indirekt in hohem Maße von der Geschlechtstätigkeit beeinflußt wird, wodurch die Verhältnisse kompliziert und wenig übersichtlich werden.

Wenn wir nun darangehen, die Frage: wer nimmt die Krankenversicherung mehr in Anspruch, die von Erb wegen Tüchtigeren oder die weniger Tüchtigen? zahlenmäßig zu beantworten und zu diesem Zweck die konstitutionelle Tüchtigkeit der verschiedenen Berufe festzustellen versuchen, so stehen uns drei Maßstäbe zur Verfügung: Erstens die Militärtauglichkeit, zweitens die Sterblichkeit in der jugendlichen (15- bis 19jährigen) Altersklasse und drittens das Zahlenverhältnis der freiwilligen zu den Pflichtmitgliedern.

Die Tauglichkeitsstatistik weist leider noch sehr große Lücken auf. Ich habe im wesentlichen die aus der Schweiz stammenden Zahlen Heers, die ich Prinzings Medizinalstatistik entnehme, heranziehen müssen. Bedenken dagegen bestehen nicht, da es sich ja nicht um absolute, sondern nur um relative Zahlen für die verschiedenen Berufe handelt, bei denen sich die Konstitutionsauslese in der Schweiz sicher ähnlich vollzieht wie bei uns.

Die Sterblichkeit in der jugendlichen Altersklasse, namentlich an Tuberkulose, darf wohl als in ziemlich weitem Umfang von der Konstitution abhängig gelten, wenigstens in dem Sinne, daß Berufe, welche eine hohe Jugendsterblichkeit aufweisen, mehr schwächliche Individuen umfassen dürften, als Berufe mit niedriger jugendlicher Sterblichkeit, vorausgesetzt natürlich, daß es sich bei ersteren nicht um ganz außergewöhnliche Lebensgefährdung handelt.

Der Übertritt in die freiwillige Mitgliedschaft ist bei den Männern zumeist durch Kränklichkeit bedingt. Solche Berufe, welche einen hohen Prozentatz von freiwilligen Mitgliedern zeigen, können deshalb unter der eben gemachten Voraussetzung als von im allgemeinen gesundheitlich unterdurchschnittlich veranlagten Personen besetzt gelten. Leider fehlen Angaben über den Anteil der einzelnen Altersklassen an der freiwilligen Mitgliedschaft innerhalb der einzelnen Berufe. Dadurch wird der Wert dieses dritten Maßstabes erheblich verringert. Denn mit Sicherheit ließe sich aus einem hohen Prozentsatz freiwilliger Mitglieder natürlich nur dann auf eine minderwertige Konstitution der betreffenden Berufsarbeiter im allgemeinen schließen, wenn bereits in den jüngeren Altersklassen die Zahl der freiwilligen eine sehr hohe wäre. Immerhin bietet dieser Maßstab eine willkommene Ergänzung der beiden anderen.

Tabelle 1.

Inanspruchnahme der Krankenversicherung (L. O. K.) und konstitutionelle Wertigkeit.

Berufsgruppen	Auf 1000 männliche Pflichtmitglieder entfallen		Von 1000 15- b. 19jährige männl. Pflichtmitgliedern starben		Auf 1000 männliche Pfl.-Mitgl. kommen freiwillige	Von 100 männlichen Personen sind militärtauglich
	Krankheitsfälle	Krankheitstage	überhaupt	an Tuberkulose		
Sämtliche Berufe im Durchschnitt	395,3	8 549	2,74	0,84	4,6	62,6
Maurer	381,3	7 772	2,30 } 2,74	0,35	**6,1** }	**66,9**[1]
Hilfsarbeiter im Maurergewerbe	**708,9**	**14 385**	**3,28** }	0,00	**5,2** }	
Tischler	375,8	8 100	**2,85** } 2,04	0,63	3,1 }	**66,7**
Glaser	360,8	8 044	1,34 }	0,67	3,4 }	
Schlosser	**466,7**	**8 942**	1,82	0,70	1,3	**76,2**
Maler, Lackierer, Anstreicher	**431,9**	**10 173**	**2,78**	0,28	**5,6**	62,1
Zimmerer, Dachdecker	**402,3**	**8 772**	**3,08**	0,62	**5,6**	73,9
Kellner	260,4	6 330	1,38	0,46	**9,3!**	57,5 (Stadt)[2] 61,8 (Land)
Schuhmacher	285,2	6 423	2,78	**1,39**	**18,6!**	57,6
Uhrmacher, Optiker, Mechaniker	315,6	6 736	**3,60**	0,36	2,7	**68,1** Uhrmach. **72,5** Mechan.
Schmiede	**512,6**	**10 017**	1,16	0,00	0,7	**74,0**
Bäcker	223,9	4 969	1,29	0,77	1,1	**68.0**
Buchbinder, Kartonnagearbeiter	365,6	**9 040**	**2,97**	**1,11**	1,9	57,9[3]
Hilfsarbeiter i. Gastwirtsgewerbe	320,8	6 889	2,03	0,34	2,2	**64,5**[4]
Schneider (nicht Konfektion)	269,7	7 150	**4,04**	**1,52**	**21,9!** }	44,4
Schneider (Konfektion)	260,0	6 908	**3,92**[5]	—[6]	**40,2!** }	
Bierbrauer	**554,4**	**11 059**	0,00	0,00	1,9	**75,2**
Steinmetzen	**526,6**	**12 936**	1,28	0,64	**5,0**	**67,9**
Stellmacher, Wagenbauarbeiter	**412,3**	**8 651**	1,16	0,00	2,4	**71,5**
Tapezierer, Polsterer	318,0	7 199	**3,88**	0,55	**7,5**	27,0[7]
Textilindustrie	**410,7**	8 328	**3,80**	**1,36**	—	51,2

[1] = Maurer, Gipser in der Heerschen Statistik. [2] Nach Bindewald zitiert bei Prinzing Med.-Statistik 1906. [3] = Buchbinder (Heer). [4] = Wirtschaftswesen (Heer). [5] = 15- bis 24jährige Altersklasse. [6] Keine Angabe für die 15- bis 19jährige Altersklasse. [7] In den Großstädten außer Berlin nach Abelsdorf zitiert bei Claaßen, Archiv für Rassenbiologie, Bd. 2, 1905.

Tabelle 1 gibt unter Zugrundelegung der erwähnten drei Maßstäbe, soweit Vergleichszahlen zur Verfügung standen, eine Übersicht über die Inanspruchnahme der Krankenversicherung durch gesundheitlich Tüchtige und Minderwertige.

Als Durchschnitt der Militärtauglichkeit gibt die Schweizerische Statistik für die industriellen Bezirke 62,2% an. Da ich die aller-

meisten meiner Tauglichkeitsziffern dieser Statistik entnommen habe, so erscheint es richtig, auch diese Durchschnittszahl anzunehmen.

Wir sehen nun, daß elf Berufsarten, welche eine überdurchschnittliche Militärtauglichkeit aufweisen, sämtlich eine unterdurchschnittliche Tuberkulosesterblichkeit in der 15- bis 19jährigen Altersklasse besitzen, und daß bei neun von ihnen auch die allgemeine Jugendsterblichkeit unterdurchschnittlich ist. Diese neun dürfen also sicherlich als überwertig angesehen werden. Die zwei Ausnahmen betreffen die Zimmerer, Dachdecker und die Uhrmacher, Optiker, Mechaniker. Von den 3,08‰ Todesfällen der ersteren entfallen 1,23 auf „Verletzungen und anderweitige äußere Einwirkungen", also auf eine Todesursache, die mit der Konstitution nichts zu tun hat; bei der Gesamtheit der männlichen Pflichtmitglieder bewirkt dieselbe aber nur 0,33‰ der Sterbefälle in der betreffenden Altersklasse. Nach Abzug der Verletzungen ist also die Jugendsterblichkeit der Zimmerer, Dachdecker weit unterdurchschnittlich. Wir müssen demnach auch für diesen Beruf eine überdurchschnittliche Konstitution annehmen, entsprechend seiner hohen Militärtauglichkeit und der allgemeinen Beobachtung. Was die Uhrmacher, Optiker, Mechaniker betrifft, die man nach allgemeinem Eindruck gern für unterdurchschnittlich halten möchte, so ließe sich ihre verhältnismäßig hohe Militärtauglichkeit in der Schweiz vielleicht dadurch erklären, daß bei der großen Rolle, welche die Uhrenfabrikation dort spielt, sich ihr auch überdurchschnittliche Elemente in größerer Zahl zuwenden. Dem widerspricht aber wiederum die große Jugendsterblichkeit der schweizerischen Uhrmacher, die in anscheinendem Gegensatz zu ihrer Tauglichlichkeit steht. Nun ist die Tuberkulose der Uhrmacher offenbar in weitem Umfange beruflich bedingt. Das geht aus der folgenden Tabelle hervor.

Tabelle 2.

Todesfälle auf 1000 ein Jahr lang beobachtete Personen (L. O. K.).

	Uhrmacher, Optiker, Mechaniker		Sämtliche männl. Pflichtmitglieder	
	Krankheiten der Atmungsorgane	Tuberkulose	Krankheiten der Atmungsorgane	Tuberkulose
15—19 Jahr	2,16	0,36	0,31	0,84
20—24 Jahr	1,78	4,63	0,54	2,28

In der 15- bis 19jährigen Altersklasse ist danach die Tuberkulose der Uhrmacher usw. nicht ganz halb, in der 20- bis 24jährigen aber doppelt so groß wie diejenige der gesamten männlichen Pflichtmitglieder. Die Erklärung gibt Kolonne 1. Es sind die beruflich bedingten exorbitanten Erkrankungen der Atmungsorgane, welche der Tuberkulose den Weg

bereiten. Wenn wir bedenken, daß die Gesamtsterblichkeit der Uhrmacher usw. trotz ihrer großen Tuberkulosesterblichkeit (2,86‰ : 2,33‰) mit 6,64‰ hinter derjenigen sämtlicher männlicher Pflichtmitglieder mit 7,65‰ nicht unerheblich zurückbleibt, daß ferner trotz Heimarbeit der Prozentsatz der freiwilligen Mitglieder nur ein sehr geringer ist, daß endlich nach Westergaard auch in England die Uhrmacher eine unterdurchschnittliche Sterblichkeit zeigen, so wird man die in Rede stehende Berufsgruppe trotz gefühlsmäßigen Widerstrebens doch wohl zu den gesundheitlich etwas überdurchschnittlich Versicherten rechnen müssen.

Von den sieben bezüglich der Militärtauglichkeit unterdurchschnittlichen Berufen zeigen sechs eine überdurchschnittliche allgemeine und vier eine überdurchschnittliche Tuberkulosesterblichkeit in der jüngsten Altersklasse. Unterdurchschnittlich sind beide Sterblichkeiten bei den Kellnern. Das hängt offenbar mit der geringen Gesundheitsbedrohung zusammen, welche der Beruf mit sich bringt. Da sie aber trotz seltenerer Erkrankung an Tuberkulose (6,29 : 7,71‰), etwas häufiger an Tuberkulose sterben als die Allgemeinheit der männlichen Pflichtmitglieder, nämlich in 2,64‰ gegenüber 2,33‰ der beobachteten Personen, so müssen wir bei ihnen eine unterdurchnittliche Konstitution annehmen. Dafür spricht auch ihr hoher Prozentsatz an freiwilligen Mitgliedern (9,3% gegenüber 4,6% des Durchschnitts). Unterdurchschnittliche jugendliche Tuberkulosesterblichkeit und unterdurchschnittliche Tauglichkeit zeigen die Maler, Lackierer, Anstreicher und die Tapezierer. Wenn auch die Tauglichkeitsziffer der letzteren nur für die Großstädte gilt, so ist sie doch so besonders niedrig, daß wir ihnen schon allein daraufhin eine minderwertige Konstitution zuschreiben müssen, ganz abgesehen von der hohen allgemeinen Sterblichkeit der 15- bis 19jährigen und dem relativ großen Anteil an der freiwilligen Mitgliedschaft. Die Maler usw. stellen fast den Durchschnittstyp dar. Ihre Tauglichkeitsziffer ist nur um $1/10$ unterdurchschnittlich und ihre jugendliche Sterblichkeit nur um $1/100$ größer als bei der Allgemeinheit. Dafür beträgt ihre jugendliche Tuberkulosesterblichkeit nur $1/3$ derjenigen der letzteren, und ihre Gesamttuberkulosesterblichkeit ist trotz der Disposition, welche die Bleivergiftungen schaffen und trotz erhöhter Erkrankung an Tuberkulose unterdurchnittlich. Auch ist bei ihnen in der jugendlichen Altersklasse die Zahl der sog. Aussteurungsfälle, d. h. der über 13 bzw. über 26 oder 39 Wochen dauernden Krankheiten, die häufig konstitutionelle Leiden sind, geringer als beim Durchschnitt. Es waren in der Schweiz militäruntauglich wegen „mangelhafter Entwicklung“ in industriellen Bezirken durchschnittlich 11,6% der Gestellungspflichtigen, von den Malern aber nur 10,7%, von den Schneidern dagegen 22,1%! An der Untauglichkeit war schuld in jenen Bezirken die Kurzsichtig-

keit in 1,8% und andere Augenleiden in 8,6%; bei den Malern aber in 4,0 bzw. 10,0%. Für die Schwindsucht lauten die entsprechenden Zahlen für den Durchschnitt 0,3%, für die Maler 0,2%. Also auch hier erweisen sie sich als überdurchschnittlich. Wir werden deshalb diese Berufsgruppe doch zu den überdurchschnittlichen Konstitutionen zählen müssen trotz der etwas unterdurchschnittlichen Tauglichkeit und des überdurchschnittlichen Prozentsatzes an freiwilligen Mitgliedern, der ja, wie wir sahen, kein sicherer Beweis für unterdurchschnittliche Tüchtigkeit ist. Denn es können sehr wohl kräftige Personen in größerer Anzahl im Laufe der Zeit durch die Berufsarbeit gesundheitlich so leiden, daß sie aus dem Beruf ausscheiden und in die freiwillige Mitgliedschaft eintreten. Ein Beispiel hierfür liefern die Steinmetzen, welche trotz ihrer guten Militärtauglichkeit und trotz ihrer weit unterdurchschnittlichen Sterblichkeit im jugendlichen Alter einen etwas überdurchschnittlichen Beitrag zur freiwilligen Mitgliedschaft liefern. Es ist der mineralische Staub, der sich in ihrer Lunge festsetzt, deren Epithelien bzw. Endothelien zerstört und so dem Tuberkelbazillus zur Ansiedlung verhilft. Wo nicht sofort Invalidität eintritt, ist dadurch doch häufig ein Ausscheiden aus dem Beruf geboten. Typisch dagegen für minderwertige Erbanlage sind die hohen Zahlen freiwilliger Mitglieder bei Schneidern und Schuhmachern, auch wenn ein Teil derselben auf das Konto der Heimarbeit zu setzen ist.

Wir kommen nach diesen Überlegungen zu dem Schluß. Unter den in Tabelle 1 genannten Berufen weisen auf:

I. Überdurchschnittliche Konstitution:

1. Maurer / Hilfsarbeiter im Maurergewerbe
2. Tischler / Glaser
3. Schlosser
4. Zimmerer, Dachdecker
5. Schmiede
6. Bierbrauer
7. Steinmetzen
8. Stellmacher, Arbeiter in Wagenbauanstalten
9. Hilfsarbeiter im Gastwirtsgewerbe
10. Uhrmacher, Optiker, Mechaniker
11. Maler, Lackierer, Anstreicher
12. Bäcker.

II. Unterdurchschnittl. Konstitution:

1. Kellner
2. Schuhmacher
3. Buchbinder, Kartonnagearbeiter
4. Textilarbeiter
5. Schneider
6. Tapezierer, Polsterer.

Sehen wir nun zu, wie es sich mit der Erkrankungshäufigkeit der beiden Gruppen verhält, so erkennen wir, daß von den zwölf konstitutionell überdurchschnittlichen Berufen zehn eine überdurchnittliche Erkrankungshäufigkeit zeigen. Von den sechs unterdurchschnittlich beanlagten Berufsarten sind fünf unterdurchschnittlich in der Zahl der Krankheitsfälle, und die sechste, die Textilindustrie, wird nur dadurch

überdurchschnittlich, daß die Arbeiter in Wollkämmereien, die stark unter dem Wollstaub leiden und häufiger Verletzungen ausgesetzt sind, innerhalb der Gruppe erheblich überwiegen. 12834 von ihnen stehen nur 1335 Arbeiter in Webereien und 858 Arbeiter in Posamentenfabriken gegenüber. Bei gleichmäßiger Besetzung der drei Berufsarten würde die Erkrankungshäufigkeit der Textilarbeiter in der L. O. K. unterdurchschnittlich, nämlich 347,7 ‰, sein.

Es entfallen nun in Gruppe I auf 1000 ein Jahr lang beobachtete Personen durchschnittlich 425,2 Krankheitsfälle, in Gruppe II aber nur 317,4. Selbst wenn man die Maler, Lackierer, Anstreicher, die dem konstitutionellen Durchschnitt sehr nahestehen, zu den unterdurchschnittlichen Konstitutionen rechnen würde, wäre das Belastungsverhältnis der beiden Gruppen immer noch 404,3 : 333,8. Die mit geringeren gesundheitlichen Erbwerten ausgestatteten Versicherten nehmen also zweifellos die Hilfe der Kasse erheblich seltener in Anspruch als die höherwertigen Konstitutionen.

Nun kommt es bei der rassenhygienisch günstigen bzw. ungünstigen Wirkung der Krankenkassenhilfe weniger auf die Zahl der Krankheitsfälle als auf diejenige der Krankheitstage an, weil es in erster Linie die Unterstützung mit Krankengeld ist, welche die Familie vor Not bewahrt und damit ihren Fruchtbarkeitsanteil begünstigt. Zwischen Krankheitsfällen und Kranktheitstagen besteht aber wegen der sehr verschiedenen Dauer der einzelnen Krankheiten keine ganz feste Beziehung. Prüfen wir deshalb, wie sich die zeitliche Inanspruchnahme der Versicherung durch die beiden sanitären Gruppen gestaltet. Von den zwölf konstitutionell überdurchschnittlichen Berufen haben acht eine überdurchschnittliche Anzahl von Unterstützungstagen, und von den sechs konstitutionell unterdurchschnittlichen weisen fünf eine unterdurchschnittliche Zahl von Krankheitstagen auf. Auf 1000 Vertreter der ersteren Gruppe entfallen 10298 Unterstützungstage, auf 1000 der zweiten dagegen nur 7339, ein gewaltiger Unterschied! Ganz besonders sei noch auf die diesbezüglichen Verhältnisse bei den allbekannt gesundheitlich schlecht beanlagten Schneidern und Schuhmachern hingewiesen. Trotz der großen Rolle, welche die Tuberkulose bei ihnen spielt, machen sie von der Kassenhilfe einen weit unterdurchschnittlichen Gebrauch. Auch innerhalb der freiwilligen Mitgliedschaft zeigen die sanitär überdurchschnittlich ausgestatteten Berufe, wie Maurer, Schlosser, Land- und Forstarbeiter, Gärtner usw., eine z. T. weit überdurchschnittliche Zahl an Krankheitsfällen und Krankheitstagen.

In Tabelle 1 sind nur diejenigen Berufsarten berücksichtigt, für welche mir Tauglichkeitsziffern zur Verfügung standen. Das ist leider nur eine beschränkte Anzahl. Da infolgedessen der Zufall mitgespielt

Tabelle 3.

Inanspruchnahme der Krankenversicherung und konstitutionelle Wertigkeit.

Berufsgruppen	Auf 1000 männliche Pflicht-Mitglieder entfielen		Auf 1000 männl. Pflicht-Mitglieder der 15- bis 19jährigen Altersklasse entfielen		
	Krankheitsfälle	Krankheitstage	Krankheitsfälle überhaupt	Todesfälle überhaupt	Todesfälle an Tuberkulose
Sämtliche Berufe	395,3	8 549	372,9	2,74	0,84
Baugewerbe	**497,1**	**10 455**	**431,9**	**2,88**	0,39
Beherbergung und Erquickung	281,9	6 482	249,8	1,57	0,36
Bekleidung und Reinigung	280,3	6 919	240,0	**2,88**	**1,15**
Chemische Industrie	**463,9**	**9 472**	367,3	2,00	0,00
Industrie der Häute, Fette, Haare, Handel mit Hadern, Abfällen, sog. Produkten	359,6	7 673	296,0	**3,47**	**1,74**
Industrie der Öle, Fette, Lacke, Firnisse	**396,4**	7 622	**453,8** [1]	2,89 [1]	1,45 [1]
Gärtnerei-, Land- und Forstwirtschaft	**420,7**	**10 198**	210,8	**3,03**	**0,88**
Arbeiter in Gasanstalten	**675,1**	**10 840**	**726,9** [1]	0,00 [1]	0,00 [1]
Herstellung von Glas und Porzellan, Töpferei	384,8	8 492	328,2	1,83	0,46
Industrie der Holz- uud Schnitzstoffe	**405,3**	**8 693**	**401,7**	2,55	0,66
Verfertigung von musikal., Zeitmeß- usw. Instrumenten	356,2	7 802	**426,1**	**3,45**	**1,15**
Lederindustrie und Industrie lederartiger Stoffe	354,4	7 820	333,0	**3,87**	**1,42**
Metallverarbeituug	**494,0**	**9 563**	**535,1**	1,88	0,71
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	343,8	7 068	286,2	1,38	0,46
Papierindustrie	**403,5**	**9 603**	**422,5**	2,73	**0,99**
Polygraphisches Gewerbe	347,0	**9 158**	**378,4**	**3,21**	**1,11**
Steinbearbeitung	**538,3**	**13 082**	539,9	1,27	0,63
Textilindustrie	**410,7**	8 328	**410,5**	**3,80**	**1,38**
Verkehrsgewerbe	**422,7**	**8 977**	**381,5**	**4,66**	**1,55**
Zement- und Kalkindustrie	**619,4**	**12 305**	**590,5**	0,00	0,00
Bureau-, Kontor-, Ladenpersonal	206,3	4 923	205,4	**3,39**	**1,27**
Hilfsgewerbe des Handels (Ausläufer, Dienstmänner)	293,4	6 210	300,0	**3,26**	0,75
Maschinisten und Heizer in Betrieben aller Art	341,3	7 668	281,3	0,00	0,00
Sammelgruppe: vorstehend nicht genannte 1. Freiluftarbeiter, 2. Arbeiter in geschlossenen Räumen mit Staub, 3. Arbeiter in geschlossenen Räumen ohne Staub, 4. Arbeitsbedingungen und Beruf unbekannt oder unbestimmt	**495,3**	**11 342**	**377,8**	**6.66**	**1,33**

[1] Gilt für die 15- bis 24jährige Altersklasse, für welche die betreffenden Zahlen für sämtliche Berufe lauten 364,1; 3,67 und 1,54.

haben könnte, so habe ich in Tabelle 3 die gesamten in der L. O. K. vertretenen großen Berufsgruppen auf die in Rede stehende Frage geprüft.

Das, wie wir sahen, weitgehende Zusammentreffen von hoher Militärtauglichkeit und niedriger Jugendsterblichkeit (insbesondere an Tuberkulose), und umgekehrt, macht die letztere zu einem recht brauchbaren Maßstab für die konstitutionelle Tüchtigkeit. Wir fügen noch, um eine kritische Anwendung desselben zu erleichtern, die allgemeine und die jugendliche Erkrankungshäufigkeit hinzu.

Betrachten wir Tabelle 3, so finden wir in der 15- bis 19jährigen Altersklasse zwölfmal unter 24 eine überdurchschnittliche Allgemeinsterblichkeit und elfmal eine überdurchschnittliche Tuberkulosesterblichkeit. Zehnmal treffen beide zusammen. Diese zehn Berufsgruppen werden wir mit zwei Ausnahmen den unterdurchschnittlichen Konstitutionen zuzählen dürfen. Die erste Ausnahme bildet die Gärtnerei, Land- und Forstwirtschaft Wenn sich auch dem Gärtnerberuf nicht selten weniger kräftige Männer zuwenden, so pflegen Land- und Forstarbeiter doch besonders kräftig zu sein. Die Tuberkulosesterblichkeit der Jugendlichen in dieser Gruppe überragt den Durchschnitt auch nur um 0,04‰, und in der darauffolgenden Altersklasse, d. h. bei den 20- bis 24jährigen bleibt sie mit 0,40 : 2,28‰ weit hinter dem Durchschnitt zurück. Auch die gesamte Erkrankungshäufigkeit der Gärtner usw. an Tuberkulose ist unterdurchschnittlich. Besonders groß ist der Unterschied in der 15- bis 34jährigen Altersklasse, nämlich 2,5 : 6,74‰, was entschieden auf eine größere Widerstandsfähigkeit hindeutet und sich keinesfalls restlos durch den günstigen Einfluß der Freiluftarbeit erklären läßt. Denn diese Arbeit bringt andererseits große Erkältungsgefahr mit sich und begünstigt dadurch in gewissem Grade die Erkrankung an Tuberkulose. Der schädliche Einfluß der Witterung zeigt sich auch deutlich in der hohen Sterblichkeit der jugendlichen Gärtner usw. an Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane. Es dürfte sich dabei hauptsächlich um tödliche Nierenentzündung handeln. Es erkrankten von 1000 jugendlichen männlichen Pflichtmitgliedern an Harn- und Geschlechtskrankheiten 3,04‰, von 1000 Gärtnern usw. 2,2; es starben daran von den ersteren 0,04‰, von den letzteren aber 0,44‰. Zieht man diese Todesfälle beiderseits ab, so ist die Sterblichkeit der jugendlichen Gärtner usw. unterdurchschnittlich. Man wird diese Berufsgruppe also den überdurchschnittlichen Konstitutionen zuteilen müssen.

Die zweite Ausnahme macht das Verkehrsgewerbe. Hier wird die Sterblichkeit der 15- bis 19jährigen sofort unterdurchschnittlich, wenn man die Todesfälle durch Verletzungen und anderweitige äußere Einwirkungen außer acht läßt. Die überdurchschnittliche Tuberkulosesterblichkeit der Fuhrleute, Droschkenkutscher, Straßenbahner usw. erklärt sich aus der kleinen Zahl. Es handelt sich nämlich nur um drei Tuberkulosefälle, von denen zwei tödlich verliefen. Die Erkrankungs-

häufigkeit an Tuberkulose ist kleiner als beim Durchschnitt. Wir haben somit kein Recht, diese Berufsgruppe zu den unterdurchschnittlichen zu rechnen.

Die Gruppe Verfertiger von musikalischen, Zeitmeß- usw. Instrumenten werden wir dagegen den minderwertigen Konstitutionen zuzählen müssen. Trugen wir schon gegen die sanitäre Beanlagung der Uhrmacher, Optiker, Mechaniker einige Bedenken, so ist diejenige der Hersteller musikalischer Instrumente, welche mehr als die Hälfte der Gruppe ausmachen, zweifellos unterdurchschnittlich. Dafür spricht vor allen Dingen die erheblich überdurchschnittliche Zahl von Todesfällen an Tuberkulose bis zum 35. Lebensjahr. Die Zahlen sind hier groß genug, um Fehler auszuschließen.

Eine nur wenig erhöhte Tuberkulosesterblichkeit der 15- bis 19jährigen bei knapp durchschnittlicher Allgemeinsterblichkeit derselben zeigt die Papierindustrie. Trotzdem müssen wir sie zu den unterdurchschnittlichen Konstitutionen rechnen. Denn auch sie weist in der 15- bis 34jährigen Altersklasse überdurchschnittliche Erkrankungen und Todesfälle an Tuberkulose auf, die nicht lediglich auf die zu dieser Krankheit disponierende Beschäftigung zurückgeführt werden können.

Von den beiden Berufsgruppen mit überdurchschnittlicher allgemeiner, aber unterdurchschnittlicher Tuberkulose-Jugendsterblichkeit gehört das Baugewerbe sicherlich zu den überdurchschnittlichen Konstitutionen. Das Hilfsgewerbe des Handels (Dienstmänner, Ausläufer usw.) zeigt außer der jugendlichen Übersterblichkeit, welche durch Leiden bewirkt wird, die keine Rückschlüsse auf die Konstitution erlauben, durchweg durchschnittliche Verhältnisse. Wir tun deshalb gut, dasselbe als Durchschnitt aus dem Vergleich auszuschalten. Den unterdurchnittlichen Konstitutionen dürfen wir es nicht zuzählen, da seine Tuberkulosehäufigkeit und -sterblichkeit etwas unterdurchschnittlich ist, und aus der Gruppe der höherwertigen verbannt es die erwähnte Jugendsterblichkeit.

Die Berufsgruppe „Beherbergung und Erquickung" muß dagegen trotz der niedrigen Sterblichkeit der 15- bis 19jährigen als unterdurchschnittlich betrachtet werden, weil die sicher minderwertigen Kellner fast $^2/_3$ der Gruppe ausmachen.

Wir kommen nach diesen Überlegungen bezüglich der gesundheitlichen Einreihung der verschiedenen Berufsgruppen zu folgendem Resultat.

Es gehören an:

I. den überdurchschnittlichen	**II. den unterdurchschnittlichen**
Konstitutionen:	
1. Baugewerbe	1. Beherbergung und Erquickung
2. Chemische Industrie	2. Bekleidung und Reinigung

3. Industrie der Öle, Fette usw.
4. Gärtnerei-, Land- u. Forstwirtschaft
5. Arbeiter in Gasanstalten
6. Herstellung von Glas, Porzellan usw.
7. Industrie der Holz- u. Schnitzstoffe
8. Metallverarbeitung
9. Industrie der Nahrungs- und Genußmittel
10. Steinbearbeitung
11. Verkehrsgewerbe
12. Zement- und Kalkindustrie
13. Maschinisten und Heizer.

3. Industrie der Häute, Felle, Haare
4. Verfertigung von musik., Zeitmeß- usw. Instrumenten
5. Lederindustrie u. Industrie lederartiger Stoffe
6. Papierindustrie,
7. Polygraphisches Gewerbe
8. Textilindustrie
9. Bureau-, Kontor- und Ladenpersonal
10. die Sammelgruppe.

Von den dreizehn gesundheitlich überdurchschnittlich veranlagten Gruppen zeigen neun, von den zehn unterdurchschnittlichen dagegen nur drei eine überdurchnittliche Erkrankungshäufigkeit, und das gleiche Zahlenverhältnis besteht bezüglich der Krankheitstage; aber beide Daten decken sich nicht vollständig, d. h. erhöhte Krankheitshäufigkeit fällt nicht ausnahmslos mit überdurchschnittlicher Unterstützungszeit zusammen. So zeigt die Textilindustrie 15,4 Krankheitsfälle mehr und 221 Krankheitstage weniger auf 1000 Personen als der Durchschnitt, und das polygraphische Gewerbe umgekehrt 48,3 Fälle weniger und 607 Tage mehr. Diese letztere Mehrbelastung ist, wie sich nachweisen läßt, durch die verhältnismäßig lange Dauer der Vergiftungen bedingt, denen die Polygraphiker in hohem Maße ausgesetzt sind, hängt also nicht mit ihrer zweifellos minderwertigen Konstitution zusammen.

Nach Tabelle 3 kommen nun auf 1000 Personen derjenigen Berufsgruppen, die wir als gesundheitlich über dem Durchschnitt stehend ansprechen mußten, 461,7 Krankheitsfälle, auf 1000 der unterdurchschnittlichen dagegen nur 349,5, und die Unterstützungstage der beiden Kategorien verhalten sich wie 9572 : 8005.

Tabelle 3 ergibt also das gleiche Resultat wie Tabelle 1: Entgegen einer naheliegenden Annahme wird die Hilfe der Krankenversicherung den mit überdurchschnittlichen sanitären Erbanlagen ausgestatteten Personen in erheblich größerem Ausmaß zuteil als den unterdurchschnittlichen. Sie begünstigt also in erster Linie die Fruchtbarkeitsquote der Höherwertigen unter den Versicherten.

Besonders beachtenswert erscheint auf Tabelle 3 die geringe Inanspruchnahme der Kasse durch die beiden Gruppen „Bureau-, Kontor- und Ladenpersonal" und „Bekleidung und Reinigung", welche in krassem Gegensatz zu deren hoher Jugendsterblichkeit an Tuberkulose sowie zu der allgemein bekannten Tatsache ihrer schwächlichen Konstitution steht.

Um nun die Wirkung der Krankenversicherung auf die Erbqualitäten der gesamten Bevölkerung zu ergründen, bleibt noch zu untersuchen übrig, 1. welchen Anteil die innerhalb der L. O. K. als über-

durchschnittlich gekennzeichneten Berufsgruppen an der Summe der überhaupt gegen Krankheit versicherten Personen haben, und 2. wie sich die Erbkonstitution der versicherten zu derjenigen der nichtversicherten Bevölkerung verhält.

Für die Beantwortung der ersten Frage kommt zunächst ein Vergleich mit der Berufszählung von 1907 in Betracht, und zwar mit der gewerblichen, da die L. O. K. eine gewerbliche Krankenkasse ist, und die amtliche Statistik in die Zeit vor der Erweiterung der Versicherung durch die R. V. O. von 1911 fällt. Es wurden nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1914 im Jahr 1907 in Gewerbebetrieben gezählt rund 14,5 Millionen Personen. Annähernd 13,5 Millionen gehören den in der L. O. K. vertretenen Berufsgruppen an. Die berufliche Zusammensetzung der L. O. K. darf demnach als typisch betrachtet werden. Zählt man nun innerhalb der Berufszählung diejenigen Personen zusammen, welche nach der L. O. K.-Statistik konstitutionell überdurchschnittlichen Berufsgruppen angehören, so ergibt sich die Summe von etwas mehr als 6,5 Millionen, eine Zahl, welche die Berechtigung des von uns ermittelten sanitären Durchschnittswertes und damit diejenige der Übertragung der L. O. K.-Daten auf die gesamten Gewerbebetriebe beweist. Es überwiegt also auch innerhalb der letzteren die Inanspruchnahme der Krankenversicherung durch die gesundheitlich höherwertige Hälfte der Versicherten. Nun ist der Kreis der letzteren durch die Reichsversicherungsordnung vom 19. Juli 1911 erheblich erweitert worden. Man schätzt, daß 7 Millionen Personen dadurch hinzugekommen sind, in der Hauptsache Landarbeiter und Hausgewerbetreibende. Die konstitutionelle Minderwertigkeit der letzteren, die noch dazu zum Teil erworben ist und nicht ausschließlich auf ererbter Anlage beruht, dürfte durch die Überwertigkeit der ersteren voll ausgeglichen werden. Ebenso dürfte der Gebrauch der Krankenhilfe durch die Landarbeiter trotz der großen Schädlichkeit vieler Hausindustrien demjenigen durch die Heimarbeiter sicherlich gleichkommen, wie die hohe Belastung der Gruppe Gärtnerei, Forst- und Landwirtschaft mit Krankheit in der L. O. K. beweist.

Es bleibt demnach auch für den erweiterten Kreis der Versicherten das Resultat bestehen, daß die Krankenhilfe dem besseren körperlichen Erbgut in größerem Umfange zugute kommt und ihm damit gleichzeitig zu größerer Vermehrung verhilft als dem schlechteren.

Für die Beantwortung der zweiten Frage gibt uns die L. O. K.-Statistik gleichfalls einen wertvollen Anhaltspunkt, indem sie einen Vergleich der Sterblichkeit der Reichsbevölkerung mit derjenigen der Kassenmitglieder anstellt. J. Kaup hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß gegen diesen Vergleich insofern Bedenken bestehen, als die Zahl

der Todesfälle der L. O. K. hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, weil bei solchen zum Tode führenden Krankheiten, welche die gesetzliche Unterstützungspflicht überdauern, den sog. Aussteuerungsfällen, der Tod vielfach außerhalb der Krankenkassenmitgliedschaft erfolgt. Dies gilt natürlich auch für die 15- bis 19jährige Altersklasse, auf die es für uns bei dem Vergleich ankommt. Sie zeigt in der L. O. K. eine Sterblichkeit von 2,86 ‰ gegenüber 4,29 ‰ bei der Reichsbevölkerung. Wir können also nicht ohne weiteres aus diesen Zahlen schließen, daß die jugendlichen Kassenmitglieder eine größere Widerstandsfähigkeit gegen den Tod besitzen. Auch läßt uns die Invalidenstatistik hier im Stich, da die Invalidenversicherung erst mit dem 20. Lebensjahr in Kraft tritt. Wir kommen aber durch folgende Überlegung zu dem Resultat, daß tatsächlich eine konstitutionelle Überlegenheit der jugendlichen Versicherten besteht. Auf die gesamten 15- bis 19jährigen männlichen Kassenmitglieder entfallen 540 Aussteuerungsfälle. Von den sämtlichen 69713 Krankheitsfällen dieser Altersklasse verlaufen 529 = 0,75 % innerhalb der Kassenmitgliedschaft tödlich. Da hier die freiwilligen Kassenmitglieder eingerechnet sind, und mangels der Invalidenversorgung der Unterzwanzigjährigen solche Personen, die sonst in die letztere übergehen, vielfach innerhalb der freiwilligen Kassenmitgliedschaft verbleiben, so dürfte die Zahl der außerhalb der Kassenangehörigkeit erfolgenden Todesfälle in dieser Altersklasse nicht allzu hoch sein. Nehmen wir nun trotzdem an, daß von den 540 Aussteuerungsfällen 180 = 33 % außerhalb der Kasse zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr zum Tode führen, was sicherlich stark übertrieben ist, da viele dieser Fälle ungeachtet der langen Dauer mit Heilung enden, so erhöht sich die Zahl der Todesfälle der jugendlichen männlichen Versicherten zwar recht erheblich, bleibt aber trotzdem noch um 0,47 ‰ hinter derjenigen der gleichaltrigen Reichsbevölkerung zurück und dies ungeachtet der viel größeren Gesundheits- und Lebensbedrohung der Arbeiter und des schlechteren Milieus, in welchem dieselben aufgewachsen sind, ein Umstand, der nicht ganz folgenlos zu bleiben pflegt. Der sanitäre Erbwert der L. O. K.-Mitglieder ist danach zweifellos im Vergleich zu demjenigen der gesamten Reichsbevölkerung ein etwas höherer. Und da die Verhältnisse der L. O. K.-Mitglieder, wie wir sahen, typische sind, und der Durchschnitt der übrigen Versicherten ihnen gesundheitltch gewiß nicht nachsteht, so dürfen wir mit allergrößter Wahrscheinlichkeit sagen, daß die Versicherten in ihrer Gesamtheit einen konstitutionell etwas überdurchschnittlichen Ausschnitt aus der Reichsbevölkerung darstellen. Wenn nun die Krankenversicherung einem gesundheitlich durchschnittlich höherwertigen Bevölkerungsteil zugute kommt, so muß sie notwendigerweise rassedienlich sein.

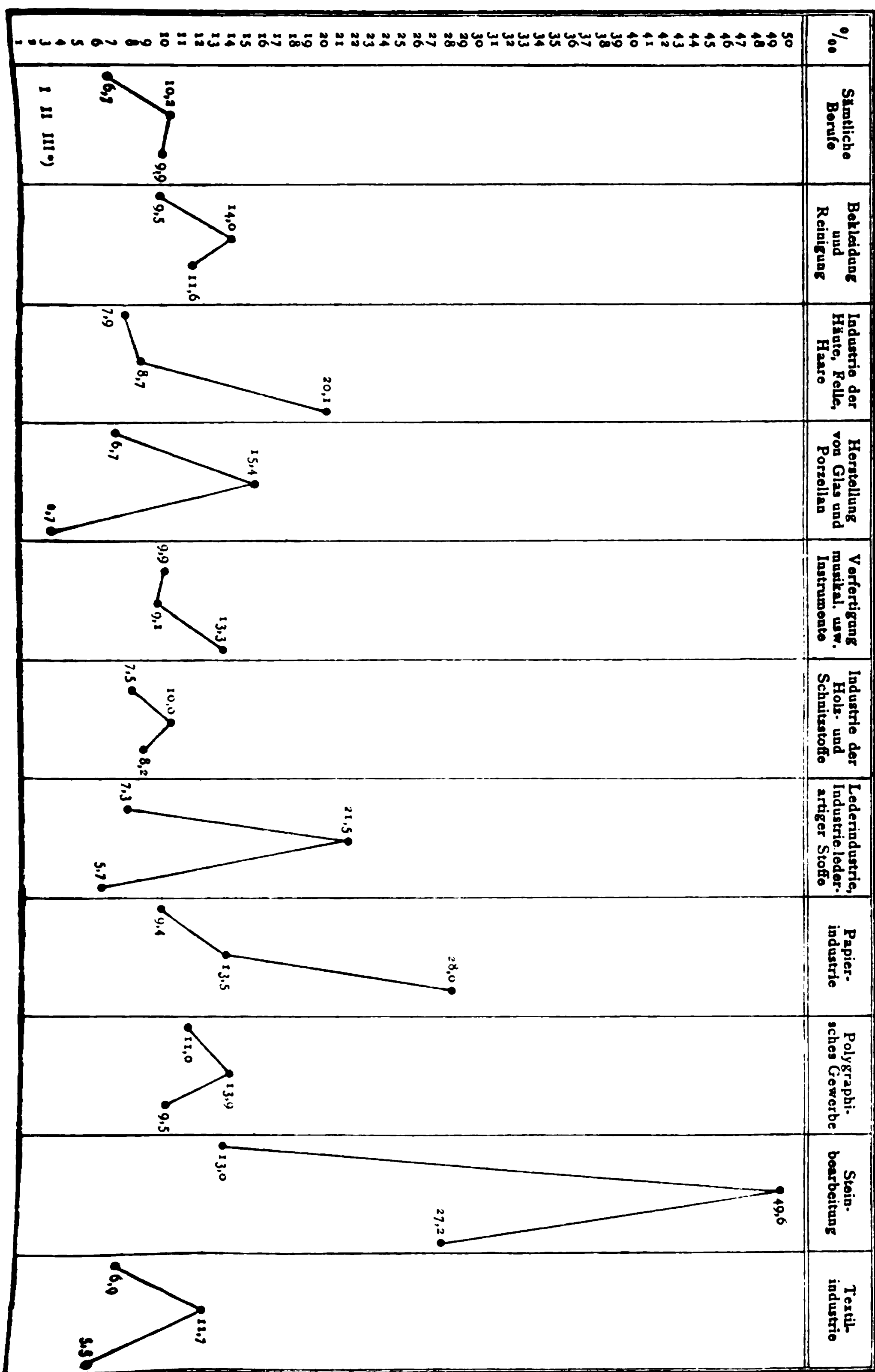
Der größere Gebrauch der Krankenhilfe von seiten der überdurchschnittlichen Versicherten beweist, daß hier ähnlich wie bei der Kindersterblichkeit heute noch der Einfluß ungünstiger sozialer Verhältnisse denjenigen der ererbten Konstitution übertrifft. Der letztere ist natürlich trotzdem vorhanden, aber er kann bei der Stärke des ersteren nicht in die Erscheinung treten. Verständlich wird dies, wenn wir bedenken, daß unter den Krankheiten die „Verletzungen und anderweitigen äußeren Einwirkungen" an erster Stelle stehen, und daß diesen infolge der auslesenden Berufswahl die kräftigeren Elemente in viel höherem Maße ausgesetzt sind als die schwächlicheren. Bei den männlichen Pflichtmitgliedern kommen der Häufigkeit nach auf 10000 Krankheitsfälle 2346,9 Verletzungen usw., 1522,6 Krankheiten der Verdauungsorgane; 1422,4 Krankheiten der Atmungsorgane (ohne Tuberkulose), 1266,2 Infektions- und parasitäre Krankheiten (einschließlich Tuberkulose), 1241,4 Krankheiten der Bewegungsorgane, 914 Krankheiten der äußeren Bedeckungen. 7345 Tuberkulosefällen stehen 88435 Verletzungen usw. gegenüber. Nun dauert der einzelne Verletzungsfall viel kürzere Zeit als der einzelne Tuberkulosefall; aber es entfallen von 1000 Unterstützungstagen auf Verletzungen usw. trotzdem 198,28, auf Tuberkulose dagegen nur 72,58. Einen höheren Anteil an den Krankheitstagen als die letztere haben außerdem die Krankheiten der Verdauungsorgane mit 107,28‰ der Tage, die Krankheiten der Bewegungsorgane mit 116,42 und die Krankheiten der Atmungsorgane (ausschließlich Tuberkulose) mit 174,16‰. Diese dürften in der Mehrzahl durch Berufsschädigung (Staub, Witterungseinflüsse usw.) bedingt sein; sie bereiten ihrerseits der Tuberkulose den Boden. Bezüglich der letzteren teile ich durchaus die Ansicht Schallmayers, daß die Disposition eine sehr beachtenswerte Größe ist. Denn, wenn es auch keine Tuberkulose ohne Tuberkelbazillus gibt, so bewirkt der letztere doch nur bei einem Bruchteil der Infizierten das klinische Krankeitsbild der Tuberkulose. Die Disposition braucht aber nicht immer ererbt zu sein, sondern scheint gerade innerhalb des Kreises der Versicherten sehr häufig erworben zu werden, und zwar sowohl als lokale Disposition (Schädigung des Lungengewebes durch Staubeinatmung) wie als allgemeine (Herabsetzung der Widerstandskraft und damit der Abwehrreaktionen des Organismus gegen die Bazillen). Außer ererbter und erworbener Disposition kommt für Ausbruch und Verlauf der Tuberkulose noch die gehäufte Infektionsgelegenheit in Betracht. Denn selbst der Nichtdisponierte vermag einer sich täglich wiederholenden Infektion, wie sie das Zusammenleben oder Zusammenarbeiten mit Bazillen verspritzenden Tuberkulösen in ungenügend gereinigten Räumen mit sich bringen kann,

nicht zu widerstehen. Die von Schallmayer zitierte Erfahrung des Badearztes Rud. Michaelis, daß ihm kaum ein Fall tuberkulöser Erkrankung vorgekommen sei, in welchem er diese auf den mehr oder weniger innigen Verkehr mit Tuberkulösen hätte zurückführen können, steht sicherlich vereinzelt da, und was die pflegenden Schwestern betrifft, so sind in früheren Jahren, ehe man die Prophylaxe der Tuberkulose kannte, in Davos fraglos Ansteckungen Undisponierter vorgekommen. Auch lassen die eingehenden und umfangreichen Untersuchungen Weinbergs[1]) keinen Zweifel mehr an der eminenten Gefahr des Zusammenlebens mit Tuberkulösen aufkommen. Welch große Rolle erworbene mangelnde Widerstandsfähigkeit und Infektionsgelegenheit bei der Tuberkulose der gewerblich tätigen Versicherten spielen, das lehren einige Zahlen der Invalidenversicherung. Nach Fischer[2]) befanden sich im Jahre 1911 unter den infolge von Lungenschwindsucht invalid gewordenen Rentnern der Badischen Landesversicherungsanstalt 11% Zugehörige der Land- und Forstwirtschaft und 71% Industrie- und Gewerbearbeiter, während an den sonstigen Invaliditätsursachen die ersteren mit 26,1, die letzteren mit 52,9% beteiligt waren. Der Unterschied ist so enorm, daß er unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Krankenkassenstatistik keineswegs restlos auf schlechtere Erbqualitäten der Industriebevölkerung zurückgeführt werden kann, sondern zum größten Teil aus Milieu-, insbesondere Berufseinflüssen erklärt werden muß. Dementsprechend steht auch die durchschnittliche Tuberkulose-Erkrankungshäufigkeit der konstitutionell überdurchschnittlichen Berufsgruppen mit 7,43‰ gegenüber 7,76‰ nur wenig unter dem Durchschnitt der männlichen Pflichtmitglieder, trotzdem bei den sanitär unterdurchschnittlichen Gruppen die Arbeit in geschlossenen Räumen der Entstehung der Tuberkulose Vorschub leistet.

Von dem großen Einfluß, welchen der Beruf auf die Erkrankung an Tuberkulose ausübt, legen auch die nebenstehenden Kurven Zeugnis ab. Sie stellen die Erkrankungshäufigkeit der überdurchschnittlich mit Tuberkulose belasteten Industrien in den 3 Altersklassen, der 15- bis 34-, 35- bis 54-, und 55- bis 74jährigen, dar. Da anzunehmen ist, daß dort, wo eine ausgesprochene ererbte Disposition zu Tuberkulose vorhanden ist, die Erkrankung bereits vor dem 35. Jahre einsetzt, so bedeutet ein steiler Anstieg in der mittleren Altersklasse (35 bis 54 Jahre), daß hier der Beruf die ausschlaggebende Rolle spielt. Das gleiche bedeutet ein Anstieg in der 55- bis 74jährigen Klasse; denn bei ererbter Veranlagung zu Tuberkulose pflegt namentlich dort, wo noch Berufsschädlichkeiten hinzukommen, bereits vor dem 55. Jahr eine starke Aus-

1) Die Kinder der Tuberkulösen. Leipzig 1913, S. Hirzel.
2) Grundriß der sozialen Hygiene. Berlin 1913, Springer.

Die ‰-Erkrankungshäufigkeit an Tuberkulose bei den überdurchschnittlich mit Tuberkulose belasteten Berufsgruppen in der 15- bis 34-, 35- bis 54- und 55- bis 74jährigen Altersklasse.



*) I = 15- bis 34jähr. Klasse, II = 35- bis 54jähr. Klasse, III = 55- bis 74jähr. Klasse.

merzung stattzufinden. So sehen wir in dieser Altersklasse ein stärkeres Sinken der Tuberkulosefälle bei der Gruppe „Bekleidung und Reinigung" und vor allem im polygraphischen Gewerbe und in der Textilindustrie. Alle drei Berufsgruppen zeigen bereits in der 15- bis 19jährigen Altersklasse eine überdurchschnittliche Tuberkulosehäufigkeit. In der „Lederindustrie und Industrie lederartiger Stoffe" ist die Erkrankungshäufigkeit bis zum 25. Jahr unterdurchschnittlich, steigt von da ab sehr stark an, um jenseits des 54. Jahres ebenso stark zu fallen. Der Charakter der Kurve ist bestimmt durch die Tuberkulose der Tapezierer und Polsterer, die bei etwas unterdurchschnittlicher Erkrankungshäufigkeit in der 15- bis 34jährigen Altersklasse in der darauf folgenden 73,3 Fälle von Tuberkulose auf 1000 Personen aufweisen, aber in der sehr schwach besetzten 55- bis 74jährigen Klasse keinen einzigen Fall mehr. Hier handelt es sich um schwächliche, aber von Hause aus nicht besonders zu Tuberkulose disponierte Elemente, die im Beruf (Staub) eine große Empfänglichkeit für diese Krankheit erwerben und häufiger Infektion ausgesetzt sind. Sie sterben dann vielfach vor dem 55. Lebensjahr[1]) oder gehen in die Invalidität über. Von der Gesamtheit der männlichen Pflichtmitglieder gehören 4,10% der 55- bis 74jährigen Altersklasse an, bei der Lederindustrie nur 2,9%, bei den Tapezierern sogar nur 1,02%, bei den Schneidern (nicht in Konfektion) dagegen 3,54%. Ähnlich wie in der Lederindustrie liegen die Verhältnisse bei der Herstellung von Glas, Porzellan usw.

Fast ganz dem Berufe zur Last zu legen sind die Tuberkulosefälle in der „Steinbearbeitung". Wer tuberkulös disponiert ist, wird hier schon vor dem 15. Lebensjahr ausgeschaltet. Die Erkrankungshäufigkeit der Unterfünfzehnjährigen an Tuberkulose beträgt 11,6‰ gegenüber 1,02‰ bei den gesamten männlichen Pflichtmitgliedern, die der 15- bis 24jährigen dagegen nur 2,1‰ gegenüber 5,5%. Jenseits des 25. Lebensjahres zeigt sich dann die verheerende Wirkung des Steinstaubes in einer enorm hohen Tuberkuloseziffer. Das Absinken der Kurve jenseits des 55. Lebensjahres deutet auf weitere Auslese hin. Wer als Steinhauer über die Mitte der 50er hinaus arbeitsfähig bleibt, der ist Elite, wenn auch durchaus nicht dauernd gefeit gegen die Berufsgefahr, wie die hohe Zahl von 27,2‰ Tuberkulosefällen in der 55- bis 74jährigen Altersklasse beweist.

Bedenken wir nun, was die Krankenversicherung im Kampfe gegen die tuberkulöse Infektion vor allem dadurch leistet, daß die von ihr gewährte rechtzeitige Behandlung vielfach den Ausbruch offener Tuberkulose hindert und damit tüchtige, aber durch Berufsschädlichkeiten ge-

1) Die Sterblichkeit der Tapezierer und Polsterer in der 35- bis 54jährigen Altersklasse beträgt 19,11‰ gegenüber 11,98‰ bei der Allgemeinheit der männlichen Pflichtmitglieder.

gen den Tuberkelbazillus widerstandsunfähig gewordene Elemente vor Erkrankung bewahrt und ebenso die Kinder konstitutionell überwertiger tuberkulös Gewordener vor Infektion behütet, so muß man sagen, daß selbst hinsichtlich der Tuberkulose die Gesamtwirkung der Krankenversicherung nicht ohne weiteres als rassenhygienisch ungünstig bezeichnet werden darf, sondern daß günstige und ungünstige Wirkung sich zum mindesten die Wage halten dürften.

Bezüglich der Syphilis sowie der zu Keimverderbnis führenden gewerblichen Vergiftungen und des Alkoholismus teilt auch Schallmayer diese Ansicht, ja bezüglich der beiden ersteren glaubt er, und sicherlich mit Recht, daß der günstige Einfluß der Versicherung den ungünstigen mehr als ausgleicht. Ebenfalls mit großem Recht hebt er dagegen hervor, daß die Kassen in der Bekämpfung der keimschädigenden Trunksucht noch sehr viel mehr leisten könnten. Wenn er im weiteren betont, daß hinsichtlich der moralischen und technischen Erbanlagen die Versicherung dadurch, daß sie „zu einem nicht unbeträchtlichen Teil von Arbeitslosen in Anspruch genommen" wird, was im großen ganzen eine wirtschaftliche Unterstützung und Fruchtbarkeitsbegünstigung der geringer qualifizierten Arbeiter bedeutet, ungünstig auf die Erbqualitäten der Bevölkerung wirkt, so erscheint mir dieser Schluß nur dann berechtigt, wenn unter den die Krankenversicherung in Anspruch nehmenden Personen die sittlich und technisch minderwertigen Arbeitslosen das Übergewicht hätten. Dies ist aber sicherlich nicht der Fall. Und es dürfte die schädliche Wirkung der Begünstigung derselben weit mehr als ausgeglichen werden durch die gleichzeitige Förderung der arbeitswilligen und leistungsfähigen Kranken, deren tüchtige Nachkommenschaft ohne die Versicherung schwere Einbuße erleiden würde. Daß der Anteil der minderwertigen Arbeitslosen an der Unterstützung nur ein geringer sein kann, geht aus folgenden Zahlen hervor. Der nicht nur ganz vorübergehend Arbeitslose tritt in die freiwillige Versicherung über. Innerhalb der L. O. K. stehen 8144721 Krankheitstagen der Pflichtmitglieder nur 1251936 der freiwilligen Mitglieder gegenüber; unter letzteren machen aber die selbstverschuldeten Arbeitslosen gewiß nur einen sehr geringen Bruchteil aus, da nachgewiesenermaßen der Übertritt in die freiwillige Mitgliedschaft bei den Männern in der Mehrzahl der Fälle wegen Kränklichkeit erfolgt.

Eine andere Frage ist es, wie eine Arbeitslosenversicherung in rassenhygienischer Beziehung wirken würde. Es käme dabei darauf an, inwieweit es gelingen würde, die Schuldfrage zu entscheiden; denn die Unterstützung träte selbstverständlich nur bei unverschuldeter Arbeitslosigkeit in Kraft. Es ist aber anzunehmen, daß auch bei letzterer, z. B. bei wirtschaftlichen Krisen, die zur Beschränkung der Arbeiterzahl zwingen, zunächst die weniger Tüchtigen entlassen und die Tüchtigsten

behalten werden, so daß die Versicherung in größerem Ausmaß den ersteren zugute käme. Mildernd auf die hierdurch bedingte Rasseschädigung wirkt der Umstand, daß, ebenso wie bei den anderen Versicherungszweigen, die Unterstützung niemals den Lohnausfall ganz ersetzen würde. Die arbeitsscheuen oder arbeitslos gewordenen untüchtigen Elemente würden sich also immerhin schlechter stehen als die tüchtigen, nicht arbeitslos gewordenen, und dieses Minus an Einkommen würde sicherlich schon einen, wenn auch nicht sehr hochgradigen, ungünstigen Einfluß auf die Aufzucht ihrer Nachkommenschaft ausüben. Ferner ist zu bedenken, daß die Aussicht, im Fall der Arbeitslosigkeit gegen äußerste Not geschützt zu sein, gerade vielen besonnenen und gewissenhaften Personen eine frühere Eheschließung ermöglicht und somit deren Fruchtbarkeit fördert. Wir sehen also, daß eine eventuelle Arbeitslosenversicherung nicht ohne weiteres als rasseschädlich erklärt werden kann, wenn wir auch mit Ploetz und Schallmayer der Meinung sind, daß sie vermutlich nicht günstig auf die Erbqualitäten der Bevölkerung wirken würde, da die rassenhygienisch ungünstigen Momente die günstigen übertreffen dürften.

Die Unfallversicherung.

Auf den ersten Blick scheint es, als wenn Unfall und Erbqualität gar nichts miteinander zu tun hätten. Was die körperlichen Erbanlagen betrifft, so dürften die ursächlichen Beziehungen auch nur geringe sein. Gewandtere Individuen, d. h. Personen mit besser funktionierendem Nerven- und Muskelsystem, werden sich einem Unfallschaden wahrscheinlich leichter entziehen können als weniger gewandte. Psychisch dagegen spielt zweifellos Einsichtslosigkeit und Unbesonnenheit bei der Entstehung der Unfälle eine Rolle. Andererseits kommt auch großer Arbeitseifer, Hintenanstellung der eigenen Persönlichkeit usw. ursächlich in Betracht. Es dürfte außerordentlich schwer sein zu entscheiden, ob durch die Unfallversicherung die psychisch Wertlosen mehr begünstigt werden als die Wertvolleren. Und auf das Maß der Begünstigung der beiden Gruppen, der erblich Tüchtigeren und der erblich Minderwertigen, kommt es doch bei der Entscheidung der Frage an, was für das Erbgut der Bevölkerung von dem betreffenden Versicherungszweig zu erwarten ist. Dies gilt auch für die Beziehungen zwischen Alkoholismus und Unfall. Daß der Alkoholismus nicht selten zu Unfällen führt, darf als feststehende Tatsache gelten. Dafür spricht einmal die bekannte Wochentagsunfallkurve, nach welcher der höchste Prozentsatz der Unfälle (nämlich 16,94%) auf den Montag fällt, und ferner die L. O. K.-Statistik, welche dankenswerterweise den Alkoholikern ein besonderes Kapitel gewidmet hat. Aus diesem ersehen wir, daß in der 24- bis 35jährigen Altersklasse der auf 1000 Personen entfallende Anteil an den Betriebsunfallkrankheitstagen bei den Alko-

holikern über dreimal so groß ist als bei der Allgemeinheit der Mitglieder.

„Man kann also[1]) nicht wohl daran zweifeln", schreibt Schallmayer, „daß unter den von Unfällen betroffenen Versicherten die Alkoholisten verhältnismäßig stärker vertreten sind als sonstige Personen, so daß die wirtschaftlichen Leistungen der Unfallversicherung den durchschnittlich minderwertigen Nachkommen von Alkoholisten verhältnismäßig mehr zugute kommen als den Nachkommen der übrigen Versicherten, und diese wirtschaftlichen Leistungen sind ja für die Kinder, wenigstens in den ersten Lebensjahren, vielfach entscheidend über Aufkommen und Nichtaufkommen. Auf diese Weise begünstigt die Unfallversicherung doch wohl einigermaßen die Fortpflanzung degenerierter Keime." Gewiß, sie begünstigt diese Fortpflanzung. Tatsächlich machen die Alkoholiker aber nur einen sehr geringen Bruchteil der Unfallunterstützten aus, und so begünstigt die Versicherung die Fortpflanzung der Nichtalkoholiker in weit größerem Ausmaß. 564 Betriebsunfällen von Alkoholikern stehen in der L. O. K. 40595 bei der Gesamtheit der männlichen Mitglieder gegenüber! Es würden ohne die Unfallversicherung sehr viel mehr mit guten Erbanlagen ausgestattete Kinder zugrunde gehen, als infolge der Versicherung Alkoholikerkinder am Leben erhalten werden. Daß die Betriebsunfälle in sehr viel höherem Maße körperlich tüchtige Personen treffen als untüchtige, das geht aus der folgenden Tabelle 5 hervor, die ich Fischers Lehrbuch entnehme.

Wir ersehen aus dieser Tabelle, daß diejenigen Berufsgruppen, die wir als konstitutionell minderwertig erkannt haben (ich erinnere nur an die Bekleidungs-, Textil- und Papierindustrie), eine sehr niedrige Unfallziffer haben, während die konstitutionell überdurchschnittlichen z. B. im Bau- und im Verkehrswesen Tätigen, die Steinbearbeiter, Brauer, weit überdurchschnittlich heimgesucht werden. Auch die tödlichen Unfälle sind bei letzteren häufiger, was, da die Unfallversicherung Hinterbliebenengelder gibt, für die Erhaltung des Nachwuchses der Tüchtigen von Belang ist.

Wir können demnach sagen, daß die auf dem Schutz der Nachkommenschaft von Unbesonnenen, Alkoholikern usw. beruhende rassenhygienisch ungünstige Wirkung der Unfallversicherung mehr als ausgeglichen wird durch die viel umfangsreichere Unterstützung, welche dieselbe den mit tüchtigem Erbgut ausgestatteten Personen und ihren Familien zuteil werden läßt, d. h. daß ihre Gesamtwirkung auf das sanitäre Erbgut der Bevölkerung eine günstige ist.

1) Dies „also" bezieht sich nicht auf die Leipziger Zahlen, welche Schallmayer noch nicht zur Verfügung standen.

Tabelle 5.

Häufigkeit und Folgen (Schwere) der Unfälle im Jahre 1909

nach Alfons Fischer.

Berufsgenossenschaften und Gruppen dieser	Überhaupt	Tod
Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft	19,96	2,00
Steinbruchs-Berufsgenossenschaft	15,83	1,67
Tiefbau-Berufsgenossenschaft	15,44	1,32
Knappschafts-Berufsgenossenschaft	15,38	2,14
Müllerei-Berufsgenossenschaft	14,20	1,05
Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaften	13,69	2,96
Brauerei- und Mälzerei-Genossenschaften	12,07	1,04
Holz-Berufsgenossenschaften	11,75	0,38
Staatsbetriebe für Schiffahrt, Baggerei, Flößerei	10,90	1,34
Bauwesen (Privatbetriebe)	10,58	0,81
Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften	10,45	0,52
Papiermacher-Berufsgenossenschaft	9,16	0,58
Zucker-Berufsgenossenschaft	9,07	0,89
Ziegelei-Berufsgenossenschaft	8,63	0,65
Lagerei-Berufsgenossenschaft	9,08	0,91
Fleischerei-Berufsgenossenschaft	9,02	0,67
Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie	8,93	0,34
Berufsgenossenschaft der Molkerei-, Brennerei- und Stärkeindustrie	8,19	0,49
Öffentl. Baubetriebe (Staatliche, Provinzial- und Kommunal-Bauverwaltungen)	7,53	0,68
Staatseisenbahnen, Post und Telegraphen	7,23	1,00
Berufsgenossenschaft der Gas- und Wasserwerke	7,17	0,54
Berufsgenossenschaft der Schornsteinfegermeister des Deutschen Reiches	6,97	1,87
Metall-Berufsgenossenschaften	6,58	0,13
Straßen- und Kleinbahn-Berufsgenossenschaft	6,43	0,80
Berufsgenossenschaft der Musikinstrumentenindustrie	6,06	—
Lederindustrie-Berufsgenossenschaft	5,86	0,35
Berufsgenossenschaft der Feinmechanik und Elektrotechnik	5,76	0,22
See-Berufsgenossenschaft	5,59	1 09
Privatbahn-Berufsgenossenschaft	5,53	0,72
Nahrungsmittelindustrie-Berufsgenossenschaft	4,96	0,23
Glas-Berufsgenossenschaft	4,65	0,30
Marine- und Heeresverwaltung	4,32	0,17
Papierverarbeitungs-Berufsgenossenschaft	4,15	0,09
Töpferei-Berufsgenossenschaft	3,04	0,15
Deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft	2,96	0,06
Textil-Berufsgenossenschaften	2,86	0,11
Bekleidungsindustrie-Berufsgenossenschaft	2,00	0,05
Tabak-Berufsgenossenschaft	0,52	0,02
Gewerbe-, Bau- und See-Unfallversicherung	8,79	0,72
Unfallversicherung für Land- und Forstwirtschaft	11,50	0,55

Die Invalidenversicherung.

An einer rassenhygienisch ungünstigen Wirkung dieses Versicherungszweiges erscheint auf den ersten Blick ein Zweifel kaum möglich. Handelt es sich doch um den Schutz chronisch leidender, „vor der Zeit“ erwerbsunfähig gewordener Personen, d. h. um Menschen, die entweder von Haus aus eine geringe Widerstandskraft besaßen oder im Beruf die Widerstandskraft vorzeitig eingebüßt haben.

Nun ist aber zu bedenken, daß „vorzeitig" hier vor dem 70. Lebensjahr bedeutet, und daß einige 40% der Invaliden im Alter von 60 bis 70 Jahren stehen; ferner, daß im Beruf erworbene Konstitutionsverschlechterungen in den wenigsten Fällen vererbbar sind. Es kommt also wiederum alles auf die Frage an: Wer überwiegt unter den Invaliden, die ererbten oder die erworbenen schlechten Konstitutionen? Daten, aus denen wir direkte diesbezügliche Schlüsse ziehen könnten, stehen leider nicht zur Verfügung. Wir müssen uns deshalb nach indirekten Maßstäben umsehen. Hierhin gehören die Invaliditätsursachen. In einer Statistik derselben aus den Jahren 1896—99 findet sich an zweiter Stelle die Tuberkulose. Für sie ist es wahrscheinlich, wenn auch noch nicht bewiesen, daß auch dann, wenn die Krankheitsdisposition nicht angeboren, sondern erworben ist, das Keimplasma der Betroffenen geschädigt wird, und zwar durch Giftstoffe, welche von den Bazillen produziert werden und in die Blutbahn gelangen. Doch findet eine solche Schädigung wohl erst kürzere Zeit vor dem Tode statt und dürfte insofern nicht von wesentlichem Einfluß auf die Erbqualitäten der gesamten Bevölkerung sein, als nach Weinbergs eingehenden Studien bei den tuberkulösen Männern (die in der Invalidenversicherung stark überwiegen) die Fruchtbarkeit in den letzten 12 Monaten vor dem Tode erheblich herabgesetzt ist. Auch erreicht, was rassenhygienisch von Belang ist, nach diesem Autor nur die Hälfte der Nachkommen der Tuberkulösen das fortpflanzungsfähige Alter. Die andere vor dem 20. Lebensjahr absterbende Hälfte dürfte viele der erblich mit Tuberkuloseanlage belasteten Individuen enthalten, so daß also trotz des heutigen ausgedehnten Schutzes der Schwachen bezüglich der Tuberkulose immerhin noch eine ziemlich starke Ausmerzung stattfindet. Ähnliches scheint mir für die jüngste Altersklasse der Invalidenrentner, die 20- bis 24jährigen, zu gelten. Hier überwiegen die Tuberkulösen über die aus anderen Gründen invalid gewordenen Personen. Aber diese zumeist wohl auf Grund erblicher Anlage tuberkulös gewordenen Individuen dürften in der Mehrzahl der Fälle nicht zur Ehe gelangen. Lediglich auf Invalidenrente hin dürfte kaum eine Familie gegründet werden. So schrumpft auch hier die Begünstigung der Fortpflanzung der zu Tuberkulose disponierten durch die Invalidenversicherung erheblich zusammen.

Welch große Rolle unter den Invalidenrentnern die erworbene Disposition zu Lungentuberkulose spielt, geht aus folgenden Zahlen hervor. Im Durchschnitt der Jahre 1896—99 war Lungentuberkulose bei 15% der Männer, aber nur bei 9,5% der Frauen die Ursache ihrer Invalidität; Tuberkulose anderer Organe dagegen bei beiden Geschlechtern in 1,0%; Entkräftung, Blutarmut und Altersschwäche bei 15,0% der Männer und bei 22,1% der Frauen. Trotzdem also die Frauen in

weit größerer Zahl an Entkräftung und Blutarmut leiden, Zustände, welche bekanntlich dem Tuberkelbazillus den Weg bereiten, und trotzdem sie keine größere Immunität gegen diesen Bazillus besitzen als die Männer, werden sie erheblich seltener infolge von Lungenschwindsucht invalid als diese. Die Erklärung liefern nachstehende Daten: Krankheiten der Lunge, mit Ausschluß der Tuberkulose, führen bei 16,7% der männlichen, aber nur bei 8,9% der weiblichen Rentner zur Invalidität. Wir haben hier also ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei der Lungenschwindsucht, ein Verhältnis, das sich lediglich durch die Einwirkung äußerer Faktoren erklären läßt. Berufsschädigungen, namentlich die Einatmung von Staub aller Art, der die Männer erheblich mehr ausgesetzt sind als die Frauen, führt zu Erkrankung der Lunge, und das erkrankte Lungenepithel (bzw. Endothel) vermag sich der Ansiedlung des Tuberkelbazillus nicht erfolgreich zu widersetzen. Wenn sich auch kein exakter ziffernmäßiger Beweis dafür liefern läßt, so gewinnt man doch bei eingehenderen Materialstudien den Eindruck, daß innerhalb des Kreises der Versicherten die erworbene, nicht vererbbare Disposition zur Tuberkulose bedeutungsvoller ist als die angeborene, vererbbare. Und da die Invalidenversicherung in weitem Umfang und durchaus nicht so erfolglos, wie zuweilen behauptet wird, den Kampf gegen die tuberkulöse Infektion führt, indem sie durch Heilverfahren den Ausbruch offener Tuberkulose verhindert und Belehrung über das Verhalten bei Tuberkulose in weiteste Kreise trägt, so schafft sie einen gewissen Ausgleich gegen ihre rasseschädigende Wirkung in den Fällen, wo es sich um erblich Belastete und damit Belastende handelt. Der erwähnte Erfolg zeigt sich in einem Zurückgehen des Anteils der Lungentuberkulose an den Invaliditätsursachen. So betrug nach Fischer[1]) im Großherzogtum Baden, wo infolge der Tabakindustrie viel Lungenschwindsucht unter den Versicherten vorkommt, im Durchschnitt der Jahre 1892/1911 der Prozentsatz der lungentuberkulösen Invalidenrentner 19,7, im Jahr 1911 aber nur 16,3, während der Anteil der sonstigen Tuberkulose in dem Vergleichszeitraum von 2,6 auf 3,0% gestiegen war. Sehr viel wirkungsvoller würde der Kampf der Invalidenversicherung gegen die Tuberkulose sein, wenn es jener gelänge, die schweren unheilbaren Fälle in Heimstätten zu isolieren. Der Versuch ist vor Jahren gemacht worden, aber an dem Egoismus der Patienten und der Einsichtslosigkeit ihrer Angehörigen gescheitert. Inzwischen hat sich im Rheinland die Überführung solcher für ihre Umgebung bedrohlichen Invaliden auf besondere Tuberkuloseabteilungen der Krankenhäuser bewährt. Diese Abteilungen werden eher von ihnen aufgesucht, weil sich auch heilbare Kranke dort befinden und kein,

1) a. a. O.

wenn auch unsichtbares, so doch fühlbares „Lasciate ogni speranza" über der Tür prangt. Diesen Weg sollte die Invalidenversicherung weiter beschreiten. Dann würde sie durch die Bewahrung tüchtiger Rasseelemente vor Infektion sicherlich den Schaden reichlich gut machen, den sie durch Begünstigung der Fruchtbarkeit zu Tuberkulose veranlagter Personen der Rasse bereitet.

Einen auch vom rassenhygienischen Standpunkt sehr dankenswerten Schritt ist die Invalidenversicherung im Begriff zu tun durch Schaffung von Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Sie sind zunächst nur zur Verhütung der Seuchenverbreitung durch die aus dem Felde heimkehrenden Krieger geplant, werden aber hoffentlich zu bleibenden Einrichtungen. Sie würden dann nicht nur dadurch rassenhygienischen Wert haben, daß sie die Infektionen eindämmen, sondern sie könnten, wenn von geeigneten Persönlichkeiten geleitet, Pflegestätten rassenhygienischer Ethik werden. Wäre es doch leicht möglich, die Besucher eindringlich darüber zu belehren, daß es, um den trefflichen Ausdruck von Grubers zu gebrauchen, eine Pflicht, gesund zu sein, gibt.

Was die übrigen Invaliditätsursachen anbetrifft, so ist es ungemein schwierig, ein sicheres Urteil darüber zu gewinnen, ob die Invalidenversicherung die Fortpflanzung der mit schlechten Erbanlagen ausgestatteten Individuen in höherem Maße begünstigt als diejenige der von Haus aus kräftigen, aber durch den Beruf geschädigten Konstitutionen, für deren Nachkommenschaft von dieser Schädigung nichts zu befürchten ist. Jedenfalls darf der Satz Fischers[1]): „Im ganzen genommen muß man — bei aller Vorsicht — aus dem zurzeit vorliegenden Material über die Invaliditätsverhältnisse schließen, daß die physische Beschaffenheit der Lohnarbeiter sich in den letzten Jahrzehnten im allgemeinen nicht gebessert, sondern eher verschlechtert hat," nicht so gedeutet werden, daß bereits eine die Erbqualität ungünstig beeinflussende Wirkung der sozialen Versicherung sich bemerkbar macht. Dazu ist die Zeit seit Einführung der letzteren viel zu kurz. Es kann sich, falls wirklich eine Verschlechterung der physischen Beschaffenheit der Arbeiter zu konstatieren ist, zurzeit nur um Milieuwirkungen handeln.

Fassen wir das Resultat unserer Betrachtungen über die Wirkungen der Invalidenversicherung kurz zusammen, so lautet es: Die Versicherung übt teils einen rassenhygienisch günstigen, teils einen ungünstigen Einfluß aus; welcher von beiden überwiegt, läßt sich zurzeit nicht mit Sicherheit entscheiden. Der ungünstige Einfluß auf die Rasse hinsichtlich der Tuberkulose ist bei näherer Prüfung sehr viel geringer, als er auf den ersten Blick erscheint.

1) a. a. O. S. 254/55.

Was die mit der Invalidenversicherung verbundene

Altersversicherung

anbetrifft, so meint Schallmayer, daß dieselbe das qualitative Ergebnis der sozialen Fortpflanzungsauslese direkt gar nicht (wegen der Zeugungsunfähigkeit der Rentner), und auch indirekt kaum beeinflussen kann. Den Einfluß, der durch die eventuelle Lebensverlängerung der Rentner auf die Quote der unproduktiven Altersklassen an der Gesamtbevölkerung und infolgedessen auf den Nahrungsmittelspielraum und damit auf die Zahl des Nachwuchses ausgeübt werden könnte, hält er jedenfalls mit Recht für sehr unbedeutend. Auch Ploetz schreibt diesem Versicherungszweige keinen nennenswerten Einfluß auf den Rasseprozeß zu. Er hebt aber treffend hervor, daß es sich bei der Beisteuer zur Versicherung eher um eine Mehrbelastung von Schwachen handelt, was im rassenhygienischen Interesse liegt. Wesentlicher scheint mir noch die Entlastung von Starken durch die Versicherung zu sein. Nach den Untersuchungen von Ploetz[1]) ist die Lebensdauer zum Teil erblich bedingt. Wer trotz aller Berufsschädigungen, denen der Kreis der Versicherten in größerem Maße ausgesetzt ist, über 70 Jahre alt wird, muß eine besonders widerstandsfähige Konstitution besitzen und wird dementsprechend besonders widerstandsfähige Nachkommen haben. Diese Nachkommen werden aber dadurch, daß sie infolge der Altersrente von der finanziellen Erhaltung der alten Eltern befreit werden, wirtschaftlich entlastet, was die sozial bedingte Kindersterblichkeit in ihrer eigenen Familie vermindert, während sie früher wirtschaftlich schlechter gestellt waren als die schwächlichen Konstitutionen, deren schwächliche Eltern kein hohes Alter erreichten und deshalb nicht von ihren Kindern versorgt zu werden brauchten.

So müssen wir der Altersversicherung eine entschieden rassedienliche Wirkung zuschreiben.

Es bleibt uns noch ein Versicherungszweig zu besprechen übrig, dessen rassefördernde Wirkung so augenfällig ist, daß wir nur wenige Worte darüber zu sagen haben. Es ist

die Mutterschaftsversicherung,

die sich bei uns als ein Teil der Krankenversicherung allerdings erst im Anfang der Entwicklung befindet. Rassenhygienisch ungünstig wirkt in ihr eigentlich nur die freie ärztliche Geburtshilfe, da diese fast ausschließlich den gebäruntüchtigen Frauen zugute kommt und damit die Verbreitung der Gebäruntüchtigkeit begünstigt. Mildernd ist dabei in praktischer Hinsicht der Umstand, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle um Beckenverengerungen handelt, die auf englischer Krankheit beruhen, deren Anlage zwar allem Anschein nach vererbt wird, die aber unter

1) Lebensdauer der Eltern und Kindersterblichkeit. Dieses Archiv Band VI, 1909, S. 33.

hygienischen Ernährungs- und Wohnungsverhältnissen nur selten zur Ausbildung gelangt.

Das Wochenbettfieber ist eine nonselektorische Krankheit. Es verläuft zumeist so schnell, daß der individuellen Widerstandskraft sozusagen keine Zeit bleibt, sich geltend zu machen. So rafft es Schwache und Starke gleichmäßig dahin und hat noch im Jahre 1912 Deutschland über 3000 Mutterleben gekostet. Besonders viel Opfer fordert es in den östlichen preußischen Provinzen, wo noch heute eine beträchtliche Anzahl von Geburten ohne Hebammenhilfe verläuft. Was die Mutterschaftversicherung in dieser Hinsicht zu verhüten vermag, das beweist die besonders gut organisierte L. O. K. Hier betrug im Durchschnitt der Jahre 1887/1904 die Sterblichkeit an Wochenbettfieber pro Mille der Geburten nur 1,0 gegenüber 1,6 im Reich in den Jahren 1892/1901, trotzdem die Kassenwöchnerinnen in einem die Entstehung jenes Fiebers begünstigenden Milieu leben. Und was damit für gutes Erbgut bezüglich der körperlichen Mutterschaftsbefähigung geschützt worden ist, das geht aus folgenden Zahlen hervor. Nach einer zum größten Teil noch nicht veröffentlichten Familienstatistik, die ich vor etlichen Jahren gesammelt und die sich auf über 5000 Konzeptionen erstreckt, entfallen im deutschen gebildeten Mittelstande und in den höheren Ständen auf 100 Geburten 7,07 Fehl- und 1,29 Frühgeburten; bei den freiwilligen Mitgliedern der L. O. K. zumeist ehemaligen Arbeiterinnen, die nicht mehr berufstätig sind und sich während der Schwangerschaft Schonung angedeihen lassen können, nur 2,3 Fehl- und 0,3 Frühgeburten. Da die L. O. K. bei Fehlgeburten Krankengeld zahlt, so ist nicht anzunehmen, daß die Mehrzahl der Aborte von der Statistik nicht erfaßt wurde. Auch läßt sich der Unterschied zuungunsten der bemittelten Frauen, wie ein Vergleich mit 72 Pastorenfamilien wahrscheinlich macht, nicht durch größere Häufigkeit verbrecherischer Fehlgeburten erklären, ebensowenig durch häufigere Syphilis, wie aus meinen Familienbogen deutlich hervorgeht. Es handelt sich hier offenbar um eine bessere Befähigung der Versicherten zur Schwangerschaft. Im Gegensatz zu den sich schonenden freiwilligen Mitgliedern ist nun bei den berufstätigen Pflichtmitgliedern der Prozentsatz der Fehl- und Frühgeburten mit 15,5 bzw. 1,7 noch weit höher als in den bemittelten Familien. Wenn bei den Fehlgeburten dieser Arbeiterinnen der Wille auch sicherlich stark beteiligt ist, restlos kann er den enormen Unterschied gegenüber den freiwilligen Mitgliedern nicht erklären, und für die Frühgeburten kommt er kaum in Frage. Hier tut Abhilfe not. Eine großzügige Mutterschaftsversicherung, welche eine längere Schonung vor der Geburt und eine lange Stilldauer ermöglicht, würde nach obigem nicht nur quantitativ, sondern bezüglich der Gebärfähigkeit auch qualitativ von großem Nutzen

für die Rasse sein, da die unbemittelten Kreise im großen ganzen offenbar gebärtüchtiger sind als die bemittelten. Und solange man nicht in der Lage ist, die verheiratete Frau vom Erwerbszwang zu befreien, so lange muß man im Interesse der Rasse durch Versicherungsleistungen ihre Mutterschaft besonders schützen. Ein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Müttern ist, abgesehen vom humanitären, auch vom rassenhygienischen Standpunkte nicht geboten. Wenn der Durchschnitt der letzteren auch demjenigen der ersteren zweifellos in sittlicher Hinsicht etwas nachsteht, so ist es doch unmöglich, im Einzelfall ein sicheres Urteil zu gewinnen. Dadurch aber, daß die Versicherung auch der unehelichen Mutter die Möglichkeit bietet, den Zusammenhang mit ihrem Kinde in gewissem Umfang zu bewahren, übt sie eine wertvolle Auslese aus. Die sittlichere wird diese Möglichkeit, die der Erhaltung ihres Kindes zugute kommt, benutzen, die leichtfertige nicht. Es wird somit die Nachkommenschaft der besseren Elemente häufiger am Leben erhalten werden als diejenige der schlechteren.

Die Mutterschaftsversicherung bedeutet selbstverständlich nicht die endgültige Lösung der eheweiblichen Berufsarbeit im Sinne der Rassenhygiene, sie ist aber eine der wichtigsten rassenhygienischen Tagesforderungen.

Fasse ich noch einmal das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung kurz zusammen, so lautet dasselbe:

Unser soziales Versicherungswesen übt teils eine günstige, teils eine ungünstige Wirkung auf die Erbqualitäten der Bevölkerung aus. Bei der Kranken-, Unfall-, Alters- und Mutterschaftsversicherung überwiegt zweifellos die erstere; für die Invalidenversicherung ist es heute noch unmöglich, ein sicheres diesbezügliches Urteil zu gewinnen. Die Gesamtwirkung unseres Versicherungswesens ist somit sicherlich in höherem Grade rassedienlich als rasseschädigend. Dieses Resultat ist um so erfreulicher, als die Verwirklichung einer rassebewahrenden und -fördernden Fruchtbarkeitsauslese für die nächste Zukunft kaum zu erhoffen ist.

Die Proletarisierung unseres Nachwuchses, eine Gefahr unrassenhygienischer Bevölkerungspolitik.

Von

HERMANN W. SIEMENS, Feld-Unterarzt.

Eine umfassende Statistik über die verschiedene Fruchtbarkeit der einzelnen sozialen und beruflichen Stände gibt es leider noch nicht. Immerhin liegen eine ganze Anzahl von Daten vor, die uns in die großen Unterschiede, welche in bezug auf den Kinderreichtum zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen bestehen, einen Einblick gewähren. Die bekanntesten Beispiele möchte ich kurz in Erinnerung bringen.

In Paris fällt die Zahl der ehelichen Geburten von 140,4 in sehr armen Distrikten auf 69,1 in sehr reichen, in Wien von 200 auf 71, in Berlin von 221,7 auf 122,0. In Frankreich finden wir nur noch in den proletarierreichen industriellen Departements des Nordwestens bzw. Nordens eine normale Geburtenzahl. Die besonders geringe Fruchtbarkeit der Begabten zeigt uns die vielbesprochene Statistik von Steinmetz[1]), nach der die holländischen Hochschullehrer viel weniger Kinder haben, als dem Durchschnitt des Landes entspricht, sowie die Statistik von Bertillon[2]), nach der 445 der berühmtesten Franzosen nur etwa 1,5 Kinder pro Ehe hatten. Als einen Beitrag zu dieser Frage kann man wohl auch meinen Aufsatz über „Die Familie Siemens" betrachten[3]), in dem gezeigt werden konnte, daß diese ausgebreitete und fast in allen ihren Mitgliedern sozial angesehene Familie nur noch eine Fruchtbarkeit von 2,8 Kindern pro Ehe aufzuweisen hat und damit hinter dem Durchschnitt des Landes weit zurückbleibt. In viel umfassenderer Weise wurde die ungenügende Fruchtbarkeit der sozial hochgestellten Familien durch Theilhaber in seinem „Untergang der deutschen Juden" dargelegt[4]), sowie in seinem Aufsatz: „Bringt das materielle und soziale Aufsteigen den Familien Gefahren in rassen-

1) S. R. Steinmetz, Der Nachwuchs der Begabten. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft. Jahrg. 1914, Heft 6.

2) M. v. Gruber und Rüdin, Fortpflanzung, Vererbung, Rassenhygiene. München 1911. Dieses reichhaltige Werk enthält noch zahlreiche ähnliche Beispiele.

3) Dieses Archiv, 11. Bd., 4. Heft.

4) München 1911.

hygienischer Beziehung?"[1]) Auch an eine englische Arbeit möchte ich erinnern[2]), die zu dem betrübenden Resultat führte, daß der soziale Wert eines Menschen im umgekehrten Verhältnis steht zu der Zahl der von ihm erzeugten Kinder.

Diese Tatsachen sind nicht mehr als Stichproben. Aber als solche genügen sie wohl, um eine Sache anschaulich zu machen, an der sowieso kein Rassenhygieniker mehr zweifelt: die durch unsere kulturellen Verhältnisse bedingte Kontraselektion größten Stiles. Man hat oft darum gestritten, ob die Reichen auch die Tüchtigen, und ob die Armen minderwertig sind. Die heiße Leidenschaft, die sich über dieses Thema ergossen hat, gab kein Resultat; sie konnte es nicht, denn die Fragestellung war verfehlt. Nicht darum kann es sich handeln, ob die Reichen in toto wohlgeraten und die Armen mißglückt sind; es ist leicht nachzuweisen, daß in den oberen Klassen auch Schmarotzer ihre Zuflucht finden, und daß selbst in ärmster Hütte Männer angetroffen werden, deren Tüchtigkeit und Charakter uns Hochachtung abzwingen. Wichtig ist vielmehr die Erforschung der Tatsache, unter welchen Auslesemomenten die Stände der Reichen und die der Armen sich bilden, welche biologischen Qualitäten nach der einen und welche nach der anderen Richtung tendieren, wo demnach die größte Zahl der besten Varianten an Intelligenz, Mäßigung, Umsicht und Tatkraft sich anhäufen. Soviel auch die wissenschaftliche Kritik an den Forschungen Otto Ammons abgebröckelt hat, der Kern seiner Lehre von der biologischen Auslese der Stände blieb doch unerschüttert und ging als sicherer Besitz in den Bestand rassenhygienischer Erkenntnisse über. Die Simplizissimus-Lehre von der „Degeneration des Adels" ist keine rassenhygienische Weisheit. Alfred Ploetz z. B. lehrt, daß die führenden Stände „wenigstens in intellektueller[3]) Beziehung die besten Varianten enthalten"[4]), (man könnte vielleicht genauer sagen: die größte Zahl der besten Varianten). Max von Gruber nennt die aktiven Offiziere die „Blüte unserer Männlichkeit."[5]) Und an anderer Stelle sagt er: „Übrigens ist die Gattenwahl nach Besitz und sozialer Stellung der Familien sehr häufig tatsächlich auch eine Wahl nach überdurchschnittlicher Konstitution."[6]) Und Baur identifiziert die mangelhafte Fruchtbarkeit der höheren Stände geradezu mit einer „Ausrottung der besten genotypischen Kombinationen."[7]) Gerade bei dem

1) Dieses Archiv, 10. Bd. 1./2. Heft.

2) On the correlation of fertility with social value. Elderton, Pearson etc. London 1913.

3) Das „intellektuell" kann hier aber recht weit gefaßt werden.

4) Dieses Archiv, 10. Bd., 1./2. Heft.

5) Prof. Dr. Max von Gruber, Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich. München 1914.

6) Max von Gruber, a. a. O.

7) Prof. Dr. Erwin Baur, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. 2 Aufl. Berlin 1914.

heutigen, alle Kreise ergreifenden Streben nach sozialem Aufstieg und bei der reichen Möglichkeit, die allen Klassen dazu geboten wird, müssen immer vollständiger aus den tieferen Ständen diejenigen Elemente herausgesiebt werden, die nur irgend die Fähigkeit zu höheren Leistungen in sich bergen. Mehr denn je sind deshalb vielleicht gerade zur Jetztzeit die oberen und mittleren Stände die ausschließlichen Sammelbecken der besten Varianten. Nur diejenigen ländlichen Bevölkerungsteile, die infolge ihrer abseitigen Lage das Wettrennen um soziale Hochstellung noch nicht tiefer ergriffen hat, dürften noch größere Massen von Erbanlagen schlummernd bergen, die ihre Träger im städtischen Getriebe zum Siegen im sozialen Wettbewerb befähigen könnten. Die auslesende Wirkung des sozialen Wettkampfes durchkreuzt allerdings zum Teil der Kapitalismus, indem er es gewiß nicht selten auch mangelhaften Personen ermöglicht, ihre ererbte soziale Hochstellung zu bewahren. Doch gehören andererseits nicht nur zur Erwerbung, sondern auch zur Erhaltung des Reichtums Fähigkeiten, die durchaus nicht jedem eigen sind. Die Reichen besitzen aber diese sozial wertvollen Fähigkeiten — sonst wären sie ja nicht reich —, während unter den Armen zweifellos große Bruchteile sind, die sie nicht besitzen, ja, die zum Teil deshalb erst verarmten. Wieviel wertvolle Eigenschaften müssen aber unter den „Reichen" erst vorhanden sein, wenn man bestimmte Berufsgruppen gesondert betrachtet! Kaum wird sich jemand im Offizierskorps halten können, der nicht Fähigkeit zum Gehorchen und zum Befehlen, der nicht Tapferkeit und die Gabe zu raschen Entschlüssen besitzt. Und kann ein höherer Beamter auf eine Karriere hoffen, wenn er nicht strenge Gewissenhaftigkeit, Überblick und Fachkenntnisse in sich vereinigt? Diese und manche anderen geistigen Eigenschaften werden aber vom vierten Stande keineswegs verlangt, während sie in den führenden Ständen in verschiedenem Grade Existenzbedingungen sind. Die Tatsache, daß der Ober- und Mittelstand, jeder in seiner Art, ausgelesene Bevölkerungsbestandteile darstellen, scheint schon diesen einfachen Überlegungen gemäß zweifellos.

Gerade umgekehrt aber ist es mit den proletarischen Massen in Stadt und Land. Jeder, der besondere Mängel in seiner geistigen Persönlichkeit hat, muß notwendig früher oder später in dieser Bevölkerungsklasse landen. Ihr gehören die vielen Tausende unserer Mitbürger an, die auf Grund erblicher Mängel dem Verbrechertum und der Prostitution ergeben sind. Aber auch die, denen bei mancherlei wertvollen Charakteranlagen nur geringe Tatkraft und Rührigkeit, geringe Intelligenz und Umsicht, Einseitigkeit der Begabung, Wankelmut und Unzuverlässigkeit oder geringer wirtschaftlicher Sinn innewohnt, verbreitern die Basis des vierten Standes; dazu kommen schließlich noch solche, die auf Grund körperlicher Unzulänglichkeit den Anforderungen eines

verantwortungsreicheren Berufs nicht zu genügen vermögen. Dessenungeachtet wird vielleicht mancher besonders tüchtige und leistungsfähige Mann der sozialen Unterschicht dauernd angehören, aber er wird eine Ausnahme bleiben, denn die meisten seiner Art werden bei den heutigen Verhältnissen rasch sozial emporkommen. Aus diesen Überlegungen erhellt wohl das eine: daß die Massen der Tüchtigen sozial nach oben, die Massen der Minderwertigen nach unten tendieren.

Wenn nun auch beiden sozialen Extremen in gleicher Weise ein gewisser Grundstock Mittelmäßiger eigen sein mag, so werden doch durch den geschilderten Auslesevorgang die oberen und mittleren Stände für die Rassenhygiene besonders bedeutungsvoll, da sich in ihnen die größte Zahl der besten Genotypen ansammeln muß.

Die Rassenhygiene sieht, fußend auf der Tatsache der Vererbung, ihre kardinale Aufgabe darin, daß die Tüchtigen und Gesunden mehr teilhaben an der Erzeugung der nächsten Generation als die Minderwertigen. Das innerste Wesen der Rassenhygiene besteht demnach in der Anwendung der Auslese auf den Menschen, wie schon Antisthenes und Platon forderten, daß man die Menschen züchte „wie die Jagdhunde und das edle Geflügel". Das ideale Ziel der Rassenhygiene fällt also mit dem der praktischen Tierzucht zusammen, nämlich Isolierung und getrennte Vermehrung der tüchtigen Blutlinien.

Diese Analogie zwischen Rassenhygiene und Tierzucht hat der Rassenhygiene schon manche Sympathie gekostet. Deshalb muß scharf betont werden, daß die Rassenhygieniker sehr wohl wissen, daß ein menschlicher Staat kein Pferdestall ist, in dem man die Beschäler einfach denjenigen Stuten zuführt, deren Pedigree zu ihnen am besten paßt. Einige „Rassenhygieniker" scheinen allerdings der Verwechslung von Staat und Gestüt zum Opfer gefallen zu sein; ich erinnere nur an die phantastischen Züchtungsvorschläge von Willibald Hentschel. Die Individualauslese, die in der praktischen Tierzucht Anwendung findet, geht nun einmal nicht zum staatlichen Prinzip zu erheben. Dafür bleibt uns jedoch eine andere Möglichkeit: die fekundative Gruppenauslese. Solche Gruppen, deren Fruchtbarkeit durch eine geschickte Bevölkerungspolitik gesondert je nach Wunsch gefördert oder nicht gefördert werden könnte, sind aber in erster Linie die einzelnen Berufsstände.

Augenblicklich liegen die Verhältnisse bei uns so, daß die Fruchtbarkeit eines Menschen im allgemeinen um so geringer ist, je höher seine soziale Stellung ist; so kommt es, daß — im Durchschnitt — die tüchtigsten und begabtesten Individuen die wenigsten Kinder haben. Nur auf dem Lande, wo die wirtschaftlichen Motive zur Kinderbeschränkung auch bei den Wohlhabenden viel geringer sind als in der Stadt, mag die Fruchtbarkeit der Reichen und Armen in manchen

Bezirken noch ungefähr gleich sein; ebenso in streng katholischen Gegenden, in denen selbst bei den Gebildeten die Verbreitung der Prävention durch die festsitzenden moralischen Anschauungen noch gehemmt wird. In den größeren Städten aber, und von diesen ausgehend in immer breiteren Bezirken des Landes, stellen die niederen Stände den absolut und relativ größten Teil des Nachwuchses, und zwar im allgemeinen einen um so größeren, je niedriger sie sind. Diese ausgesprochene fekundative Kontraselektion war schon im alten Rom bekannt; ihr verdankt das Proletariat seinen Namen. Die Proletarier aller Grade sind es auch bei uns, welche am gründlichsten für unseren Nachwuchs sorgen. Die Verproletarisierung unseres Nachwuchses ist also bereits eine Tatsache.

In diese Verhältnisse greift der Geburtenrückgang ändernd ein. Vom rassenhygienischen Standpunkt einer qualitativen Geburtenpolitik aus hat der Geburtenrückgang in gewisser Beziehung sein Gutes. Dadurch, daß die Proletarier ihren Nachwuchs rascher vermindern als die höheren Stände, bei denen das in diesem Maße gar nicht mehr möglich ist, verschiebt sich die Auslese zugunsten der letzteren.

Das Aussterben der oberen Stände ist Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alt; aber man wußte es kaum, denn die Fruchtbarkeit der niederen Massen verdeckte den Ausfall. Und das schadete auch nichts; denn die bäuerlichen Bevölkerungsmassen stellten schier unerschöpfliche Reservoire dar, in denen hochwertigste Erbanlagen unverbraucht und unerkannt sich forterbten. Gerade jetzt aber, wo diese uralten Sammelbecken infolge der alles erschließenden Verkehrserleichterungen sich anschicken, ihre sämtlichen und vielleicht ihre letzten Reserven in den Städten und Industriebezirken dem Gotte der Kultur zu opfern, wo nicht nur die Existenz der Oberschicht bedroht ist, sondern auch ein Versiegen der Schicht zu befürchten steht, aus der allein sie sich möglicherweise ohne Qualitätsverminderung ergänzen kann, gerade jetzt verringert auch das Proletariat seinen Nachwuchs.[1]) Die Folge davon ist, daß die Unzulänglichkeit der Geburtenzahl, die in den Oberschichten schon lange bestanden hat, auch in der Massenstatistik sichtbar wird, kurz: der „Geburtenrückgang". Dieser ist aber ein weithin sichtbares Zeichen, daß die höchste Gefahr im Anzuge ist. Wäre die Geburtenverminderung des Proletariats nicht zur rechten Zeit erfolgt, so hätte der Fall eintreten können, daß das beste genotypische Material unseres Volkes restlos ausgestorben wäre, ohne daß breitere Volkskreise etwas davon gemerkt hätten. Nun aber haben wir den „Geburtenrückgang" und mit ihm das Sichtbarwerden dieser Gefahr in der Gesamtstatistik.

1) In Berlin z. B. ist zwar die Zahl der Kinder in den proletarischen Bezirken immer noch bei weitem am größten, der Geburtenrückgang schreitet aber hier schneller voran als in den Bezirken der Wohlhabenden. Vgl. M. von Gruber, a. a. O. S. 12.

Aus dieser Erkenntnis aber erwächst der Wille zur Beseitigung des Übels auf dem Wege der Bevölkerungspolitik.

Der Geburtenrückgang, wenigstens soweit er Folge ist von dem Übergreifen der Präventionssitten auf das Proletariat, kann daher — so paradox das klingen mag — als rassenhygienisch günstig bezeichnet werden. Er eröffnet breiteren Kreisen, noch ehe es zu spät ist, das Verständnis für die Notwendigkeit der Bevölkerungspolitik. Aufgabe der Rassenhygiene ist es nun, diese beginnende Bevölkerungspolitik in rassenhygienische Bahnen zu leiten, d. h., sie so zu gestalten, daß sie vornehmlich den Tüchtigen und Gesunden zugute kommt.

Der Staat kann — wie gesagt — keine fekundative Individualauslese treiben, d. h., er kann nicht einzelne als wertvoll erkannte Individuen zu erhöhter Fruchtbarkeit veranlassen. Um so wirksamer kann er die Fruchtbarkeit einzelner Bevölkerungs*gruppen* steigern. Diejenigen Gruppen, bei welchen vom rassenhygienischen Gesichtspunkte aus eine Steigerung der Fruchtbarkeit am meisten erwünscht ist, sind aber die höheren Stände einerseits, die Bauern andererseits, und zwar deshalb, weil diese Stände, wie oben dargelegt wurde, die größte Zahl der besten Varianten enthalten. Außerdem aber sind bevölkerungspolitische Maßnahmen gerade bei der Oberschicht auch darum besonders notwendig, weil daselbst das Mißverhältnis zwischen Kosten der Kinderaufzucht und Verdienst besonders klaffend und daher die Geburtenverhütung am meisten ausgebreitet ist.

Diesen rassenhygienischen Forderungen, d. h. diesen Forderungen *qualitativer* Geburtenpolitik genügen jedoch diejenigen bevölkerungspolitischen Vorschläge, die sich immer mehr in den Vordergrund aller Bevölkerungspolitik drängen, nicht: ich meine die sozialpolitischen Maßnahmen der Bevölkerungspolitik. Die Tatsache, daß ökonomische Motive die ausschlaggebende Rolle bei der Geburtenverhütung spielen, hat viele Leute dazu verleitet, in sozialen Reformen den Kernpunkt bevölkerungspolitischer Forderungen zu erblicken. Wie grundverkehrt diese Auffassung ist, sahen wir bereits, da bekanntermaßen die Geburtenverhütung ganz vornehmlich in den wohlhabenden Kreisen und den Kreisen des Mittelstandes stattfindet, während die bäuerlichen und proletarischen Massen, trotzdem auch bei ihnen neuerdings der Neomalthusianismus sich einbürgert, noch immer bei weitem die höchsten Geburtenziffern aufweisen. Ebenso zeigen gerade diejenigen Nationen den raschesten Geburtensturz, die sich des größten Wohlstandes erfreuen (England, Frankreich, Deutschland, Holland), während die wirtschaftlich zurückgebliebenen (besonders Rußland) sich eines fast unverminderten Kinderreichtums rühmen können. Eine Identifizierung von Sozialpolitik und Bevölkerungspolitik ist also in keiner Weise angängig. Ein Zusammenhang zwischen Geburtenrückgang und Wohlstand besteht höch-

stens in der Art, daß der Wohlstand die Kinderzahl vermindert, oder — umgekehrt ausgedrückt — daß die Armut den Geburtenrückgang hemmt. Soziale Reformen packen also gerade am verkehrten Ende an: der Geburtenrückgang muß in erster Linie nicht bei den relativ hochfruchtigen Armen bekämpft werden, sondern da, wo er die größten Opfer fordert: bei den Besitzenden. Umgekehrt wie bei der Sozialpolitik ist bei der Bevölkerungspolitik ein Mensch gerade um so bedürftiger, je größer sein Hab und Gut ist.

Daß es demnach unrationell ist, die sozialen Maßnahmen bei der Bevölkerungspolitik in den Vordergrund treten zu lassen, interessiert hier jedoch nur nebenbei. Für den Rassenhygieniker bleibt das Wichtigste, daß die soziale Bevölkerungspolitik unrassenhygienisch ist. Die soziale Bevölkerungspolitik gipfelt ihrem Wesen nach in der Forderung, an Kinderreichtum materielle Vorteile zu knüpfen. Schwangerenunterstützung, Wöchnerinnenfürsorge, Mutterschafts- und Kinderprämien, staatliche Beiträge zur Kinderaufzucht und ähnliche Maßnahmen sollen die ökonomisch-wirtschaftlichen Motive beseitigen, die der Geburtenverhütung zugrunde liegen.

Schwangerenunterstützung und Wöchnerinnenfürsorge scheiden als Mittel gegen den Geburtenrückgang aus; denn nicht die rasch vorübergehenden Kosten der Schwangerschaft und des Wochenbettes sind es, die so viele Menschen zur Prävention veranlassen, sondern die langdauernden Kosten der Kinderaufzucht; jedes Kind bedeutet für seine Familie 15 bis 25 Jahre hindurch eine ununterbrochene Reihe schwerster wirtschaftlicher Opfer. Die Kosten der Geburt treten diesen gewaltigen, die Familie wirtschaftlich stark belastenden Ausgaben gegenüber ganz in den Hintergrund. Schwangerenunterstützung und Wöchnerinnenfürsorge sind daher rein soziale, nicht bevölkerungspolitische Forderungen, gegen die vom rassenhygienischen Standpunkte wohl nichts eingewendet werden kann. Bevölkerungspolitisch sind sie indifferent.

Anders verhält es sich mit den Mutterschaftsprämien, Kinderprivilegien, Steuererleichterungen und staatlichen Beiträgen zur Kinderaufzucht. Derartige Unterstützungen wären, wenn sie reichlich, freigebig und umfassend genug gewährt würden, wohl geeignet, den ökonomischen Motiven der Geburtenverhütung den Boden zu entziehen. Aber ihrer Verwirklichung stehen Schwierigkeiten im Wege. Wenn nämlich durch hohe Prämien oder fortlaufende Unterstützungen an Kinderreiche den Kosten der Kinderaufzucht auch nur annähernd die Wage gehalten werden soll, dann müßte der Staat für diesen Zweck so unglaublich hohe Summen verausgaben, wie sie ihm auch bei günstigster wirtschaftlicher Konjunktur und bei völlig kapitalistisch-händlerischer Orientierung seiner inneren und äußeren Politik wohl nie zur Verfügung

stehen werden. Die Bekämpfung des Geburtenrückgangs durch Unterstützung Kinderreicher ist also a priori eine Utopie.

Auf Grund dieser Erkenntnis haben Fritz Lenz und andere vorgeschlagen, daß der Staat nur für die Aufzuchtskosten des dritten und vierten Kindes einspringen soll, um seine ganzen finanziellen Kräfte auf diese wichtige „Umschlagstelle" zu konzentrieren. Dadurch wäre es nun allerdings möglich, schon mit sehr viel geringerem Aufwand an Kapital dem Geburtenrückgang wirkungsvoll zu begegnen. Aber eine andere Schwierigkeit wird auch durch diesen Vorschlag nicht aus der Welt geschafft: die Abstufung der Beiträge in den verschiedenen sozialen Ständen. Denn da die Kinderaufzucht in den höheren Ständen sehr viel kostspieliger ist als in den niederen, so müßten dort auch die Unterstützungen sehr viel höher sein, damit durch sie die ökonomischen Motive zur Prävention lahmgelegt werden könnten. Eine solche Einrichtung, die den Reichen mehr gibt als den Armen, würde aber bei unseren heutigen innerpolitischen Zuständen kaum jemals Gesetz werden können.

Aber nicht nur der praktischen Durchführung eines solchen Gesetzes stehen Schwierigkeiten im Wege, auch theoretisch stoßen wir wieder auf die gleiche Unmöglichkeit, von der wir oben sprachen: auch wenn nur das dritte und vierte Kind unterstützt wird, müssen die Summen, die der Staat dazu benötigt, ins Ungemessene wachsen, falls auch den höheren Ständen Zulagen zuteil werden sollen, die wenigstens ungefähr groß genug sind, um die ökonomischen Gründe für die Geburtenverhütung in diesen Ständen zu verdrängen.

Die sichere Folge dieser Unmöglichkeit ist, daß von der segensreichen Wirkung aller sozialen bevölkerungspolitischen Maßnahmen die oberen Klassen in praxi immer ausgeschlossen bleiben werden. Alle Bevölkerungspolitik, die auf Unterstützung Kinderreicher gegründet ist, wird immer nur bei den sozial tiefer stehenden Bevölkerungsschichten die Geburtenrate heben; denn nur bei Besitzlosen und bei Besitzarmen spielen auch schon kleinere Geldunterstützungen eine wesentliche Rolle. Die soziale Bevölkerungspolitik wird daher um so erfolgreicher sein, je schwächer die Menschen wirtschaftlich sind, bei denen sie durchgeführt wird. In städtischen Verhältnissen würde eine Wirkung bei der führenden Schicht, die es besonders nötig hätte, da ihre Kinderrate besonders ungenügend ist, so gut wie ausbleiben, weil in diesen Kreisen die Kosten der Kinderaufzucht größer sind, als je der Staat ersetzen könnte. Aber auch im Mittelstande wird die Wirkung ausbleiben, wenn der Kapitalaufwand nicht ganz ungeheuer groß ist. In den Kreisen der selbständigen Handwerker und der besser situierten Arbeiter kann schon eher etwas erreicht werden. Das regelrechte Proletariat aber wird den größten Nutzen haben; hier wird sich bei einiger-

maßen energischer Durchführung der sozialen Bevölkerungspolitik die Mühe der Prävention gar nicht mehr lohnen: der Staat bezahlt ja doch Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett und die Aufzucht der Kinder, wenn wirklich welche ankommen. Noch besser aber steht sich bei einer solchen Bevölkerungspolitik das Lumpenproletariat. Auch die, welche nie die Fähigkeit zu einem regelmäßigen Verdienst aufgebracht haben, werden nun durch die Erzeugung von Kindern zum mühelosen Genuß einer kleinen Rente kommen.

Aber auch auf dem Lande werden die mittleren und größeren Bauern durch eine Kinderrente einen geringeren Antrieb zur Kindererzeugung erhalten als das ländliche Proletariat. Denn auch hier werden nur die Besitzlosen einen vollen Vorteil aus derartigen Unterstützungen ziehen, während gerade bei angeseheneren, größeren Bauern die Kinderrente gewisse ökonomische Bedenken nicht zum Schweigen bringt: z. B. die Schwierigkeiten, die entstehen, wenn sich das Anwesen auf den Sohn vererbt, und dieser dann eine größere Anzahl von Geschwistern auszahlen muß. Also auch auf dem Lande würden soziale bevölkerungspolitische Maßnahmen die Kinderzahl der wirtschaftlich Schwachen viel mehr vergrößern als die der Vollbauern.

Manche Sozialisten sind sogar so weit gegangen, die Unterstützung der unehelichen Mutterschaft als bevölkerungspolitische Maßnahme zu empfehlen. Dieser Vorschlag verrät einen seltsamen Mangel an Gefühl für Staatsnotwendigkeiten. Denn ein Staat, der diejenigen Individuen, die seine Gesetze übertreten, noch eigens wegen der ihnen und ihrer Familie aus der Übertretung erwachsenden unangenehmen Folgen fortdauernd unterstützt, führt doch wohl sich selbst ad absurdum. Daß derartige Maßnahmen außerdem in hohem Grade kontraselektorisch wirken, sei — als selbstverständlich — nur beiläufig bemerkt. Die unehelichen Kinder dürften am allerwenigsten nach Art ihres genotypischen Materials geeignet sein, denjenigen Kindern die Wage zu halten, die alljährlich in unserer Oberschicht der Prävention zum Opfer fallen.

Wie wir aus alledem sehen, ist die fortschreitende Verproletarisierung unseres Nachwuchses nicht nur eine Tatsache, sie ist auch eine Gefahr: denn bei durchgreifender Sozialisierung der Bevölkerungspolitik müßte diese anti-rassenhygienische Bevölkerungstendenz in unabsehbar verhängnisvoller Weise gefördert werden. Aufgabe der Rassenhygiene ist es, die Bevölkerungspolitik von diesem gefahrdrohenden Wege abzulenken.

Der „Schutz der Schwachen", besonders das Übermaß der Sozialisierung ist es ja gewesen, was die Rassenhygieniker auf den Plan gerufen hat. Gewiß schlägt auch ihnen das Herz für das Elend der Enterbten, aber darüber hinaus wuchs ihnen der Wille zur Zukunft; gewiß

wollen auch sie sich der unheilbar Unglücklichen annehmen; aber nicht in einer Form, welche besinnungslos die Wohlgeratenen und Tüchtigen dafür opfert. Auch der Rassenhygieniker ist „Sozialist", aber nicht um den Preis der Zukunft der Rasse; sein Ideal bleibt die fekundative Auslese der Wohlgeratenen und Tüchtigen. Lediglich deshalb protestierten die Rassenhygieniker gegen den „Schutz der Schwachen", weil er meist in einer Form durchgeführt wird, die den Schwachen massenhaft die Möglichkeit gibt, ihre Mängel auf eine größere Anzahl Nachkommen zu übertragen. Die soziale Bevölkerungspolitik greift nun gerade diesen Punkt auf: nicht darauf kommt es ihr mehr an, die Schwachen jeder Art persönlich zu stützen und zu fördern, sondern ausgerechnet darauf, Gesetze einzuführen, die die Geburtenrate dieser Schwachen heben. Deshalb ist die Sozialisierung der Bevölkerungspolitik der Punkt, an dem sich die Wege der Sozialisten und der Rassenhygieniker trennen. Die Sozialisierung der Bevölkerungspolitik ist die Anti-Rassenhygiene par excellence: die Kontraselektion zum innerpolitischen staatlichen Prinzip erhoben. Erwachsen aus einer Blindheit oder Pervertierung des sozialen Empfindens, bedeutet sie eine gewaltsame Verbreiterung des Pauperismus, eine Fruchtbarmachung des Elends.

Deshalb wird eine rassenhygienische Bevölkerungspolitik sich des Ober- und Mittelstandes einerseits, der schollenfesten Bauernbevölkerung andererseits anzunehmen haben. Die Zurückstellung des städtischen Proletariats bei der Bevölkerungspolitik ist eine kardinale rassenhygienische Forderung. Daran mögen verschworene Sozialisten sich stoßen. Ihnen sei aber gesagt, daß es sich ja nicht darum handelt, den städtischen Massen die reellen Unterlagen zu körperlicher und geistiger Ausbildung vorzuenthalten; diesen Massen weiterhin Wohlfahrt und „Glück", panem et circenses, zu gewähren, ist nicht nur sozialistisch; es entspringt einem allgemein europäisch-menschlichen Triebe der Liebe und steht nicht im geringsten Gegensatz zur rassenhygienischen Weltanschauung. Darum vielmehr handelt es sich, daß nicht der Staat in jenen Ständen durch Beseitigung der Motive den einzelnen auf gesetzlichem Wege hindert, die von ihm gern getriebene Prävention auszuführen. Die Massen sollen nicht vom Staate zu einer die Erbwerte unseres Volkes bedrohenden Fruchtbarkeit, an der ihnen selbst nichts liegt, gewissermaßen gezwungen werden.

Hier eben muß der Staat lernen, die Hände wegzulassen.

Dann wird das Gros der schlechtesten Varianten, welche sich im Proletariat ansammeln, einem ebenso schmerzlosen allmählichen Aussterben anheimfallen, wie wir es bei den tüchtigsten Familien unseres Volkes schon lange beobachten. Die Vermeidung der sozialen Bevölkerungspolitik ist also identisch mit einer „negativen" Rassenhygiene

großen Stils. Diejenige negative Rassenhygiene, die uns v. Hoffmann in seinem bekannten Buche[1]) schildert, würde dann nur noch ein unterstützendes Mittel sein bei dem großen Aussterben der besonders schlechten Varianten. Die Nährstellen aber, die dann das kinderarme Proletariat frei läßt, würden durch frischen Zuzug noch unverbrauchter und unausgelesener Bauern ausgefüllt, von denen die leistungsfähigsten sich durch sozialen Aufstieg die Erhaltung ihrer Familien sichern würden.

Der Staat aber bekäme die Hände frei zu einer Bevölkerungspolitik eben der Oberschicht, des Mittelstandes und der Bauern. Daß die Oberschicht nicht durch Unterstützung Kinderreicher zur Reproduktion anzuregen geht, wurde bereits dargelegt. Dann aber bleibt kein anderes Mittel als die Belastung Kinderarmer. Durch dieses Mittel werden nur diejenigen Kreise getroffen und also nur diejenigen Kreise in ihrer Fruchtbarkeit gefördert, die Besitz haben, und zwar wird ihr Bestreben, sich durch Aufzucht einer genügenden Anzahl Kinder ihren Besitz zu erhalten, um so lebhafter sein, je größer eben dieser Besitz ist. In der Belastung Kinderarmer steckt also ein grundsätzliches rassenhygienisches Prinzip: die Besitzenden werden zur Reproduktion gezwungen, und zwar um so heftiger, je mehr sie besitzen. Die Belastung Kinderarmer fördert also automatisch die Fruchtbarkeit derjenigen Stände, die, wie wir gesehen hatten, die größte Zahl der besten Varianten enthalten.

Die Belastung Kinderarmer kann erstens durch Sonderbesteuerung auf Vermögen und Einkommen erreicht werden; und zwar durch eine Sondersteuer sowohl der Kinderlosen (wozu auch die Junggesellensteuer gehört) als auch der Kinderarmen. Immerhin wird eine solche Sonderbesteuerung ihren Zweck verfehlen, wenn ihre Höhe nicht in einem gewissen Verhältnis zu den Kosten der Kinderaufzucht steht, das heißt also: wenn sie nicht sehr hoch ist. Ob eine solche hohe Sondersteuer überhaupt technisch durchführbar ist, entzieht sich meinem Urteil.

Doch gibt es noch eine andere wirksame Form der Belastung Kinderarmer, nämlich durch eine Änderung des Erbrechts. In welcher Weise das geschehen kann, hat Max von Gruber ausführlich dargelegt[2]), so daß ich hier nicht darauf eingehe. Jedenfalls ist ohne eine derartige eingreifende Belastung Kinderarmer eine Änderung der Unterfruchtigkeit der Tüchtigen nicht zu erhoffen. Möchten doch recht

1) Geza v. Hoffmann, Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1913.

2) Max von Gruber, a. a. O. Ein Kind erbt nie mehr als ein Viertel des elterlichen Vermögens; das auf diese Weise bei drei und weniger Kindern übrigbleibende Vermögen fällt an Seitenverwandte.

viele Rassenhygieniker, anstatt sich einem unfruchtbaren Optimismus hinzugeben, die mahnende Wahrheit erkennen, die in dem Wort liegt, das Fritz Lenz auf der Delegiertenversammlung in Jena 1914 aussprach: „Ohne Änderung des Erbrechts geht es nun einmal nicht!"

Ja, ohne Änderung des Erbrechts gibt es nun einmal keine rassenhygienische Bevölkerungspolitik.

Dieser Satz wird nicht widerlegt durch den Hinweis, daß bei der Oberschicht eine Änderung des Erbrechts in Grubers Sinne technisch nicht durchführbar sei. Möglich, daß die Flucht des Kapitals ins Ausland und ähnliche Dinge eine bevölkerungspolitische Erbrechtsreform zur Utopie stempeln; dann aber wäre auch das Schicksal unserer führenden Stände besiegelt. Auf jeden Fall gehört m. E. eine bedenklich hohe Dosis Optimismus zu dem Glauben, daß diesen Ständen durch weniger eingreifende Mittel geholfen werden könnte.

Ebenso wie bei der Oberschicht liegen die Verhältnisse beim Mittelstand, nur mit dem Unterschied, daß hier vielleicht eine Begünstigung Kinderreicher als unterstützendes Mittel brauchbar ist. Wie vorsichtig aber man dabei zu Werke gehen müßte, erhellt aus der dargelegten Tatsache, daß dem Prinzip der Unterstützung Kinderreicher stets ein kontraselektorisches Moment innewohnt. Man müßte also die Vergünstigung stark proportional der Höhe der sozialen Stellung abstufen, indem z. B. kinderreiche höhere Beamte eine freie Wohnung, mittlere einen Wohnungszuschuß und die kleinsten Beamten nichts erhalten. Ob aber solche nicht nur asozialen, sondern geradezu antisozialen Maßnahmen bei der Versozialisierung unseres abendländischen Geisteslebens überhaupt möglich sind, darf mit Recht bestritten werden. Aus diesem Grunde wird die Rassenhygiene vielleicht auf das Prinzip der Unterstützung Kinderreicher am besten ganz verzichten. Doch läßt sich darüber ein kategorisches Urteil wohl nicht fällen; eine Entscheidung von Fall zu Fall muß man sich zum mindesten vorbehalten.

Bleiben die Bauern. Auch hier muß, um die im sozialen Wettkampf Erfolgreichen besonders zu treffen, am Prinzip der Belastung Kinderarmer festgehalten werden. Nur so kann es gelingen, in erster Linie die Reproduktion der Vollbauern und nicht die der mannigfaltigen auf dem Lande lebenden Metöken zu steigern. Auch hier bleibt deshalb eine Änderung des Erbrechts der Grundpfeiler jeder rassenhygienischen Bevölkerungspolitik. Die Schwierigkeiten einer solchen Reform wären hier, wo es sich hauptsächlich um immobiles Kapital handelt, wahrscheinlich geringer als bei der sozialen Oberschicht. Doch dürfen sie darum nicht unterschätzt werden. Zweifellos unschwer durchführbar wäre dagegen die Schaffung eines hochfruchtigen neuen Bauern-

standes neben dem alten durch Siedlungspolitik in dem von Fritz Lenz[1]) und Max von Gruber[2]) empfohlenen Sinne (die sog. Methode der bäuerlichen Lehen). In diesen Vorschlägen liegt die erfolgversprechendste aller bevölkerungspolitischen Maßnahmen überhaupt. In rassenhygienischen Kreisen kann deshalb auf sie gar nicht hartnäckig und gar nicht oft genug hingewiesen werden.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß eine rassenhygienische, d. h. qualitativ-auslesende Bevölkerungspolitik immer von dem Prinzip der Belastung Kinderarmer ausgehen muß. Die Versozialisierung der Bevölkerungspolitik ist eine der drohendsten rassenhygienischen Gefahren der Gegenwart, da sie nicht mehr und nicht weniger bedeutet als eine große, alle Kreise des Volkes ergreifende, fekundative Kontraselektion. Sie begünstigt die Fruchtbarkeit einer Bevölkerungsgruppe im allgemeinen um so mehr, je größer die Zahl der schlechten Varianten in dieser Gruppe ist. Das fortschreitende Aussterben unserer besten Erbstämme, besonders der höheren Beamtenschaft, der Offiziere und in absehbarer Zeit wohl auch — wie in Frankreich — der Vollbauern, kann durch soziale Bevölkerungspolitik nicht gehindert werden. Dagegen würde diese Verarmung unseres Volkes an seinen höchsten biologischen Gütern durch eine eingreifende soziale Bevölkerungspolitik vertuscht, indem die quantitative Vermehrung des Gesamtvolkes durch das Proletariat in Stadt und Land sichergestellt würde. Die konsequente Durchführung einer sozialen Bevölkerungspolitik bedeutet daher eine gefahrdrohende Erweiterung der Verproletarisierung unseres Nachwuchses.

Zusammenfassung: Es gibt zwei Wege der Bevölkerungspolitik: Unterstützung des Kinderreichtums und Belastung der Kinderarmut. Beide haben eine geradezu entgegengesetzte Selektionswirkung und somit einen sehr verschiedenen rassenhygienischen Wert. Als rassenhygienische bevölkerungspolitische Maßnahme kann allein die Belastung der Kinderarmut bezeichnet werden; die Unterstützung des Kinderreichtums ist eine soziale bzw. hypersoziale Maßnahme, die vom rassenhygienischen Standpunkt aus nur mit größter Vorsicht befürwortet werden darf, da sie die Proletarisierung unseres Nachwuchses fördert.

---

1) Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes. Jena 1912.

2) Über Siedlungsreform. Zeitschr. für Wohnungswesen in Bayern. Jahrg. XIII, Nr. 10/11.

Judenvolk und Weltkrieg.

Von
Dr. Elias Auerbach, Haifa (z. Z. im Felde).

I. Stellung der Juden.

Der Anteil der Juden am Weltkrieg ist außerordentlich stark, denn etwa 10 von ihren 13 Millionen wohnen in den kriegführenden Ländern und stehen in ihren Heeren. Wir schätzen die Zahl der Juden im russischen Heere auf rund 500000, im österreichisch-ungarischen auf 225000, im deutschen auf 70000, im englischen auf 25000, im französischen auf 20000, im türkischen auf 20000, im italienischen auf 5000, im bulgarischen auf 5000, im (ehemals) serbischen auf 3000, im (ehemals) belgischen auf 2000. Insgesamt stehen demnach fast 900000 Juden im Felde, davon auf seiten der Entente etwa 560000, auf seiten der Mittelmächte etwa 320000.

Wie stehen diese Juden und ihre Angehörigen daheim zu dem großen Kriege und seinen Ideen?

Völlig klar und eindeutig ist ihre Stellung bei den Mittelmächten. Sie empfinden bis zum letzten Mann, genau wie jeder andere Bürger dieser Staaten, daß es ein Kampf um Sein oder Nichtsein ist, daß der Kampf um die höchsten Ziele der Völkerentwicklung geht, und daß ihr eigenes Schicksal mit dem ihrer Heimatländer unauflöslich verknüpft ist. Die Juden dieser Länder — mit Ausnahme Galiziens und der Türkei — sind „assimiliert", sie nehmen auch in ihrem täglichen Leben an den kulturellen und politischen Bewegungen ihrer Länder vollkommen teil.

Weit verwickelter ist die Stellung der Juden auf der Seite der Entente. In den Tagen des Kriegsausbruchs fuhr ich mit zwei jüdischen Studenten aus Rußland auf dem Mittelmeer. Der eine erklärte begeistert, Rußland sei unbesiegbar, und er kehre sofort nach Odessa zurück. Der andere sagte nur still und innig: „Gebe Gott, daß Rußland geschlagen und vernichtet wird." Das ist in kurzer Formel der tragische Konflikt in der Brust der sechs Millionen russischer Juden. Sie lieben, trotz allem, das Land, in dem sie geboren und aufgewachsen sind, und sie haben als Soldaten, entgegen allen Verdächtigungen und Verhetzungen von russischer Seite, ihre volle Schuldigkeit getan und Heka-

tomben von Blutopfern gebracht; vielleicht mit der Hoffnung, daß für ein siegreiches Rußland eine neue Zeit und damit für die unmenschlich geknechteten Juden der Morgen eines menschenwürdigen Daseins anbrechen würde. Viele aber, und gerade die Klarsehenden, müssen fühlen, daß ein Sieg Rußlands nur die bisherigen Gewalthaber ungeheuer stärken und jede Hoffnung auf eine die Lage der Juden erleichternde Umwälzung, wie sie die Revolution von 1905 zu bringen versprach, auf unabsehbare Zeit vertagen würde. Ihre Tragik liegt also darin, daß sie für eine Sache kämpfen, derén Sieg zu wünschen sie nicht die geringste Veranlassung haben.

Anders liegt die Sache für die englischen und französischen Juden. In beiden Ländern besteht nur der kleinere Teil der Juden aus solchen, die seit mehreren oder vielen Generationen im Lande ansässig sind, der weitaus größere aus Einwanderern der letzten dreißig Jahre, die vor der russischen Verfolgung und Willkürherrschaft hier ein Asyl gefunden haben. Beide Schichten aber treten, wie es recht und billig ist, mit ganzem Herzen für die Interessen dieser ihrer zweiten Heimat ein. Der klarste Beleg hierfür ist, daß in England unter der Herrschaft des Freiwilligen-Systems sich etwa 6% der allgemeinen Bevölkerung, aber 7½% der Juden zu den Waffen gemeldet haben (nach Jewish Chronicle). Freilich offenbart sich hie und da ein nicht ganz zu unterdrückendes Mißbehagen darüber, daß die Juden hier die Sache desselben Rußland zu verfechten haben, das sie vertrieb und ihre in Rußland gebliebenen Angehörigen noch während des Krieges aufs furchtbarste brutalisiert. Nur ganz schüchtern versuchen sie, England und Frankreich zum Eintreten für ihre östlichen Stammesgenossen zu veranlassen, da sie wohl sehen, daß jede Möglichkeit eines solchen im Frieden allenfalls denkbaren Druckes durch den Krieg geschwunden ist.[1])

Sehr interessant ist die Stellung der neutralen Juden zum Kriege. Wir können hier von den neutralen Staaten Europas wegen ihrer ganz geringen Judenziffern absehen und uns auf die Vereinigten Staaten beschränken. Hier wohnen 2½ Millionen Juden, davon die Hälfte in Neuyork, und 80—90% dieser Zahl sind Einwanderer der letzten Generation. In Amerika haben sie keinen Grund, ihren Haß gegen Rußland zu verstecken, und darum stehen sie mit allen Kräften ihres journalistischen und wirtschaftlichen Einflusses auf der Seite Deutschlands und seiner Verbündeten. Sie waren — außer den Deutschen natürlich — die einzigen, die in der ganzen Lusitania-Angelegenheit fest den deutschen Standpunkt vertreten haben; die Beteiligung Rußlands an der Dollaranleihe der Entente ist durch den Einspruch der jüdischen Ban-

1) Anm. bei der Korrektur: Inzwischen stellt das „freie" England die Juden vor die Wahl: Militärdienst oder Rücktransport nach Rußland. D. Verf.

kiers verhindert worden; und das jüdische Element vereinigt sich mit dem deutschen in der Forderung eines Waffenausfuhrverbots und der unbedingten Aufrechterhaltung der Neutralität.

Überschauen wir die Stellung des gesamten jüdischen Volkes im Weltkrieg, so ist sie gekennzeichnet und bedingt durch die traurige Zersplitterung der Juden über alle Welt. Daß Hunderttausende von Juden, die in Friedenszeiten durch Blut und Verwandtschaft, durch große Wohltätigkeitsorganisationen und die zionistische Bewegung miteinander verknüpft waren, jetzt mit den Waffen in der Hand sich bekämpfen, ist nicht weniger tragisch als der Kampf von Deutschrussen gegen das deutsche Heer, von russischen Polen gegen österreichische und deutsche.

Eins aber fühlen wohl alle Juden: daß in diesem gewaltigsten historischen Ereignis wohl auch die Zukunft des jüdischen Volkes entschieden oder wenigstens die Grundlage zu seiner Entscheidung gelegt wird.

II. Wirkungen des Krieges.

Die Geschichte des jüdischen Volkes ist in den letzten dreißig Jahren durch zwei Erscheinungen bestimmt: die wachsende Zerstreuung der Ostjuden und die wachsende Auflösung der Westjuden.

Nach dem Erlaß der berüchtigten russischen Maigesetze von 1881, die einen „Ansiedlungsrayon" für die Juden schufen, wohnte die große Mehrheit aller Juden in einem räumlich ziemlich eng begrenzten Gebiet, das etwa von Wilna bis nach Odessa und von Krakau über Galizien, Ungarn und Rumänien zur Donaumündung reichte. In diesem Raume saßen von den 11 Millionen Juden mindestens 8½, die in Kongreßpolen etwa 15%, in Galizien 10%, in Rumänien 7—8% der Gesamtbevölkerung ausmachten. Da diese Judenmasse, die man als „Ostjuden" zusammenfaßt, von der übrigen Bevölkerung scharf unterschieden, unter sich durch die gemeinsame jüdisch-deutsche Sprache und durch ihre religiöse Kultur eng verbunden war, bildete sie eine unerschütterliche Grundlage für die Erhaltung der Juden als Volk.

Seit dieser Zeit aber hat unter dem Einfluß schwerer Bedrückung eine Wanderung der Juden eingesetzt, die in der Geschichte anderer Völker wohl beispiellos ist. Mindestens 3½ Millionen, also fast ein Drittel, haben sich neue Wohnsitze gesucht. Von ihnen wandten sich über 2 Millionen nach den Vereinigten Staaten, eine starke halbe Million nach Kanada und Südamerika, dreiviertel Millionen nach Westeuropa und nach Palästina, kleinere Gruppen nach Südafrika und Australien. Man kann daher sagen, daß die eigentliche Zerstreuung der Juden, die ihre Erhaltung als Volk gefährdet, erst am Ende des 19. Jahrhunders beginnt, denn diese losgetrennten Teile unterliegen in

ihren neuen Wohnländern in bisher unbekanntem Maße der Assimilierung und Absorbierung. Für Rußland selbst hat freilich die brutale Politik Ignatiews und seiner Nachfolger durchaus nicht zur Erreichung des berüchtigten Zieles geführt: ein Drittel Vernichtung, ein Drittel Auswanderung, ein Drittel Taufe. Es ist wohl ein Drittel der russischen Juden ausgewandert, aber die Zahl der Zurückbleibenden hat sich infolge ihrer natürlichen Vermehrung doch nicht merklich verringert, höchstens im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung. Bei Beginn des Weltkrieges wird ihre Zahl noch immer etwa $5^1/_2$ Millionen betragen haben.

Für die westeuropäischen Juden, als deren Typus wir die deutschen Juden nehmen können, war das Kennzeichen der vergangenen Jahrzehnte die rasch fortschreitende Auflösung. Sie geschah weniger durch die Taufe Erwachsener als durch die Mischehe mit Loslösung der Kinder vom Judentum. Unmittelbar vor dem Kriege machten in Berlin die Mischehen 30% aller von Juden geschlossenen Ehen aus, und ähnlich liegen die Verhältnisse in anderen Großstädten. Für ganz Deutschland betrug diese Zahl etwa 14%. Da die Kinder aus diesen Mischehen nach Ruppins Schätzung zu etwa 90% dem Judentum verloren gehen, ist der Verlust seines Menschenbestandes sehr groß und wächst von Jahr zu Jahr. Ohne die Einwanderung aus dem Osten wäre die Ziffer der deutschen Juden auch schon absolut im Zurückgehen, wie sie es relativ längst ist. Ähnlich, nur dem Grad nach verschieden, liegen die Verhältnisse im übrigen Westeuropa und — neuerdings — auch in den überseeischen Ländern.

Welche Einwirkung hat nun der Krieg auf den Bestand des Judenvolkes?

In Rußland hat er zu einer neuen gewaltigen Verschiebung der Judenmassen geführt. Die „Räumungs"-Taktik der Russen hat aus dem von Deutschland und Österreich besetzten Gebiet schon nach offiziellen Angaben rund $^1/_2$ Million Juden nach Osten abgeschoben, und wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß diese Zahl weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Rechnet man dazu die zahlreichen Austreibungen aus Orten des übrigen Rußlands, in denen Juden bisher ein gesetzliches oder geduldetes Wohnrecht genossen, so ist mindestens eine Million Juden in neue Wohnsitze gedrängt worden, zu erheblichem Teile zerstreut außerhalb des bisherigen geschlossenen Siedlungsgebietes.

Daß hiermit eine ungeheure Verschärfung ihres wirtschaftlichen Notstandes eintritt, ist sicher. Die Leiden der russischen und polnischen Juden in diesem Kriege überbieten alle Beispiele, ja alle Phantasie. Gegen sie sind die Leiden Ostpreußens und Galiziens unter der Russenherrschaft ein Kinderspiel. Und da von der russischen Regierung die

Verhetzung der übrigen Bevölkerung gegen die Juden als die angeblichen Urheber alles russischen Unglücks aus innerpolitischen Gründen weiterbetrieben wird, werden wir aller Voraussicht nach sofort nach dem Kriege eine beispiellose Abwanderung der russischen Juden erleben.

Das wichtigste Ergebnis des Krieges aber im Hinblick auf die Zukunft des jüdischen Stammes ist die Besetzung Westrußlands durch die Mittelmächte. Wenn diese Besetzung eine dauernde bleibt, wird von ihr eine neue Epoche für die Juden datieren. In dem besetzten Gebiet (Kurland, Littauen, Teile Weißrußlands, Kongreßpolen, Fürstentum Cholm, Teile Podoliens und Wolhyniens) lebten vor dem Kriege drei Millionen Juden, jetzt wohl noch fast $2^1/_2$ Millionen, 12% der Gesamtbevölkerung. Wie die politische Zukunft dieser Gebiete sich auch gestalten möge — jedenfals werden sie der Kultur und Wirtschaft Westeuropas angegliedert werden.

Damit eröffnen sich den Juden dieser Gebiete neue Schicksalswege. Sie stehen als starke Minderheit mit eigener Sprache und Kultur inmitten einer Bevölkerung, deren wichtigster Hauptteil das Polentum ist. Eine starke Spannung bestand vor dem Kriege zwischen diesen Volksteilen, da die Polen mit allen Mitteln versuchten, die Juden politisch und kulturell sich anzugliedern, während die Juden allen solchen Bemühungen mit der ihnen eigenen Zähigkeit widerstanden, freilich unter Einbuße wichtiger wirtschaftlicher Positionen. In der neuen Ordnung der Dinge ist mit Sicherheit ein rasches, wirtschaftliches Aufsteigen der verelendeten, aber rührigen Judenmassen in Polen zu erwarten, auch gegen den Druck des Polentums. Für ihre nationale Stellung aber sind drei Möglichkeiten gegeben: Angleichung an das Polentum, Annäherung an das Deutschtum und Festigung der eigenen jüdischen Nationalität. Wenn auch das Prophezeien etwas Mißliches hat, so möchten wir doch glauben, daß alle drei Wege beschritten werden dürften. Das Polentum wird zum mindesten eine kleine aber mächtige Oberschicht der Juden an sich ziehen, ein Prozeß, der bereits in den letzten Jahrzehnten begonnen hat, an dessen Fortschreiten aber das Deutschtum ein durchaus negatives Interesse hat. Eine Annäherung an das Deutschtum wird für die Juden durch die nahe Sprachenverwandtschaft — sie sprechen durchweg Jüdisch-Deutsch — begünstigt, sowie vor allem dadurch, daß eben die deutsche Kultur in erster Linie die Form sein wird, in der ihnen überhaupt moderne europäische Kultur- und Lebensform entgegentreten wird.

Wie weit neben diesen durch reale Einflüsse der polnischen und deutschen Kultur bedingten Entwicklungen die Festigung eines eigenen jüdischen Nationalismus der Ostjuden zu erwarten ist, hängt zum guten Teil von der jetzigen Stärke dieser nationalen Bewegung ab. Wir schät-

zen sie ziemlich hoch ein. Sie stützt sich auf eine Tradition von Jahrhunderten, auf eine starke jüdische Eigenart, auf die Existenz großer Judenmassen und die sicherlich nicht abreißenden Beziehungen zu den gleichgestimmten Juden der bei Rußland verbleibenden Gebiete. Und gerade die eigentümliche Stellung, die die Juden zwischen Deutschen und Polen und abseits von beiden einnehmen, dürfte die Entfaltung eines jüdischen Nationalismus fördern, der naturgemäß — auch schon durch den Einfluß des deutschen Judentums! — mehr nach Westen als nach Osten hin orientiert ist. Daher wird sofort nach dem Kriege die Forderung einer kulturellen jüdischen Autonomie in Polen erhoben werden, und es liegt im wohlverstandenen eigenen Interesse des deutschen Einflusses gegenüber dem Polentum, dieser Forderung Gehör zu geben.

Ich will nicht verhehlen, daß ich in der Erhaltung des jüdischen Elementes als eines national-kulturellen die wünschenswerteste Lösung sehe. Die jüdische Volksindividualität, wie sie sich in einer langen Geschichte dokumentiert hat, erscheint zu wertvoll, als daß man ihr Aufgehen in die übrigen Völker wünschen könnte. Und die Zeiten sind wohl endgültig vorüber, wo man durch Mischung nationaler Eigenarten sich dem Ideal einer „allgemeinen Menschheit“ zu nähern glaubte, die durchaus kein Ideal ist. Wir sehen vielmehr das Ideal in der immer klareren Kristallisierung und Entwicklung der einzelnen Volkspersönlichkeiten. Und darum wünschen wir auch die Erhaltung des jüdischen Volkes.

Trotz dieses Wunsches kann man die Augen nicht davor verschließen, daß der Übergang von 2—3 Millionen Juden von Osteuropa nach Mitteleuropa vermutlich ihren bisherigen festen Zusammenhalt erheblich lockern und sie dem Einschmelzungsprozeß der westeuropäischen Judenheit näher bringen wird. Gerade der Druck, unter dem sie bisher lebten, garantierte ihre Existenz als Volk. Und wenn es auch durchaus verfehlt wäre, hierauf eine Verelendungstheorie als Ziel des jüdischen Nationalismus aufzubauen, so heißt es doch nur Tatsachen konstatieren, wenn man auf die ganz analoge Entwicklung des westeuropäischen Judentums seit der Juden-Emanzipation hinweist.

Für die Juden Westeuropas wird der Weltkrieg keine grundlegende Änderung ihrer äußeren Lage bringen. Zwar ist durch den Krieg in Deutschland der Antisemitismus — auch der des Staates — vorläufig suspendiert worden, aber es besteht durchaus kein Grund zu der Annahme, daß sich Grundsätzliches im Verhältnis der Mehrheit und Minderheit ändern sollte. Es werden wohl in den ersten Jahren gegenüber jüdischen Einzelpersonen Konzessionen gemacht werden, aber gerade diese dürften — wie nach 1870 — eine rückläufige Bewegung im Gefolge haben, die den vollen sozialen Ausgleich zwischen Juden und

Nichtjuden hindert, ohne doch die steigende Auflösung der Juden hemmen zu können.

Wesentliche Änderungen aber werden sich wohl in der psychischen Struktur der deutschen Juden vollziehen. Bisher war der Zusammenhang der Juden Deutschlands mit den Ostjuden im wesentlichen der des reichen Bruders mit dem armen. Der reiche Bruder bemühte sich, die Notlage des armen in etwas zu bessern, und gab ihm, wenn er eine Zuflucht jenseits des Meeres suchte, eine Fahrkarte und ein kleines Zehrgeld. Die Ostjuden aber dienten durch ihre Einwanderung zur Festigung des gelockerten Zusammenhangs und zur Auffüllung der durch Taufe und Mischehe gerissenen Lücken. In Zukunft werden die Ostjuden mit steigender Kultur den Westjuden gleichberechtigt, ja durch ihre geschlossene Masse und ihre ungebrochene Kraft überlegen entgegentreten. Damit aber wird die schon vor dem Kriege bemerkenswerte Bewegung unter der jüdischen Jugend Deutschlands, die auf Betonung des nationalen Elements im Judentum drängt, erheblich gefestigt und verstärkt werden. Auf der anderen Seite werden die zentrifugalen Elemente im Westjudentum ihre Ablösung aus den gleichen Gründen beschleunigen. Es wird also eine raschere und klarere Scheidung der konsequentesten Richtungen sich vollziehen: Restloses Untertauchen — oder Zionismus.

III. Der Zionismus nach dem Kriege.

Alle Versuche, die „Judenfrage" in den Ländern, wo Juden wohnen, zu lösen, sind Stückwerk und mußten es sein. Denn der Kern der Judenfrage liegt darin, daß die Juden überall als kleine nationale Minderheit verstreut sind. Alle übrigen Formen des vielgestaltigen Problems, die diesem in jedem Land seine besondere Note geben, religiöse, wirtschaftliche, soziale, politische Differenzen, sind nur nebensächliche Ausläufer der grundlegenden Tatsache. Diese aber fordert gebieterisch eine gründliche Lösung, da bei der Aktivität des jüdischen Stammes sonst schmerzhafte Konflikte nicht ausbleiben können.

Als eine solche Lösung wird von einzelnen Juden und von der Staatsraison die Parole ausgegeben: Auflösung durch Assimilation, Taufe und Mischehe. Daß diese Lösung vom jüdischen Standpunkt aus unerwünscht ist, haben wir bereits erwähnt; ob sie vom Standpunkt der anderen Nationen aus erwünscht ist, muß füglich diesen zu entscheiden überlassen werden. Sicher ist aber auch hier, daß starke Widerstände gegen die Aufsaugung des jüdischen Elements bestehen.

Eine grundsätzlich entgegengesetzte Lösung versucht die zionistische Bewegung. Sie will an Stelle der Überall-Minderheit der Juden an einem Punkte eine jüdische Mehrheit schaffen, die als Kern und Rückhalt für die jüdische Nationalität dienen soll. Und zwar, da dies

in den heutigen Wohnländern der Juden absolut unmöglich ist, in demjenigen Lande, mit dem die Geschichte das jüdische Volk unauflöslich verknüpft, in Palästina. Ein gesunder und gesicherter Aufbau einer jüdischen Mehrheitsbevölkerung kann aber auch hier nur erreicht werden, indem erhebliche Teile zum Landbau zurückgeführt werden. Ein solches Zentrum in Palästina würde dann, abgesehen von der Sicherung der jüdischen Nationalität vor dem Untergange, flottierenden Teilen der übrigen Judenheit in wachsendem Maße die Möglichkeit des Anschlusses geben.

Dieses erst seit etwa dreißig Jahren mit Energie angegriffene Werk war bis zum Kriege so weit gefördert, daß es zum mindesten als Versuch geglückt erscheinen kann. Die Judenzahl in Palästina hob sich in dieser Zeit von 30000 auf 100000; von den 70000 Einwanderern sind heute 12000 im Landbau tätig, 40000 in städtischen Berufen, der Rest, fromme Berufslose, lebt meist von milden Spenden.[1] Obwohl erst ein Sechstel der Gesamtbevölkerung, üben die Juden einen bedeutenden, auf manchen Gebieten bereits einen beherrschenden wirtschaftlichen Einfluß im Lande aus. Gleichzeitig haben sie hier das Hebräische wieder zur Schrift- und Umgangssprache, vor allem zur Schulsprache gemacht und durch ein musterhaftes Schulwerk sich die unzweifelhafte kulturelle Führung des Landes gesichert.[2]

Trotz dieser guten Erfolge war die politische Situation dieser Siedlung bis zum Kriege eine sehr eigentümliche. Die türkische Regierung, obwohl sie aus dem erwachenden Wohlstand des Landes erheblichen Nutzen zog, war doch von dauerndem Mißtrauen erfüllt, weil sie die Losreißung einer Provinz fürchtete. Trotz aller Versicherungen strengster Loyalität der Juden hat sie sich bisher nicht entschließen können, die zionistische Kolonisation zu unterstützen, wenn sie ihr auch kein ernstes Hindernis in den Weg legte. Dieses Mißtrauen findet seine Erklärung zum großen Teil darin, daß die Mehrzahl der eingewanderten Juden ihre frühere (meist russische) Staatszugehörigkeit beibehielt — was freilich bei der mangelhaften Verwaltung und Rechtssicherheit in der Türkei und den großen Vorrechten der fremden Staatsbürger sehr begreiflich war.

Mit dem Ausbruch des Krieges vollzog sich hier eine rasche Umwälzung. Die Juden Palästinas hatten zwischen Rußland und der Türkei zu wählen und wählten natürlich mit wenigen Ausnahmen die Türkei. Etwa 25000 erwarben die ottomanische Staatsangehörigkeit, d. h. da es sich nur um Erwachsene handelt, fast alle Juden Palästinas.

---

1) Näheres siehe in meiner Abhandlung „Palästina als Judenland". Berlin 1912, Jüdischer Verlag.

2) Siehe Oblt. Rohde. Die jüdische Kolonisation Palästinas. Südd. Monatsh. Februar 1916.

Gleichzeitig aber wurde Palästina Objekt der großen Politik. Der „kranke Mann“ wurde ja längst verteilt; und so waren englische Zeitungen so gütig, Palästina dem jüdischen Volke — natürlich als englische Kolonie — anzubieten, ein Manöver, das wohl gleichzeitig auf die Juden Palästinas und die Amerikas berechnet war. Selbst Großfürst Nikolai soll seinen jüdischen Soldaten Palästina als Siegespreis versprochen haben — wohl als Ausgleich für die Massenhinrichtungen und Plünderungen von Juden, die er vornehmen ließ. — Aber auch in ernsten politischen Kreisen wird jetzt die früher unbekannte, auch wohl verspottete zionistische Bewegung und die jüdische Besiedlung Palästinas als ein politischer Faktor von Zukunftswert eingeschätzt.

Seine Bedeutung liegt in erster Linie in der geographischen Lage Palästinas. Es ist ein Eingangstor nach Ägypten — ein Durchgangsland nach Mesopotamien — ein Trennungsgebiet zwischen dem arabischen Südteil und dem türkischen Nordteil des Osmanischen Reiches. Und die politische Bedeutung der Juden für die Türkei liegt darin, daß sie an der alten und verwickelten Nationalitätenfrage der Türkei keinen Anteil haben. Gelingt ihnen die Wiederaufrichtung der jüdischen Nation unter türkischer Oberhoheit, so haben sie nur ein Interesse: das der Erhaltung und Festigung des türkischen Gesamtreiches.

Welche Aussichten eröffnet nun der Weltkrieg für die zionistische Bewegung?

Das jüdische Volk ist es müde, immer nur Objekt der Geschehnisse zu sein, immer nur der Amboß, auf den die Hämmer sausen. Ahasver zu neuen Wanderungen gedrängt, sucht mehr als je eine Heimstätte. Darum dürften die treibenden Kräfte der zionistischen Bewegung stark anwachsen. Insbesondere beginnt jetzt die amerikanische Judenheit ein starkes Interesse an Palästina zu nehmen, da Amerika sich der Judenwanderung zu verschließen beginnt.

Trotzdem darf man sich nicht vorstellen, daß Palästina in nächster Zeit große Judenmassen aufnehmen könnte. Auch bei verhältnismäßig raschem Anwachsen seiner jüdischen Bevölkerung kann es im Jahr vorläufig nur einige Tausend, bestenfalls nur zwei bis drei Zehntausende seinem noch unentwickelten Wirtschaftsgefüge einreihen, während die Auswanderung aus Osteuropa sicher in die Hunderttausende gehen wird. Aber seine Aufnahmefähigkeit kann von Jahr zu Jahr gesteigert werden. Das Land, das heute nur etwa 22 Einwohner auf den qkm enthält, kann bei der Bevölkerungsdichte Siziliens, dem es auch im Klima nahesteht, gut die sechsfache Zahl fassen. Dazu ist vor allen Dingen notwendig, daß die jüdischen Organisationen ihre Anstrengungen mehr und mehr auf dieses Gebiet konzentrieren; und eine Entwicklung in dieser Richtung ist in der Tat schon heute unverkennbar. Daß aber das Land eine so dichte Bevölkerung auch tragen kann,

ist nicht nur durch seine starke Besiedlung im Altertum, sondern auch durch die von der modernen jüdischen Kolonisation bewirkte Umwandlung von Ödländereien in dicht besetzte Bezirke erwiesen. Auch ohne Hilfe des Staates, nur durch eigene Kraft, wird mit Sicherheit die jüdische Bevölkerung innerhalb der nächsten Generation wirtschaftlich, und vielleicht auch schon zahlenmäßig, die erste Stelle in Palästina einnehmen. Voraussetzung ist freilich, daß die türkische Regierung nicht hindernd in diesen Prozeß eingreift!

Palästina ist und bleibt türkisch und soll es auch bleiben. Es kommt alles darauf an, daß die türkische Regierung ihren Vorteil bei der jüdischen Einwanderung sieht. Dieser Vorteil springt in die Augen. Wenn, wie zu hoffen steht, dem großen Kriege eine Regeneration der Türkei folgt, so braucht diese vor allem Menschen und Kapital zur Entwicklung ihrer reichen, aber brachliegenden Länder. Woher soll sie beides nehmen? Für Palästina bieten beides die Juden, und sie geben durch ihr eigenes Interesse die Gewähr, daß sie treue Bürger des Reiches sein werden, von dem ihr Land ein Teil ist. Eher als irgendeine andere Einwanderung werden sie, die hier eine dauernde Heimat suchen, auch im türkischen Staatsgefüge Wurzel fassen. — Weiter aber muß der Türkei eine starke jüdische Bevölkerung in Palästina ein wertvolles Gegengewicht gegen das arabische Element sein, dessen Rivalität gegenüber dem türkischen eines der schwersten Probleme des ottomanischen Reiches bildet.

Aus den gleichen Gründen müssen auch diejenigen Mächte, die ein Interesse an der Erstarkung der Türkei haben, die jüdische Einwanderung wünschen und fördern. Insbesondere hat Deutschland bei seinen großen wirtschaftlichen Plänen ein Interesse daran, da die einwandernden Juden sämtlich Deutsch verstehen und sich bereits in der verflossenen Zeit als Pioniere deutscher Wirtschaftsexpansion erwiesen haben.

Zum Schluß noch einige Worte über die rassenbiologische Bedeutung der zionistischen Bewegung. Die Juden sind ja ohnehin eines der interessantesten Objekte der Rassenbiologie. Inmitten der schrankenlosen Blutmischung Europas stellen sie noch immer eine relative Bluteinheit dar (denn die Abkömmlinge aus Mischehen scheiden zum allergrößten Teile aus der jüdischen Gemeinschaft aus), und sie zeigen in ihrer beruflichen Gliederung ein fast völliges Fehlen der Landbevölkerung. Zahlreiche Krankheitserscheinungen, die einer Rassenanlage oder der Inzucht der Juden zugeschrieben wurden, sind als Folge ihrer abnormen Berufsgliederung nachgewiesen[1]); und daß diese schwere Gefahren für die Rasse in sich schließt, bedarf heute keines Beweises mehr. Der Zionismus unternimmt nun den interessanten Versuch, einen

1) Siehe meine Arbeit: Die Sterblichkeit der Juden in Budapest 1901—1905, in Zeitschr. f. Stat. u. Demogr. der Juden, 1908.

Teil dieses Volkes zu einer gesunden Berufsschichtung mit Einschluß der Urproduktion zurückzuführen. Gelingt dieser Versuch — und das bisher Erreichte spricht für diese Möglichkeit —, so ist damit ein bedeutsames Vorbild für die übrigen europäischen Kulturvölker gegeben, die in steigendem Maße infolge der Industrialisierung ähnlichen Gefahren entgegengehen. In Westeuropa liegt die größte Gefahr für die Existenz der jüdischen Rasse in ihrer zu geringen Kinderzahl — ein merkwürdiger Vorgang bei dem Volke, das den Satz prägte: seid fruchtbar und mehret euch! Weiter — und das gilt auch für Osteuropa — in der Zusammendrängung auf wenige geistig aufreibende Berufe, mit denen die Zunahme der Geisteskrankheiten, des Diabetes und anderer Erkrankungen in Beziehung steht. In allen diesen Dingen wird voraussichtlich die Versetzung in günstigere Lebensbedingungen eine Besserung herbeiführen.

So kann durch den Plan der jüdischen Besiedlung Palästinas, auch wenn nur die Minderheit der Juden von ihm erfaßt wird, die Existenz dieser unstreitig begabten und noch keineswegs müden oder degenerierten Rasse als solcher gesichert werden.

Weitere unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft.

Von

Dr. F. Siebert in München, z. Zt. Kreisarzt in Turek.

Es ist zwar jetzt keine Zeit zu lehrhaften Auseinandersetzungen; namentlich sollte solches der unterlassen, der selbst nicht in der Heimat tätig sein kann, sondern außen tätig sein darf. Allein die Zeit des Krieges ist auch die Zeit, in der die Menschen, durch die Not gedrungen, am meisten geneigt sind, über die Wurzeln und Ziele ihres Daseins nachzudenken.

Was Schallmayer in seinen „unzeitgemäßen Gedanken" in Heft 4 des vorigen Jahrgangs dieses Archivs vorschlägt, ist im Grunde nicht wesentlich verschieden von dem, was Naumanns gewandte, die augenblickliche Volksstimmung treffende Feder auf dem geistigen Markte an die Abnehmer abzusetzen sucht.

Ich finde, offen gestanden, Schallmayers Vorschläge nicht unzeitgemäß, sondern sehr zeitgemäß. Was hat denn der alldeutsche Gedanke, der in den Worten Berlin—Bagdad seine Prägung gefunden hat, anderes zum Ziele, als einen Zusammenschluß der Staaten und Völker, die an dieser Linie Anteil haben? Daß das nur dadurch zustande kommen kann, daß jeder Teil etwas von seiner Selbstherrlichkeit abgibt, das liegt wohl auf der Hand.

Ich würde mich daran nicht allzusehr stoßen, mit Italien wieder in ein Bündnis zu kommen. Man ist in politischen und kulturellen Ver-

einigungen gewöhnt, mit Leuten zusammenzusitzen, die man nicht in seiner guten Stube haben möchte, und denen man keine Geldwerte anvertrauen würde. Unser Verhalten zu Frankreich freilich würde ich im Gegensatze zu Schallmayer — um einmal ganz lehrhafte, unserer Diplomatie fernliegende Stimmungen zu äußern — am glücklichsten dadurch gelöst sehen, daß man sagt: Wir haben den Franzosen die einzigen Söhne zusammengeschossen. Ehe wir in den nun entstehenden leeren Raum ein unliebsames Menschengemisch einströmen lassen, das noch dazu viel schwarzes Blut enthält und deutsches Blut aufsaugt, wollen wir das leergewordene Land lieber in deutsche Siedlungskultur nehmen. Wenn ein selbständiges Polen entstehen sollte, wird man ja wohl bestrebt sein, es irgendwie mit den Staaten Mitteleuropas zu verbinden. Die Staaten, die jetzt schon zusammenhalten, werden, so setze ich voraus, auch weiterhin durch die Not zum Zusammenhalten gezwungen sein. Griechenland, Rumänien werden vielleicht auch noch den Weg zu uns finden und die nordgermanischen Staaten vielleicht auch sich an das europäische Festland anlehnen. Und so hätten wir glücklich erreicht, daß wir für den nächsten Krieg vielleicht einige Bundesgenossen mehr, hoffentlich einige feindliche Neutrale weniger haben.

So könnte man die Frage nach der Zukunft Europas auch die Frage danach nennen, wie wir uns am besten für den nächsten Krieg rüsten. Aber das ist eine Frage, die vielleicht nicht in einem Archiv für Rassenhygiene zu behandeln ist. Aber Schallmayers Aufsatz zielt auch auf etwas ganz anderes ab, er sucht einen Weg, um den Frieden zu einer dauernden Einrichtung zu machen, weil er die rassenhygienischen Schäden des Krieges abgewehrt sehen möchte.

Der feste Bund der europäischen Staaten soll einen bewaffneten Angriff aussichtslos machen. Auch darin gehe ich einig mit Schallmayer.

Nur sehe ich den Gegner des Friedens wo anders, und dieser Gegensatz scheint mir in das Bereich der Rassenfrage zu gehören; denn ich möchte nicht nur die Rassenschäden des Krieges, sondern auch die des zukünftigen Friedens vermieden sehen.

Schallmayer spricht immer von den Opfern, die die Fürsten bringen müssen, als ob diese das Haupthindernis der Einigung darstellten, während mir die Hauptgefahr in den Gegensätzlichkeiten der Völker, in deren berechtigten Eigenarten zu liegen scheint und in herrschenden, falschen Vorstellungen, die noch aus der Zeit der Aufklärung stammen.

Die europäischen Festlandsstaaten, so will Schallmayer, sollen sich zusammenschließen, um gegen die zur Zeit gefährlichsten Gegner, England und Rußland, und auch gegen die zukünftigen Gegner Nordamerika, China und Japan genügend gerüstet zu sein.

Das ist richtig, wenn man vor allem auf die Erdbeschreibung und die Landesgrenzen sieht. Da ist das Festland Europas; an ihm sitzt wie

eine Spinne England und hat es mit seinen Flottenstützpunkten umgarnt. Von der andern Seite aber drückt die Masse Halb- und Ganzasiens auf Mitteleuropa.

Aber kulturlich und geschichtlich ist es doch etwas anders. Seit dem Dreißigjährigen Kriege stehen wir Deutschen unter dem verderblichen Einflusse englischer und französischer Art.

Diese beiden Staaten haben das Gemeinsame, daß eine keltische Stammbevölkerung von einer germanischen Oberschichte beherrscht wurde. Ich darf hier von germanisch sprechen, weil es sich ja um geschichtlich gekennzeichnete, germanische Völkerschaften handelte. Und in beiden Staaten ist langsam die herrschende germanische Schicht durch die beherrschte keltische Unterschicht verdrängt worden, sie sind uns volklich immer mehr entfremdet worden. Beide brachten uns, eine jede in ihrer Art, die Aufklärung. Und daß ich es gleich sage: Wenn es richtig ist, daß dieser Weltkrieg nicht nur ein Staatenkrieg, sondern ein Kulturkampf ist, so ist es ein Kampf des nach deutscher Gestaltung ringenden Lebens gegen die veralteten Mächte der Aufklärung; jener Aufklärung, die in Bevölkerungsschichten entstanden ist, in denen Leute maßgebend wurden, die entweder einer übertriebenen Vereinzelung oder einer die Persönlichkeitswerte unterdrückenden Gleichheit das Wort redeten. Es können nur erdkundliche Gründe sein, die Frankreich an unsere Seite verweisen wollen, während wir Deutschen doch seit dem Dreißigjährigen Kriege jede selbständige deutsche Kulturregung gegen französische Vorbilder durchdrücken mußten.

Da ist denn ein Vorurteil aus der Aufklärungszeit aus dem Wege zu räumen, das vielleicht zwischen den Zeilen herausgelesen werden könnte. Es handelt sich nicht um die Opfer, die die Fürsten bringen sollen, wie die Kriege schon lange nicht mehr um Liebe und Haß, um Machtbegehren der Fürsten geführt werden, sondern es handelt sich um die Opfer, die das Volk bringen soll. Denn die Völker sind es, die aufeinanderplatzen, und das tun nicht etwa durch augenblickliche Machenschaften und marktschreierische Beeinflussung irregeleitete Völker, sondern Völker, die seit Jahrzehnten den Streit zwischen sich wachsen sahen. Seit dem Burenkriege wußten es die Deutschen, daß Deutschland nur die Wahl hat, mit England zu kämpfen oder von England kampflos um seine Selbstherrlichkeit gebracht zu werden. Von dem Verhalten Englands gegen Peters und die deutschen Kolonien, von der Vergewaltigung der Buren, der Unterstützung der Aufständischen in Südwest bis Marokko, bis zur Unterstützung der Komitatschi und den Treibereien in Österreich, immer zeigt sich das gleiche. Immer wieder heißt es: England läßt jeden nach seiner Weise leben, solange er sich der Ausbeutung durch englische Geldwirtschaft nicht widersetzt, dann aber wird im Namen der Freiheit gegen ihn vorgegangen; wenn es un-

gefährlich ist, offen; wenn es klüger erscheint, versteckt. Das sind nicht einzelne englische Machthaber, die dieses Vorgehen einschlagen, sondern das ist das englische Volk, zu dessen Eigenart es gehört, daß es solche Politik wünscht und gutheißt. Dasselbe ließe sich für Frankreich und Rußland zeigen.

Zwei Vergleiche hat Schallmayer angestellt, um die Durchführbarkeit seines Einigungsgedankens wahrscheinlich zu machen: die Einigung der japanischen Fürsten und die Gründung des Deutschen Reiches. Aber diese Einigungen fanden statt auf dem Boden eines einzigen Volkes, das sich jedenfalls in Deutschland in seinen führenden Geistern einig fühlte. Wie weit das zur angegebenen Zeit in Japan der Fall war, entzieht sich meiner Beurteilung.

Nun aber soll eine Einigung geschaffen werden, ein eurasisches Gebiet zusammengeschlossen werden, in dem der Einigungsgedanke kulturell bisher noch gar nicht da war, in dem die sprachliche Einheit vollständig fehlt. Es bindet also die Staaten gar nichts zusammen, als der Wille, sich selbst mit Hilfe der anderen gegen Dritte zu verteidigen. Als sich die deutschen Bundesstaaten zum Reiche zusammenschlossen, konnten die Bürger sagen, wenn ich nicht mehr Preuße, Bayer, Sachse usw. bleiben kann, so kann ich doch wenigstens Deutscher sein und brauche nicht Franzose zu werden. Was sollen aber die Bürger des neuen Staatenbundes werden? Mitteleuropäer? Eurasier?

Ich weiß es wohl, man rümpft in den wissenschaftlich strengen Kreisen der Rassenlehre die Nase über diejenigen, welche in vielen, vor allem in praktischen Dingen, an Stelle der Rasse das Volk unterschieben wollen; jenes weder geschichtlich, noch erdkundlich, noch menschenkundlich scharf umschriebene Gebilde, das trotzdem klar und einheitlich vor unsern Augen steht. Aber andernteils glaube ich, daß keiner der Kameraden im Schützengraben ein anderes Gefühl gehabt hat, als das, daß er hier für das deutsche Volk, seinen Bestand aus deutschen Menschen und für die deutsche Kultur, die von diesen deutschen Menschen getragen wird, kämpft.

Sowie die Rassenlehre sich praktischen, in die Zukunft schauenden Aufgaben zuwandte, mußte sie einen Gegenstand, eine Person bekommen, der die Lehren und praktischen Maßnahmen zugute kommen sollten. Dieser Gegenstand konnte weder die nordische Rasse allein sein, wie vielleicht manche glaubten, noch die Sammlung der Menschen aller Völker, die nach irgendeinem von der Rassenlehre aufgestellten Maßstabe als die rassisch tüchtigsten zu erklären sind; sondern mit aller Deutlichkeit hat sich im Volkskriege gezeigt, daß man zwischen dem Einzelnen, seiner Familie und seinem Volke eine Einheit hergestellt hat, eben das Ganze des Volkes, das Volk.

Gerade im augenblicklichen Zeitpunkte möchte ich es als eine Auf-

gabe der praktischen Rassenkunde bezeichnen, nicht nur die Wege zu zeigen, die man einschlagen muß, um innerhalb des Volkes die Tüchtigsten vorwärts und zur Nachzucht zu bringen, sondern auch die Wege zu zeigen, um die Eigenart eines Volkes im Wettkampfe der Völker zu erhalten, sei es, daß dieser Kampf mit kriegerischen oder sogenannt friedlichen Mitteln ausgefochten wird.

Das, was Ploetz seinerzeit die Vitalrasse nannte, das läßt sich nicht ausschließlich vom Standpunkte der Rassenfrage umgrenzen, sondern es muß dazu die Geschichte, die Erdkunde und die Seelenkunde zu Hilfe genommen werden. Nun hat aber Schallmayer sehr recht, wenn er heute schon davor warnt, daß wir nicht nach dem Kriege unser Kriegsziel, die Erhaltung unseres deutschen Volkstums in seiner körperlichen, seelischen und kulturlichen Eigenart, versäumen. Denn wenn man einige Jahrzehnte überblicken will, so ist es gleichgültig, ob man einige Jahre früher oder später sein Volkstum im Kriege vernichtet sehen muß, ob es von Engländern, Russen und Franzosen oder von Nordamerikanern und Mongolen vernichtet wird.

Aber wir wollen nicht nur im Kriege nicht unser Volkstum verlieren, wir wollen es auch im Frieden nicht tun. Und während ich glaube, daß der Gedanke des Zusammenschlusses der an der Linie Berlin—Bagdad gelegenen Staaten in Deutschland nur von wenig Leuten abgelehnt wird — über einzelne Fragen der Art der Durchführung wird ja Schallmayer nicht streiten wollen —, wird über die friedliche Gestaltung des Verhältnisses der Völker zueinander vielleicht viel Widerspruch entstehen.

Wenn die Völker heute einander ehrlich hassen, so ist das nicht allein eine Folge des Krieges, sondern vielmehr eine Folge des Friedens, gerade derjenigen Güter der Aufklärung, wegen deren man keine Kriege führen sollte. Weil deutscher Handel und Wandel, deutsche Industrie und Gewerbe blühten, weil die deutsche Arbeit überall hindrang, deshalb bekamen wir den Krieg. Die Reibungen und Beeinträchtigungen, die der friedliche Verkehr unter den Völkern geschaffen hat, die haben die feindseligen Stimmungen und endlich den Krieg erzeugt. Und ich glaube, mit der Mehrzahl der Gegner der Friedensbewegung darin einig zu sein, daß ich wesentlich deshalb ein Gegner der Friedensbewegung war, weil sie das deutsche Volk wehrlos machen wollte gegen die Gemeinheiten, die ihm im Frieden unter den schönstklingenden Namen und harmlos erscheinenden Formen angetan wurden, weil ich, wenn es sein muß, den Untergang im Kriege, dem langsamen Dahinsterben unter der Mißgunst der Nachbarn vorzog. Hätten wir vor dem Kriege die Güter der Aufklärung und der französischen Revolution, die wir von Frankreich und England in so wenig duldsamer Weise herüberbekommen haben, die starke Vereinzelung (Individualismus),

Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit in Deutschland in dem Maße bekommen, wie es die freiheitlichen und fortschrittlichen Geister wollten, die im Auslande ihre Vorbilder suchten, so wäre unser Heer, unsere Landwirtschaft, unsere Industrie dem Kriege nicht gewachsen gewesen, abgesehen davon, daß wir schon vorher durch Überschwemmung mit ausländischen Menschen und Geistern völkisch zugrunde gegangen wären.

Ich weiß nicht, ob man es jetzt zu Hause als eine Scham empfindet, wie man vor dem Kriege gegen die Ostelbier, gegen alles, was rechts stand, wetterte. Diese Gegensätze, die Naumann so unglaublich tiefsinnig im Gegensatze von rechts und links zusammenfaßte, sollten uns aufmerksam machen. Es war in Deutschland eine reiche, eigenartige, dem „Berliner Tageblatt“ nicht entsprechende Kultur, im Untergehen begriffen, weil man die Formen, die dem Auslande entlehnt waren, vor allem die Gleichheit in Deutschland gedankenlos und unduldsam zur Anwendung bringen wollte. Wenn das schon im einheitlichen Deutschland geschah, wenn man dort den Klassenkampf gegen alles das, was das deutsche Bürgertum als Beamte, Offiziere, freie Berufler, Kaufleute und Gewerbetreibende leistete, mit dem „deutschen“ Worte Kampf gegen die Bourgeoisie eröffnen konnte, wieviel mehr Gefahr ist da vorhanden, daß das erst recht in diesem neu zu bildenden eurasischen Bunde geschehe. Und so möchte ich die Behauptung aufstellen, das erste Opfer, das die Völker dem zukünftigen dauernden Frieden bringen müssen, das sind die Ziele der Aufklärungszeit, die Gedanken der französischen Revolution, denn sie sind es, die Unfrieden stiften.

Da könnte uns unser Gegner Rußland etwas lehren. Daß dort selbst eine so wenig mit dem Mutterlande im Zusammenhange stehende Bevölkerung, wie die deutschen Kolonisten in Rußland, die sogar keine politischen Neigungen hatten, bedrückt wurde, das geschah, weil eben ein wirtschaftlich und kulturell aufstrebender Bevölkerungsteil in einem fremden Volke, selbst wenn er so gutmütig ist, wie die Deutschen, Widerstand erzeugt, um so mehr, je mehr er ein Zwitter ist und Angehöriger des fremden Staates werden will. Ich könnte auch auf die Judenfrage hinweisen und sagen, daß der Antisemitismus eine Frucht der Emanzipation der Juden sei.

Hüten wir uns, daß nicht gerade wir Deutschen, mit unserm Wandertriebe, mit unserer Geneigtheit mit Haut und Haaren in einem fremden Volkstume aufzugehen, die am besten gehaßten Glieder des neuen Staatenbundes werden.

Also ich sehe für den eurasischen Bund die Schwierigkeit viel weniger darin, wie er die für ihn außerpolitischen Dinge regelt, sondern darin, wie er die innerpolitischen Dinge gestaltet. Und da sehe ich die Gefahr vom Geiste der englischen und französischen politischen Denk-

weise drohen, die beide am Balkan fast alleinherrschend sind. Die Demokratie nach französischem Vorbild ist eine Kinderkrankheit politisch junger Völker, die über den freiheitlichen Versprechungen die Gefahren für den Charakter nicht sehen, die auch noch über einen genügend großen, wenig regsamen Bevölkerungsteil verfügen, der von den geistigen Strömungen und ihren Schädigungen unberührt bleibt, so daß es ein Vorrecht kleiner, besitzender Volksteile ist, die Freiheiten der Demokratie zu genießen, während das Große des Volkes unberührt bleibt.

Wenn wir also den eurasischen Bund aufrichten wollen, so wollen wir uns hüten, in der Weise, wie die Aufklärung den Neu- und Mitteleuropäer schaffen wollte, nun den Eurasier uns als Ziel zu setzen. Sondern das, was den Bund zusammenhalten muß, muß gerade die Sicherheit der wirtschaftlichen, kulturellen und damit auch völkischen Selbständigkeit sein, die jeder Staat für sich genießen kann. Ich wage heute mein Leben daran, daß meine Nachkommen Deutsche bleiben können, ich würde aber um nichts weniger glauben, das Kriegsziel verloren zu haben, wenn einmal aus meinen Nachkommen eine bulgarisch-deutsche, als wenn eine englisch-deutsche Mischung daraus würde. Und auch für den Bulgaren kann es gleichgültig sein, wenn schon sein Volkstum sich nicht sollte halten können, ob es im russischen Völkermischmasch aufgeht oder in einem eurasischen Völkermischmasch.

So möchte ich zu den machtpolitischen Vorschlägen Schallmayers innerpolitische hinzusetzen, und ich hoffe, auch bei diesen Schallmayers Zustimmung zu finden, der ja in seinem bekannten Buche so warme Worte für den Familiensinn der Chinesen und dessen kulturelle Bedeutung gefunden hat. Vielleicht ist auch der Familien- und Stammessinn der Deutschen kulturlich wertvoll, selbst dann, wenn er gegen die herrschenden Marktansichten verstößt und der großen Linken nicht passen sollte.

Das oberste Gesetz wäre, daß man die mit Recht von Schallmayer geforderte Selbständigkeit der Staaten auch innen- und wanderungspolitisch festhält und jeden Staat für einen Nationalstaat mit eigenen Rechten und Gesetzen gelten läßt. Die österreichisch-ungarische Frage nehme ich dabei als Sonderfrage aus, die eine besondere, jetzt der Zensur anheimfallende Besprechung bedarf.

Die beiden wesentlichen Richtlinien würden heißen, straffere Zusammenfassung der Bürger im eigenen Staate, völkischer Sozialismus, und nach außen Abschluß gegen Fremdblütige.

Die staatssozialistischen Aufgaben, die der Krieg dem Staate jetzt aufgebürdet hat, denke ich mir fortgesetzt. Unser Volk muß immer mehr in wirtschaftlichen, beruflichen und andersartigen Genossenschaften zusammengefaßt, die Stände müssen miteinander, nicht, wie es bisher

geschah, gegeneinander organisiert werden. Damit werden schon eine Reihe Reibungsflächen zwischen zwei Völkern aufgehoben. Je weniger Leute es gibt, die ihren Nutzen beim Nachbar suchen, desto weniger wird der Nachbar sich belästigt fühlen. Es kann der eine Staat einen guten Gedanken von dem andern aufnehmen und durchführen, aber es kann nicht geschehen, daß der eine seinen Bürgern ein warmes Bett schafft und daß die des anderen sich hineinlegen. Durch die straffe genossenschaftliche Zusammenfassung werden zwei Hauptreibungsflächen zwischen zwei Völkern ausgeschaltet. Es ist die gegenseitige Begaunerung im Warenaustausch eingeschränkt, und es können sich nicht mehr auf dem Wege der Binnenwanderung wurzellos gewordene Bevölkerungsteile in ein fremdes Land einschieben.

Dazu müßte ein geeignetes Gesetz über den Erwerb und den Verlust der Staatsangehörigkeit geschaffen werden, das in jedem Staate staatsbürgerliche Rechte den Eingewanderten selbst niemals gibt und ihren Nachkommen nur unter Beobachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln. Deutscher soll nur sein, wer von deutschen Eltern stammt, Bulgare und Türke nur, wer von bulgarischen und türkischen Eltern abstammt.

Ich habe diese Forderungen, die erfüllt sein müssen, wenn nicht nur Staaten, sondern auch Völker friedlich nebeneinander leben sollen, und die ich hier nur kurz andeuten konnte, in einer kleinen bei J. F. Lehmann in München erschienenen Schrift „Der völkische Gedanke und die Verwirklichung des Zionismus" zusammengestellt und in einer in demselben Verlage demnächst erscheinenden Schrift „Rassenhygiene als Stammespflege" genauer ausgeführt.

Lassen wir uns das Gut der Persönlichkeit, der Einzelpersönlichkeit wie der völkischen nicht rauben, lassen wir es nicht in der Vereinzelung (Individualismus) verflachen und verarmen, lassen wir es aber auch nicht in der Masse untergehen. Schaffen wir Recht, nicht gleiches Recht, indem wir jeden Menschen für sich als Einzelwesen betrachten, ihn aber zugleich in seiner geburtlichen und beruflichen Eigenart werten. Damit haben wir zugleich die Aufgabe gestellt, auch für jedes Volk sein Recht zu suchen, das nicht das gleiche Recht zu sein braucht. Und verstehen wir wieder unter Freiheit nicht die Möglichkeit, die irgendeiner Körperschaft gegeben wird, nach Mehrheitsabstimmungen ihren Willen andern aufzuzwingen, sondern die Möglichkeit, daß jeder Einzelne und jedes Volk so sein kann, wie er und es seiner beruflichen, geburtlichen und sonstigen Eigenart nach sein muß. Rasse hat nun einmal etwas mit Eigenart zu tun.

Dann haben wir von Berlin bis Bagdad gemeinsame Hochziele, die wir gegen Geldherrschaft und Massenherrschaft, gegen englisches und amerikanisches Gold und gegen welschen Mob verteidigen können.

Kleinere Mitteilungen.

Entwurf eines Planes zur staatlichen Überwachung von Syphilis und Gonorrhöe.

Von

Dr. med. Dreuw, Polizeiarzt a. D., Berlin.

Eine wohlverstandene Bevölkerungspolitik sollte im Mittelpunkt des staatlichen Interesses stehen. Die Erzeugung überwertiger Eigenschaften im Menschengeschlecht haben wir leider viel weniger in unserer Hand als die Vorbeugung der Entstehung unterwertiger. Mit an erster Stelle haben unter den rassenhygienischen Bestrebungen daher die Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu stehen. Über die wirkliche Verbreitung der Geschlechtskrankheiten wissen wir nichts Positives, da eine staatliche, alle diese Erkrankungen umfassende Statistik nicht existiert. Leider nicht. Aber die Verbreitung ist enorm und wird, wie ich in meinem Buche: „Haut- und Geschlechtskrankheiten im Kriege und im Frieden“[1]) auseinandergesetzt habe, nach dem Kriege eine geradezu gefahrdrohende werden.

Wollen wir rassenhygienisch und bevölkerungspolitisch die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten rationell in Angriff nehmen, so müssen wir dafür sorgen:

1. daß wir eine staatliche Statistik bekommen, die möglichst umfassend ist;
2. daß wir die Prophylaxe betreiben
   a) durch Belehrung des Einzelnen,
   b) durch staatliche Maßnahmen;
3. daß wir die Behandlung betreiben
   a) durch richtige Maßnahmen beim Einzelnen,
   b) durch staatliche Organisation (nicht bloß bei ein paar geschlechtskranken Weibern, sondern bei allen geschlechtskranken Männern und Weibern).

Diese Forderungen können nur verwirklicht werden durch ein staatlich den modernen Bedürfnissen angepaßtes System, das in statistischer, prophylaktischer und therapeutischer Beziehung soviel als möglich leistet. Vollkommenes gibt es auf dieser Welt nicht. Ebenso wie das Gesetz nicht den Diebstahl aus der Welt schafft, ihn aber immerhin bedeutend einschränkt, ebenso wird eine staatliche Organisation nicht alle Geschlechtskrankheiten aus der Welt schaffen oder die vorhandenen alle zur Heilung bringen können. Es handelt sich lediglich darum, möglichst alle geschlechtskranken Personen staatlich in diskreter Weise zu kontrollieren und soweit als möglich der Heilung zuzuführen und durch Aufklärung die Gesunden zu schützen.

Nach Bumm (Handbuch der Gynäkologie 1907, S. 82) sind ca. $^1/_8$ der sterilen

1) Verlag Fischers mediz. Buchhandlung. Berlin 1915.

Ehen auf Gonorrhöe zurückzuführen, nach Neißer (Trippererkrankung und Ehe) ca. 40—50%, aus R. Schaeffers (Berlin) Untersuchungen (Über Ursachen, Häufigkeit und Behandlung der Sterilität der Frauen, Verlag Ambrosius Barth 1914) geht die überragende Bedeutung der Gonorrhöe für die Entstehung der Sterilität hervor. Unter 451 sterilen Frauen (die von Kinderlosen zu unterscheiden sind) hatten 67,3% Gonorrhöe, 2,6% Syphilis, d. h. ca. 70% hatten an einer Geschlechtskrankheit gelitten, die übrigen 30% an anderen Erkrankungen wie Verlagerung der Gebärmutter, Verengerung des Muttermundkanals usw. 2% bekannten sich zu antikonzeptionellen Maßnahmen, bei 3,3% bestand Zeugungsunfähigkeit des Mannes. Nach Schaeffer überwiegen die erworbenen Sterilitätsursachen die angeborenen bei weitem.

Auch beim Manne nimmt Blaschko einen Infektionsprozentsatz von über 50 an. In 7% aller Fälle wurde von Lilienthal bei 2000 Gonorrhoikern Epididymitis gefunden, die außerordentlich häufig zur Sterilität führt.

Die Syphilis erzeugt Aborte, Früh- und Totgeburten, und ihr verderblicher Einfluß auf das Nervensystem (Tabes, Paralyse) und die hierdurch erzeugte hereditäre Belastung sind bekannt.

Gegen die Gefahren der Syphilis wird nun das Salvarsan mit großem Optimismus empfohlen, ja, weite Kreise der Ärzte und des Volkes glauben darin das Allheilmittel gegen die Gefahren gefunden zu haben, die die Syphilis mit sich bringt. Erweist sich diese Hoffnung aber als trügerisch, so ist das Unglück um so größer, weil im Vertrauen auf die Wirkung des Mittels die Prophylaxe vernachlässigt und trotzdem keine Dauerheilung erreicht wird. Oberstabsarzt Dr. Gennerich als Dermatologe berichtet über die Erfahrungen mit Salvarsan im Felde wie folgt in der Münch. med. Wochenschrift vom 20. April 1915.

„Die Patienten müssen ca. 4 Monate lang mit dem neuen Mittel behandelt werden, und da sie vereinzelt noch länger nur garnisondienstfähig sein würden, so ist auf Salvarsanzufuhr ganz zu verzichten und die Quecksilberbehandlung zu gebrauchen, die keineswegs in so ernster Weise die Felddienstfähigkeit und auch die weitere Zukunft des Patienten gefährdet, wie es nach symptomatischer Salvarsanbehandlung der Fall sein kann."

Zur wirksamen Bekämpfung der Syphilis können hauptsächlich nur vorbeugende bzw. sozialhygienische Maßnahmen in Betracht kommen, vor allem Belehrung der Bevölkerung über die ihr drohenden Gefahren und Reform der Sittenpolizei, die in ihrer jetzigen Konstruktion den ahnungslosen Bürger in Sicherheit wiegt und in Wirklichkeit die größte Gefahr darstellt. „Nicht halbe Maßnahmen!" muß man den gesetzgeberischen Faktoren zurufen. Mit dem Beruhigungspflaster einiger Beratungsanstalten ist es nicht getan. Ganze Arbeit muß geleistet werden, indem dem Gesetzgeber nicht durch einige Potemkinsche Dörfer Illusionen vorgeführt werden, die nicht der Sache dienen. Es handelt sich um das Höchste, was es gibt, um einen Nachwuchs, der nicht den Keim der Rassenverschlechterung schon bei der Geburt empfangen hat.

Im preußischen Abgeordnetenhause fand am 26. Februar 1916 eine Debatte über den Geburtenrückgang statt. Der Herr Regierungsvertreter gab zu, daß „gegenüber den Geschlechtskrankheiten eine geradezu unverständliche Gleichgültigkeit herrsche". Wurde doch 1910—1914 in allen Zeitungen verkündet, der Syphilis sei der Giftzahn ausgebrochen, ja, in der Herrenhaussitzung vom 28. Mai

1914 wurde sogar die Verhütung der Paralyse in Aussicht gestellt. Diesem Optimismus muß ein berechtigter Skeptizismus gegenübergestellt werden. Nun erklärte in der obigen Sitzung im preußischen Herrenhause der Regierungsvertreter, eine Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten würde nur zur Verheimlichung führen. Dies heißt mit anderen Worten: die Sittenpolizei, die lediglich einige niedere geschlechtskranke Weibspersonen recht und schlecht untersucht und behandelt, soll trotz des Widerspruchs beinahe aller Autoritäten (siehe Reglementierung) bestehen bleiben, und zu einer Kontrolle der Männer soll es nicht kommen. Dies ist äußerst gefährlich angesichts der Tatsache, daß die geschlechtskranken Männer ebensosehr die Überträger der Geschlechtskrankheiten sind wie die geschlechtskranken Frauen.

Das Hauptübel bei der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten stellt die Prostitution dar. Was tut nun der Staat offiziell zur Bekämpfung der Prostitution? Er hat das System der Reglementierung eingeführt, d. h., er trägt ihm verdächtige und der gewerbsmäßigen Unzucht überführte Weibsleute in Listen ein. Die Inskribierten müssen sich wöchentlich zur ärztlichen Untersuchung einfinden und werden, wenn sie ansteckend krank sind, zwangsweise einem Krankenhause überwiesen, bis sie recht oder schlecht von ihren Symptomen, nicht aber von der Krankheit selbst befreit sind. Dann beginnt der circulus vitiosus von neuem. Denn bis zu der meist Monate, ja, Jahre dauernden definitiven Heilung können sie aus pekuniären Rücksichten und wegen Überfüllung der Prostituiertenkrankenhäuser nicht bleiben.

Bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten stehen sich zwei Systeme diametral gegenüber: die Reglementierung und der Abolitionismus.

Wie meist im Leben liegt, wenn zwei sich streiten, so auch hier, die Wahrheit in der Mitte. Daß das System der strengen Reglementierung mit seinen hohen Kosten (ca. 250 Beamten), wie es in Berlin durchgeführt wird, nicht imstande ist, die öffentlichen, durch die Prostituierten hervorgerufenen Mißstände zu tilgen, beweist allein die weltberühmte Friedrichstraße in Berlin. Obschon es den eingeschriebenen 4000 Dirnen verboten ist, die Friedrichstraße zu betreten, kann sich hier unter den Augen der zahlreichen Kriminalbeamten und ihres Inspektors ein System entwickeln, das nicht gerade für den moralischen Wert der Inskription spricht. Also weder in hygienischer noch in moralischer Beziehung ist selbst eine streng durchgeführte Reglementierung imstande, auf große Erfolge hinzuweisen. Ist das aber der Fall, dann ist die Frage erlaubt, ob dieses kostspielige System auch angesichts der Entrechtung, die es nun einmal mit sich bringt, nicht durch eine Neugestaltung ersetzt werden solle. Die Frage einer zeitgemäßen Umgestaltung wird schon während, jedenfalls aber nach dem Kriege von aktueller Bedeutung sein. Man denke an die zahlreichen Fälle von Syphilis, welche unsere Soldaten ins Land bringen werden, man denke an Tabes und Paralyse, vor allem denke man an den Geburtenrückgang, der infolge der zahlreichen Fälle von Gonorrhöe und Syphilis sich zeigen wird. Prinzing berechnet den jährlichen Geburtenausfall in Deutschland durch Geschlechtskranke auf 200000 Kinder, 50 bis 60000 Kinder gehen jährlich in den ersten Jahren an angeborener Lebensschwäche zugrunde, von denen ein großer Teil auf das Konto der hereditären Syphilis zu setzen ist. Bedenkt man ferner die durch die Geschlechtskrankheiten verursachten Ausfälle an Arbeit, die Ausgaben an Ärzten, Apotheken usw., so

kommt nach nationalökonomischer Berechnung, die in Friedenszeit schon vor ca. 15 Jahren gemacht wurde, ein Schaden von jährlich 90 Millionen Mark heraus. So ist es an der Zeit, wenn man schon heute daran denkt, wie man durch gesetzliche Handhabe diesen Krebsschaden eindämmen kann. Namentlich Blaschko hat den Einfluß der Geschlechtskrankheiten auf den Geburtenrückgang statistisch bewiesen. Daß die Reglementierung hier völlig versagt, ist nach dem Vorhergesagten erwiesen. Selbst die Anhänger dieses Systems befürworten eine Reform, die dann wohl ein Mittelding zwischen den abolitionistischen und reglementarischen Grundsätzen werden dürfte. Blaschko hat völlig recht, wenn er als Vorbedingung für eine rationelle gesundheitliche Überwachung der Prostitution die Aufhebung der Sittenpolizei verlangt. Was würde man von einem Seuchengesetz sagen, das nur einen kleinen Teil der weiblichen an Cholera, Pest, Pocken usw. Erkrankten berücksichtigen würde. So muß auch das Seuchengesetz, das die Geschlechtskrankheiten bekämpft, möglichst alle Erkrankten umfassen, Männer und Frauen. Das Polizeisystem mit seinen Schärfen und trotzdem geringen Erfolgen muß in ein Sanitätssystem verwandelt werden, das die Polizeiwillkür möglichst ausschaltet, so daß ein mehr medizinischer Charakter zum Vorschein kommt. Für unsere Ärzte kommt nur die rein ärztliche Seite in Frage. Die kriminalistische und juristische Seite des Problems ist Sache der Polizei. Beide, die Gesundheits- und Sicherheitspolizei miteinander zu verquicken, geht nicht an. Soll daher der medizinische Charakter der dominierende in dem neuen System sein, dann müssen die wenigen Polizeiärzte schwinden, und an ihre Stelle muß die gesamte Ärzteschaft treten, die sich ja auch bei der übrigen Seuchenbekämpfung als unentbehrlich gezeigt hat. Man kann zu unserer Ärzteschaft das Vertrauen haben, daß sie die Materie bald beherrschen wird, sobald ihre gesetzliche Form festliegt. Sie wird auch diesen Seuchen gegenüber, die zwar nicht akut, wie Pest und Cholera, aber chronisch und langsam mehr Todesfälle und Geburtenrückgänge verursacht als alle anderen Infektionskrankheiten zusammengenommen, am Platze sein, sobald der Ruf des Gesetzes erschallen wird.

Der Geh. Oberjustizrat Senatspräsident Dr. Schmölder (Hamm) sagt über das System der Reglementierung: „Die Einschreibung ist verhängnisvoller als die russische Verbannung nach Sibirien. Sie erfolgt, wie diese, durch die Inhaber der Polizeigewalt formlos unter Fortfall all der Kautelen, die der Strafprozeß allen denen gewährt, die eine geringfügige Geldstrafe zu befürchten haben. Bei uns in Deutschland wird schließlich die überkommene Reglementierung nur noch auf einem Wege am Leben erhalten, der eine grobe Gesetzesverletzung enthält und nur deshalb gangbar war, weil man beliebt, diese ganze Materie als eine unschöne in Dunkel zu hüllen." Schmölder bezeichnet die heutige Reglementierung als Schandfleck des Jahrhunderts und verlangt schleunige Abhilfe. Auch die Autoren Blaschko, Hecht, Lesser, Stern, Bloch, Kampffmeyer, Leonard u. a. halten das System der Reglementierung für verfehlt und für durchaus verbesserungsbedürftig. Wollen wir uns durch die Ereignisse des Krieges nachher nicht überraschen lassen, dann müssen wir schon heute auf Abhilfe sinnen, sollen wir nicht schließlich vor einer vollendeten Tatsache stehen. Gehen- und Geschehenlassen ist hier nicht am Platze. Hier muß im Interesse der Volkskraft schnell und energisch gehandelt werden, nicht mit kleinlichen Mittelchen der Einrichtung von Beratungsanstalten.

Daß eine Reform der Sittenpolizei erfolgen muß, darüber sind sich alle Autoren einig (Blaschko, Hecht, Lesser, Stern, Kampfmeyer, Neißer, Leonard, Schmölder usw.). Die von diesen Autoren gemachten Vorschläge zur Staatskontrolle der Geschlechtskrankheiten beziehen sich hauptsächlich auf die Eindämmung der Gefahren, die durch die Prostituierten hervorgerufen werden. Man hat sich daran gewöhnt, die Prostitution als die Hauptüberträgerin der Geschlechtskrankheiten zu beschuldigen, und mit Recht. Aber sie ist nicht die einzige Quelle. Meines Erachtens werden durch geschlechtskranke Männer und Frauen, die nicht inskribiert sind, viel mehr Fälle von Geschlechtskrankheiten übertragen, als durch die paar inskribierten. Denn sowohl die inskribierten als die nichtinskribierten Frauen können ihre Geschlechtskrankeit in der Regel nicht akquirieren, es sei denn von einem erkrankten Manne. Will man eine generelle schon während des Krieges, sicher aber nach demselben akut werdende Bekämpfung der „venerischen Plage“ einführen, dann muß mit Naturnotwendigkeit die Reglementierung einiger weniger tiefstehender weiblicher Personen ersetzt werden durch ein Überwachungssystem, das die gesamten Geschlechtserkrankungen möglichst umfaßt. Dann erst wäre es möglich, genaue statistische Unterlagen auf diesem für das Staatswohl so wichtigen Gebiete zu erlangen, was die Häufigkeit des Vorkommens und die Heilungsergebnisse betrifft, während bis jetzt die Statistiken meist so unvollständig und willkürlich sind, daß sie zu keinen Schlüssen berechtigen.

Steht man also auf dem Standpunkt, der immer mehr Anhänger findet, daß eine generelle Änderung erfolgen muß, so ist die Frage, wie dies geschehen soll, die umstrittenste. Wenn ich mir im folgenden erlaube, ein bereits während meiner Tätigkeit als Polizeiarzt in Berlin verfaßtes System einer gesetzlichen Regelung vorzuschlagen (das jedoch damals nicht veröffentlicht werden durfte), welches auf der einen Seite alle weiblichen und männlichen Geschlechtskranken betrifft, und auf der anderen Seite nicht befürchten läßt, daß diese in ihrem Berufe oder in ihrer Existenz beeinträchtigt werden, so wäre das Ziel erreicht, die Staatskontrolle so unauffällig wie nur möglich zu gestalten. Denn das große Hindernis, das einer Beaufsichtigung der Geschlechtskranken von Staats wegen droht, ist die Furcht der Patienten, ihr Leiden könne, wenn es staatlicherseits bekannt wird, ihnen in der Existenz schaden. Räumt man dieses Hindernis hinweg, das bei anderen ansteckenden Krankheiten weniger in die Wagschale fällt, dann wird kein Geschlechtskranker sich sträuben, den Zwang als berechtigt und notwendig anzuerkennen, und er wird sich ebenso gern diesem Zwange fügen, als wenn im allgemeinen Interesse andere das Gemeinwohl gefährdende Krankheiten beaufsichtigt werden. Daher muß bei jeder Form der Fassung dieser schwierigen Frage die Polizei ausgeschaltet werden und an ihre Stelle eine Behörde treten, die selbst und deren Beamte durch Amtseid verpflichtet werden, bei hoher Strafandrohung verschwiegen zu sein. Diese Behörde müßte ferner einen möglichst harmlosen Namen tragen, etwa „Statistisches Gesundheitsamt“, und sie müßte, um bei einer eventuell notwendig werdenden Mitteilung nicht verdächtig zu erscheinen, sich auch noch mit der statistischen Überwachung anderer Krankheiten als der sexuellen befassen, damit ihre Mitteilungen nicht von vornherein den Adressaten kompromittieren. Auch vor Gericht dürften die Beamten dieser Behörde in Sachen ihres Berufsgeheimnisses nicht zitiert werden. Aus der Tatsache, daß sie nicht aussagen, dürften keine Schlüsse gezogen werden,

kurzum, sie müßten mit allen Mitteln gegen polizeiliche und gerichtliche Nachforschungen geschützt werden. Wäre diese Behörde vorhanden, so käme folgendes in Frage:

Vorschläge zu einer Reform der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

1. Jeder, der an einer Geschlechtskrankheit leidet, ist verpflichtet, einen Arzt aufzusuchen. Jeder Arzt muß auf ein verschlossenes, gedrucktes Formular, das frei laut Ablösung durch die Post versandt wird, der Behörde Namen und Art der Erkrankung mitteilen. Er ist verpflichtet, dem Patienten das Formular auszuhändigen, zugleich mit einem Merkblatt, auf welchem die wichtigsten Bestimmungen vermerkt sind, mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß der Patient keine Indiskretionen zu befürchten habe. Dieses Formular könnte vielleicht folgende Rubriken aufweisen:

Herr. Frau . . . .
verheiratet. Verlobt. ledig . . . .
wohnhaft bei den Eltern . . . .
geboren . . . .
Straße . . . .
leidet an . . . .
zur Behandlung: (Datum) . . . .
Behandlung erledigt: (Schlußattest) . . . .
Nachuntersuchung bei Syphilis . . . .
Stempel des Arztes . . . .

Abkürzungen: G = Gonorrhöe, U = Ulcus molle, L = Syphilis, R = Rezidiv, z. B.: G. R. würde bedeuten = Rezidiv einer früheren Gonorrhöe.

Zutreffendes wird unterstrichen.

2. Jeder Erkrankte hat wöchentlich einmal durch ein solches Schreiben, das vom Arzte gratis ausgefüllt wird, der Behörde anzuzeigen, daß er sich in Behandlung befindet. Am Ende der Behandlung sendet er ein Schlußattest ein. Die Formulare dürfen nur den Ärzten von der Behörde übermittelt werden.

3. Wenn der betr. Patient, ehe ein Schlußattest eingegangen ist, drei Wochen lang kein Attest sendet, wendet sich die Behörde an ihn zwecks Einsendung dieses Attestes. Wenn er also eine solche harmlos gehaltene Aufforderung bekommt, so trägt er selbst die Schuld daran. Ist er auf Reisen, so kann er durch jeden beliebigen Arzt ein Attest einsenden und ist so lange verpflichtet hierzu, bis ein ärztliches Schlußattest eingegangen ist. Falls er drei Wochen lang jede Aufforderung unbeantwortet läßt, muß er sich eine zwangsweise Behandlung in einem Krankenhause gefallen lassen, wenn er für sein Verhalten keine genügende Entschuldigung beibringen kann.

4. Die Behandlung von Syphilis, weichem Schanker und Tripper darf nur durch approbierte Ärzte erfolgen. Kassenpatienten werden von ihren Kassenärzten behandelt.

5. Jeder Nichtkassen-Patient (eventuell jeder unter einem gewissen Einkommen) kann bei der betr. Behörde unentgeltlich einen auf eine Woche gültigen Behandlungsschein erhalten. Die Behörde schließt mit den Ärzten einen Vertrag auf Gültigkeit dieser Gutscheine, indem sie vierteljährlich für jeden Schein ein bestimmtes Pauschale zahlt.

6. Ob jemand geheilt ist oder nicht, muß der Erkenntnis des Arztes über-

lassen bleiben. Man muß zu den Ärzten das Vertrauen haben, daß sie hier das Richtige treffen. Andererseits würden eine Reihe von Bestimmungen und Veröffentlichungen im Laufe der Zeit gewisse Richtlinien ergeben. So z. B. müßte bei Vorhandensein von Syphilis jeder Patient die ersten zwei Jahre nach dem Primäraffekt oder einer Roseola vierteljährlich einmal eine Bescheinigung einsenden, daß er ohne Symptome oder in Behandlung ist.

7. Wenn vom Gericht einer weiblichen Person nachgewiesen wird, daß sie gegen Entgelt mit mehreren Männern Unzucht treibt, so wird sie in Listen geführt. In diesem Falle hat sie zweimal wöchentlich ein Attest einzusenden über ihren Gesundheitszustand auf Grund des Gutscheinsystems. Der Arzt hat mit der Listenführung gar nichts zu tun. Es ist dies Sache der obigen Behörde. In die Listen würden zunächst sämtliche bisher Inskribierte eingetragen werden. Sobald von diesen Inskribierten eine Person als schwer ansteckend krank der Behörde seitens des Arztes gemeldet wird, muß sie sich in Zwangsbehandlung begeben, wenn sie es nicht vorzieht, ein Krankenhaus bis zur definitiven Symptomlosigkeit aufzusuchen. Die Listen haben keine weitere Entrechtung zur Folge als lediglich die, daß die Inskribierte zweimal wöchentlich ein Attest beibringen soll. Auch diese Listen dürfen vor Gericht nicht verwendet werden. Ebenso darf in Zeitungen über Verhandlungen gegen solche Personen, soweit sie die Inskribierungen betreffen, nicht berichtet werden. Diese Verhandlungen finden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Sobald eine Inskribierte ohne Entschuldigung zweimal wöchentlich kein Attest einsendet, wird sie aufgefordert, und, falls dann innerhalb drei Tagen kein Attest einläuft, in zwangsweise Behandlung genommen. Gefährdungen der Ordnung und Sittlichkeit werden nach den allgemeinen Gesetzen bestraft ohne Rücksicht darauf, ob die Betreffende eingeschrieben ist oder nicht. Die Behörde gibt jährlich eine Zusammenstellung der Erfahrungen an sämtliche Ärzte heraus. Inwieweit es opportun sein wird, auf die Listenführung der gewerbsmäßig Unzucht treibenden Personen ganz zu verzichten, darüber läßt sich diskutieren.

8. Die Frage, ob Straßenprostitution oder Bordellierung erfolgt, wird den einzelnen Stadtverwaltungen anheimgegeben.

Selbstverständlich handelt es sich hier um Vorschläge, die im einzelnen noch juristisch durchgearbeitet werden müßten. Aber dieses System würde es gestatten, in unauffälliger Weise eine Kontrolle auszuüben, die im Staatsinteresse, namentlich was die Folgeerscheinungen von Gonorrhöe und Syphilis und was ferner den Geburtenrückgang betrifft, den größten Segen stiften würde, während die heutige Reglementierung einiger weniger tiefstehender Frauenspersonen nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeutet, ein System, das den Bürger in Sicherheit versetzt, während es in Wirklichkeit ihm keinen nennenswerten Schutz bietet.

Neben der Kontrolle der Therapie wäre das wichtigste Moment, das für die Einführung des von mir angegebenen Systems spricht, die Erzielung einer lückenlosen Statistik. Wenn z. B. Blaschko zu dem Resultat kommt, daß etwa 10% der erwachsenen Männer Aussicht haben, im Laufe ihres Lebens sypilitisch zu werden, während Lenz für Berlin 90% angegeben hat, so ergibt sich schon aus dieser Divergenz die Notwendigkeit, diese privaten Vermutungen durch exakt durchgeführte staatliche Wirklichkeitsberechnungen zu ersetzen.

In der Arbeit von Weinberg, Zur Frage der Häufigkeit der Syphilis in der Großstadt, dieses Archiv 1914, 2. Heft, wird die Zahl auf ca. 33—50% berechnet

auf Grund eines Systems, das wegen des Fehlens exakter und alle Krankheitsfälle betreffender Unterlagen trotz oder wegen der Umständlichkeit der Beweisführung zum großen Teil in der Luft schwebt. Dieses Beispiel dürfte genügen, die Wichtigkeit einer vertrauenswürdigen Statistik ad oculos zu demonstrieren. Eine solche aber ist nur auf dem Wege der Registrierung aller geschlechtskranken Männer und Frauen, wie sie mein System ermöglicht, zu erzielen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Der Wille aber wird durch die Wirkungen des Krieges und den Zwang der Verhältnisse auf den einzig richtigen Weg hingewiesen, es ist dies die Registrierung aller Geschlechtskranken an einer Zentralstelle und die Behandlung durch die Gesamtheit der Ärzte unter diskreter Kontrolle dieser Zentralstelle.

Eine Hinneigung zu dem von mir angegebenen System hat die Not der Verhältnisse schon geschaffen. Denn das schleswig-holsteinsche Generalkommando sah sich veranlaßt, auf Grund des Belagerungszustandes zu bestimmen, daß jeder, der an einer übertragbaren Geschlechtskrankheit leidet, dies unverzüglich bei Strafandrohung der Polizeibehörde schriftlich oder mündlich mitteilen müsse. Jedoch ist ein solches Verbot ohne Schaffung einer diskreten Behörde nicht durchzuführen. Denn die Schädigungen eines derartigen Eingriffs für das Privatleben können ohne Diskretionsverpflichtung unerträglich werden, zumal schon die Anzeige bei Verdacht einer Geschlechtskrankheit angeordnet und sogar zwangsweise Behandlung und Untersuchung angedroht wurde. Solange die Auffassung besteht, daß eine Geschlechtskrankheit den Träger profaniert, kann man vom Bürger ebensowenig verlangen, diese Krankheit einer zu keinem Stillschweigen vor Gericht verpflichteten Behörde unter Strafandrohung mitzuteilen, wie man von jemand verlangen kann, daß er seine Vergehen selbst der Polizei mitteilt. Hat man ja sogar das Recht, sein Zeugnis zu verweigern, wenn es einem zur Unehre gereicht. Man denke ferner an die Folgen bei Verheirateten, an die aus einer Indiskretion entstehenden Strafen auf Grund des § 172.

Anders dagegen, wenn ein mit den von mir vorgeschlagenen, eventuell noch erweiterungsfähigen Eigenschaften versehenes statistisches Gesundheitsamt vorhanden wäre. Denn eine Schädigung des Ansehens kann hier nur dann eintreten, wenn der Träger einer Geschlechtskrankheit wiederholt das Einsenden eines ärztlichen Zeugnisses wissentlich vernachlässigt. Dann aber trägt er selbst die Schuld, wenn ihm Unannehmlichkeiten entstehen.

Nun wird von vielen Seiten befürchtet, daß durch eine diskrete Meldepflicht die Patienten den Kurpfuschern in die Hände getrieben würden. Dies dürfte bei meinem System nicht der Fall sein, da der Patient durch die Meldung des Arztes absolut keine Unannehmlichkeiten oder größere Scherereien zu erwarten hat. Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten durch Kurpfuscher ist während des Krieges von den verschiedensten Generalkommandos mit Recht untersagt worden, sehr zum Wohle der Bevölkerung. Bei der Wichtigkeit der in Rede stehenden Frage, von der so außerordentlich viel für das Wohl und Wehe der Zukunft und die Wehr unseres Staates abhängt, ist es selbstverständlich, daß dieses Verbot nach dem Frieden erst recht gesetzgeberisch festgelegt werden muß. Dieses Verbot ist conditio sine qua non einer wirkungsvollen Sexualhygiene, gegen die nur diejenigen Bedenken äußern können, die sich der Tragweite der bei dem jetzigen System unserem Volke drohenden Gefahren nicht bewußt sind oder die, wie dies bei großzügigen Neuerungen immer der Fall war und sein wird, auf Grund des Gesetzes

der Trägheit oder aus anderen Gründen dem Grundsatze huldigen: „Alles, was ist, ist vernünftig.“

In Düsseldorf tagte Mitte Juli 1916 eine Versammlung von Vertretern der Behörden, Krankenkassen, der Ärzteschaft und der Geistlichkeit, um über die sogenannten „Beratungsstellen“ zu verhandeln. In ärztlichen Kreisen machen sich gegen diese Beratungsstellen recht erhebliche Widerstände geltend. Man meint, daß eine lediglich beratende und nicht behandelnde Tätigkeit kaum einen Zweck habe, daß durch eine Beratungsstelle als Zwischeninstanz zwischen Arzt und Patienten Mißtrauen gesät werde. Der Kölner Ärzteverein stellte die These auf, die richtigen Beratungsstellen für Geschlechtskranke seien die Sprechzimmer der Ärzte. Prof. Stern, Düsseldorf, glaubt, daß bei dem System der Landesversicherungsanstalten der einzelne Arzt schließlich zu einem Handlanger der Beratungsstellen herabsinken kann. Im Namen der Ärztekammer gab Dr. Schulte, Köln, der Versammlung Kenntnis von der Stellung der Vertreter der Ärzteschaft. Die Ärztekammer begrüßt zwar die Absicht einer entschlossenen Bekämpfung, sieht aber in den Beratungsstellen nur einen Anfang, sie fordert strenge Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses und verspricht sich eine durchgreifende Wirkung so lange nicht, als die Tätigkeit nur auf die versicherungspflichtige Bevölkerung beschränkt bleibt, und solange die Meldepflicht und die Überwachung **aller** Volksschichten, die Prostitutions- und Kurpfuscherfrage nicht gelöst ist. Trotz aller Bedenken wolle sie aber ihre Mitwirkung nicht versagen. Meines Erachtens sind die Beratungsstellen nur Palliativmittelchen, sie heilen nicht die Krankheit, sondern übertünchen nur einzelne, nicht einmal alle Symptome, wohingegen das von mir angegebene System eines „Statistischen Gesundheitsamts“ **alle** Forderungen der rheinischen Ärztekammer erfüllen würde.

Das Problem einer Reform der Sittenpolizei ist durch den Krieg zu einer brennenden Tagesfrage geworden. Schon während des Krieges muß die Reform ins Auge gefaßt werden, da nach demselben das heutige System der Reglementierung noch mehr versagen muß als vor dem Kriege. Eine wirklich positive Bevölkerungspolitik ist mit der Regelung der Staatskontrolle der Geschlechtskrankheiten so eng verknüpft, daß meines Erachtens zur praktischen Verwirklichung der Eindämmung des Geburtenrückganges dieses Problem als allererstes in Angriff genommen werden muß, denn es ist das wichtigste und das am meisten Erfolg versprechende.

Diskussion und Erklärungen.[1])

Bemerkungen zu dem Aufsatz „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes" von Dr. Elias Auerbach.

Von Hermann W. Siemens.

Der Aufsatz Auerbachs scheint mir ein paar Irrtümer von so verhängnisvollen und weittragenden Folgen zu enthalten, daß einige Bemerkungen in Anbetracht der Wichtigkeit des Themas gestattet sein mögen.

Auf Grund der Tatsache, daß die Sexualrelation bei Fehl- und Totgeburten außerordentlich hoch ist, glaubt Auerbach die Sexualrelation der Lebenden durch Bekämpfung der Fehl- und Totgeburten heben zu können. Er verweist auf die Budapester Juden, die „allein (!) durch gesteigerte Fürsorge für die Mutter und ausgiebigere Benutzung ärztlicher Hilfe" eine besonders hohe Sexualrelation aufweisen. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Gründe für die hohe Sexualrelation der Budapester Juden im besonderen und für die Verschiedenheit der Sexualrelation verschiedener Bevölkerungsgruppen und verschiedener Völker im allgemeinen durchaus nicht so klar liegen, wie Auerbach offenbar meint. Vor allem erscheint die Wirkung des Milieus, die Auerbach allein dafür verantwortlich macht, äußerst problematisch. Auf jeden Fall hat Fritz Lenz in seinem für die rassenhygienische Bewegung bedeutungsvollen Werke „Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes" gezeigt, daß auch bei der Sexualrelation idioplasmatische Momente eine ausschlaggebende Rolle spielen, daß die Sexualrelation durch Auslese beeinflußt wird, und daß die geringere Widerstandsfähigkeit des männlichen Geschlechts ihre wohlbegründete idioplasmatische Ursache hat. Selbst Auerbach gibt später zu: „Die Knaben sind nun einmal das schwache Geschlecht". Dann aber folgt mit notwendiger Konsequenz, daß jede Besserung des Milieus keineswegs Knaben und Mädchen in gleicher Weise zugute kommen kann. Wenn wir also die Zahl der Fehl- und Totgeburten durch Fürsorge einschränken, so wird diese Maßregel nicht, wie es Auerbachs theoretische Rechnung ergibt, Knaben- und Mädchenziffer in genau gleichem Verhältnis vergrößern; vielmehr werden, wie bei der jetzigen Fürsorge mehr Knaben zugrunde gehen als Mädchen, so auch bei der von Auerbach geforderten gesteigerten Fürsorge, die sich ja nur graduell von der jetzigen unterscheidet, mehr Knaben als Mädchen zugrunde gehen. Die „Ausgleichung des Menschenverlustes" ist wohl theoretisch errechenbar, nicht aber praktisch durch Milieuverbesserung erreichbar; denn die größere Gefährdung des männlichen Geschlechts ist ja nicht erst durch das Milieu geschaffen, sondern sie ist eben schon idioplasmatisch bedingt.

Außerdem glaubt Auerbach durch Bekämpfung des künstlichen Aborts die Sexualrelation heben zu können. Das hätte zur Voraussetzung, daß auch beim künstlichen Abort die Sexualrelation unverhältnismäßig hoch ist. Da aber der künstliche Abort abhängig ist vom Willen des Menschen, und da der betreffende Mensch vorher nie weiß, ob er einen Knaben oder ein Mädchen abtreibt, so vermag ich nicht einzusehen, warum die Sexualrelation auch der künstlichen Aborte prinzipiell größer sein soll als die der Geborenen. Damit aber fällt der Satz Auer-

1) Ständige Anm. d. Red.: Für diesen Teil des Archivs übernimmt die Redaktion keine literarische Verantwortung.

bachs: „Von ganz besonderem Einfluß aber muß eine Bekämpfung des unehelichen Aborts sein".

Ebenso fällt damit die weitgreifende Forderung: „Angesichts dieser Dinge kann der Staat seine bisherige Stellung zu den unehelichen Müttern und Kindern nicht mehr festhalten". Ist schon die Forderung: „Jede Schwangerschaft, jede Geburt muß als kostbares Gut gehegt und behütet werden" exzessiv unrassenhygienisch — denn der rassenhygienische Gesichtspunkt der Auslese setzt verschiedene ererbte Qualität und somit verschiedenen sozialen und nationalen Wert der Individuen voraus; es muß also ihrer Fortpflanzung in verschiedenem Grade Schutz gewährt werden, den Tüchtigen mehr, den Minderwertigen weniger —, so muß eine weitgehende Förderung der Unehelichen von Staats wegen auch deshalb unterbleiben, weil der Staat dadurch sein Bestehen gefährden würde. Die soziale Stellung ist immer etwas Relatives; deshalb bedeutet jede nachhaltige Förderung der Unehelichen eine Benachteiligung der Ehelichen. Daß sich die private Wohlfahrt des großen Elends annimmt, dem die unehelichen Kinder häufig ausgesetzt sind, ist nur verständlich. Der Staat aber, der die Zivilehe zum Schutz des Kindes sanktioniert hat, untergräbt seine eigene Autorität, wenn er die Kinder rückhaltlos fördert, die durch ihre Eltern der staatsüblichen Schutzform entzogen worden sind; er gleicht dem sagenhaften Ungeheuer, das seine eigenen Füße frißt. Jede staatliche Förderung der Früchte aus außerehelichen Verbindungen bedeutet eine Untergrabung des Ansehens der Ehe. Wie unnötig außerdem eine solche staatliche Fürsorge ist, beleuchtet die Tatsache, daß in einigen preußischen Bezirken die Säuglingssterblichkeit der Unehelichen geringer ist als die der Ehelichen in den Nachbarbezirken. Der Grund für diese Pervertierung der Bevölkerungsbewegung liegt darin, daß die Unehelichen der privaten Wohltätigkeit viel leichter erreichbar sind als die Ehelichen; diese private Fürsorge für die Unehelichen ist also, auch ohne daß sie vom Staat unterstützt wird, schon so umfassend, daß in einzelnen deutschen Landesteilen die Unehelichen besser geschützt sind als die Ehelichen in andern.

Ist also eine schrankenlose staatliche Unterstützung der Unehelichen schon vom staatlichen Gesichtspunkt aus als höchst gefährlich anzusehen, so muß noch dagegen geltend gemacht werden, daß sie keineswegs geeignet ist, Menschenverluste auszugleichen. Erstens kann sie das nicht in strengem rassenhygienischem Sinn, d. h. qualitativ, da der Durchschnitt der unehelichen Kinder aus wesentlich anderem genotypischem Material (Erbmaterial) bestehen dürfte als die, welche jetzt draußen im Felde fallen. Ich erinnere nur an die relativ hohen Verluste des aktiven Offizierkorps und besonders des deutschen Adels; das sind Menschengruppen, die qualitativ kein Gegengewicht in den unehelichen Kindern finden dürften. Aber auch quantitativ ist die Förderung außerehelich Erzeugter nicht geeignet, die Kriegsverluste auszugleichen. Das, was den Ausgleich der Verluste so schwer macht, ja ihn in Frage stellt, ist unser Geburtenrückgang; Rußland wird seine viel höheren Verluste ungleich leichter verwinden. Der Geburtenrückgang beruht aber auf zu geringer ehelicher Fruchtbarkeit; die Zahl der unehelichen Kinder nimmt dagegen seit 1903 wieder kontinuierlich zu.[1])

Auch die hohe Sexualrelation bei der Säuglingssterblichkeit hat idioplasmatische Ursachen.[2]) Auch hier kann man also durch Fürsorge vielleicht die Gesamtsterblichkeit noch etwas weiter herabsetzen, niemals aber die Sexualrelation eingreifend

1) Vgl. dieses Archiv, Bd. 9, Heft 5, S. 665. 2) Lenz, a. a. O.

ändern, da eben alle Milieuverbesserungen naturgemäß den weiblichen Kindern mehr zugute kommen würden als den „schwächeren" männlichen. Besonders irrtümlich scheint mir aber die Ansicht, daß „die Notwendigkeit einer großzügigen staatlich organisierten Säuglingsfürsorge das A und O jeder Bevölkerungspolitik darstellt". Nicht die Erhaltung der Erzeugten ist die kardinale Aufgabe der Bevölkerungspolitik, sondern die Ermöglichung und Förderung neuer ehelicher Zeugungen. Die Herabsetzung der Mortalität ist ein soziologisches Problem; bevölkerungspolitisch ist in erster Linie die Erhöhung des Umsatzes. Die größtmögliche Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit ist überhaupt kein rassenhygienisches Ideal, sondern vielmehr die Erreichung der „optimalen" Säuglingssterblichkeit. Jede erfolgreiche Bevölkerungspolitik muß sogar notwendig die Säuglingssterblichkeit erhöhen, da unsere jetzige geringe Säuglingssterblichkeit zum Teil erst gerade dem Geburtenrückgang — durch den Ausfall der höheren Geburtennummern mit ihrer größeren Sterblichkeit — zu verdanken ist. Diese Dinge sind in diesem Archiv von Medizinalrat **Graßl** wiederholt mustergültig dargelegt, so daß ich nur darauf verweisen darf[1])

Die staatserschütternden Forderungen **Auerbachs** gründen sich also auf eine Geringschätzung des Einflusses idioplasmatischer Bedingtheiten, auf ein Vorbeigehen an dem so überaus wichtigen Gesichtspunkt der Auslese, anders ausgedrückt: auf eine Überschätzung des Milieus. Sie sind also sozialistische, mitnichten rassenhygienische Forderungen. Denn im Zentrum der Rassenhygiene steht der Gesichtspunkt der Auslese. Darüber lassen die einschneidenden Forschungen **Johannsens** und **Baurs** keinen Zweifel mehr.

Aber wäre auch das Milieu stärker als der Genotypus, stärker als die erbliche Konstitution, wäre es auch möglich, durch öffentliche Fürsorge die idioplasmatisch bedingte Mehrsterblichkeit der Knaben zu beseitigen, so könnten wir dennoch **Auerbachs** Forderungen nicht beistimmen. Denn **Auerbach** geht von der Voraussetzung aus, daß deshalb, weil nur Männer fallen, jetzt vor allem Knabengeburten not täten. Aber denjenigen Frauen und Mädchen, die infolge der Kriegsverluste gattenlos werden oder bleiben müssen, kann nicht dadurch geholfen werden, daß in der **nächstfolgenden** Generation die Sexualrelation größer sein wird als gewöhnlich. **Auerbachs** Mittel trifft eine andere Generation als die, die allein es nötig hätte. Das ist etwa so, als wenn ein Mensch krank ist, und ich einem andern die Medizin gebe, der sie gar nicht braucht.[2])

Dennoch müssen wir **Auerbach** zustimmen, wenn er sagt: „Jedenfalls aber wird sich Deutschland zu kraftvollen Gesetzesmaßnahmen entschließen müssen, um seinen gewaltigen Menschenverlust rasch auszugleichen". Ich glaube aber nicht, daß dazu gleich „heroische" Mittel nötig sind, worunter man wohl nur Mittel verstehen kann, bei deren Anwendung — wie bei der staatlichen Unterstützung der unehelichen Kinder — unsere gesamte staatliche Organisation in ihren Fugen kracht; dieselbe staatliche Organisation, die uns unsern vorbildlichen Militarismus ermöglicht hat, welcher — wie wir jetzt alle sehen — ein höchst wichtiges Mittel auch zur Erhaltung der „Rasse" darstellt, wenn er dazu allein natürlich auch lange

1) Der Erfolg alter u. neuer ehelicher Geschlechtssitten in Bayern. Bd. 10, Heft 5. Geburtenhäufigkeit und Säuglingssterblichkeit. Bd. 11, Heft 1, S. 120. Volkserneuerung. Bd. 8, Heft 2.

2) Zudem würde uns die von **Auerbach** gewünschte Vermehrung der Knabengeburten in **der** Generation, die jetzt geboren wird, vom Optimum der Sexualrelation nur noch weiter entfernen, da wir an sich schon unter gewöhnlichen Verhältnissen mehr Männer als Weiber im reproduktionsfähigen Alter haben.

nicht genügt. Vielmehr sehe ich vor mir eine recht harmlose Möglichkeit, die viel durchgreifender wirken müßte als Auerbachs Forderungen, weil sie auf dem echt bevölkerungspolitischen Gesichtspunkt der Förderung ehelicher Zeugungen gegründet ist; ich meine die bekannte Methode der bäuerlichen Lehen, die Lenz und v. Gruber vorgeschlagen haben. Fände man den Willen und die Einsicht, auf solcher Grundlage nach dem Kriege Siedlungspolitik zu treiben, so könnten wir mit gutem Gewissen jede Sorge um die Sexualrelation vernachlässigen; denn das Fortbestehen wenigstens des deutschen Bauernstandes wäre dann gewährleistet.

Kurze Entgegnung auf Prof. v. Ehrenfels' Vorschlag zur Einführung der Polygamie.

Um eine Höherzüchtung des Menschen und eine Gegenmaßregel gegen die kontraselektorische Wirkung des Krieges herbeizuführen, schlägt Prof. Christian v. Ehrenfels in seinen „Biologischen Friedensrüstungen", dieses Archiv, 11. Bd., 5. Heft, S. 580—613, die Ersetzung der Einehe durch die Polygamie vor. Die übrigens musterhaft begründeten Ausführungen sind von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu bekämpfen; hier soll nur ein Gedanke entgegengehalten werden. Prof. Dr. Otto Schlaginhaufen-Zürich sagt in seinem kürzlich erschienenen Büchlein „Sozialanthropologie und Krieg" auf S. 21: „Für den biologischen Lebenslauf eines Volkes sind naturgemäß die Erbwerte sowohl der männlichen als auch der weiblichen Individuen bestimmend. Wir haben bisher die letzteren außer acht gelassen. Ausgehend von der Annahme, daß die Verteilung der guten und schlechten Erbvarianten im weiblichen Teil der Bevölkerung etwa die gleiche ist wie im männlichen, gelangt man dazu, dem Krieg eine günstig züchtende Wirkung innerhalb der weiblichen Bevölkerung zuzuschreiben. Die Verminderung der männlichen Individuen durch den Krieg setzt die Ehechancen für den weiblichen Bevölkerungsteil herab und schafft damit die Bedingungen für eine schärfere Auslese im Bereich des letzteren; d. h. die Männer werden sich vorzüglich den Trägerinnen der besseren Eigenschaften zuwenden, so daß ein Rest heiratsfähiger, aber mit weniger günstigen Merkmalen bedachter Mädchen ehelos bleiben und für den Aufbau der kommenden Generationen des Volkskörpers nicht mehr in Frage kommen wird. Es vollzieht sich eine Ausmerzung ungünstiger Erbvarianten, zugleich aber auch eine Sicherstellung der nach dem Krieg im Volke noch vorhandenen guten generativen Werte." Diese Ansicht ist m. E. richtig. Eben die zu erwartende Ehelosigkeit der mindertüchtigen Weiber gehört zu den wenigen biologisch günstigen Wirkungen des Krieges, die durch eine polygamische Einrichtung wieder aufgehoben wäre, um so mehr, als zur Rolle einer zweiten, dritten Frau sich doch meistens nur solche Frauen hergeben würden, die sonst als alte Jungfern verdorrt wären. Die durch die verringerte Männerzahl ermöglichte schärfere Auslese unter den Frauen muß in der Weise voll ausgenützt werden, daß die Verehelichung der tüchtigen und die Ausschaltung der weniger wertvollen Weiber angestrebt wird. Hierzu eignet sich der Vorschlag von Prof. Opitz-Gießen auf Einführung einer Heiratsvermittlung seitens der Gemeinden oder des Staates insbesondere für die verletzten Krieger und für tüchtige Mädchen oder Kriegerwitwen. Die Gesundheitszeugnisse könnten hierbei zum ersten Male in Anwendung gelangen, indem nur raßlich tüchtige Bewerber oder zumindest Bewerberinnen vermittelt werden dürften. G. v. Hoffmann, Berlin.

Kritische Besprechungen und Referate.

Guyau, J. M. Erziehung und Vererbung. Eine soziologische Studie. Deutsch von Elisabeth Schwarz und Marie Kette. Mit einer Einleitung von Dr. E. Bergmann. XXX + 290 S. Leipzig 1913, Kröner. Geb. 6 M.

Das Buch stammt schon aus den achtziger Jahren; beim Tode des Verfassers war es noch ein unfertiger Entwurf. Guyau lehrt, daß alle Erziehung auf Suggestion beruht; man solle also die Methoden der Suggestion planmäßig bei der Erziehung anwenden. Bei pathologischen Kindern soll die Suggestion im hypnotischen Schlaf angewandt werden. Die dadurch erreichten Erziehungsresultate sollen sich vererben, und auf diese Weise soll die ganze soziale Gemeinschaft in ihren Instinkten umgeartet, eine moralische Hebung der Rasse erreicht werden.

Wer den naiven Lamarckismus Guyaus nicht teilt, wird freilich zu einem anderen Urteil kommen. Selbst wenn es gelänge, aus pathologischen Kindern äußerlich normale Menschen zu erziehen, so wäre das für die Rasse nur schädlich, da es die Auslese stört. Eine Umkrempelung der ganzen Konstitution durch Hypnose ist selbstverständlich nicht möglich. Die Vorgänge am Volksganzen, welche Guyau als Vererbung deutet, beruhen in Wirklichkeit auf Tradition und Massensuggestion. Man denke an die Franzosen: Ein Menschenalter lang suggerierte man der heranwachsenden Jugend die Vorstellung der Revanche. Diese ging aber nicht durch Vererbung in Fleisch und Blut über, sondern wurde nur durch Massensuggestion zum Idol der Nation.

Die Mädchen will Guyau intellektualistisch gebildet wissen, da er wähnt, daß diese Bildung sich vererbe. „Man sollte es sich ernstlich angelegen sein lassen, überall da neue Frauenberufe zu schaffen, wo die Frau den Mann vorteilhaft ersetzen kann, was in ziemlich großem Umfange der Fall ist." Zur Begründung dieser seltsamen Forderung gibt er an, daß die überwiegende Mehrzahl der staatlich geprüften Lehrerinnen trotz ihres Diploms keine Stelle bekommen könnte. Er sieht also nicht ein, daß durch Eröffnung weiterer Berufe die Zahl der Andrängenden nur immer größer wird. Abhilfe könnte daher nur auf dem entgegengesetzten Wege erzielt werden. Ein Abschnitt ist überschrieben: „Rassenverbesserung und Geburtenzahl". Er hat die Gefährdung des französischen Volkes ziemlich klar gesehen, nur hat er noch zu optimistisch geurteilt, da man sich trotz vorhandener Einsicht nicht zu durchgreifenden Maßnahmen der Rettung aufgerafft hat.

In Guyaus Buch finden sich neben manchen Oberflächlichkeiten auch nicht wenige treffende Ausführungen; für die Gegenwart aber hat es uns nichts zu sagen. Warum man es bei uns importiert hat, sehe ich nicht recht ein. Mittelmäßige Köpfe haben wir bei uns selber genug. Das gilt auch von den meisten Bänden der „Philosophisch-soziologischen Bücherei", in der es erschienen ist.

Allerdings sind dort auch einzelne bedeutende Werke dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden, z. B. Galton's „Hereditary Genius" und Le Bon's „Psychologie der Massen". Fritz Lenz.

Wundt, Wilhelm. Elemente der Völkerpsychologie. Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit. XII + 523 S. Leipzig, Kröner. geb. 14 M.

„Völkerpsychologie" ist ein wenig glücklicher Name für das, was in dem Buche gemeint ist. Nicht Psychologie von Völkern wird geboten, sondern eine allgemeine Darstellung der Vorstellungsinhalte menschlicher Kulturgenossenschaften, zumal der primitiven. Besonders die Glaubensvorstellungen und Sitten werden in einer teils historischen, teils soziologischen, teils naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise dargestellt. Man erfährt etwas über Totem und Tabu, über Ehe und Familie, über Götter und Helden. Wer über solche Dinge eine ziemlich allgemein gehaltene und in die Breite gehende Darstellung sucht, dem kann das Buch empfohlen werden.

Leider verquickt Wundt die geschichtliche mit der naturwissenschaftlichen Forschung. Er hat den fundamentalen Unterschied beider nicht erkannt. Er sucht „die in der Geschichte selbst sich offenbarende Gesetzmäßigkeit" zu erforschen, während schon Nietzsche erkannt hat: Wo es Gesetze in der Geschichte gibt, sind entweder die Gesetze nichts wert oder ist die Geschichte nichts wert.

Wundt findet das Ziel der Menschheitsentwicklung in der Humanität. Warum aber? Weil sie die späteste Lehre zu sein scheint? Die späteste vor dem Niedergang? Was ist überhaupt Entwicklung? Was höher, was tiefer? Selbst wenn die zeitliche Folge damit übereinstimmte, so würde das nichts beweisen; denn die Wertbegriffe sind Voraussetzungen aller Geschichte und nie und nimmer Ergebnisse aus ihr. Es ist daher ein unmögliches Unterfangen, eine Geschichte zu schreiben, die „von Zwecken und Werten zunächst ganz absieht". Die geschichtlichen „Tatsachen" selber sind in ihrem Wesen durch Wertungen bedingt. Ohne solche Wertvoraussetzungen wäre nicht ein einziger Vorgang in der unendlichen Vielheit des Weltgeschehens bedeutungsvoller oder bedeutungsloser als irgendein anderer. Jede Geschichte wäre dann also sinn- und hoffnungslos.

Etwas anderes ist es freilich, wenn man einen beherrschenden Wert voraussetzt, z. B. den der Humanität. Dann freilich kann man den Weg verfolgen, auf dem die menschlichen Gemeinschaften sich ihr annähern, und das eben tut Wundt im Grunde. Wenn man aber so vorgeht, so hat es keinen Sinn, aus dieser Betrachtung eine Folgerung zu ziehen, die im Grunde nur ihre eigene Voraussetzung ist. Vor diesem Zirkelschluß sollten die erkenntniskritischen Auseinandersetzungen Heinrich Rickerts endgültig bewahren. Fritz Lenz.

Shull, A. F. Inheritance in Hydatina Senta. II Characters of the Females and Their Parthenogenetic Eggs. Journ. of exp. Zool. Bd. 18. 1915. S. 145—186.

In folgenden fünf Eigentümlichkeiten unterscheiden sich, wie Verf. statistisch feststellt, eine englische Rasse (*E*) von Hydatina senta und eine amerikanische (Nebraska-*N*) Rasse: 1. in der Größe der Eier, 2. in der Entwicklungsdauer der Eier, 3. in der täglichen Eiproduktion, 4. in der Art der Eiablage (am Boden des

Gewässers oder an der Oberfläche) und 5. in der Kontraktionsfähigkeit der Fußmuskulatur.

Trotz großer Schwierigkeiten führte Verf. einige Kreuzungen aus und erhielt als F_1-Generation Tiere aus den Kreuzungen ♀ E × ♂ N und umgekehrt. Die Eier der Jungen aus den Kreuzungen wurden in Inzucht befruchtet, und so entstanden die F_2-Generationen. Das gleiche Verfahren führte zur F_3-Generation, und durch Inzucht in F_3 erhielt Verf. die F_4-Generation. Außerdem wurde die F_2-Generation aus der Kreuzung ♀ E × ♂ N mit ♂ N befruchtet, und so entstanden die als „F_3-Rückkreuzung" bezeichnete Generation und die aus ihr durch Inzucht gewonnene „F_4 von der Rückkreuzung".

Es würde zu weit führen, wenn hier die statistisch berechneten Unterschiede nach der Kreuzung beider Rassen einzeln besprochen würden. Das Ergebnis war jedenfalls nach der Meinung des Verfassers eine Verschiebung der Charaktere der N-Linie nach denen der englischen Rasse. Eine deutliche Mendelspaltung läßt sich aus den Versuchen nicht feststellen. Verf. neigt zu einer Erklärung ähnlich der von Morgan und seinen Schülern für die Vererbung bei Drosophila gegebenen; hier bei Hydatina sollen die Gene für die verschiedenen Charaktere miteinander verkoppelt sein. Über den mutmaßlichen Mechanismus der Verkopplung kann Verf. keine Angaben machen, wie überhaupt die Erklärung der Resultate ziemlich unklar gehalten ist.

Gegen diese Arbeit müssen, abgesehen von anderen, zwei schwerwiegende Bedenken erhoben werden. Das erste sehe ich darin, daß hier m. E. mehrere voneinander grundverschiedene Fähigkeiten der Individuen durch Verkopplung der Gene gewissermaßen „unter einen Hut" gebracht werden sollen; z. B. eine psychische Äußerung des Tieres, die sich in der Wahl des Ortes für die Eiablage zu erkennen gibt, und die rein physiologische Eigentümlichkeit (Kontraktion der Fußmuskulatur). Denkbar wäre, daß die Höhe der täglichen Eiproduktion mit der Entwicklungsdauer in Beziehung steht.

Das andere Bedenken ist das, daß Verf. ohne weiteres eine Eigentümlichkeit, deren Vererbungswert infolge etwas anderer Ergebnisse wie bei den anderen Eigenschaften nicht glatt erklärt werden kann, von der Besprechung der Ergebnisse fortgelassen hat. Verf. sagt ausdrücklich: „Variability of the time of egg development, and the rate of egg production, are omitted from this table because of the irregularity of their inheritance". Es wären demnach in den Tabellen drei Eigenschaften zu erwarten, da er von fünf ausgegangen war und zwei ausschließt. Unklar bleibt mir persönlich, daß trotzdem in der Tabelle und der Besprechung dauernd von der Entwicklungsdauer der Eier (time of egg development) die Rede ist.

E. Hirsch.

Emmerich, Prof. Rud. u. **Loew,** Prof. Oskar. Studien über den Einfluß mehrerer Salze auf den Fortpflanzungsprozeß. Aus „Archiv für Hygiene". Bd. 84, 6. u. 7. Heft.

Versuche, mittels Salze oder „künstlicher Nährpräparate" die tierische Entwicklung zu beeinflussen, sind wiederholt ausgeführt worden. Die Wirkung von Arsenik, Phosphor, Kaliumjodid, Kaliumbromid, Schilddrüsenextrakt z. B. führten zu interessanten Ergebnissen. Im Mittelpunkte vorliegender Studien standen die $CaCl_2$-, $NaCl$-, KCl- und $MgCl_2$-Salze in ihrer Beziehung zum Fortpflanzungsprozeß bei

Mäusen, Meerschweinchen, Kaninchen. Es liegen vier Versuche mit Mäusen vor, von denen die letzten drei brauchbare Unterlagen liefern, und je ein Versuch mit Meerschweinchen und Kaninchen. Jeder Fütterungsstudie ging ein Kontrollversuch parallel. Die Tiere wurden je nach dem verabreichten Salz zu Gruppen in Käfigen gehalten. Während anfänglich auf jedes Weibchen ein Männchen kam, begnügten sich die Verff. später mit einem einzigen Männchen. Die erhöhte Verfütterung von $CaCl_2$ wirkt steigernd auf die Gesamtzahl der Jungen und Würfe im Gegensatz zu KCl und $MgCl_2$, die die Zahl der Jungen verringern. Die Zunahme der Jungen durch $CaCl_2$ beträgt nach dem dritten bis fünften Mäuseversuch 83%. Der Gesamtdurchschnitt des Jungenzuwachses aller diesbezüglichen Versuchsreihen beläuft sich ebenfalls auf 83%; also ein Wert, der wahrscheinlich konstant sein dürfte. Ähnliches gilt von der Zunahme der Wurfzahl. Bei Mäusen beträgt sie durchschnittlich 56%, bei dem Kaninchen- und Meerschweinchenversuch 61,5%. Der Gesamtzuwachs ist demnach 59%. Geringer ist der Geburtenzuwachs bei NaCl-Verfütterung. Es liegen hiervon aber nur zwei Versuche vor. Da die Salze alle das Cl-Anion enthalten, ist die spezifische Wirkung auf den Fortpflanzungsprozeß den verschiedenen Kationen zuzuschreiben. Interessant sind ferner die Korrelationen, die zwischen Vermehrung und Gewicht der Neugeborenen bestehen (wenigstens auf Grund des vorliegenden Zahlenmaterials):

$CaCl_2$ bewirkt sehr große Jungen- und Wurfzunahme unter Verminderung des Einzelgewichts der Neugeborenen (bezogen auf die entsprechenden Kontrollversuche).

NaCl erhöht ebenfalls die Zahl der Jungen und Würfe und steht gegen $CaCl_2$ zurück. Aber die Neugeborenen sind schwerer als die der $CaCl_2$-Tiere.

$MgCl_2$ vermindert die Wurf- und Jungenzahl, erhöht aber das Einzelgewicht des Neugeborenen.

KCl vermindert sowohl die Wurf- und Jungenzahl als auch das durchschnittliche Einzelgewicht.

Die Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen wäre experimentell in größerem Maßstabe nachzuprüfen, da die hier behandelten Probleme für die praktische Viehwirtschaft eventuell recht bedeutungsvoll werden können. In Analogie zur Kunstdüngung unserer Felder wäre eine erhöhte Viehproduktion durch geeignete Nährsalze oder Nährböden denkbar. Die vorliegenden Experimente sind als interessante Vorversuche sehr zu begrüßen und müssen daher dankbar aufgenommen werden. Die Versuche der Verff. sind aber wissenschaftlich nicht ganz einwandfrei, da mancherlei Fehlerquellen vorhanden sind. Die Versuchsanordnung müßte eindeutiger gefaßt werden, und zwar derart, daß nach Art von Vererbungsstudien Einzelfütterung und Einzelaufzucht durchzuführen, daß hinsichtlich der Geburten- und Wurfzahl die Grenzwerte schärfer hervorzuheben und daß ein und dieselben Tiere unter möglichst verschiedenen Kautelen zu halten sind. Dadurch dürften die Fütterungsfolgen überzeugender zu demonstrieren sein. Nach den Ergebnissen vorliegender Studien gebaren die Kontrolltiere im April des dritten Versuches mehr und öfter Junge als die mit $CaCl_2$ gefütterten Mäuse. Dasselbe gilt vom Kaninchenversuch im Monat Dezember. Im Mai des dritten Versuches und im Oktober des vierten Versuches ist die Produktion fast die gleiche bei den Calcium- und Kontrolltieren. Natürlich beeinflussen diese „Unstimmigkeiten" das Gesamtergebnis kaum, obgleich eine entsprechende Versuchsanordnung auch diese

analysieren wird. Ebenso bedarf das Nachlassen der Mehrproduktion nach einigen Monaten trotz der betreffenden Nährsalze der Aufmerksamkeit und Aufklärung. Möge daher die vorliegende interessante Arbeit auch nach dieser Richtung hin anregend wirken.

Leider enthalten die Tabellen sehr viele Druckfehler, so daß die Angaben in den Monatstabellen mit den Geburtslisten sehr häufig differieren, wenn auch das Schlußergebnis dasselbe bleibt. Ebenso ist das Zahlenmaterial nicht durchgreifend und umfassend genug verarbeitet worden. H. Thiem.

Kautsky, K. Rasse und Judentum. Ergänzungshefte zur Neuen Zeit. Nr. 20. 1914—1915. 94 S. Stuttgart, Dietz.

Die Anregung zur Abfassung dieser Schrift bot die Arbeit des Dr. M. Fishberg „Die Rassenmerkmale der Juden". K. kommt zu folgenden Schlüssen: „Ein dauerndes Ergebnis des Entwicklungsganges muß schließlich die geistige Übereinstimmung des Menschengeschlechts werden, in der alle ohnehin schon sehr variablen und unbestimmten geistigen Rassenmerkmale sich noch weit rascher verwischen als die körperlichen, um in einer höheren Einheit aufzugehen, in der dafür immer größere individuelle Verschiedenheiten auftreten. Die Typen verschwinden, die Individualitäten wachsen. Den Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung bildete die Einheit des Menschengeschlechts. Dieses zerfällt in eine wachsende Zahl von Rassen, aus denen heute wieder eine neue Einheit des Menschengeschlechts erwächst." „Zunächst eine geistige Vereinigung" — wie er an anderer Stelle ergänzt — „und ihre ökonomische Ebenbürtigkeit, aus der aber zunehmende Abschleifung oder Verdünnung ihrer Unterschiede erfolgen muß — unbekümmert darum, ob einige Ästheten darüber die Nase rümpfen oder nicht."

In diesen Schmelztiegel wünscht er vor allem die Juden einbezogen. 1. weil sie sich aus keiner einheitlichen Rasse zusammensetzten; 2. weil ihre späteren angeblichen Rassenmerkmale nur als „die auf die Spitze getriebene Eigenart des Städters" erklärt werden können. Die geistige Eigenart des Juden habe sich nicht aus seiner Rasse, sondern aus der historischen Eigenart seiner sozialen Entwicklung gebildet. „Die wachsende Mischung der Rassen infolge des wachsenden Verkehrs dürfen wir wohl als eine der stärksten Gegenwirkungen gegen die Tendenz zur Verschlechterung der ‚Rasse' durch die Zivilisation betrachten. Je mehr die Abkehr von der Natur fortschreitet, desto notwendiger die Mischung der Rassen." „Nur das siegreiche Proletariat kann dem Judentum volle Emanzipation bringen. Sicher bedeutet die Befreiung des Judentums um so eher seine Auflösung, je gründlicher sie vollzogen wird." „Die Produkte und Mittel eines regen nationalen Lebens der russischen Juden werden noch wachsen und sich kräftigen, solange der Kampf um die jüdische Freiheit vorwärtsgeht. Aber das, was man die jüdische Nation nennt, kann nur siegen, um unterzugehen." „Die Juden sind ein revolutionärer Faktor geworden, das Judentum aber ein reaktionärer. Es ist ein Bleigewicht am Fuße der vorwärtsdrängenden Juden selbst; einer der letzten Überreste aus dem feudalen Mittelalter, ein soziales Ghetto, das sich im Bewußtsein noch behauptet, nachdem das greifbare Ghetto schon verschwunden ist. Je eher es verschwindet, desto besser für die Gesellschaft und die Juden selbst.

Dies Verschwinden bedeutet keineswegs einen tragischen Prozeß, wie etwa das Aussterben der Indianer oder der Tasmanier. Es bedeutet nicht einen

Untergang in Stumpfsinn und Verkommenheit, sondern ein Aufsteigen zu höherer Kraft, zu Wohlstand und Gedeihen, die Erschließung eines ungeheuren Feldes der Betätigung. Es bedeutet nicht den Umzug aus einer mittelalterlichen Ruine in eine andere, nicht den Übergang aus dem orthodoxen Judentum in das kirchliche Christentum, sondern die Schaffung neuer, höherer Menschen. Ahasver wird dabei endlich zur Ruhe kommen. Er wird fortleben in der Erinnerung als der größte Dulder der Menschheit, der am meisten von ihr gelitten, der ihr am meisten geschenkt."

Diese meist wörtliche Zitierung Kautskyscher Sätze dürfte den Inhalt der Broschüre so wiedergeben, wie es in der Kürze eines Ref. möglich ist. Wie Kautsky seinen Bau stützt, können wir nicht wiederholen. „Die Leute, welche glauben, die Gesetze des Zuchtstalles seien die allgemeinen Gesetze der Natur und der menschlichen Geschichte," werden „mitternächtiger Unwissenheit" geziehen. Überhaupt ist das Urteil K.'s oft recht apodiktisch, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als die Probleme der Rasse, Fortpflanzung usw. noch nicht abgeschlossen sind. Kautsky läßt keine körperlichen und geistigen Rassenmerkmale gelten und kommt zur Negierung jeder gesellschaftlichen Gruppierung der Menschen, die auf die Dauer andere als ökonomische Zwecke verfolgt. Auch alle rein kulturellen Interessen erscheinen ihm nebensächlich.

Eine Auseinandersetzung mit Kautsky läßt sich nicht in wenigen Worten erledigen. Erwähnt sei nur, daß neben den allgemeinen Behauptungen sich auch spezielle Angaben finden, die fraglich erscheinen. So führt er auf S. 40 an, daß „in der gutkatholischen Bevölkerung Altbayerns 31 Prozent (!) mit der sogenannten Judennase behaftet sind." „Mit der Judennase verschwindet das am meisten anerkannte Merkmal der jüdischen Rasse" (ebenda).

So werden viele wissenschaftliche Leser sich mit den Tendenzen und mit Einzelheiten des Buches nicht einverstanden erklären können. Im Augenblick erscheint die völlige Verschmelzung aller Menschen, die Aufgabe der gesellschaftsmäßigen Kulturgüter zugunsten des strengsten Individualismus fernerliegend denn früher. Neben den vielen Völkern, die voraussichtlich noch recht lange Zeit unsere Erde bewohnen werden, wird sich vielleicht auch das jüdische weitererhalten. Die kleinen Teile in den westeuropäischen Ländern sind dem Untergang verfallen; wie es mit der Masse der Ostjuden in Zukunft bestellt sein wird und wie der Zionismus sich entfaltet, kann heute noch nicht vorhergesagt werden. Die diesbezüglichen Voraussagen Kautskys werden deshalb lebhaftem Widerspruch begegnen.

Felix A. Theilhaber.

Wirth, Dr. Albrecht. Rasse und Volk. 353 S. Halle a/S. 1914, Niemeyer. 7 M.

Auf 353 Seiten durcheilt der Verfasser 68 einzelne z. T. nur in geringem Zusammenhang stehende Kapitel, die im Rahmen von „Rasse und Volk" sich unterbringen lassen. Aus der erdrückenden Fülle einzelner Angaben, die mit Zitaten aus vielen Zungen gewürzt sind und in z. T. ironisch-geistreichelnder Sprache gehalten sind, kann man nur mit einiger Mühe den kurzen Sinn herausschälen: „Blut (gemeint ist Rasse) ist unbewußt, Volk ist bewußt." Rud. Neubaur.

Pearson und **Heron**. On theories of association. Biometrical IX, Nr. 1 und 2. März 1913.

Es handelt sich um einen Streit über Methoden der Korrelationsberechnung, der durch eine Veröffentlichung von Yule im Journal of the royal statistial so-

ciety Bd. 75 hervorgerufen wurde und dessen Inhalt in einem kurzen Referate nicht leicht wiederzugeben ist, obgleich ihm keineswegs bloß rein mathematisch-theoretische Bedeutung zukommt. Yule ist bemüht gewesen, einige leicht anwendbare Methoden der Korrelationsberechnung zu finden, da die Pearsonschen Methoden teilweise eine sehr umständliche Rechenarbeit verlangen. Pearson wendet sich nun gegen die Voraussetzungen, unter welchen diese Methoden anwendbar sind, und gegen die angenommene Tragweite ihrer Bedeutung. Seine Ausführungen decken sich teilweise mit dem Ergebnisse eigener Bemühungen des Rezensenten, der ebenfalls bestrebt war, einfache Rechenmethoden zu gewinnen, der sich aber davon überzeugte, daß tatsächlich die Assoziationsmethode gerade in Grenzfällen leicht zu täuschenden Resultaten führt und deshalb in seiner eigenen Arbeit über die Kinder der Tuberkulösen zu einer von Pearson angegebenen Näherungsmethode griff, die er, um sie mit der gewöhnlich üblichen Rechnungsmethode in Zusammenhang zu bringen, entsprechend umgestaltete. In dieser Arbeit ist auch der Begriff der Korrelation in einfacher Weise entwickelt, und es dürfte für diejenigen, die sich in dieses Gebiet einarbeiten wollen empfehlen, dem dort Ausgeführten Beachtung zu schenken.

Wenn sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit dagegen wendet, daß überall, auch bei vielfach abgestuften Eigenschaften, die einfachen Mendelschen Proportionen herausgerechnet werden, so ist daran zweifellos ein berechtigter Kern, dadurch wird aber weder das Spaltungsgesetz noch das der Dominanz erschüttert, es kann sich stets nur darum handeln, welche Art von Mendelismus in Betracht kommt. W. Weinberg.

Davenport, C. B., und **Laughlin,** H. H. How to make a eugenical family study. Eugenic Record Office. Bulletin 13. Juni 1915. 35 S. 10 Cts.

Nach einer Einleitung über die Bedeutung einer eugenischen Familiengeschichte führen die Verfasser folgendes aus: Zu unterscheiden ist zwischen engerer und weiterer Familie. Erstere besteht aus dem Propositus (der Ausgangsperson, dem Probanden) und seinen Geschwistern, deren Ehegatten und Kindern, den Geschwistern der Eltern und deren Ehegatten und Kindern und den Großeltern. Von besonderem Interesse ist das Studium der nahen Verwandten. Das Material ist in Form von Sippschaftstafeln graphisch darzustellen, die sich beliebig erweitern lassen. Hauptsache ist die genaue Ermittlung der Namen, des Verwandtschaftsverhältnisses, der Daten und Adressen.

Die Tatsachen der Verwandtschaft bilden bei aller Wichtigkeit nur das Skelett, auf dem Fleisch und Blut der wirklichen Persönlichkeit sich aufbauen. Notwendig ist die Gewinnung eines möglichst vollständigen Bildes der Persönlichkeit nach körperlichen geistigen und gemütlichen Eigenschaften. Diesem Zweck eines systematischen Verzeichnisses aller wissenswerten Tatsachen dient die Personalanalysenkarte, die für jedes der Familie angehörige Individuum ausgefüllt werden sollte und womöglich durch eine Photographie mit genauer Angabe von Namen, Adresse, Datum und Alter bei der Aufnahme zu ergänzen ist.

Diese Individualkarte umfaßt 60 Punkte mit zahlreichen Unterfragen, die sich auf Lebensgeschichte, physische und geistige Eigenschaften beziehen.

Bezüglich der physischen empfehlen die Autoren alle fünf Jahre wiederholte Untersuchung. Sie geben ein Verzeichnis der wichtigsten anthropologischen Maße

und pathologischen Eigenschaften. Der Erforschung der geistigen und gemütlichen Eigenschaften dient ein Fragenverzeichnis mit sieben Unterabteilungen und etwa 150 Abteilungen ohne die pathologischen Charakterzüge. Die Verfasser empfehlen, diese Individualkarten zum Zweck der Übung zuerst für die eigene Person und für nahe Verwandte auszufüllen, zwischen dauernden und periodisch auftretenden Zügen, zwischen Geschmacksrichtungen und Fähigkeiten zu unterscheiden. Die Unmöglichkeit völliger Ausfüllung dürfe nicht von dem Versuch einer Analyse abschrecken.

Personen, die keine vollständigen Individualkarten auszufüllen imstande sind, können und sollen unter Umständen wenigstens über die Verbreitung bestimmter Eigenschaften Auskunft geben.

Als Archiv für solche Familien und Individualanalysen dient das Eugenic Record Office, das seinerseits den Interessenten Auskünfte liefert und sie in jeder Weise unterstüzt, sofern Gegenseitigkeit des Austausches des Wissens besteht. Hierauf beruht die Wahrung der Diskretion. Ein Schlußkapitel setzt die Wichtigkeit wissenschaftlicher Familienforschung auseinander.

Eine Hauptfrage ist nicht genügend erörtert: Inwieweit kann der einzelne Auskunftgeber als genügend sachlich bei Beurteilung seiner Mitmenschen und besonders seiner eigenen Familie betrachtet werden? Ohne genügende Sorge für vollkommene Sachlichkeit besteht eben doch die Gefahr einer Gewinnung einseitigen und unter Umständen trügerischen Materials.

Diese Gefahr kann nur durch Nachprüfung vermieden werden, und es kommt hierbei wieder eben darauf an, wer sie vornimmt. Je mehr Ansprüche an die Zuverlässigkeit der damit zu betrauenden Personen gestellt werden, um so engere Grenzen werden der Masse wirklich verwertbaren Materials gezogen werden.

Ob das System der Hilfsarbeiter ohne eigentliche wissenschaftliche Fähigkeit, wie es doch wohl die fieldworker darstellen, diesem Zwecke genügend entspricht, ist eine noch offene Frage. Weinberg, Stuttgart.

Davenport, C. B. The feebly inhibited. I. Violent temper and its inheritance. Eugenics report office. Bulletin No. 12. Abdruck aus Journal of nervous and mental disease. 42 S. Cold-Spring Harbor, Long Island, N. Y. 1915. 15 Cts.

Eine Sammlung der Familienanamnesen von 165 in Staatsanstalten untergebrachten weiblichen Sonderlingen diente als Grundlage zu einer Reihe von Untersuchungen, deren erste hier vorliegt. Es handelt sich um eine Untersuchung über mangelhafte Selbstbeherrschung, die sich durch unvermittelten und periodisch auftretenden, von Depression gefolgten Jähzorn äußert. Ein Teil der Fälle gehört sicher in das Gebiet des manisch-depressiven Irreseins. Die sehr reiche Nomenklatur für diese Erscheinung beweist wohl, daß es sich nicht um völlig gleiche Vorgänge handelt. Diese Erscheinung wurde in 79 Familien der Landstreicherinnen gefunden, in 49 davon mehrfach. Diese 79 Sippschaften werden zerlegt in solche, welche Epileptiker, Geisteskranke und keine von beiden enthalten. In allen drei Gruppen ergab sich, daß die Eigenschaft sich ohne Unterbrechung fortpflanzt und, einmal verschwunden, nicht wieder auftritt. Aus Ehen zwischen Besitzern und Nichtbesitzern gehen etwa 50 Prozent Besitzer der Eigenschaft hervor. Sie macht daher dem Eindruck eines dominierenden Mendelschen Merkmals. Eine intensive Beziehung dieser Eigenschaft zu anderen psychischen Minderwertigkeiten scheint nicht zu bestehen. Weinberg, Stuttgart.

Willliams, M. H., **Bell,** Julia, **Pearson,** Karl. A Statistical study of oral temperatures in school children with special reference to parental, environmental and class differences. Draapers company research memoirs, studies in national deterioration. IX. London 1915, Dulau and Co. 122 S. 6 sh.

Trotz der Unvollkommenheit des Materials und der Methode der Messung der Mundtemperatur halten die Autoren eine Reihe von Schlußfolgerungen und Anregungen für berechtigt. Zwischen den verschiedenen Temperaturmessungen an ein und demselben Kind besteht eine hohe, von dem Zeitabstand der Messungen unabhängige Korrelation: bei Trennung der Gesunden und Kranken zeigt sich $^1/_3$ dieser Korrelation durch physiologische, $^2/_3$ durch pathologische Einflüsse bedingt. Die Unterschiede der Ergebnisse der einzelnen Schulen hängen nicht mit der sozialen Charakteristik der Distrikte zusammen. Sie beruhen vielmehr auf der verschieden starken Verbreitung kindlicher Tuberkulose und des Rheumatismus. Für das Individuum bedeutet hohe Temperatur geringere Maße von Gewicht und Größe. Die Temperatur wird von dem Unterschied zwischen Stadt und Land nur wenig beeinflußt, ebensowenig von Familiengröße und Geburtennummer.

In bezug auf Rheumatismus ergab sich dabei zwischen Eltern und Kindern eine 3—4mal stärkere Korrelation als zwischen Ehegatten. Dies weist auf echte Vererbung hin. Bei Tuberkulose ist die Beziehung nur halb so stark. Dies wird im Sinne einer Infektion gedeutet. Die Autoren unterscheiden daher zwischen der nicht erblichen kindlichen Tuberkulose und der erblichen Anlage zum Tod an Tuberkulose. Rheumatismus und Tuberkulose scheinen sich auszuschließen.

Die Temperatur armer Kinder ist höher als bei den Mittelklassen, und zwar für jedes einzelne Alter. Dies dürfte mit Unterschieden in der Häufigkeit von Tuberkulose und Rheumatismus zusammenhängen. Das Schulzimmer scheint bei der Entstehung der gefundenen Unterschiede eine größere Rolle zu spielen als die häusliche Umwelt. Weinberg, Stuttgart.

Kickh, Dr. Adolf. Alkohohl und Kindersterblichkeit. S.-A. aus der Internat. Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus. 6 S.

Hier liegen die Ergebnisse einer gründlichen Einzeluntersuchung über den Einfluß des elterlichen Alkoholismus auf die Kindersterblichkeit vor. Diesbezüglich untersucht wurde die Bevölkerung des Ortes Dürrnberg bei Hallein im Salzburgischen, die in relativ günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen lebt; was die Landwirtschaft nicht liefert, wird zumeist von dem Arbeitsverdienst im Salzbergbau gekauft. Künstliches Stillen ist aus Unkenntnis und Bequemlichkeit, teils auch wegen Erwerbsarbeit der Mütter häufig. Der Wirtschaftsverbrauch von Bier, das als alkoholisches Getränk hauptsächlich in Betracht kommt, beträgt pro Kopf und Jahr 209 Liter, was im Vergleich mit anderen Orten Salzburgs wenig genannt werden kann. Vollständige Angaben erhielt K. über 230 Familien mit 1328 Kindern; 22 dieser Familien waren kinderlos. Die Vergleichung der Kindersterblichkeit in gesunden Familien mit geringer Belastung durch ein das Keimplasma schädigendes Übel und in Familien von Luetikern, Krebskranken, Tuberkulösen und Trinkern führt zu dem Resultat, daß (abgesehen von wenigen Luetikerfamilien) der größte Prozentsatz unfruchtbarer Ehen auf die Trinkerfamilien entfällt. Auch die Säuglingssterblichkeit ist bei den Trinkerfamilien am größten; sie beträgt bei ihnen 360 von 1000 gegen 344 bei den mit Tuberkulose be-

lasteten Familien, 325 bei den gering belasteten Familien, 262 bei Familien mit Anlage zu Krebs und 186 bei den gesunden Familien. Von den 0—5jährigen Kindern starben in Familien von Trinkern 45 pro 1000, von Tuberkulösen 46,3, in Familien mit geringer Belastung 41, in Familien mit Anlage zu Krebs 31, in gesunden Familien aber bloß 24. Verfasser bemerkt dazu: „Traurig erscheint es, daß es sich bei der hohen Sterblichkeit der Trinkerkinder um eine Entartung vorher gesunder, blühender Familien handelt, und daß sie die Minderwertigen nicht ausmerzt, keine genügende Ausleseerscheinung ist, wie Legrains bekannte Tafel zeigt."

K.s Untersuchung bestätigt wieder die Tatsache, daß bei allen krankhaft Veranlagten die Kinderzahl größer ist als bei Gesunden.

Bemerkenswert ist, daß K. von seiner Untersuchung die Familien ausschloß, deren Vater oder Großvater einen Feldzug mitgemacht hat; „denn man könnte annehmen, daß die Strapazen und die Unterernährung auch auf das Keimplasma gewirkt haben könnten; auch sind Feldzugssoldaten wohl stets etwas auf Lues und Alkoholschädigung verdächtig." H. Fehlinger.

Lorentzen, Dr. Georg. Über Schäden und Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheit. Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege. 46. Bd. S. 470—517.

Einleitend verweist L. darauf, daß wir über die Abgrenzung des Begriffes „Alkoholismus" noch nicht genügend orientiert sind, und daß vielfach nicht leicht anzugeben ist, ob irgendeine Krankheit eine Folge des Alkohols ist. Es kommt hinzu, daß die meisten in Frage kommenden Krankheiten nicht nur durch den Alkohol, sondern auch durch andere Ursachen erzeugt werden; ferner führt der Alkohohl selten allein, ohne Beihilfe einer anderen Krankeitsursache, zur Erkrankung. Deshalb sind die Schädigungen durch Alkohol nicht einwandfrei festzustellen.

Auf Grund von Veröffentlichungen verschiedener Anstalten und Autoren zeigt der Verfasser den Einfluß, welchen der Alkohohlgenuß auf die Erkrankungs- und Sterblichkeitshäufigkeit hat. Das Ergebnis ist, daß ausgesprochene Trinker häufiger krank werden und länger krank bleiben, als dem Durchschnitt der beobachteten Bevölkerungsteile entspricht. Ebenso beweisen alle bis jetzt vorgenommenen Untersuchungen, daß die Mortalität der Trinker im Vergleich zur allgemeinen Mortalität stark erhöht ist.

Einen guten Einblick in die Schädlichkeit der Alkoholwirkung gewähren auch die Betrachtungen über die Häufigkeit gewisser Krankheiten bei Trinkern und anderen Personen, die beweisen, daß eine große Zahl von Krankheiten durch Alkoholgenuß teils veranlaßt, teils mehr oder minder begünstigt werden. Das sind sichere und bekannte Tatsachen, die L. geschickt zusammengestellt hat.

Dagegen ist die wichtige Frage, ob der Alkoholmißbrauch zur Entartung der Nachkommenschaft führt, nach Ansicht des Verfassers noch unentschieden.

Er selbst neigt der Ansicht zu, daß weder Zeugung im Rausch noch chronischer Alkoholismus „wesentlich zur Entartung der Rasse beiträgt". Folgender Satz verdient hervorgehoben zu werden: „Mir macht einen häufigen Zusammenhang (zwischen Alkoholismus und Entartung) meine ärztliche Erfahrung unwahrscheinlich. Recht oft habe ich Bekenntnisse gequälter Ehefrauen anhören müssen, die mir über Brutalitäten

ihres Ehemannes während der Trunkenheit berichteten, während ohne Trunkenheit des Mannes überhaupt kein ehelicher Verkehr zustande gekommen sei. Die Kinder, die diesen Ehen entsprossen, unterschieden sich aber nicht wesentlich von anderen Kindern aus gleichem Stande. Daß gelegentlich der Alkoholexzeß zur Erzeugung minderwertiger Nachkommenschaft führt, will ich nicht leugnen."

Was den chronischen Alkoholmißbrauch betrifft, so bestreitet Verf. nicht, daß dieser den Keim schädigen kann. Es kann aber auch „die Mutter ihr Kind im Mutterleibe und später durch Vermittlung der Muttermilch vergiften, ferner kann das Kind in den ungünstigen wirtschaftlichen und moralischen Verhältnissen des Trinkerhaushalts nicht gedeihen, und schließlich liegt die Möglichkeit vor, daß die Familie schon degeneriert ist, so daß die Minderwertigkeit des Kindes nur eine Folge der Degeneration und nicht der väterlichen Trunksucht ist."

In welchem Umfang also chronischer Alkoholismus wirklich zu erblicher Entartung führt, ist unbestimmt und schwer zu bestimmen. L. hat selbst den Versuch gemacht, die Zahl der nach einem Jahre überlebenden Kinder (die Nettofruchtbarkeit nach einem Jahre) in Parallele zu setzen zum Alkoholkonsum, hat aber ein vollständig negatives Resultat bekommen. „Die Zahl der Totgeburten und auch die Säuglingssterblichkeit sind von so vielen Faktoren abhängig, daß man nicht erwarten darf, daß der Alkoholmißbrauch einen bemerkbaren statistischen Ausschlag gibt."

Wenn auch der Alkoholismus generativ weniger schadet, als oft gesagt wird, so sind doch seine verderblichen Wirkungen so arg, daß Verfasser zu dem Schlusse kommt: „Vom Standpunkte des einzelnen aus mag das Prinzip der Mäßigkeit in vielen Fällen genügen. Vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheit aus ist die allgemeine Abstinenz zu fordern und zu fördern, wenn wir nicht beabsichtigen, mit untauglichen Mitteln an dies ernste Problem heranzutreten."

Vorläufig fordert Dr. L. Verbotsgesetze und ähnliche Maßnahmen, soweit ihre Berechtigung von der großen Mehrheit der Bevölkerung eingesehen wird; ausgiebige Verwendung der Mittel unserer öffentlichen Versicherungseinrichtungen im Kampfe gegen den Alkoholismus; sowie Errichtung eines Instituts zur systematischen Erforschung des Alkoholismus. H. Fehlinger.

Haberling, Oberstabsarzt Dr. W. Das Dirnenwesen in den Heeren und seine Bekämpfung. Eine geschichtliche Studie. 103 S. Leipzig 1914, Barth.

Diese zeitgemäße, überaus fleißige Arbeit ist eine geschichtliche Untersuchung, die das Material in anschaulicher Weise darbietet. Die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten, der Dirnen usw. tritt hier klar zutage, ebenso auch die Schwierigkeit ihrer Bekämpfung. So sehr wir dem Verf. für die interessante Schilderung besonders der Verhältnisse im Mittelalter (unter Beifügung geschickt gewählter Illustrationen) dankbar sind, so wäre es vielleicht doch gut gewesen, wenn H. auch die Bemühungen der deutschen Heeresverwaltung im 19. Jahrhundert näher skizziert hätte. Die eine knappe Seite bringt darüber fast nichts, die Verhältnisse der Jahre 1870/71 und die der Okkupationszeit in Frankreich sind leider ganz ausgefallen. Wenn H. meint, daß im Frieden die Bekämpfung der Prostitution allein Sache der Polizeibehörden sei und der Heeresverwaltung keine Wege offen stünden, so ließe sich vielleicht einiges dagegen anführen.

Der Mangel geeigneter Beschäftigung und Unterkunft treibt viele Soldaten in ihrer freien Zeit in die Wirtshäuser und Bordelle. Soldatenheime und Sportplätze usw.

können hier Gutes wirken. Über den starken Zusammenhang des Alkoholkultus mit der venus vulgivaga geht Haberling hinweg. Ebensowenig sind die Ehebeschränkungen, welchen die untern Chargen unterliegen, angeführt. So bedarf das kurze Facit, was H. aus den geschichtlichen Ergebnissen zieht, noch mancher Ergänzung. Auch seine Vorschläge für die Kriegszeiten sind dürftig. Hier verfügen wir jetzt schon über eine reichhaltige Erfahrung. Es ist aber sein Verdienst, schon vor Kriegsbeginn der Bedeutung und der Bekämpfung der venerischen Krankheiten gedacht zu haben. Felix A. Theilhaber.

Flemming, J. Das Nachtleben in deutschen Großstädten. Videant consules! 16 S. Leipzig 1915, J. A. Barth.

Dieser Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten skizziert in Kürze die Schattenseiten des großstädtischen Nachtlebens. Flemming verlangt ein Gesetz

1. für Schließung aller Lokale im Reich um Mitternacht,
2. für die Kasernierung der Prostitution.

Der Aufsatz ist in warmherzigem Ton geschrieben und enthält einzelne treffende Bemerkungen. Über die Frage der Kasernierung der Prostitution ist Besseres geschrieben worden. Die Verquickung der Forderung nach frühzeitigem Wirtshausschluß mit der Zwangsbordellierung aller Prostituierten ist in der vorliegenden Form nicht eingehend genug begründet. Felix A. Theilhaber.

Forberger, Joh., Pastor in Dresden. Geburtenrückgang und Konfession. Berlin 1914, Saemann-Verlag. 72 S. (1 M.)

Forberger weist auf die Bedeutung der Wanderungen und der hierdurch bedingten Altersverschiebungen hin, die zum Teil die hohe Fruchtbarkeit der katholischen Bevölkerung Deutschlands erklärlich macht.

Vollkommen verschwindet der Unterschied dadurch noch lange nicht. „1. Der Unterschied der Geburtenziffern der Evangelischen und Katholiken in Preußen hat sich vielmehr von 1875 bis 1911, von 2,62 auf 8,21 ‰ zuungunsten der Evangelischen vergrößert. — 2. Dieser Unterschied trifft zuletzt trotz großer Abweichungen im einzelnen, fast gleichmäßig Stadt und Land im ganzen. — 3. Der Rückgang ist aber seit etwa 1900 bei den Katholiken fast ebenso groß wie bei den Evangelischen, in den Städten größer." Das statistische Material, das in sehr ausgiebiger Weise ausgenutzt wird, erscheint mir einwandfrei zitiert und die Folgerungen dem Sinne der Zahlen zu entsprechen. Während die Katholiken im Jahre 1901 noch einen Geburtenüberschuß von 241 549 Seelen hatten, der im Jahre 1911 auf gleicher Höhe blieb, ging der evangelische von 302041 auf 249198 (1901 auf 1911) zurück, so daß also jetzt der evangelische und der katholische Geburtenüberschuß ungefähr gleiche absolute Größe haben. Damit rückt die katholische Bevölkerung numerisch herauf; ihre Zunahme wäre eine noch größere, wenn der stärkeren Geburtenfrequenz nicht auch eine höhere Sterblichkeit entspräche, die uns Forberger nicht näher zerlegt.

Forberger übersieht hier eine bedeutsame Ziffer, auf die hier aufmerksam gemacht werden darf. Die Katholiken hatten in Preußen:

	Lebendgeborene	Gestorbene
1901	505836	264287
1911	510625	270485

Während wir bei den Evangelischen einen auffallend starken Rückgang der Gestorbenen zu konstatieren haben, ergibt sich bei den Katholiken eine Zunahme der Sterblichkeit, die unmöglich durch die minimale Steigerung der Geburten erklärt werden kann. Forberger bemerkt zwar im allgemeinen die hohe Sterblichkeit der Katholischen, nicht aber den auffallenden Umstand, daß die an und für sich hohe Sterblichkeit der Katholiken in den letzten Jahren, in der Zeit unserer sozialen und hygienischen Tätigkeit gestiegen ist. Hier verläßt leider Forberger das Thema, das hoffentlich bald aufgegriffen wird. Gerade die unterschiedliche Sterblichkeit der deutschen Katholiken und Protestanten beweist unbedingt die soziale Differenzierung. Wie wir in allen einschlägigen Arbeiten sehen können, ringt sich förmlich der Geburtenrückgang von sozialer Stufe zu Stufe, vom Stadtteil der Reichen zu den Proletariervierteln, von den wohlhabenden Städten zu den Industriezentren, vom offenen Tal zu den Berg- und Waldgegenden, von den Juden über die Evangelischen zu den Katholiken durch.

Übrigens zeigt Elsaß-Lothringen, wo die Protestanten vielfach die einströmenden Arbeiterschichten stellen, gerade die umgekehrten Verhältnisse. Die katholischen Bezirke mit alteingesessener Bauernbevölkerung in sehr wohlhabenden Gegenden, wo Proletariat seltener ist, haben niedere Geburtenziffern als die Evangelischen der Augsburger Konfession. Das vorwiegend katholische Land als Ganzes ist ein abschreckendes Beispiel der Geburtenbewegung. In den 70er Jahren (1872/81) kamen jährlich 55 200 Geburten vor. 1911 waren es schon 5000 weniger wie 40 Jahre ehedem, obgleich die Gesamtbevölkerung sehr stark zugenommen hatte. Die Erklärung für den Geburtenrückgang haben wir also wohl kaum in den Religionsunterschieden als solchen zu suchen.

Vom Ausland ist die Geburtenziffer Hollands, obwohl sie von 1892—1911 von 32,0% auf 27,8% fiel, beträchtlich höher gehalten als die des benachbarten katholischen Belgiens, wo sie 1910 nur noch 23,7% betrug. „Andererseits zeigen die nordischen germanisch-protestantischen Länder sämtlich größeren Rückgang, als die südlich-romanischen und slawischen, aber auch viel geringere Säuglingssterblichkeit.“ Womit sie, wie Forberger noch hätte betonen können, den tiefen Stand der westlichen Romanen (Franzosen in Frankreich und Belgien und Lothringen) noch nicht erreichen. Der Schluß der sonst so vorzüglichen Arbeit Forbergers umfaßt nur eine Seite. „Die Entwickelung der Dinge hängt von psychologisch-ethischen Faktoren ab, von ‚Denken und Wollen der Menschen‘, wie G. von Mayr betont. Es gilt an Vernunft und Gewissen unseres Volkes sich zu wenden und es vor dem ‚chronischen Selbstmord‘ des Neumalthusianismus zu warnen, dessen System Frankreich bereits politisch zur Macht zweiten Ranges herabgedrückt hat. Es gilt freilich nicht minder diejenigen Notstände (z. B. im Wohnungswesen), die der Auferziehung der Kinder die meisten Schwierigkeiten bereiten und zur Beschränkung anregen, nach aller Möglichkeit zu bekämpfen.“

Soweit Forberger also den Tatsachen, d. h. den Zahlen nachgeht, ist seine Arbeit eine wertvolle Bereicherung der Beiträge zur Klarlegung des Geburtenproblems; wo er aber die Ursachen des jeweiligen Rückganges belegen soll, bewegt er sich in bekannten Bahnen. Den Vertretern, die an die Macht des Katholizismus in diesem Kampfe glauben, also den Autoren Bornträger, Rost usw., dürfte es herzlich schwerfallen, das wissenschaftliche Tatsachenmaterial zu erschüttern, das den Satz stützt: „Trotz der vielgerühmten Mittel, welche der katholischen Kirche

zur Bekämpfung des Neumalthusianismus zur Verfügung stehen, muß auch ihre eifrige Tätigkeit in der Zurückdämmung des Geburtenrückganges als eine vergebliche betrachtet werden!" Felix A. Theilhaber.

Krohne, Dr., Geh. Mediz.-Rat, Berlin. Die Beurteilung des Geburtenrückganges vom volkshygienischen, sittlichen und nationalen Standpunkt. 44 S. Leipzig 1914, Dieterichs. 50 Pf.

Die Broschüre beschränkt sich darauf, einen populären Überblick über die Geburtenfrage zu geben, und gipfelt in dem an altrömische und französische Vorbilder mahnenden Postulat: „Wir müssen dafür sorgen, daß das Gewissen unseres Volkes gegenüber der drohenden Gefahr aufgerüttelt wird! Wir müssen — jeder an unserem Teile — dafür sorgen, daß alle Kreise unseres Volkes durch Wort und Schrift aufgeklärt werden über die bedenklichen Folgen, die uns und unseren Nachkommen aus der rapiden Geburtenabnahme drohen, daß der Hang zum Wohlleben, zur Genußsucht und Bequemlichkeit bekämpft, daß das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen gegenüber Staat und Gesellschaft mehr gestärkt, daß die Begriffe der Ehe und des Familienlebens wieder auf eine gesunde, auf eine bessere sittliche und religiöse Grundlage gebracht werden, daß im Verkehr der Geschlechter untereinander wieder mehr Sittenreinheit, mehr Achtung voreinander Platz greifen, daß die Freude am Kindersegen und die große Bedeutung einer zahlreichen, gesunden Nachkommenschaft für die Zukunft unseres Volkes wieder mehr Verständnis finden möge. . . ." Felix A. Theilhaber.

Wolf, Prof. Dr. J. Eine neue Untersuchung über den Geburtenrückgang. Zeitschrift f. Sozialwissenschaft N. F. VI. 4. S. 255—260.

Der Aufsatz stellt eine eingehende Kritik der Arbeit Rösles dar. Rösle fände nur immer ein „statistisches Problem", wo auch eine soziologische Aufgabe vorliege. Die große Angst der Nur-Statistiker, die Zahlen an Zahlen reihen, ohne Schlüsse zulassen zu wollen, verwirft Wolf. „Unbedingt braucht die Soziologie die Bevölkerungsstatistik nur zur Messung des Einflusses der verschiedenen Faktoren und zur Erkenntnis der Tragweite des von ihr häufig ohne Hilfe der Statistik Entdeckten." Wenn Rösle im positiven Teil seiner Arbeit den ärgsten methodischen Mißgriff darin sieht, daß man den Geburtenrückgang für sich allein betrachtet und hingegen als Maßstab den Geburtenüberschuß als Maß der Dinge angesehen haben will, dann verkennt er das einzig Richtige. Wolf weist recht geschickt nach, wie auch in allen anderen Punkten die wissenschaftliche Leistung Rösles vollkommen versagt. Er schließt wörtlich: Rösles Augen wurden getrübt „bei dem Bestreben, koste es, was es wolle, die sogenannte optimistische Beurteilung des Geburtenrückgangs gegen die pessimistische durchzusetzen. Die Gefährlichkeit der der Arbeit Rösles innewohnenden Tendenz rechtfertigt auch allein die eingehende Würdigung. Andernfalls hätte sie mit Stillschweigen übergangen werden dürfen." Die Bedeutung der Geburtenfrage ist eine so große, daß es sich verlohnt, von der kritischen Erledigung des letzten „optimistischen" Beurteilers der Geburtenentwicklung Notiz zu nehmen. Felix A. Theilhaber.

Most, Otto, Düsseldorf. Zur Wirtschafts- und Sozialstatistik der höheren Beamten in Preußen. Schmollers Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 39. 181 S. 1915.

Obgleich die Besoldung der höheren Beamten seit 1850 ungefähr auf das Doppelte gestiegen ist, reicht, wie an zwei Wirtschaftsrechnungen nachgewiesen wird, diese nicht zum standesgemäßen Leben aus und wird jetzt von einem weit höheren Prozentsatz der Bevölkerung überholt wie früher. Als Folge davon ergibt sich Verzicht zahlreicher geeigneter Kräfte auf den Staatsdienst und Übergang anderer in das freie Wirtschaftsleben, erzwungene Ehelosigkeit oder späte Heirat, Einschränkung der Kinderzahl, Verschwinden der alten Beamtenfamilien, Übergang des Nachwuchses in andere Berufe.

Diese Darstellung ist vielleicht doch etwas einseitig. Die Frage, ob der Beamte früher häufiger seinen Lebensunterhalt nur aus dem Einkommen bestritt, ist nicht untersucht, ebensowenig die, ob er nicht heute höhere Ansprüche stellt als früher. Auch die Frage nach einer Änderung der sozialen Stellung der Beamten läßt sich nicht durch Betrachtung der Diensteinkommensverhältnisse allein entscheiden. Im allgemeinen ist die Stellung des höheren Beamten auch heute noch geachtet, er selbst als Ehekandidat gesucht. Es wäre wertvoll, festzustellen, ob und welche Änderungen sich in der sozialen Auswahl der Beamtenfrauen vollzogen haben.

Jedenfalls aber ist Mosts Vergleich der jetzigen und früheren Fruchtbarkeit der Beamtenfamilien einseitig übertrieben, er beruht auf demselben Fehler, den Referent für das Material von Steinmetz nachgewiesen hat, nämlich dem Vergleich der Fruchtbarkeit jetzt lebender Beamter mit derjenigen ihrer Väter und Großväter, er wird aber noch verstärkt dadurch, daß es sich um den Vergleich einer stehenden Bevölkerung mit unabgeschlossener Fruchtbarkeit und einer am Ende ihrer Fruchtbarkeit befindlichen Generation handelt.

Exaktes Material über die Abnahme der Fruchtbarkeit hätte sich nur durch den Vergleich der Fruchtbarkeit der Gesamtheit der Beamten aus verschiedenen Generationen ergeben.

Die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Beamtenväter betrug etwa 5,4, die der Beamtengroßväter etwa 4,6, beide Zahlen sind im Vergleich mit den sonst durch diese Methode erhältlichen Zahlen (6—7) zu niedrig. Daraus ergibt sich, daß auch schon vor zwei Generationen die Fruchtbarkeit bei den Beamten und Beamte liefernden Kreisen willkürlich beschränkt wurde. Die nicht zu bezweifelnde Unfruchtbarkeit der heutigen Staatsbeamten ist also die Folge eines Systems, das schon vor den Beginn des industriellen Aufstiegs des Deutschen Reiches fällt.

Auch die Berufsflucht der Beamtensöhne erscheint bei exakter Betrachtung weniger schlimm. Von 80 Beamtensöhnen hatten 58 einen Beruf, darunter 21 = 36% im höheren Staats- und Heeresdienst, hingegen stammen von 268 Staatsbeamten 78 = 29% von Vätern derselben Kategorie ab. Von diesen 78 Vätern stammten ihrerseits allerdings 37 oder fast 50% aus derselben Schicht. Im Vergleich mit dem Anteil der Beamten an der Gesamtbevölkerung ist aber die Berufstreue immer noch sehr erheblich.

Es ist die Mostsche Untersuchung indessen keineswegs die erste dieser Art, wie er meint, er kennt den Vorgang von Steinmetz bezüglich der Fruchtbarkeit nicht, und Referent hat bereits 1897 die soziale Abkunft der Medizinstudierenden verschiedener Generationen (Württemb. Jahrbuch für Statistik und Länderkunde) untersucht.

Auch diese Untersuchung bedarf aber ebenso wie die Mosts einer Ergänzung

durch den Vergleich der Berufswahl bei den Söhnen verschiedener Generationen gleichen Berufes.

Wenn übrigens der Verfasser am Schluß seiner Arbeit hervorhebt, daß der Beamtenstand wie das Heer schon jetzt die Feuerprobe höchst gesteigerter Ansprüche überstanden habe, so wird er damit zwar angesichts der bis jetzt noch immer nicht genügenden Energie gegenüber Kriegswucher aller Art kaum allseitige Zustimmung finden, jedenfalls widerlegt er aber mit dieser Auffassung den sonstigen Pessimismus seiner Ausführungen. Weinberg, Stuttgart.

Watteroth, Dr. Richard, und **Syrup,** Dr. Friedrich. Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Schuhindustrie und einem oberschlesischen Walzwerke. 5,60 M. München und Leipzig 1915, Duncker & Humblot.

Watteroth, der Sohn eines Lehrers, hatte unter starken Entbehrungen sich auf verschiedenen Universitäten in der Volkswirtschaft vorgebildet, trat dann in eine Schuhfabrik als Arbeiter ein und verfaßte auf Grund Eigenerfahrungen die Arbeit. Er fiel in der Verteidigung des Vaterlandes. Die Person des Verfassers reizt allein schon zum Studium seiner Erstlingsarbeit, die auch die letzte war. — Dabei kommt auch der Verstand auf seine Rechnung.

Mit der Entwicklung einer Industrie ist auch die Züchtung bestimmter Arbeitsgeschicklichkeit und eine Auslese der Arbeiter nach Arbeitseignung und Leistungsfähigkeit verbunden. Dieser Auslese passen sich die Lohnverhältnisse an, die hier nicht weiter verfolgt werden. Man kann drei Schichten von Arbeitern unterscheiden: ungelernte, angelernte mit einigen Monaten Abrichtungszeit und gelernte. Die gelernten Arbeiter haben größeres Selbstvertrauen, übernehmen daher leichter und früher höher entlohnte Arbeit und vermögen sich nach Verbrauch ihrer Kräfte in den Fabriken als Flickschuster leichter über Wasser zu halten.

Ein Vergleich der Arbeiterschaft 1882, 1895 und 1907 ergibt eine Abnahme der männlichen Arbeiter und eine Zunahme der weiblichen, sowie der Aufsichtsbeamten.

Ein Vergleich der Ehestatistik 1895 mit 1907 ergibt ein beträchtliche Vermehrung und Verjüngung der Ehepaare.

	Prozente:			
	männliche Personen verheiratet		weibliche Personen verheiratet	
	1895	1905	1895	1905
unter 16 Jahre	—	—	—	—
16—18 „	—	—	—	0,2
18—20 „	0,2	0,7	1,3	1,7
20—25 „ .... }	13,2	7,7	18,4	18,8
25—30 „ .... }		42,7		54,6
30—40 „	57,8	70,0	61,9	75,7
40—50 „	65,5	77,3	73,1	83,6
50—60 „	66,5	75,2	84,2	87,2
60—70 „	73,3	79,1	82,1	86,4
über 70 „	76,6	80,8	77,2	79,1
Summa	17,9	32,2	17,9	31,0

Die Gesamtzahl der Arbeiter betrug 1895 162850, 1905 170007. 1895 waren 27061 Männer und 1952 Frauen, 1905 dagegen 46893 Männer und 7518 Frauen verheiratet.

Wenn wir von den Männern, als den berufenen Erhaltern der Familie, ausgehen, so haben wir biologisch eine derartige Ausnutzung des Menschenmaterials im Fortpflanzungsgeschäft der Schuhindustrie, daß eine weitere Vermehrung und Verjüngung wohl kaum mehr möglich ist. Der Rat mancher Staatswissenschaftslehrer, die sinkende Geburtenzahl durch Vermehrung und Verjüngung der Ehepaare aufzuhalten, ist bei der schlesischen Schuhindustrie nicht am Platze. — Den Erfolg der Ehebetätigung, der uns Rassenpolitiker so sehr interessieren würde, führt Watteroth leider nicht weiter aus; er liegt außerhalb des Rahmens seiner Arbeit.

Einen Fingerzeig aber geben uns die Lohnverhältnisse:

Wochenverdienst der Männer nach Altersgruppen:

1.	6—19	Mark Wochenlohn	14—35	Jahre
2.	20—30	„ „	18—71	„
3.	30—37	„ „	23—44	„
4.	35—45	„ „	25—47	„

Mit 47 Jahren ist also bereits der Höchstlohn erreicht, und es beginnt ein starker Lohnabfall. Das Alter der Schuhindustriearbeiter ist durchaus ein sorgenvolles.

Nicht weniger belehrend ist die Arbeit Syrups über die Arbeiterschaft eines schlesischen Walzwerkes.

Von 253 untersuchten Arbeitern stammten von

	Großvater	Vater
Landarbeiter	56	32
Hüttenarbeiter	18	37
Handwerker	18	14
Sonstige Arbeiter	6	16
Sonstige Berufstätige	2	1

Also eine starke Verschiebung der Abstammung in die Richtung der Industrie. Die Beziehung der Arbeitsdauer zur Abstammung ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Lebensjahre	Prozent der Arbeiter, deren Väter: Hüttenarbeiter gewesen waren	verschiedene Berufe ausgeübt hatten	Landarbeiter gewesen waren
über 40 Jahre . .	92	90	93
über 50 Jahre . .	43	59	50
	Prozent der Arbeiter, deren Väter und Großväter: Hüttenarbeiter gewesen waren	verschiedene Berufe ausgeübt hatten	Landarbeiter gewesen waren
über 40 Jahre . .	82	89	99
über 50 Jahre . .	39	46	52

„Die Übersicht läßt erkennen, daß die durch drei Generationen betriebene Hüttenarbeit das Lebensalter (wohl Arbeitsalter gemeint) der Arbeiter in den letzten Generationen ungünstig zu beeinflussen scheint. Dagegen weisen die Arbeiter, deren Väter und Großväter in der Landwirtschaft tätig waren, besonders günstige Altersverhältnisse auf" (offenbar auch hier Arbeitsaltersverhältnisse gemeint). — Daß Arbeitsalter und wirkliches Lebensalter sich nicht immer decken, habe ich schon bei der Besprechung der Veröffentlichung Fischers angedeutet.

Immerhin weist auch diese Statistik darauf hin, daß die Walzindustrie von dem in der Landwirtschaft der Vorfahren angesammelten Arbeitskapital ihrer Arbeiter lebt, also einen Raubbau zu betreiben scheint.

Die von ländlichen Vorfahren abstammenden Arbeiter sind mehr ungelernt, die von den Industriearbeitern abstammenden gelernt. Daß die Art der Beschäftigung und damit die der Entlohnung zum Aushalten in der Arbeit zwingt, ist ebenfalls bereits an anderer Stelle angedeutet. — 28 Arbeiter bedienten sich der deutschen Umgangssprache, 225 der polnischen. Die Polen waren aber nicht Angehörige der Kongreßpolen, sondern landeseingesessen, wie ihre Körperbeschaffenheit beweist. Sie sind kräftiger, gedrungener, dunkler pigmentiert als die Kongreßpolen.

Von 253 Arbeitern waren

243 = 96% verheiratet oder verwitwet,
10 = 4% ledig;

Also auch hier eine maximale Ausnutzung der Arbeiter zum Fortpflanzungsgeschäft, was die Zahl der Ehen betrifft.

Von diesen 243 verheirateten oder verwitweten Arbeitern hatten acht kein lebensfähiges Kind.

Die Zahl der Kinder der übrigen 236 Hüttenarbeiter betrug 1992, also 8,4 (!) eheliche Kinder auf einen Vater (vgl. d. Tab. auf S. 105).

Der Verfasser bemerkt hierzu: „Die große Fruchtbarkeit ist einmal darauf zurückzuführen, daß bei den Heiraten dieser Hüttenarbeiter die Auswahl der Frau vielfach nicht nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt, sondern daß zumeist Geschlechtstüchtigkeit ausschlaggebend ist. Andererseits ist zu bemerken, daß eine absichtliche Beschränkung der Kinderzahl nach ärztlichen Aussagen unter der fraglichen Bevölkerung bis vor wenigen Jahren unbekannt war. — Auch anderwärts ist die Zahl der Kinder in der Schwerindustrie bekanntlich sehr groß.

Von den 1992 lebendgeborenen Kindern waren 1274 = 64% noch vorhanden; 718 gestorben; somit treffen auf eine Familie 5,4 lebende Kinder; eine immer noch sehr hohe Zahl.

Die Höhe des Aufwuchses der Einzelfamilie des Walzwerkes hängt also von der Zahl der Geburten der Einzelehe ab. Eine erhöhte Sterblichkeit der Säuglinge macht sich erst bei einer Geburtenzahl von über 14 bemerklich. Damit stimmt auch der Befund von Ploetz, daß die Abnahme der Lebensfähigkeit der Kinder erst nach dem 10. Kinde eintritt. — Die hier für das schlesische Walzwerk gefundenen Zahlen habe ich in dieser Zeitschrift und in anderen Blättern als für ganz Bayern geltend nachgewiesen. — Vergleicht man die geringe Aufwuchsmenge in den Zwergfamilien, wie sie hauptsächlich in den Großstädten vorherrschen, so bringen die Walzwerk-Familien vier- und fünfmal soviel Kinder hoch wie die Zwergfamilien. Allerdings ist die wie überall bei hoher Kinderzahl auftretende Kindersterblichkeit bedauerlich. Aber in dem vielgestaltigen Leben eines Volkes gibt es nicht das Ideal, das ein weltferner Statistiker sich am Studiertisch aufstellt. Wo man hobelt, gibt es Späne. Damit wird man rechnen müssen. Nur das Übermaß darf und soll man einschränken. Die Frauen mit überreicher Kinderzahl können ihre Kinder nicht gestillt haben, zum eigenen und der Kinder Schaden.

Dr. Graßl, Kempten.

Zahl der geborenen Kinder	Zahl der Familien mit nebenstehender Kinderzahl	Zahl der Familien, bei denen von den geborenen Kindern noch am Leben waren Kinder: 1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1	4	*4*											
2	5	3	*2*										
3	8	—	3	*5*									
4	14	**2**	**3**	5	*4*								
5	20	—	**5**	**5**	4	*5*							
6	20	—	**3**	**2**	3	11	*1*						
7	24	—	**1**	**4**	3	9	3	*4*					
8	26	—	**1**	**2**	**5**	4	7	5	*2*				
9	24	—	—	**1**	**1**	6	7	6	3	—			
10	31	—	—	—	**2**	**8**	5	7	5	3	*1*		
11	14	—	—	—	**1**	—	4	2	3	2	2	—	
12	18	—	—	—	**2**	**5**	—	6	2	1	—	**1**	—
13	12	—	—	—	—	**1**	**1**	2	2	—	5	1	—
14	8	—	—	—	—	—	**3**	—	2	1	1	—	1
15	1	—	—	—	**1**	—	—	—	—	—	—	—	—
16	3	—	—	—	**1**	—	—	—	**1**	—	—	—	1
17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
18	2	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—
19	1	—	—	—	—	—	—	—	—	**1**	—	—	—
20	1	—	—	—	—	—	—	—	—	**1**	—	—	—
zusammen	236	9	18	24	27	49	33	32	20	10	10	1	2

Die fetten Ziffern bedeuten, daß mehr als die Hälfte der Kinder gestorben ist; die schrägstehenden Ziffern, daß kein Kind gestorben ist.

Zahl der geborenen Kinder	Zahl der Familien der nebenstehenden Kinderzahl	Zahl der Kinder, die am Leben sind: 1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	Summa	Somit auf eine Ehe
1	4	4												4	1
2	5	3	4											7	1,4
3	8	—	6	15										21	2,7
4	14	2	6	15	16									39	2,8
5	20[1]	—	10	15	16	25								66	3,3
6	20	—	6	6	12	55	6							85	4,1
7	24	—	2	12	12	45	18	28						117	4,9
8	26	—	2	6	20	20	42	35	16					141	5,4
9	24	—	—	3	4	30	42	42	24	—				145	5,15
10	31	—	—	—	8	40	30	49	40	27	10			204	6,6
11	14	—	—	—	4	—	24	14	28	18	20	—		108	7,6
12	18	—	—	—	8	25	—	42	16	18	10	—	—	119	6,6
13	12	—	—	—	—	5	6	14	16	—	50	11	—	102	8,5
14	8	—	—	—	—	—	18	—	16	9	10	—	12	65	8,0
15	1	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4,0
16	3	—	—	—	4	—	—	—	8	—	—	—	—	12	4,0
17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
18	2	—	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—	—	12	6,0
19	1	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	—	—	9	9,0
20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	—	—	9	9,0
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Durchschnitt	5,4

[1] Eine Familie verlor alle Kinder.

Schwarz, Kurt, Dr. jur. et rer. pol. Rechtliche Fürsorge für die von Jugend an körperlich Gebrechlichen mit besonderer Berüksichtigung Bayerns. 1 M. München und Leipzig 1915, Duncker & Humblot.

Schwarz gibt hier eine ausführliche und, soweit ein Arzt es beurteilen kann, eine vollständige Aufführung und Besprechung der gesetzlichen und anderer bestimmungsgemäßen Vorschriften. Auch mit seiner durchwegs durch Fachkenntnis geläuterten Ansicht hält er nicht zurück. Interessant für den Arzt ist vieles. So z. B. die Konstatierung, daß in Bayern trotz der Zwangseinrichtung des Verfahrens nach Credé die Erblindung der Kinder nicht zurückgehen will.

Dr. Graßl, Kempten.

Grotjahn, Prof. Dr. Alfred, Soziale Pathologie. Zweite neubearbeitete Auflage. Berlin 1915, A. Hirschwald. XII u. 532 S. 15 M.

Es muß als ein großer Erfolg betrachtet werden, daß Grotjahns Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankeiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen Hygiene in der Zeit von zweieinhalb Jahren es zu einer zweiten Auflage bringt, auch wenn man in diesem Erfolg gleichzeitig ein Zeichen des weitverbreiteten Interesses für soziale Medizin sehen muß; der Erfolg ist um so größer, als das Wagnis einer zweiten Auflage mitten im Weltkriege vom Verleger unternommen wurde. Man darf dem Verfasser, der seine erste Auflage unter großen äußeren Schwierigkeiten geschrieben hat und erst seit kurzer Zeit durch Erteilung eines Lehrauftrags und anderer Ämter von den bestehenden Hemmnissen einigermaßen befreit wurde, dazu aufrichtig Glück wünschen.

Die Ursache dieses Erfolges gegenüber anderen sozialmedizinischen Lehrbüchern und Grundrissen dürfte wohl darin zu suchen sein, daß das Buch sich nicht darauf beschränkt Forderungen in bezug auf die Verbesserung der äußeren Lebensbedingungen zu stellen, sondern auch dem Einfluß der konstitutionellen und erblichen Anlagen Rechnung zu tragen bemüht ist, und in der großzügigen Anlage des Ganzen, wie sie bei einem Zusammenwirken vieler Spezialisten für ein bestimmtes Gebiet nur dann zu erreichen ist, wenn sie sich dem von einem überlegenen Leiter angegebenen Plan willig fügen. Diesem einheitlichen Charakter des Ganzen zuliebe wird man es auch in den Kauf nehmen dürfen, wenn einige einseitige und barocke Ideen, wie die Unterbrechung der Schwangerschaften bei früheren Zwillingsmüttern, stehengeblieben und die einzelnen Kapitel nicht alle mit gleichmäßiger Ausführlichkeit behandelt sind.

Gegenüber der ersten Auflage ist die zweite um 159 Seiten kürzer und um 3 Mark billiger; diese Vorzüge wurden ohne Schädigung des wesentlichen Inhaltes erreicht durch Entfernung der Literaturlisten, überflüssiger Tabellen und Einschränkung namentlich der Kapitel über Säuglingskrankheiten und Nerven- und Geisteskrankheiten im besonderen Teil, während der allgemeine Teil an Umfang sogar etwas gewonnen hat. Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe wie früher.

Es ist hier nicht der Platz, die Veränderungen des Textes in allen einzelnen Kapiteln festzustellen und etwaige Meinungsverschiedenheiten auszufechten; es genügt vielmehr hervorzuheben, daß auch der Besitzer der ersten Auflage an dem Erwerb der zweiten Gewinn haben wird. Hier soll nur auf die Kapitel eingegangen werden, an denen die Rassenhygiene ein besonders hervorragendes In-

teresse hat. Das frühere Kapitel über die Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung ist in zwei gespalten worden, von denen das erste die qualitative, das zweite die quantitative Rationalisierung behandelt.

In ersterem Kapitel werden nunmehr auch die Methoden der Kastration und Sterilisierung erwähnt, das Hauptgewicht wird aber noch immer darauf gelegt, daß die Geburtenprävention zu eugenischen Zwecken nicht dem Einzelnen überlassen werden darf. Wenn Verfasser darauf hinweist, daß die Geburtenprävention eben doch hemmend auf die Bevölkerungsvermehrung wirkt, so hätte er bei dieser Gelegenheit mit der ihm sonst zu Gebote stehenden Schärfe auf diejenigen rein malthusianischen Bestrebungen hinweisen dürfen, die das Wort Eugenik als falsche Flagge mißbrauchen. Das Wort Rassenhygiene will Grotjahn zwar nicht gänzlich abgeschafft, aber doch auf die Wertung der Veränderung der ethnischen Einheiten durch Bevölkerungsverschiebungen, Wanderung und Vermischung beschränkt sehen. Die Minderwertigkeit der Erstgeborenen scheint er mit vielen anderen zu überschätzen, in dieser Hinsicht wie in manch anderer ist es bedauerlich, daß er sich nicht mehr um Beibringung von Zahlenmaterial bei diesem Kapitel bemüht hat. In dem Kapitel über die quantitative Rationalisierung der menschlichen Fruchtbarkeit schildert er eindringlicher wie früher die Gefahren der Geburtenbeschränkung für die Erhaltung einzelner Stände und ganzer Völker, und insbesondere für die Erhaltung der germanischen Völker, die über weltwirtschaftlicher Ausdehnung, ungeheurer Güterproduktion und einseitigem Kapitalismus die Kultur der Familie verabsäumen und sich dadurch selbst um die Früchte ihrer Kraftentfaltung zu bringen drohen. Gegen die Gefahren der Rationalisierung gibt es für ihn nur ein Mittel, noch mehr rationalisieren, und zwar nach den Grundsätzen, die er in einem besonderen Werke (1914) aufgestellt hat und die sich in vielen Punkten mit den Leitsätzen der D. Gesellschaft für Rassenhygiene decken. Indem er dem ärztlichen Berufsstand die größte Verantwortlichkeit bei dieser Regelung zuspricht, kehrt er aus dem Exkurs in das rein Volkswirtschaftliche wiederum auf das Gebiet der Medizin zurück.

W. Weinberg.

Schallmayer, Dr. **W.** Sozialhygiene und Eugenik. S.-A. aus Z. f. Sozialwissenschaft. Jg. 5. H. 5—8. 32 S.

Schallmayer setzt sich in dieser Arbeit mit Grotjahns „sozialer Pathologie" auseinander. Er wendet sich gegen die Auffassung Grotjahns, daß die Rassenhygiene (oder wie er sagt, Eugenik) ein Teil der sozialen Hygiene sei, eine Auffassung, die durch eine sehr weite Fassung des Begriffes sozial bedingt ist. Schallmayer dagegen stellt die Rassenhygiene der Personenhygiene gegenüber und betrachtet die soziale Hygiene als Teil der Personenhygiene. Ref. möchte der Meinung Ausdruck geben, daß man unter verschiedenen Gesichtswinkeln verschiedene Einteilungen vornehmen kann, ohne daß die eine oder die andere direkt falsch oder richtig zu sein braucht. Die Einteilung praktischer Disziplinen wird im wesentlichen immer nach dem Ziel geschehen, das man in erster Linie im Auge hat, und da die Ziele verschiedener Menschen verschieden sind, werden auch ihre Orientierungen verschieden sein müssen. Von meinem persönlichen Standpunkt aus scheint mir Schallmayers Einteilung den Vorzug zu verdienen; denn bei Grotjahns Wertorientierung würde in Konfliktsfällen das Wohl der

kommenden Generationen hinter dem Behagen der gegenwärtigen zurückzustehen haben, wie sich in manchen Einzelfällen zeigt.

Was die Beziehungen der Begriffe Eugenik und Rassenhygiene betrifft, so erklärt Schallmayer diesen — er schreibt Rassehygiene — für enger als jenen. Während die Rassenhygiene wie alle Hygiene nur auf die Verhütung von Krankheit gerichtet sei, mache die Eugenik auch Unterschiede innerhalb der als normal geltenden Menschen. Andererseits aber bedeute Eugenik nur eine qualitative, nicht auch eine quantitative Regelung der Fortpflanzung. „Ganz einwandfrei wäre die Bezeichnung Rassedienstlehre.“ Dem Ref. würde allerdings die Bezeichnung Rassenpflege für die praktische Seite der Rassenhygiene besser gefallen als Rassedienst.

Schallmayer verteidigt gegenüber Grotjahn den Gesichtspunkt der Auslese bei der Betrachtung menschlicher Gesellschaftsverhältnisse, den dieser wenigstens seinen Worten nach ablehnt. Schallmayer zeigt nun, daß Grotjahn in seiner Stellung dazu nicht konsequent ist, sondern hin und wieder sich der Bedeutung der Auslese selber nicht entziehen kann. Bei der Beurteilung der Säuglingssterblichkeit weist er freilich deren selektive Betrachtung ganz zurück, und Schallmayer legt überzeugend dar, daß diese Haltung dort besonders wenig am Platze ist.

Weiter gibt Schallmayer eine Kritik der positiven rassenhygienischen Forderungen Grotjahns und weist ihm bei aller Anerkennung doch einige Widersprüche und unzweckmäßige Vorschläge nach.

Terminologisch möchte Ref. beiläufig auf den Ausdruck „Genokinese“ hinweisen, der sich bei Schallmayer findet. Es soll damit offenbar dasselbe bezeichnet werden, was Ref. Idiokinese genannt hat. Wenn das Wort Idioplasma zur Bezeichnung der allgemeinen Grundlage der genotypischen Kontinuität etwa nicht geeignet sein sollte, so würde man freilich besser Genokinese sagen. Ref. ist aber der Ansicht, daß das Naegelische Wort Idioplasma eine durchaus neutrale und indifferente Bezeichnung für den Träger der Erblichkeit ist, und daß ihr nicht wie dem Worte Keimplasma die mehr oder weniger hypothetischen Nebenvorstellungen der Weismannschen Idenlehre anhaften. Ich sehe daher bis auf weiteres auch keinen Grund, das Wort Idiokinese wieder aufzugeben.

Schallmayer schließt seine Arbeit mit folgender Mahnung: „So mißverständlich es einerseits ist, die Rassehygiene als eine Gegnerin der Sozialhygiene zu betrachten, wie es manche Hygieniker noch immer hartnäckig tun, so verfehlt ist es andererseits, die erstere in der letzteren aufgehen lassen zu wollen. Jede ist unabhängig von der anderen existenzberechtigt und nötig, jede muß getrennt von der anderen geleitet werden“.

Schallmayer hat durch diese und andere kleinere Arbeiten, die in verschiedenen sozialen Zeitschriften erschienen sind, für die Sache der Rassenhygiene außerordentlich viel getan. Dadurch, daß immer wieder andere geistige Führer des Volkes auf die Probleme der Rassen- und Gesellschaftsbiologie hingewiesen werden, ist es zu hoffen, daß in steigendem Maße auch die jüngeren Elemente auf die Wichtigkeit des Gebietes aufmerksam werden und sich wohl auch zum Studium von Schallmayers grundlegendem Werk entschließen.

Fritz Lenz.

Behrend, Dr. E. (Übers.). Das englische Gesetz betreffend die Fürsorge und Verwahrung geistig Minderwertiger. 46 S. Berlin 1914, Guttentag.

Eine ausgezeichnete Übersetzung des britischen „Mental Deficiency Act" von 1913, welches die Fürsorge für geistig minderwertige Personen und deren Unterbringung in Anstalten regelt. Als geistig minderwertige Personen gelten nach diesem Gesetze: 1. Idioten; 2. Imbezille; 3. Schwachsinnige; 4. moralisch Imbezille. Solche Personen können entweder unter Vormundschaft gestellt oder in Anstalten interniert und damit von der Berührung mit der übrigen Bevölkerung abgeschlossen werden, und zwar a) auf Antrag des Vaters oder Vormundes, wenn die betreffende Person idiotisch oder imbezill ist, oder auf Antrag des Vaters, wenn es sich um eine andere schwachsinnige Person unter 21 Jahren handelt; oder b) wenn zu dem geistigen Defekt der betreffenden Person noch gewisse andere Umstände hinzukommen, wie Verwahrlosung, Begehung strafbarer Handlungen, Trunksucht usw. Die Internierung oder Stellung unter Vormundschaft kann in den vorstehend unter a) erwähnten Fällen nur auf Grund von Bescheinigungen erfolgen, die von zwei approbierten Ärzten unterzeichnet sind, von denen einer zur Erteilung solcher Gutachten von der Lokalbehörde oder dem Aufsichtsamt für Minderwertige besonders bestellt ist. Wenn es sich um einen nicht idiotischen oder imbezillen geistig Minderwertigen handelt, so muß die Bescheinigung auch noch von der dazu bestellten Gerichtsbehörde nach stattgehabter Untersuchung unterzeichnet sein. In anderen Fällen kann die Internierung oder Stellung unter Vormundschaft eingeleitet werden, entweder durch Gerichtsbeschluß oder durch Anordnung des Staatssekretärs, falls ein geistig Minderwertiger in Betracht kommt, der sich im Gefängnis, einer Strafanstalt für verbrecherische Geisteskranke, einer Fürsorge- oder Besserungsanstalt, einem Jugendgewahrsam oder einer Trinkerbesserungsanstalt befindet. Ein derartiger Beschluß darf nur unter Zugrundelegung der im Gesetze genau bezeichneten Umstände und Erfordernisse erfolgen. Die Stellung unter Vormundschaft oder die Internierung erfolgt zuerst auf die Dauer eines Jahres. Aber ein diesbezüglicher Fürsorgebeschluß bleibt ein weiteres Jahr und dann von fünf zu fünf Jahren in Kraft, wenn das Aufsichtsamt für geistig Minderwertige nach Fristablauf feststellt, „daß die Verlängerung des Anordnungsbeschlusses im Interesse des geistig Minderwertigen liegt." Soweit es sich um Minderjährige unter 21 Jahren handelt, ist zur Verlängerung der Fürsorge ein Gutachten der auf Grund des Gesetzes bestellten Aufsichtspersonen („Visitors") erforderlich.

Die allgemeine Oberaufsicht über die Durchführung des Gesetzes obliegt einem Aufsichtsamt, das aus höchstens 15 Mitgliedern besteht, wovon 4 Juristen, 4 Mediziner und mindestens 2 Frauen sein müssen. Ferner ist in jedem Lokalverwaltungsbezirk ein Fürsorgeausschuß einzusetzen, und auch die lokalen Unterrichtsbehörden sind zur Mitwirkung berufen. Das Aufsichtsamt kann mit ministerieller Genehmigung Staatsanstalten für geistig Minderwertige mit gefährlichen oder gewalttätigen Neigungen errichten. Überdies haben die Lokalbehörden die Berechtigung zur Errichtung von Anstalten für geistig Minderwertige, und das Aufsichtsamt kann auch anderen Anstalten die Genehmigung zur Internierung solcher Personen erteilen („genehmigte Anstalten").

Das Gesetz verbietet, unter Androhung von Gefängnis bis zu zwei Jahren, den

Geschlechtsverkehr mit weiblichen Personen, die als geistig minderwertig erkannt sind und der Fürsorge unterstehen.

Bemerkt soll hier werden, daß gelegentlich der Parlamentsverhandlungen über dieses Gesetz in- und außerhalb des Parlaments schwere Bedenken dagegen geäußert wurden, hauptsächlich deshalb, weil vielfach befürchtet wurde, daß es mißbräuchlich zur Internierung mißliebiger Personen angewendet werden könne.

Alle, die sich mit einschlägigen Problemen befassen, sollen sich das Studium dieses Gesetzes angelegen sein lassen, und zu dem Zweck ist Behrends deutsche Übersetzung bestens zu empfehlen. H. Fehlinger, z. Zt. im Felde.

Spann, Dr. Othmar. Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre. 384 S. Berlin 1914, J. Guttentag.

„Stümper vom Range unserer Materialisten, Energetiker, Darwinisten" (S. 85). „Die kindliche Fabel von der Höherentwicklung der Menschheit auf Darwinischer Grundlage ist ja nun vielfach selbst von der Naturwissenschaft aufgegeben; denn die Gesetze Mendels lassen den Begriff der Höherzüchtung der Rasse absurd erscheinen" (S. 75). „Die Herren Monisten, Darwinisten u. ä. sollten es einmal versuchen, von Kant und Hegel zu lernen, es dürfte ihnen schwerlich gelingen" (S. 66).

Spann ist also nicht nur ein eingeschworener Feind der Monisten, Darwinisten u. ä. (!), er bewegt sich auch sonst noch verschiedentlich in extremis, z. B.:

„Den Krieg heute zu verneinen, wäre aber nicht nur ungeschichtlich gedacht, sondern man beginge damit auch einen Verrat an den höchsten Gütern der Kultur. Zugleich darf gerade der Darwinistische Gesichtspunkt, der die Friedenstheorie im Grunde allein beherrscht, nicht außer acht gelassen werden. Gerade dem Kriege, als der ultima ratio der Auseinandersetzung zwischen Völkern, wohnt jenes aufrüttelnde Element des Daseinskampfes am meisten inne, das die für alle Entwicklung so wichtigen auslesenden Wirkungen in sich trägt. Gerade von hier aus kann man leicht einsehen, wie Kampf zwar ein Unheil, aber ein notwendiges und ein solches mit den fruchtbarsten Wirkungen ist" (S. 140). „Und wirklich führt der Krieg, indem er die metaphysische Empfindung aufs gewaltigste in einem Volke weckt, zur Geburt der Philosophie und, indem die Tatkraft zu dieser Empfindung hinzutritt, auch der Kunst . . ." „So wird der Krieg Geburtshelfer aller Staatsgewalt und aller Kultur . . . (S. 143).

Auf Seite 367 faßt Spann in dem Kapitel zum Abschluß seine Anschauungen zusammen. „Biologie und Psychologie können nur entfernt und oberflächlich zur Erkenntnis des Gesellschaftlichen beitragen, weil eben der Mensch nicht, insofern er ein Naturwesen ist, in seine großen und bestimmenden Gemeinschaften eingeht, sondern gerade insofern er es nicht ist, insofern er einem eigenen Reich des Wollens und Sollens angehört und zum Höchsten des Wahren, Guten und Schönen hinanstrebt. Das endlich führt, gerade entgegengesetzt, zu einer engen Verbindung mit den Normwissenschaften und, da diese nur Teile der Philosophie sind, zu dieser. Logik, Ästhetik und Ethik, die normativen Wissenschaften, und was an Metaphysik notwendig dahintersteht, sind mit der Gesellschaftslehre aufs engste verbunden. Die Wissenschaften von der normativen Natur der Menschenseele sind die Quelle der Gesellschaftswissenschaften. Die Gesellschaftslehre aber zeigt, wie alles, was in dem ungeheuren Meere der menschlichen Gesellschaft wogt und

rollt, strömt und stürmt, gestaltet und kämpft, liebt und haßt, nur dazu dient, um immer wieder die einzelne Menschenliebe, die einzelne Welle glänzend und rein emporzuheben."

Damit endet dieses Buch. Auf dem Umschlag ist der Verf. als o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik an der deutschen technischen Hochschule in Brünn angegeben. Dieses Faktum erscheint mir das einzig Interessante, was noch hervorzuheben wäre, um so mehr, da Spann seinem Buche „eine lehrhafte Aufgabe" (siehe Vorwort) zuspricht. Felix A. Theilhaber.

Thorsch, Berthold. Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Neue, teilweise umgearbeitete Ausgabe. 107 S. Dresden 1914, Carl Reißner.

Der Autor verzichtet auf die Anführung von Tatsachen und Statistiken. Er schöpft seine Untersuchungen aus dem Bereich der Erkenntnistheorie. Anlehnend an die Methodik der philosophischen Deduktion tritt er den sozialen Problemen stark abstrakt gegenüber. Darin liegt die Stärke aber auch die Schwäche seiner Untersuchungen. In seiner Darlegung der soziologischen Erscheinungen verrät er eine ungemeine Plastizität des Anschauungsvermögens; das Wesen der Arbeit, des Kapitals, der Gesellschaftsklassen enthüllt sich uns in klarer Weise. Ohne auf die Theorien anderer einzugehen, ohne die Funde fremder Nationalökonomen namhaft zu machen, umreißt Thorsch in einem eigenen Stil und stark originellem Betrachtungsvermögen die Welt der Dinge, die ineinander übergehen, sich stoßen und das Rad der Entwicklung treiben. Thorsch ist ein Schüler Simmels. Er bietet uns viel, wo er das Bestehende skizziert, wo er aber ein System einer neuen Ökonomie schaffen will, da versagt die Klarheit. Wie er sich die Beteiligung des Staates an den kapitalistischen Unternehmungen denkt, wie er der Akkumulation des Reichtums die Spitze genommen haben will, ist kurz und wenig überzeugend am Ende des Buches dargelegt. Die Thorsche neue Sozialpolitik verzichtet u. a. dabei zu sehr auf die Würdigung der schon vorliegenden Wirtschaftssysteme. Felix A. Theilhaber.

Weisengrün, Paul. Die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus. Skizze eines neuen immanenten Systems der Soziologie und Wirtschaftspolitik. 306 S. München 1914, Ernst Reinhardt.

Weisengrün, ein verdienstvoller Wiener Soziologe, setzt sich in seiner jüngsten Schrift wieder einmal mit den Anhängern fest umrissener Programme, vor allem mit Karl Marx und seinen Schülern auseinander. Und wo er nicht immer Neues zu geben weiß, läßt die prachtvolle Diktion, die Anschaulichkeit seines prägnanten Stils die Lektüre seines Buches zu einem seltenen Genuß werden. Die wirtschaftliche Metaphysik des Sozialismus nennt er ironisch eine neue Religion, an der niemand rütteln dürfe, um so weniger als der stolze Bau, den Karl Marx errichtete, in seinen Grundfesten wankt. Weisengrün führt die Lehren von der Expropriation der Expropriateure, der Verelendung der Massen und der Konsolidierung des Kapitals ad absurdum. Ohne die Bedeutung der sogenannten rein ökonomischen Geschichtsauffassung und der Marx-Engelschen Soziologie leugnen zu wollen, lehnt sie Weisengrün als letzte Weisheit und Wahrheit ab.

Dem extremen Sozialismus steht in gleicher Bedeutung der grenzenlose Indi-

vidualismus gegenüber, welcher in Nietzsche und Stirner seine beredetesten Vorkämpfer fand. In gewissem Sinne berührt sich deren Weltanschauung mit den Predigten Tolstois und den Schriften der Rousseau und Genossen. Aber die Erneuerung der Primitivität des Einzelnen, die völlige Ungebundenheit des Subjekts ist völlig utopisch. (Die Darstellung, die W. uns von diesen Systemen gibt, kann hier natürlich nur angedeutet werden.)

Diesen zwei Systemen reiht er noch zwei weitere gleichwertige soziologische Grundpfeiler an, so daß sich nach Weisengrün vier „Sphären" ergeben, aus deren Wechselwirkungen Leben und Entwicklung resultieren. Zu dem Massenbegriff des Sozialismus und zum Individualismus fügt er als dritte Basis die Gruppe und als vierte „Sphäre" den Sexualismus hinzu. Gruppe definiert er nicht ganz glücklich und auch nicht sehr deutlich „als die empirisch gegebene (absolut-anschauliche) einfachste Formel von Vereinigung von Menschen, die schon das Merkmal der wirtschaftlichen Fürsorge und die Keime gewisser psychischer Bedürfnisse und Regelungen aufweisen (Ansätze zur Kultur)." Weisengrüns Gruppenbegriff hat nicht den anthropologischen Charakter Gumplowicz', sondern ein sozial-psychologisches, synthetisches Gesicht. Anscheinend umfaßt diese Zone die Ausstrahlungen der Rasse-, Sprach-, Volksgemeinschaft und die Errungenschaft der jeweiligen Kultur bzw. Zivilisation.

Als letzter Eckstein fungiert noch der Sexualismus, „die psychische, rein geistige, ins Unterbewußte sich verlierende Einwirkung," welcher Weisengrün jedoch nur wenige Worte widmet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese vier Pole: das erotische Interesse, die Ausstrahlungen des Ich, die Einwirkungen der Gens und die Bedeutung des Menschenganzen eine geschickte und übersichtliche Rubrizierung für die immanenten soziologischen Triebkräfte darstellen. Mir scheint, als ob es ausreiche, die Soziologie nur auf die beiden Sphären des Individualismus und Sozialismus zu beziehen, aus deren Widerstreit und Wechselwirkung die Auslösung unserer gesamten Wirtschafts- und Kulturpolitik erfolgt. Der sexuelle Drang aber ist ein rein individueller Trieb, eine Eigenschaft unter vielen. Um es kurz zu sagen: man kann vielleicht eine andere Disposition der soziologischen Sphären treffen, im Kern hat Weisengrün die Frage richtig erfaßt. Besonders die Jünger Karl Marx' werden ihm gegenüber einen schweren Stand haben. Man kann neugierig sein, was sie dagegen zu sagen haben.

Was Weisengrün über die Entfaltungsmöglichkeiten in der Soziologie sagt, ist nicht zuviel. Da er keine grundlegende Festlegung nach der einen oder andern Seite erwartet, da er seinen vier Sphären einen immanenten weiteren Einfluß einräumt, erträumt er sich keine zu radikale schnelle Umformung aller ökonomischen und ideellen Werte. Und doch: er erwartet aus dem heute nur halbaktiven Staat den schöpferischen Staat einer fernen Zukunft, den höchsten Ausdruck von Organisationsmöglichkeit und Organisationsfähigkeit. Ihm liegt die gemeinsame alles umfassende Einrichtung, die Bildung einer normalen Zone für die Kultur- und Wirtschaftspolitik der verschiedentlichsten Richtungen nahe. Dieser schöpferische Staat ist das Herz all jener Blutströme, welche das Zusammenleben der Menschen durchrieseln und ihr Leben und Gedeihen gewährleisten. In dem Schatten des Staates schließen die Interessen, welche den Eigenarten der vier Pole entspringen, miteinander Frieden; der schöpferische Staat beugt die Macht

der Entwicklungsformen, welche den Zustand eines „relativen Kollektivismus" bedrohen. „Ohne Zuhilfenahme ideeller Prozesse und psychischer Faktoren gibt es keine Entwicklung zum Sozialismus hin" oder wie es W. nennt, zum „relativen Kollektivismus". Und so setzt sich dann das politische Gebilde des Staates in Kultur um...

Weisengrün hat noch nicht das und auch hoffentlich nicht sein letztes Wort zum soziologischen Problem gesprochen. Aber auch dieses Werk ist eine wertvolle Bereicherung der soziologischen Arbeiten, ein Buch, das langsam aber sicher sich durchsetzen dürfte. Felix A. Theilhaber.

Kaplun-Kogan, Wlad. W. Der Krieg eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes. Bonn 1915, Marcus & Weber. 80 Pf.

Eine kurze Broschüre, deren Verfasser im Siege der deutschen Waffen das Wiedererwachen des jüdischen Volkes als nationaler Einheit kommen sieht, da die „völkische Emanzipierung" der russisch-polnischen Juden im politischen und kulturellen Interesse Deutschlands liegt. Paul Kaznelson, Prag.

Kaurimsky, Dr. Emmerich von. Über das Ehe- und Familienrecht der Mohammedaner. VI u. 81 S. Wien 1914, Manzscher Verlag. 1,50 Mk.

Diese Schrift gibt in kurzer und klarer Darstellung Aufschluß über die wesentlichsten Eigenarten des Ehe- und Familienrechts der Mohammedaner. Hier sollen einige derselben angeführt werden, die in biologischer Beziehung von besonderem Interesse sind. Die mohammedanische Ehe ist eine nach den Religionsgesetzen eingegangene Verbindung zwischen Mann und Weib, deren ausdrücklicher Zweck die Fortpflanzung der Menschheit ist. Sie unterscheidet sich darin von der europäischen Ehe, bei welcher die Fortpflanzung als Zweck nicht ausdrücklich festgelegt ist, die aber im Gegensatz zur mohammedanischen eine Verbindung von Mann und Frau zu vollkommener Lebensgemeinschaft darstellt (was für die Aufzucht der Nachkommen von größter Wichtigkeit ist). Eine vollkommene Lebensgemeinschaft ist nun der Ehe der Mohammedaner nicht nur fremd, es ist eine solche geradezu ausgeschlossen, da der Mohammedaner gleichzeitig gültig mit vier Frauen verheiratet sein kann, jede dieser Frauen aber das Recht auf eine vom Manne und den anderen Mitfrauen abgesonderte Wohnung hat und es dem Manne gesetzlich untersagt ist, bei einer seiner Frauen länger zu verweilen, als dies der Zweck seines Aufenthaltes erheischt. Wenn auch die Mohammedaner gewöhnlich nur mit einer Frau verheiratet sind, so wechseln sie doch infolge der leichten Auflösbarkeit der Ehe die Frauen öfters.

Die Unfähigkeit zur Fortpflanzug ist auch der einzige Grund, aus welchem die mohammedanische Frau die Trennung der Ehe verlangen kann. Ein der Eheschließung vorausgehendes Verlöbnis ist nach mohammedanischem Recht üblich, jedoch soll der Mann den religiösen Vorschriften nach nur die Gestalt und die Hände derjenigen sehen, welche er zur Ehe begehrt. Das Verlöbnis kann jederzeit aufgehoben werden. Der Ehevertrag wird bei den Mohammedanern gleich jedem anderen privatrechtlichen Vertrag ohne Zutun des Staates oder der Kirche abgeschlossen, doch kommt beim Ehevertrag die Zuziehung von zwei Zeugen hinzu, was bei anderen Privatverträgen nicht erforderlich ist. Die Annahme des Eheantrages muß nicht gerade durch Worte geschehen, sie kann durch Handlungen angedeutet werden, ja, wenn die Braut eine Jungfrau ist, wird deren Einwilligung in gewissen Fällen auch dann angenommen, wenn sie schweigt,

lächelt oder weint! Um ihre Einwilligung befragt zu werden braucht übrigens nur die mündige Braut (was sehr beachtenswert ist, denn in der mohammedanischen Welt werden die Mädchen gewöhnlich sehr jung verheiratet). Unmündige können von ihren gesetzlichen Vertretern ohne ihren Willen, ja ohne ihr Wissen verheiratet werden. Der gesetzliche Vertreter muß Mohammedaner, großjährig und eigenberechtigt sein. Wenn die Ehe einer unmündigen Person nicht durch den Vater oder Großvater verfügt wurde, so steht ihr das Recht zu, nach erlangter Mündigkeit (dem vollendeten 15. Jahre) die Auflösung der Ehe zu verlangen.

Die bei den Mohammedanern bestehenden Eheverbote sind teils dauernd, teils zeitweise.

In die erste Kategorie gehören:

1. die rechtmäßige und natürliche Verwandtschaft,
2. die Schwägerschaft und
3. die Milchverwandtschaft.

Ehehinderungsgründe, die vorübergehen können, sind die Verwandtschaft der Frauen im verbotenen Grade, ein bestehender Ehebund mit einer anderen Person (wodurch hauptsächlich nur das weibliche Geschlecht betroffen wird), Schwangerschaft, sofern ein Dritter sich als Vater bekennt, der Glaubensunterschied (für den Mann mit gewissen Einschränkungen, für die Frau ohne solche), die dreimalige Verstoßung der Frau usw.

Die Ehe leicht lösen kann nur der Mann, der Frau steht dieses Recht bloß in Ausnahmefällen zu bei Impotenz des Mannes. Eine sehr wichtige Rolle spielt die Auflösung der Ehe durch Verstoßung der Frau, bei der es keines Richterspruches bedarf. Sonst bewirken ohne gerichtlichen Ausspruch die Auflösung der Ehe durch Trennung: Abfall eines der Gatten vom Islam und unerlaubte Beziehungen eines Gatten zu den Aszendenten oder Deszendenten des anderen.

Was die rechtlichen Wirkungen der Ehe betrifft, so steht in personenrechtlicher Beziehung dem Gatten die eheliche Gewalt zu; doch braucht die Frau dem Gatten nicht mehr als drei Tagereisen weit zu folgen! Die zur Erfüllung der Ehepflichten noch zu junge Frau kann nicht zum Verlassen des elterlichen Hauses gezwungen werden.

Von einer eherechtlichen Genossenschaft in unserem Rechtssinne kann keine Rede sein, da die Frau weder den Namen noch den Stand ihres Gatten annimmt, ja sie muß nicht einmal den Wohnsitz mit ihm teilen.

In vermögensrechtlicher Beziehung bleibt jeder der Gatten alleiniger Eigentümer seines Vermögens, und dem Gatten steht auch nicht das Recht zur Verwaltung des Vermögens seiner Frau zu. Die Frau kann über ihr Vermögen ohne irgendwelche Ingerenz ihres Gatten verfügen. Alle vermögensrechtlichen Lasten der Ehe und der Kindererziehung hat der Mann zu tragen, und er muß seiner Frau unbedingt auch noch ein gewisses Heiratsgut geben, das in ihr ausschließliches Eigentumsrecht übergeht. Bei der Auflösung einer vollzogenen gültigen Ehe bleibt die Frau im Besitz dieses Heiratsgutes. Die mohammedanische Ehe begründet Rechtsverhältnisse nur zwischen den Ehegatten allein.

Kinder gelten in der Regel dann als rechtmäßig, wenn sie ehestens sechs Monate nach der Eheschließung und nicht später als zwei Jahre nach der Auf-

lösung der Ehe geboren wurden, doch gibt es viele Ausnahmen von dieser Regel. Wirkungen ähnlich jener der rechtmäßigen Geburt werden durch Anerkennung erzielt. Auch in dieser Sache ist der Mann bevorzugt, denn er ist an keinerlei Einwilligung zur Ausführung der Anerkennung gebunden; eine Frau kann dagegen nur in gewissen Ausnahmefällen einen Knaben als Sohn anerkennen. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist zunächst, wie das Eheverhältnis, nur ein sittliches, doch ruft es auch viele rechtliche Wirkungen hervor, die in K.s Schrift im einzelnen behandelt werden. Zum Schlusse gibt der Verfasser Aufschluß über Vormundschaft, Minderjährigkeit und die Rechtsverhältnisse der Findelkinder.

H. Fehlinger.

Aus verwandten Gebieten und aus der nichtwissenschaftlichen Literatur.[1])

Driesmans, Heinrich. Tenorio in Thule. VI u. 149 S. Hildburghausen ohne Jahreszahl, Thüringische Verlagsanstalt. 2 M.

Verf. wendet sich im Vorwort gegen den Geschmack der modernen Dichter und ihres Publikums, „in den Kehrichthaufen unserer Kulturverelendung nach psychologischen Problemen zu wühlen", und er fordert, daß die Dichter vielmehr „Helfer des aufsteigenden Lebens, der Biohygiene und Eugenik" sein sollten.

Was die „Tragödie" selber betrifft, so erhebt der Verf. selbst nicht den Anspruch, das geforderte Drama gegeben zu haben. Ich möchte seine Bescheidenheit für ehrlich halten, daß er nur „tastende Schritte" in dieser Richtung getan habe. Was der Grundgedanke und die Tendenz des „Tenorio" sein soll, ist nicht ganz leicht zu sagen. Driesmans behandelt den Gegensatz einer blonden nordischen und einer dunklen südlichen Rasse und das Problem ihrer Mischung. Tenorio soll der typische Vertreter dieser dunklen Rasse sein. Als treibende Kraft steht hinter ihm ein dunkelhaariges Weib, welches durch ihn die blonde Rasse zugrunde richten will, indem sie ihm deren Frauen in die Hände spielt. Man weiß nun nicht recht, ob die Verführung der blonden Frauen durch Tenorio zum guten oder schlechten Ende führt. Die Dichtung wird als „Tragödie" bezeichnet, also sollte man meinen, zum schlechten; am Schluß aber folgen die Mischlingsnachkommen Tenorios dem Ideal der Rassenpflege. Ich möchte also glauben, daß Driesmans der Rassenmischung das Wort redet. Er scheint sich vorzustellen, daß die reinen Rassen einseitig und extrem veranlagt seien, so daß erst aus der Verschmelzung ein harmonischer Typus entstehe. Aus dem Gegensatz der Rassen entsteht bei Driesmans die Tragik, weil die entgegengesetzten Naturen in Liebe und Haß entbrennen. Durch die Auswirkung dieser Spannungen aber entsteht in seinem Drama die Lösung.

Es ist eine ganz eigentümliche Art der „Biohygiene", welche Driesmans darbietet. Leser, denen die Probleme der Rassenhygiene neu sind, würden wahr-

1) In dieser Abteilung des Archivs sollen wissenschaftliche und populär-wissenschaftliche Arbeiten angezeigt werden, die Nachbargebieten angehören oder nur zu einem kleineren Teil ihres Inhalts unser Gebiet betreffen, sowie solche populären und belletristischen Arbeiten, die für die rassenhygienische Bewegung von Wichtigkeit sind.

scheinlich aus seiner Dichtung recht bizarre Vorstellungen darüber bekommen und sich vielleicht kopfschüttelnd abwenden. Darin liegt eine gewisse Gefahr. Die Vorstellungen und Gefühle bei Driesmans sind nicht gesund genug. Die meisten Personen des Dramas sprechen und handeln wie leichte Hebephreniker. Der Gegensatz zwischen einer dunklen sinnlichen dämonischen Rasse und einer blonden temperamentlosen ist zwar konventionell, dürfte aber schwerlich der Wirklichkeit entsprechen. Das Anklingen mancher Verse an Goethes Faust kann nicht über die Ungeschicklichkeit der Form, die reichliche Verwendung der Effektmittel älterer Theatertechnik nicht über den Mangel innerer Notwendigkeit der Handlung hinweghelfen. Andererseits zeugen manche Gedanken von Ernst und Tiefe, und auf jeden Fall ist der Versuch, die dramatische Dichtung in den Dienst der Rassenpflege zu stellen, warm zu begrüßen. Fritz Lenz.

Gneist, Dr. v. Sichere Wege zur Ehe für unsere Töchter und Söhne. 204 S. Leipzig o. J., Seidel. 2 M.

Man könnte sich denken, daß ein Buch mit diesem Titel für die private Rassenhygiene von großem Wert sein könnte; leider aber sind rassenhygienische Gedanken überhaupt nicht in den Gesichtskreis des Verf. getreten. Es wird als Pflicht der Eltern hingestellt, ihre heiratsfähigen Söhne und Töchter über die Geburtenprävention aufzuklären; die wichtigsten Fragen bei der Ehewahl, die nach erblicher Belastung, Syphilis etc. aber werden gar nicht berührt. Überhaupt ist das Büchlein reichlich harmlos und ohne genügende Kenntnis des modernen Lebens. Verf. ist noch der verbreiteten Meinung, der man überhaupt gewöhnlich in der älteren Generation begegnet, daß die junge Dame des 20. Jahrhunderts es als ein Glück ansehe, geheiratet zu werden, wie einst ihre Mutter es als Glück empfand. Er schlägt daher Wege zu einem Ziele vor, das in der Regel gar nicht erstrebt wird. Geliebt zu werden und folglich Macht zu haben, das ist freilich ein angenehmes Bewußtsein auch für das moderne Mädchen; zur Ehe aber pflegt sie sich auch bei günstigen äußeren Verhältnissen und sogar bei bestehender Neigung nicht zur rechten Zeit zu entschließen. Die Unzulänglichkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen hinsichtlich der Ehewahl werden vom Verf. recht gut charakterisiert; freilich wird man nicht überzeugt sein, daß die ziemlich ausführliche Geschichte von dem „Schadchen“ Jakob Cohn eine wirkliche Lösung bedeutet. Eher schon wird man dort zustimmen, wo er der Vermittlung durch zuverlässige Freunde und Verwandte das Wort redet, überhaupt dem bewußten Erstreben der Ehe unter Ausschaltung falscher Scham und jener pseudoidealistischen Anschauung, welche den Wunsch nach Ehe nur auf Grund einer zufällig entstandenen Liebe gelten lassen will.

Fritz Lenz.

Notizen.

Die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft. Verhandlungen der 8. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin vom 26. bis 28. Oktober 1915. 291 S. Berlin 1916, Heymann. 7 M.

Die Veranstaltung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt vom Oktober 1915 bedeutet einen großen Erfolg des rassenhygienischen Gedankens. Man wird diesen Erfolg um so höher einschätzen, wenn man sich alle die tausend Schwierigkeiten

und Hemmungen gegenwärtig hält, welche heute noch der rassenhygienischen Denkweise und mehr noch den Maßnahmen praktischer Rassenhygiene entgegenstehen. Das Vorgehen der Zentralstelle für Volkswohlfahrt stellt einen notwendigen und entscheidenden Schritt zur Vorbereitung einer Rassenhygiene der Zukunft dar. Jeder, dem das Wohl unserer Rasse am Herzen liegt, kann daher den Veranstaltern nur dankbar sein. Es ist meines Wissens das erste Mal, daß unter Förderung der preußischen Regierung staatliche Maßnahmen der Rassenhygiene öffentlich erörtert und befürwortet worden sind.

Den Vorsitz bei den Verhandlungen führte der Staatsminister Exellenz v. Möller, der auch die Eröffnungsansprache hielt. Als erster Redner ergriff Geh. Rat Prof. Dr. R. Abel, Jena, das Wort zu einem einleitenden Vortrage über die deutsche Volkskraft im Weltkriege. Vom rassenhygienischen Gesichtspunkte muß nur gegen eine seiner Ausführungen Einspruch erhoben werden. Er behauptete nämlich, daß keine Rassenverschlechterung durch den Tod eines so großen Bruchteils der tüchtigsten Männer zu befürchten sei, weil Heeresuntauglichkeit keineswegs immer auf vererbbaren Leiden beruhe, und weil man einer Vererbung krankhafter Eigenschaften durch vermehrte Jugendpflege begegnen könne. Beides ist schief bzw. unzutreffend. Dienstuntauglichkeit beruht zwar nicht immer, aber doch sehr häufig, wahrscheinlich in der Regel auf erblichen Mängeln. Das aber genügt leider vollauf, schwere Besorgnis zu begründen. Die Beseitigung erblicher Mängel durch vermehrte Jugendpflege aber setzt einen Lamarckismus voraus, wie er durch den Fortschritt der biologischen Forschung immer mehr widerlegt wird. In der Diskussion wandten sich denn auch Ploetz u. a. gegen diese Behauptungen Abels.

Die Bevölkerungsfrage wurde in zwei ausgezeichneten Parallelreferaten von einem Volkswirtschaftler und einem Mediziner, Prof. Dr. K. Oldenberg, Göttingen, und Stabsarzt a. D. Dr. Christian, Berlin, behandelt. Da diese Fragen im Archiv schon oft und ausführlich besprochen worden sind, kann diesmal nur auf einzelne besonders interessante Punkte eingegangen werden. Oldenberg legte dar, wie im Laufe des letzten Jahrhunderts ein immer steigender Bruchteil der Bevölkerung Europas auf Rußland entfiel. Rußland umfaßte i. J. 1800 etwa 21% der Bevölkerung Europas, 1905 dagegen etwa 28%. In der gleichen Zeit ging die Bevölkerung Frankreichs von 14 auf 9% zurück. Jene Deutschlands ist zwar noch von 13 auf 14½% gestiegen, aber lange nicht im gleichen Schritt wie die Rußlands.

Oldenberg stellt den Rückgang der Kindersterblichkeit mit dem der Geburten in ursächlicher Verknüpfung dar; der eine ist teils Ursache, teils Folge des andern. Einen bedeutenden Einfluß schreibt er dem Verfall der Sitten zu. „Mit bedeutender Verstandeskraft wird ein Vorurteil nach dem andern aus dem Wege geräumt, und wohin der Weg schließlich führt, ist nicht zweifelhaft; der Weg führt zur Auflösung der Familie, aber auch zur Auflösung anderer sittlicher Mächte, auf denen der Zusammenhalt der Nation beruht." Oldenberg teilt nicht jenen Optimismus, welcher eine gesteigerte Volksvermehrung als Folge des Krieges erwartet. Er befürchtet, daß die Steigerung der öffentlichen Jahreslasten um Milliarden auf Kosten des Kinderkontos abzutragen versucht werde. Am schwersten werde der Mittelstand, genauer die Klasse der Festbesoldeten, betroffen werden, also einer der rassenbiologisch wertvollsten Teile des Volkes.

Dringender als jemals sei daher jetzt eine systematische Bevölkerungspolitik. „Es ist ja ein offenes Geheimnis, für jeden greifbar nach diesem Kriege, daß unsere künftige nationale Existenz auf einer ausreichenden Landwirtschaft beruhen muß." Mit der ländlichen Lebensweise sei auch die Frühehe verbunden, das Zauberwort, das Kinderreichtum verheiße. „Am schädlichsten ist die Spätheirat und Kinderarmut bei höheren Beamten und Offizieren, weil dadurch die

folgende Generation an Talenten und an Erziehung verarmt." Als Gegenmittel fordert Oldenberg die Abstufung der Gehälter nach der Kinderzahl, womit man in Ungarn seit 1912 einen Anfang gemacht habe. Schädlich sei die Zunahme weiblicher Berufsarbeit, welche auch nach dem Kriege anhalten werde.

Oldenberg fordert weiter eine Elternschaftsversicherung mit Kinderrenten, die für das dritte bis sechste Kind wesentlich erhöht sein müßten, um die Psychologie des Zweikindersystems zu durchkreuzen. Die Versicherung solle freiwillig sein, aber staatliche Subvention erhalten. Weiter sei das Kinderprivileg der Einkommensteuer mit entschlossener Konsequenz auszubauen. Zu besteuern sei nicht die erwerbstätige Person, sondern die Familie, das Einkommen, das nach Deckung des notwendigen Familienbedarfs übrigbleibe. Um der Wohnnot zu steuern, solle allgemein die Gebäudesteuer nach der Zahl der beherbergten Kinder ermäßigt werden.

Um der Abtreibung entgegenzuwirken, fordert Oldenberg die Festsetzung rechtlicher Indikationen für den Arzt; die ärztliche Empfehlung der Präventivmittel solle sich auf Fälle deutlicher Lebensgefährdung beschränken. Oldenbergs Schlußworte stehen auf der Höhe einer heroischen Philosophie: „Eine billige Weisheit wendet uns ein: ihr richtet ja doch nichts mehr aus! Das Übel ist schon zu weit vorgeschritten, und auch die noch gesunden Teile des Volkskörpers werden mehr und mehr infiziert. Mag das wahr sein oder nicht: wir wollen tun, was wir können, und nicht die Hände in den Schoß legen."

Der zweite Referent über die Geburtenfrage, Stabsarzt a. D. Dr. Christian, gab eine packende und lebendige Schilderung der Gefahr, in der unsere Rasse schwebt. „Wird es gelingen, die edlen Rassen, die der Menschheit die höchsten Kulturerrungenschaften geschenkt haben, vor dem Untergange zu bewahren, oder werden unzivilisierte Horden die Welt beherrschen?" Der reißende Absturz der ehelichen Kinderzahl gebe Grund genug zu der Befürchtung, daß er nicht eher aufhören werde, als bis er zum Untergange des Volkes geführt habe. Ohne eine Abhilfe dieser Not aber seien alle anderen Vorbereitungen für die Zukunft eines Volkes nutzlos.

Nicht zustimmen kann ich Christians Meinung, daß wir uns hinsichtlich der Qualität des Nachwuchses keine Sorge zu machen brauchten. Meines Erachtens kann man Zeichen von Entartung sehen, wohin man heute blickt, und auch aus allgemeinen Gründen kommen wir um die Annahme einer solchen nicht herum. Über die Lebensnotwendigkeiten hinaus kann nämlich die natürliche Auslese nichts schaffen und nichts erhalten. Ohne künstliche Züchtung stellt sich daher jede Bevölkerung im Laufe der Zeit auf das Minimum der Lebenstüchtigkeit ein, das mit den Umweltsbedingungen gerade noch verträglich ist. (In dem Referat von Christian findet sich leider an vielen Stellen der für Laien nicht ohne weiteres als solcher erkennbare Druckfehler „Umwälzbedingungen".)

Auch die Ansicht Christians, daß bei der Geburtenfrage der Einfluß der anthropologischen Rasse von untergeordneter Bedeutung sei, kann ich nicht teilen. Polen und Deutsche, die er heranzieht, sind in der Rassenzusammensetzung zu wenig verschieden. Nach meinen Erfahrungen haben aber die Familien nordischer Rasse im Durchschnitt weniger Kinder als andere, und ich glaube, daß dieselbe vorsorgliche und vordenkliche Sinnesart, welche den nordischen Menschen in vergangenen Zeiten den Winter überdauern ließ, ihn heute zur Geburtenverhütung veranlaßt.

Christian legt das Hauptgewicht auf die Massensuggestion in der Frage der Geburtenverhütung, wie ich glaube, mit Recht. Das Gefühl der Verantwortung für Familie und Kinder veranlasse gerade die wertvollen und tüchtigen Menschen zu übermäßiger Geburtenbeschränkung.

Die Lösung der Geburtenfrage sei viel schwieriger, als die meisten Volks-

genossen ahnen. Es müsse in ganz großem Stile ein Ausgleich zwischen den Staats- und Familieninteressen geschaffen werden. Nicht dringend genug könne man vor dem Trugschlusse warnen, daß ein polizeiliches Verbot der Verhütungsmittel Erfolg haben könne; es schaffe eben nicht die Beweggründe der Geburtenverhütung aus der Welt. Auch gegen die gegenwärtig so beliebte Schwärmerei für uneheliche Kinder wendet sich Christian. Eine auch nur vorübergehende Aufhebung der Vorrechtsstellung ehelicher Kinder und Mütter werde unermeßlichen Schaden für alle Zukunft herbeiführen, weil die Dauerehe, die einzige Gewähr für die Erhaltung der besten Erbanlagen im Volke, dadurch unrettbar der Zerstörung ausgeliefert würde. Ref. kann sich dieser Ansicht nur anschließen, ebenso auch Christians Forderung einer staatlichen Heiratspolitik, welche allen Angestellten im Staats- und Privatdienst die Frühehe ermögliche. Zweifelhaft erscheint mir die Zweckdienlichkeit seiner Forderung, daß jeder berufstätigen Frau, auch ohne daß sie den Beruf aufgebe, die Heirat ermöglicht werden solle. Das dürfte nach dem Kriege ganz unmöglich sein, und selbst der Versuch, wie gesagt, erscheint mir bedenklich, weil ich den Mutterberuf seinem Wesen nach mit jedem andern außerhäuslichen Beruf für unvereinbar halte; ein staatliches Experiment im großen in dieser Richtung würde zahlreiche Männer an solche Halb- und Pseudomütter ausliefern, während ebensoviele Mädchen ohne Beruf, die Mütter vieler Kinder werden könnten, dadurch zu alten Jungfern würden.

In der Frage der ländlichen Siedelung berührt Christian sich nahe mit Oldenberg. Da diese Frage auch sonst schon im Archiv behandelt worden ist, gehe ich hier nicht darauf ein; ebenso auch nicht auf Christians Plan einer direkten wirtschaftlichen Begünstigung des Kinderreichtums, weil er selbst seine Vorschläge im vorigen Heft ausgeführt hat. Bemerken möchte ich nur, daß ich die Gleichheit der Kinderrenten für erste und zweite Kinder einerseits, dritte bis fünfte andererseits nicht für zweckmäßig halte. Durch Konzentrierung der Zuwendungen auf die dritten bis fünften Kinder kann man nach meiner Ansicht mit dem halben Aufwand von Mitteln das Doppelte erreichen.

Die negative Rassenhygiene amerikanischer Art wird von Christian mit Recht abgelehnt.

Als erster Diskussionsredner nahm Geh. Medizinalrat Dr. Krohne, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, das Wort. Er gab bekannt, daß die preußische Regierung bereits seit dem Jahre 1912 eingehende Erhebungen über die Geburtenfrage angestellt habe, und daß eine Kommission von Vertretern der Staatsministerien in Beratungen eingetreten sei, um alle Möglichkeiten, die für die Bekämpfung des Übels nur irgend in Frage kommen, auf das eingehendste zu prüfen und nicht zu versäumen, sobald als möglich diejenigen Maßnahmen zu treffen, die der Hebung der Geburtenziffer zu dienen irgend geeignet und durchführbar erscheinen. Es wird sich fragen, welche Bedeutung man dem Wörtchen „durchführbar" geben darf, d. h. bis zu welchem Grade man sich entschließen wird, auch Widerstände zu überwinden.

Aus dem Publikum ergriffen zunächst zwei Frauen das Wort. Frl. Dr. Agnes Bluhm sprach über die Mitwirkung der Frauen bei der Lösung der Geburtenfrage. Sie trat für wirtschaftlichen Schutz der Mütter ein und warf die nur zu berechtigte Frage auf: „Wie ist es möglich, daß in einem Volke, das im Laufe eines Jahres 25 Milliarden Mark ohne Schwierigkeiten aufbringt, viele Hundertausende von Müttern zu außerhäuslicher Erwerbsarbeit oder schwerster Heimarbeit gezwungen sind?"

Sodann nahm Frau H. Fürth die Geburtenfrage zum Anlaß einer Reihe feministisch-sozialistischer Forderungen. Sie trat besonders für die Unehelichen und für weibliche Berufsarbeit ein. Auch Dr. A. Fischer stellte demokratisch-

sozialistische Forderungen auf. Das „Recht auf Gesundheit“ solle nicht an den Besitz von Kapital gebunden sein. Sonderbar mutet seine Angabe an, daß er nirgends bisher die Frage erörtert gefunden habe, wie weit Verminderung der Fortpflanzungsfähigkeit und wie weit eine solche des Fortpflanzungswillens an dem Rückgang der Geburten beteiligt sei.

Dr. M. Hainisch machte einige sehr interessante Bemerkungen über die Verhältnisse in Österreich (vgl. H. 6 des vorigen Jahrgangs).

Dr. F. Lenz las die Leitsätze der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene zur Geburtenfrage vor und betonte, daß die Hauptaufgabe rassenhygienischer Bevölkerungspolitik in nächster Zeit auf dem Gebiete des Siedlungswesens liege.

Dr. Alfred Ploetz machte einige Ausführungen über die rassenhygienischen Wirkungen des Krieges und stellte einige Behauptungen früherer Redner richtig, welche die unbestreitbar schlimmen Folgen des Krieges in dieser Hinsicht wegzudisputieren gesucht hatten. Ploetz verlangte, daß man die „erfolgreiche Mutter im Verhältnis ihres Erfolges direkt vom Staate aus besoldet“. Mit kleinen Mitteln werde man nichts Durchschlagendes erreichen.

Sodann trat ein Pastor Dr. Borée dafür ein, daß dem Volke die Religion erhalten werde. Nicht bestimmte Götter seien das Entscheidende, aber ohne Götter überhaupt werde die Zukunft des Volkes nicht zu retten sein.

Weiter machte Stadtrat Meckbach, Frankfurt a. M., einen recht glücklichen Vergleich, in dem er die Lösung der Geburtenfrage als die allgemeine Zukunftswehrpflicht des Volkes hinstellte. „Ist das deutsche Volk reich und stark genug, um mehr Kinder als bisher zu erhalten und großzuziehen? Diese Frage muß man ohne weiteres bejahen, und dann muß man weiter sagen: Es muß auch einen Weg geben, um den erforderlichen wirtschaftlichen Ausgleich zwischen Kinderreich und Kinderarm zu schaffen.“

In dem nächsten großen Vortrag sprach Dr. v. Behr-Pinnow über den Schutz der Säuglinge und Kinder. Er machte den Versuch, zu zeigen, daß die rassenbiologisch ungünstigen Wirkungen weitgehenden Säuglingsschutzes durch günstige wettgemacht würden. Prof. Dr. Hecker, der zum gleichen Thema sprach, pries die Reichswochenhilfe, welche in der Not des Krieges geboren wurde, und befürwortete deren Fortführung und Ausbau nach dem Kriege.

Die Ausführungen von Dr. Lewandowski über das schulpflichtige Alter und von Dr. A. Gottstein über die schulentlassene Jugend waren rassenhygienisch von geringerem Interesse. Frau Direktorin Elise Deutsch, Charlottenburg, entwickelte recht gesunde und beherzigenswerte Ansichten über Mädchenerziehung. Die Diskussionsbemerkungen zu diesen Vorträgen boten rassenhygienisch wenig Interessantes. Nur Prof. Dr. Anton, Halle, wies auf die Wichtigkeit der erblichen Konstitution und der Auslese hin. Auch die sogenannte „Verwahrlosung“ sei oft schon in der Anlage begründet.

Fräulein E. Lange trat für ihren Plan einer Frauendienstpflicht ein, welche die Mädchen zur Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen erziehen solle. Obwohl eine Mädchendienstpflicht sehr nützlich sein könnte, dürfte der Plan in der Langeschen Form doch seine Bedenken haben. Erstens könnte dadurch der Anschein gleicher Pflichten und gleicher Leistungen beider Geschlechter erweckt werden, wovon ja schlechterdings keine Rede sein kann. Und auch sonst würde er den Emanzipationsbestrebungen entgegenkommen: „Es würde ja bei einer Dienstpflicht nötig sein, daß wir sehr, sehr viele Führerinnen hätten, geschulte Führerinnen, und diese Führerinnen würden wieder imstande sein, alle Kräfte kennen zu lernen, alle Kräfte an die richtige Stelle zu setzen, und man kann sich eine gewaltige Organisation denken, die alle soziale Frauentätigkeit zusammenfaßt unter einer obersten Leitung.“ Männliche Führung scheint also selbstverständ-

lich abgelehnt zu werden, und dann dürfte eine solche Einrichtung im wesentlichen auf die Ausschaltung zur Führung geeigneter Frauen von der Mutterschaft hinauslaufen; denn um es noch einmal zu sagen: der Mutterberuf ist mit keinem seiner Surrogate vereinbar.

In dem nächsten programmäßigen Vortrage berichtete Prof. Dr. H. Albrecht in ziemlich allgemein gehaltenen Ausführungen über das städtische Wohnungs- und Siedlungswesen. Er schilderte die Mißstände auf diesem Gebiete und verlangte zur Abhilfe 1. öffentliche Parkanlagen, 2. Freiflächen für Spiel und Sport, 3. Dezentralisation des städtischen Siedlungswesens. An die Stelle der Mietskaserne solle möglichst das Familienhaus treten. Als sozialhygienischem Programm wird man diesen Forderungen restlos zustimmen dürfen; zur Rassenhygiene aber haben sie keine große direkte Beziehung.

Sodann folgte ein hochbedeutsamer Vortrag über das ländliche Siedlungswesen von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Sering. Er schilderte mit souveräner Klarheit, wie die Landbevölkerung die Wurzel der physischen und psychischen Kraft des Volkes darstelle, wie die Landwirtschaft die Ernährung des Volkes in schwerer Zeit verbürge, und wie dort auch die Quelle der zukünftigen Generationen zu suchen sei. Leider habe die Industrialisierung und die Entwicklung zur Weltwirtschaft schwere Schäden für die Landbevölkerung im Gefolge gehabt. „Wir sahen, wie der Born allmählich versiegte, aus dem die anderen Volksklassen neue Kraft schöpfen und schöpfen müssen, und wie die leer gewordenen Plätze, die entvölkerten Bezirke durch volksfremde Wanderarbeiter von niederer Kultur eingenommen wurden.“ Als Heilmittel empfahl er eine zielbewußte innere Kolonisation. Bisher habe man damit nicht mehr als einen ganz dürftigen Anfang gemacht, und es sei sehr unangebracht, mit tönenden Worten vom Umfange unserer Kolonisationstätigkeit zu reden, die noch nicht den bescheidensten Wünschen genüge. Vor allen Dingen müsse das Werk der bäuerlichen Kolonisation nach dem Kriege in größtem Maßstabe fortgeführt werden. An Kolonisten werde es nicht fehlen. Die Kriegsteilnehmer, zumal die Kriegsbeschädigten müsse man in erster Linie berücksichtigen. In den neuen Ansiedlungen sei dann auch ein reicher Kindersegen zu erwarten.

Der Ref. (Lenz) hat nur das Bedenken, daß dieser Kindersegen nicht von Dauer sein werde, und er hat das auch in der Diskussion schon zum Ausdruck gebracht. Bäuerliche Bevölkerungen brauchen an sich nicht fruchtbarer zu sein als städtische. Die französischen Bauern sind vor dem Zweikindersystem nicht bewahrt geblieben. Der häufig gebrachte Gegengrund, Kinder bedeuten für bäuerliche Familien wirtschaftlichen Gewinn, gilt leider nur mit großer Einschränkung. Auch im deutschen Neuland würden die Siedler bald merken, daß sie mit einem oder zwei Kindern bequemer leben können, selbst bei geringerem absolutem Wirtschaftsertrag. Es ist daher nötig, eine direkte Beziehung zwischen Siedlungs- und Bevölkerungspolitik herzustellen. Nur wenn es gelingt, das dauernde Innehaben und die Erblichkeit der Siedlungen an das Vorhandensein einer zur Erhaltung der Familie ausreichenden Zahl von Kindern zu knüpfen, nur dann werden genügend Kinder erzeugt werden.

Auch Geh. Rat v. Gruber trat in der Diskussion mit Entschiedenheit dafür ein, die Vergebung von Land in Verbindung mit der Kinderproduktion zu bringen. Zu anderweitiger großzügiger Bevölkerungspolitik würden uns nach dem Kriege vielleicht die Geldmittel fehlen. Auf die Einzelheiten des Gruberschen Planes braucht hier nicht eingegangen zu werden, da er erst in Heft 5 des vorigen Jahrganges in dem Referat über Siedlungsreform dargestellt worden ist. Gruber brachte dann noch sehr beachtenswerte Vorschläge von Stadtrat Meckbach, Frankfurt a. M., zur Sprache. Dieser fürchtet, daß allgemein gleiche staatliche Er-

ziehungsbeiträge wohl die Masse der wirtschaftlich Schwachen, nicht aber die Wohlhabenden zur Kinderaufzucht bewegen könnten. Ref. möchte noch hinzufügen, daß wirtschaftliche Schwäche sehr häufig durch konstitutionelle Schwäche (geistige oder körperliche) bedingt ist, und daß folglich allgemein gleiche Kinderrenten in erster Linie der Vermehrung der Schwachen dienen würden. Meckbach verlangt nun eine Zwangsversicherung, die nach den Einkommensstufen verschiedene Gruppen bildet. Wenn jene Einkommensklassen, die höhere Beiträge zu leisten hätten, auch entsprechend höhere Kinderrenten empfangen würden, so wäre die Bevorzugung der wirtschaftlich Unbegabten vermieden. Die Vorschläge Meckbachs sind daher vom Standpunkte rassenhygienischer Zucht ganz besonders zu begrüßen. Leider aber dürften etwaige bevölkerungspolitische Neigungen von Parlamenten gerade die Tendenz haben, den wirtschaftlich Schwachen Kinderrenten auf Kosten der Besitzenden zukommen zu lassen.

Prof. Erman, Münster, betonte, daß sein Entwurf eines Heimstättengesetzes (vgl. H. 5) wirklich nur als ganz vorläufig gedacht sei und nur als „Rahmengesetz", das sehr wohl noch die Füllung mit einem bestimmteren bevölkerungspolitischen Inhalt vertrage, wie ihn Gruber gegeben habe. Auch er glaube, daß Deutschland ums Jahr 2000 entweder ein 200-Millionen-Land oder ein russischer Vasallenstaat sein werde. Erman wies noch besonders auf die Gefahr gewisser kapitalistischer Kreise hin, welche ein Geschäftsinteresse an der freien Veräußerlichkeit des Bodens haben und daher die so segensreiche Bindung des Besitzes bekämpfen.

Von großer Wichtigkeit scheinen mir die Bemerkungen des siebenbürgischen Reichstagsabgeordneten Dr. Gündisch zu sein. Einige seiner Worte mögen daher wiedergegeben sein: „Bei uns im Siebenbürger Lande ist die Zentralfrage des gesamten öffentlichen Lebens mehr denn je der Kampf gegen das Zweikindersystem, trotzdem 80% der Bevölkerung bei uns aus besitzenden Bauern besteht, nicht aus besitzlosen Landarbeitern. Selbst die Heimstätten besitzender Bauern, die vorhanden sind, geben noch nicht die Vorbedingungen, die notwendig sind zu einer günstigen Volksvermehrung. Die Vorschläge, die hier zur Gründung von Heimstätten usw. gemacht worden sind, sind meiner Ansicht nach durchaus nicht ausreichend, um für eine spätere Zukunft die Vermehrung des Landvolkes .... zu sichern." „Mögen Sie alle die Überzeugung verbreiten in der deutschen Nation, im Deutschen Reiche, daß nicht die Sicherung irgendwelcher sonst sehr achtbaren Handelsgewinne, nicht die Übernahme einer Kolonialpolitik nach englischem Muster die Zukunft der deutschen Nation und den weiteren Fortschritt der Jahrhunderte garantieren wird, sondern der Blick nach dem Osten, diese Art der deutschen Kolonisation, die im nördlichen und südlichen Osten seit Jahrhunderten die einzigen nationalen Fortschritte ergeben hat, die die deutsche Nation gehabt hat. Diese Entwicklung ist diejenige, die uns der Krieg bringen muß. Nur dann ist der Krieg und ist der Friede, der kommen wird, der ungeheuren Opfer würdig." Möchten doch recht viele deutsche Männer das Ohr für solche Worte haben!

Im weiteren Verlauf der Verhandlungen berichtete Prof. Dr. Blaschko über Geschlechtskrankheiten und deren Bekämpfung in bekannter — wie mir scheint, zu optimistischer — Weise. Er stellte verschiedene Forderungen auf, wie man einer Zunahme dieser Leiden im Kriege und besonders nach dem Friedensschluß entgegenwirken könne. Er erwartet große Erfolge von den in Vorbereitung befindlichen „Beratungsstellen" der Landesversicherungsanstalten. Dort sollen unter Mitwirkung der Militärbehörden die während des Krieges erkrankten Männer bis zur Heilung wiederholt untersucht und gegebenenfalls zur Behandlung geschickt werden.

In einem sehr überzeugenden Vortrage legte Prof. Dr. Gonser die ungeheuren Schäden dar, welche der Alkohol unserem Volke verursacht; er zeigte, wie ein gewaltiger Bruchteil aller Männer an dessen Folgen zugrunde geht. Er verlangte

mit Recht, daß ein Teil der Kriegsmaßnahmen gegen den Alkohol zu dauernden Gesetzen werde. Unter anderm trat er für starke progressive Besteuerung der Getränke nach dem Alkoholgehalt ein, wie es in Norwegen durchgeführt worden ist. Bei der Frage der degenerativen Wirkung des Alkohols berief er sich leider auch auf einige wenig exakte Gewährsmänner, während er die Versuche von Stockard nicht erwähnte. In der Frage des Einflusses des Alkohols auf die Quantität der Kinder bin ich abweichender Meinung. Ich glaube, daß unter dem Einfluß des Alkohols mehr Kinder erzeugt werden, als der Ausfall infolge Alkohols beträgt. Das ist aber natürlich kein Hinderungsgrund, den Alkohol mit allen Mitteln zu bekämpfen.

In der Diskussion zum Kapitel Geschlechtskrankheiten verlangte Geh. Rat Prof. Dr. Rumpf, Bonn, daß die Syphilis wie andere Seuchen unter das Seuchengesetz gestellt werde. Dem wird der Rassenhygieniker nur voll und ganz zustimmen können. Auch die Kasernierung der Prostituierten befürwortete Rumpf im Gegensatz zu Blaschko.

Ein großer Vortrag von Geh. Rat Prof. Dr. Rubner über Volksernährung betrachtete die verschiedensten Lebensgebiete unter dem Gesichtspunkte der Ernährung oder vielmehr der Unterernährung. Er sprach sogar den Satz aus: „Die Unterernährung ist also die größte Gefahr für eine Nation und ihr entgegenzutreten die Hauptaufgabe.“ Ich halte diesen Satz für tatsächlich nicht zutreffend und in seiner Wirkung auf die Massen für gefährlich. Die Gefahr der Überfütterung spielt nach Rubner keine wesentliche Rolle. „Der Wohlhabende ißt teurer, aber mehr, als er physiologisch braucht, kann er nicht essen; sonst würde man ihm das an seiner Beleibtheit sofort ansehen.“ Es will mir fraglich erscheinen, ob das Maximum des physiologischen Umsatzes wirklich auch das Optimum darstelle. Meiner Meinung nach stammen die Ernährungsinstinkte des Menschen aus einer Zeit, in der er nur selten Gelegenheit zu voller Sättigung hatte. Daher mußten sie auf die Anhäufung von Reservestoffen eingestellt sein. Daß die erbliche Konstitution für den Ernährungszustand von entscheidender Bedeutung ist, kommt bei Rubner nicht zum Ausdruck. Nach meinen Beobachtungen aber ist Fettleibigkeit sowie Magerkeit in erster Linie durch die Konstitution bedingt. Die Aufnahme der Nahrung und ihre Assimilation hängt zum großen Teil davon ab. Das Minimum der Nahrungsmenge, welche einen durchaus zuträglichen Gleichgewichtszustand ermöglicht, ist zweifellos viel geringer, als man bisher meist lehrte; und das ist meines Erachtens geeignet, uns eine begründete Zuversicht über die Volkernährung im weiteren Verlauf des Krieges zu machen. Sehr begrüßenswert erscheint mir Rubners Eintreten gegen die durch die Hotels verbreitete Ernährungsweise zu sein, welche einseitig das Fleisch bevorzugt und zum guten Teil auf die Erregung des Bierdurstes berechnet ist. Rubner führte aus, daß die Speisesitten derart fest eingewurzelt seien, daß sie bei der Auswanderung oft schwerer aufgegeben würden als die Muttersprache. Der Preis der Nahrungsmittel werde weniger durch ihren physiologischen Wert bestimmt als durch die Wertungen über das, was gut sei, und diese Wertungen seien bei verschiedenen Bevölkerungen sehr verschieden. Die Gewohnheiten und Vorurteile zu brechen, sei ziemlich aussichtslos. Am meisten sei noch durch eine systematische hauswirtschaftliche Bildung der Mädchen zu erreichen.

In der Diskussion zu Rubners Vortrag sprachen sich zwei Redner für Einschränkung der Fleischernährung aus. Eine Rednerin behauptete in ziemlich unverantwortlicher Weise eine allgemeine Unterernährung an Fleisch; eine andere trat genau umgekehrt für vegetarische Ernährung ein. Sehr treffend waren die Bemerkungen von Hainisch, daß die guten Nahrungsmittel leider immer mehr durch Genußmittel verdrängt würden. Die mangelnde Anpassung der Instinkte an

die heutigen Verhältnisse, die Möglichkeit ihrer surrogativen Befriedigung lasse ihm die Ernährungsfrage wenig hoffnungsvoll erscheinen. Ob es gelingen werde, durch vernünftige Erziehung Abhilfe zu schaffen, erscheine ihm leider auch fraglich.

Als letzter Redner gab Geh. Rat v. Gruber als Zusammenfassung eine volkstümliche Einführung in die Fragen der Rassenhygiene. Ein genaueres Eingehen darauf erübrigt sich natürlich an dieser Stelle. Es muß für den Rassenhygieniker hocherfreulich sein, daß der Kongreß ausklang in die Worte: Rassengesundheit das höchste irdische Ziel!

Am Schluß erhielt noch eine Rednerin das Wort zu in mancher Beziehung bedauerlichen Ausführungen. Sie meinte, daß die Verhandlungen eine Lösung der Fragen nicht gebracht hätten; man müsse noch erst die Theologen hören und in besonders ausgedehntem Maße Frauen, weil sie die berufenen Sachverständigen seien. Es will dem Ref. scheinen, als seien auch die meisten Männer noch nicht sachverständig in jeder Frage, die die Männer angeht, bloß darum, weil sie Männer sind. Und so auch die Frauen. Fritz Lenz.

Individualistische Hemmnisse der Bevölkerungspolitik. Die in letzter Zeit mehrfach vorgeschlagene Reform der Beamtenbesoldung in dem Sinne, daß der Gehalt proportional der Familiengröße sein solle, hat die Arbeitsgemeinschaft der Verbände der mittleren Post- und Telegraphenbeamten auf den Plan gerufen: „Die Arbeitsgemeinschaft tritt den in Parlament und Presse hervorgetretenen Bestrebungen auf Bevorzugung kinderreicher Beamten in bezug auf Anstellung, Beförderung, Urlaub usw. entschieden entgegen, sie steht auch einer etwaigen grundsätzlichen Änderung des bisherigen staatlichen Besoldungssytems durch Berücksichtigung des Familienstandes durchaus ablehnend gegenüber." Die Arbeitsgemeinschaft erklärt sich zwar mit der Bewilligung gewisser Kinderzulagen einverstanden; doch kann das an der schroffen Ablehnung des ganzen Systems nichts Wesentliches ändern. Für den, welcher bei allen sozialen Erwägungen die Psychologie der Massen in Rechnung zu stellen gewohnt ist, hat diese Stellungnahme der Vertretung von mehr als 50000 Beamten durchaus nichts Überraschendes. Durch das bisherige System sind ja die Kinderlosen und Kinderarmen derart begünstigt worden, daß sie nun natürlich die Majorität haben. Es ist nur zu verständlich, daß diese eine Änderung in dem angegebenen Sinne als gegen ihre Interessen gerichtet empfinden. Eines der Hauptmotive der Kinderbeschränkung ist der gesellschaftliche Ehrgeiz, das Verlangen nach Erringung oder Behauptung einer höheren gesellschaftlichen Stufe, und bei diesem Wettbewerb dienen die Standesgenossen natürlich als Vergleich. Durch eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Bevorzugung kinderreicher Familien würden nun jene Leute, die sich durch Ehelosigkeit oder weitgehende Kinderbeschränkung an das bestehende Besoldungssystem angepaßt haben, um ihren dadurch erreichten Vorsprung gebracht werden. Diese Stellungnahme beleuchtet blitzartig den Unterschied zwischen individual-sozialer und organisch-sozialer Wertung.

Man wird aus dieser Tatsache, die ich der „Sozialen Praxis" Jg. XXV, Nr. 32 entnehme, lernen können, wie ungeheuer schwierig die Durchführung von Maßnahmen organischer Bevölkerungspolitik in Gemeinwesen mit individual-sozialen Wertungen ist. Fritz Lenz.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Die im vorigen Heft auf S. 832 mitgeteilte Verfügung einer Meldepflicht für Geschlechtskrankheiten durch das stellvertretende Generalkommando des IX. Armeekorps ist inzwischen wieder aufgehoben und durch folgende ersetzt worden: „Die durch Übertragung einer ansteckenden Geschlechtskrankheit an einer anderen Person verübte vorsätzliche

oder fahrlässige Körperverletzung ist nach § 223 ff. und § 230 des Reichsstrafgesetzbuches mit Strafe bedroht. Zur wirksameren Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verbiete ich eine derartige Körperverletzung im Interesse der öffentlichen Sicherheit auch auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand. Die Polizeibehörden sind berechtigt, Zivilpersonen, die verdächtig sind, an einer übertragbaren Geschlechtskrankheit zu leiden, ärztlich, und zwar in der Regel amtsärztlich untersuchen zu lassen. Solche Personen können zur ärztlichen Beobachtung und, soweit sie krank befunden werden, bis zur Heilung von der übertragbaren Geschlechtskrankheit in einem Krankenhause zwangsweise untergebracht werden. Den Anordnungen der Polizeibehörden ist bedingungslos Folge zu leisten."

Zeitschriftenschau

Abkürzungen: A. = Archiv, H. = Heft, J. = Journal, Mitt. = Mitteilungen, Mon. = Monatsschrift, W. = Wochenschrift, Z. = Zeitschrift.

Anatomischer Anzeiger. Bd. 47. Botezat, E., Phylogenese des Haares der Säugetiere. Greil, A., Zur Frage der Phylogenese der Lunge bei den Wirbeltieren. S. 202. Lustig, W., Ein fossiles menschliches Femurfragment aus dem Rheintaldiluvium. S. 563. Nußbaum, M., Zur Frage der Enstehung und Bedeutung der Geschlechtszellen. S. 465. Schwalbe, G., Über einen bei Ehringsdorf in der Nähe von Weimar gefundenen Unterkiefer des Homo primigenius. S. 337. — Bd. 48. Birkner, E., Ein angeblich fossiles menschliches Femurfragment aus dem Rheintaldiluvium. S. 183. Schlaginhaufen, O., Über einige Merkmale eines neolithischen Pfahlbauerunterkiefers. S. 209. — Bd. 49. Adloff, P., Einige Bemerkungen über das Gebiß des Ehringsdorfer Unterkiefers. S. 51.

Archiv für Innere Kolonisation. Bd. 8, H. 5/6. Sondernummer. Invalidenansiedlung. v. Schwerin, Besteht in Deutschland ein Mangel an Ansiedlungslustigen? Rintelen, Siedlungsmöglichkeiten für Kriegsteilnehmer in Holstein.

A. f. Kriminologie. Bd. 66, H. 1/2. Strafella, Kriminologie. Höfer, Die Farbe des menschl. Haares in forensischer Beziehung. Strafella, Das Geschlechtsleben Geisteskranker. H. 3/4. Strafella, Das Degenerative im Verbrecher. Boas, Was lehrt die Inspektion der Zähne dem Kriminalisten? Fehlinger, Das englische Gesetz über die Internierung geistig minderwertiger Personen.

A. für mikroskopische Anatomie. Bd. 85, Abt. I. Haecker, V., und Lebedinsky, N., Über die beschleunigende Wirkung geringer Strahlendosierungen auf tierische Eier. S. 555. — Bd. 86, Abt. II. Witschi, E., Studien über die Geschlechtsbestimmung bei Fröschen. S. 1. — Bd. 87, Abt. I. Lustig, N., Zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Brustdrüse. S. 38.

A. f. soziale Hygiene und Demographie. Bd. 11. H. 3. Eyk, Der Geschlechtsbruch in der Bevölkerungsstatistik.

A. für Zellforschung. Bd. 14. Mohr, O. L., Sind die Heterochromosomen wahre Chromosomen? Untersuchungen über ihr Verhalten in der Oogenese von Leptophyes punctatissima. S. 151. Popoff, M., Experimentelle Zellstudien. III. Geschlechtsvorgänge, Parthenogenese (normale und künstliche) und Zellverjüngung. S. 220.

Biologisches Zentralblatt. Bd. 34. Thilo, O., Die Vorfahren der Knochenfische. S. 523. — Bd. 35. Driesch, H., Gibt es harmonisch-äquipotentielle Systeme? Eine Erwiderung. S. 545. Duncker, G., Die Frequenzverteilung der Geschlechtskombination bei Mehrlingsgeburten des Menschen und des Schweins. S. 506. Goldschmidt, R., Vorläufige Mitteilung über weitere Versuche zur Vererbung und Bestimmung des Geschlechts. S. 565. Kohlbrugge, J. H. F., War Darwin ein originelles Genie? S. 93. Natzmer, G. v., Das biogenetische Grundgesetz im Leben der Insektenstaaten. S. 30. Tschermak, A. v., Über Verfärbung von Hühnereiern durch Bastardierung und über Nachdauer dieser Farbabänderung. S. 46.

Das neue Deutschland. Jg. 4. Nr. 17/22. Sonderheft: Krieg und Volksvermehrung. Wolf, Ziel und Wege der Bevölkerungspolitik. Grabowsky, Die Bevölkerungsvermehrung und das Sexualproblem. Schloßmann, Neue Grundlagen der Bevölkerungspolitik. Oldenberg, Die slawische Gefahr. Wingen, Die Beeinflussung des Fortpflanzungswillens durch den Krieg. Opitz, Der weibliche Bevölkerungsüberschuß nach dem Kriege. Salomon, Die Erwerbsarbeit der Frau und die Mutterschaft. Graßl, Stillzwang. Neißer, Geschlechtskrankheiten und Bevölkerungspolitik. Klumker,

Jugendfürsorge und Bevölkerungspolitik. Rosenstock, Das uneheliche Kind und die Bevölkerungspolitik. Schallmayer, Beamtentum und Volksvermehrung. Pierstorff, Erziehungsgelder als Mittel der Bevölkerungspolitik. Skalweit, Innere Kolonisation und Volksvermehrung. Leutwein, Volkskraft und koloniale Siedelung. Leute, Katholische Seelsorge und Bevölkerungspolitik.

Internat. Mon. zur Erforschung des Alkoholismus usw. Bd. 26. H. 2. Hercod, Neue Tatsachen über das russische Verbot. H. 6/7. Kriegsmaßnahmen gegen den Alkoholismus i. Deutschland und Österreich. H. 8. Hercod, Neue wissenschaftliche Untersuchungen über d. Wirkung des russischen Alkoholverbots.

Jen. Zeitschrift. Bd. 53. Fahrenholz, C., Über die Verbreitung von Zahnbildungen und Sinnesorganen im Vorderdarm der Selachier und ihre phylogenetische Bedeutung. S. 389. Lustig, W., Die Retroversion und Retroflexion der Tibia bei den Europäer-Neugeborenen und ihren Beziehungen zu den prähistorischen Menschenrassen. S. 581.

Medizinische Klinik. Jahrg. 11, Nr. 46. Leva, Über die familiäre Akromegalie. Nr. 49. Karplus, Syringomyelie bei Vater und Sohn. Jahrg. 12, Nr. 12. Beck, Erbsyphilis und akustischer Ohrapparat.

Mitt. der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bd. 13. Nr. 5 u. 6. Neißer, Welche Lehren können wir aus den während des Krieges gewonnenen Erfahrungen für den weiteren Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten ziehen? Bd. 14. H. 1. Beratungsstellen für Geschlechtskrankheiten. (Ein neuer Weg zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.) H. 3 u. 4. Blaschko, Ist eine Anzeigepflicht bei Geschlechtskrankheiten anzustreben?

Morphologisches Jahrbuch. Bd. 49. Sieglbauer, F., Eine an primitive Verhältnisse anklingende Variation der menschlichen Wirbelsäule. S. 527.

Münchener Medizin. W. Jahrg. 63, Nr. 9. Weichardt u. Wolff, Weitere Untersuchungen über den endemischen Kropf mit besonderer Berücksichtigung des Vorkommens i. Königreich Bayern. Nr. 19. Lichtenstern, Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen.

Politisch-Anthropologische Mon. Jahrg. 14, H. 9. Schmidt-Gibichenfels, Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben. H. 10. Schmidt-Gibichenfels, Die Technik der Suggestion im Völkerleben. Pudor, Landflucht und Leutenot und ihre Bekämpfung. H. 12. Arldt, Die Germanen — der Jungbrunnen der Völker Europas. Bieder, Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien. Siemens, Bevölkerungspolitik. Jahrg. 15, H. 1. Siemens, Kritik der Rassenhygiene. Meinecke, Erhaltung und Veredelung der germanischen Rasse. H. 2. Siemens, Forts. H. 3. Siemens, Schluß.

Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt. Jg. 25. Nr. 15. Wie ist die Reichswochenhilfe fortzuführen? Nr. 16. Die Zusammenarbeit von Heer und Versicherungsträgern bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Nr. 17. 100 Millionen für Kriegeransiedlung in Preußen. Nr. 21. Würzburger, Rückblick auf die Literatur des Geburtenrückgangs. Nr. 24 u. 25. Lüders, Jugendfragen im alten und neuen Deutschland. Nr. 30. Weymann, Zur Würdigung des Geburtenrückgangs. Nr. 31. Gretzschel, Sozialpolitik und kinderreiche Familien. Würzburger, Zur Würdigung des Geburtenrückgangs. Nr. 32. Kinderreichtum und Beamtenbevorzugung. Zum Sparzwang für jugendliche Arbeiter. Nr. 33. Frank, Berufswahl und Berufseignung. Nr. 35. Waescher, Gehalt nach Leistung oder nach Familienstand? Nr. 37. Kriegszulagen und Kinderbeihilfen für Beamte, Staatsarbeiter und Lehrer in Preußen.

Z. für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bd. 16, H. 10. Fürth, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Krieg und die Schutzmittelfrage i. d. Bevölkerungspolitik. Blaschko, Zur Schutzmittelfrage. H. 11. Hecht, Venerische Infektion und Alkohol. Pappritz, Welche Maßnahmen können wir Abolitionisten an Stelle der Reglementierung der Prostituierten zum Schutze der Volksgesundheit und Volkssittlichkeit vorschlagen? Pries, Das physiologische Ehe-Urlaubsrecht der verheirateten Feldsoldaten. Bd. 17. H. 1 u. 2. Sachverständigen-Kommission der D. Ges. zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. H. 3 u. 4. Forts.

Z. für Demographie und Statistik der Juden. Jahrg. 11, H. 7—9. Kaplun-Kogan, Die jüdische Sprache und Kulturgemeinschaft in Polen. Trietsch, Von den Sprachenverhältnissen der Juden. Weiner-Odenheimer, Die Berufe der Juden in München. Rosenfeld, Die jüdische Bevölkerung Galiziens 1867—1910.

Z. für Sozialwissenschaft. Bd. 6, H. 10. Miljukoff, Zur Geschichte des russischen Bauernstandes. H. 11. Jaeckel, Das Heiratsalter im modernen Japan. Fehlinger, Wirtschaftliche und soziale Zustände im indischen Reich. H. 12. Schultze, Die irische Auswanderung bis zum 18. Jahrh. Bd. 7, H. 2. Manschke, Innere Einflüsse der Bevölkerungswanderungen auf die Geburtenzahl. (Forts. H. 3.) Gemünd, Welche Umstände verteuern das städtische Bauland? (Forts.

H. 3.) H. 5. Pohle, Die moderne Agrarkrisis und das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages. H. 6/7. Kluncker, Die Beurteilung der Armut durch Malthus. Feld, Innere Wanderungen und eheliche Fruchtbarkeit.

Z. f. wissensch. Zoologie. Bd. 111. Mühldorff, A., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte und den phylogenetischen Beziehungen der Gordiuslarve. S. 1. — Bd. 114. Harnisch, W., Über den männlichen Begattungsapparat einiger Chrysomeliden. Ein Beitrag zur Phylogenie des Kopulationsorgans der Käfer. S. 1.

Zoolog. Anzeiger. Bd. 45. Schneider-Orelli, O., Die Standfußschen Kreuzungsversuche mit Schmetterlingen und ihre Ergebnisse für die Vererbungslehre. S. 617. — Bd. 46. Kükenthal, W., System und Stammesgeschichte der Isididae. S. 116. Kükenthal, W., System und Stammesgeschichte der Primnoidae. S. 142. — Bd. 47. Kükenthal, W., System und Stammesgeschichte der Melitodidae. S. 88. — Bd. 46. Noack, Th., Über den mumifizierten Kopf eines Incahundes aus dem Totenfeld von Ancon in Peru. S. 62. Noack, Th., Über die Schädel vorgeschichtlicher Hunde im Römermuseum zu Hildesheim. S. 75.

Zoologische Jahrbücher, Abt. Allgem. Zoologie. Bd. 35. Prell, H., Über die Beziehungen zwischen primären und sekundären Sexualcharakteren bei Schmetterlingen. S. 183. Prell, H., Dasselbe, Teil II. S. 593.

Zoologische Jahrbücher, Abt. Systematik. Bd. 37. Hasebroek, Über die Entstehung des neuzeitlichen Melanismus der Schmetterlinge und die Bedeutung der Hamburger Formen für dessen Entstehung. S. 567. — Bd. 38. Leche, W., Zur Frage der stammesgeschichtlichen Bedeutung des Milchgebisses bei den Säugetieren. II. S. 275.

Eingegangene Druckschriften.

[Im Interesse einer raschen Berichterstattung bitten wir alle Verfasser, ihre in unser Gebiet einschlagenden Werke oder Sonderabzüge möglichst bald an die Redaktion (Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München) einsenden zu wollen mit dem Vermerk: zur Rezension im Archiv.]

Bloeck, Dr. Richard. Deutschvölkische Erbpacht-Siedelung. Berlin 1916, Verlag der deutschen Kanzlei. [40 S.] 0,50 M.

Brunzlow, Dr. Wehrkraft und Alkohol. Aus: Die Alkoholfrage. [18 S.] Berlin 1915, Mäßigkeits-Verlag.

Bürkle, Dr. Kurt. Das Geschlechtsverhältnis der Kinder bei durch den Tod eines Gatten gelösten Ehen. Inaug.-Diss. [66 S.] Erlangen 1914, Junge & Sohn.

Dreuw, Dr. Bevölkerungspolitik. Aus: Allg. Med. Centralzeitung, 1915. Nr. 47. [8 S.]

—, —. Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten im Heere. Aus: Allg. Med. Central-Zeitung, 1915. Nr. 18. [8 S.]

Eisenstadt, Dr. H. L. Beiträge zu den Krankheiten der Postbeamten. Berlin 1916. Verlag des Deutschen Postverbandes. [103 S.]

Eucken, Prof. Dr. Rud., u. **v. Gruber,** Prof. Dr. M. Ethische u. hygienische Aufgaben der Gegenwart. [47 S.] Berlin 1916, Mäßigkeits-Verlag.

Feuchtwanger, Sigbert. Die Judenfrage als wissenschaftliches Problem. Berlin 1916, Carl Heymann. [80 S.] 2 M.

Gerhardi, Dr. Gehirn und Krieg. Glogau-Leipzig. Ohne Jahreszahl. Verlag Hellmann. [48 S.]

Gonser, Prof. J. Der Kampf gegen d. Alkoholismus — ein Kampf für deutsche Volkskraft. [16 S.] Berlin 1915, Mäßigkeits-Verlag.

v. Gruber, Prof. Dr. Max. Krieg, Frieden und Biologie. Berlin 1616, Carl Heymann. [28 S.]

Guyau, J. M. Erziehung und Vererbung. Eine soziologische Studie. Deutsch von Elisabeth Schwarz und Marie Kette. Mit einer Einleitung von Dr. E. Bergmann. [XXX und 290 S.] Leipzig 1913, Kröner.

Hartnack, Dr. Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Leipzig 1916, Quelle & Meyer. [31 S.] 0,80 M.

Hellwig, Dr. Albert. Moderne Kriminalistik. Aus: Natur- u. Geisteswelt. Leipzig u. Berlin 1914, B. G. Teubner. [104 S.]

v. Hoffmann, Geza. Krieg und Rassenhygiene. München 1916, J. F. Lehmann. [29 S.] 0,50 M.

v. Hoffmann, Geza. Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. [30 S.] München 1916, Lehmann. 80 Pf.

Kammerer, Paul. Allgemeine Biologie. [XII und 351 S.] Berlin und Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kaufmann, Dr. jur. et med. Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung. Berlin 1916, Franz Vahlen. [62 S.] 2 M.

Kjellén, Dr. Rudolf. Die politischen Probleme des Weltkrieges. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. [142 S.] 5 Karten. Geh. 2,40 M., geb. 3,40 M.

Knoche, Zahnarzt. Die Progenie in der Nachkommenschaft Goethes. S.-A. aus Deutsche Mon. f. Zahnheilkunde 1916. H. 5. [2 S.]

Krause, P. R. Die Türkei. Aus: Natur u. Geisteswelt. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. [136 S.] 1,25 M.

Ku Hung-Ming. Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. Jena 1916, Eugen Diederichs. [181 S.] Preis brosch. 3,50 M., gebunden 4,80 M.

v. Luschan, Prof. Dr. F. Pygmäen und Buschmänner. Aus: Z. für Ethnol., 1914. [19 S.]

v. Luschan, Über das Vorkommen eines Os postmalare beim Menschen. Aus: Z. für Ethnol., 1914. [3 S.]

Maßnahmen von deutschen Militär- und Zivilbehörden zur Bekämpfung und Vorbeugung der Alkoholgefahren während des Krieges. Aus: Alkoholfrage. Tl. I. H. 4. Jg. X. 1914. [9 S.]; Tl. II. H. 1. Jg. XI. [12 S.); Tl. III. H. 2. Jg. XI. [11 S.]; Tl. IV. H. 3. Jg. XI. [12 S.); Tl. V. H. 4. Jg. XI. [9 S.]

Mayet, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Die Sicherung der Volksvermehrung. [32 S.] Berlin 1914, Allgemeine Medizinische Verlagsanstalt.

Nusbaum-Hilarowicz, Dr. Lòzef. Der Krieg im Lichte der Biologie. Jena 1916, Gustav Fischer. [30 S.] Preis 0,75 M.

Petersen, Peter. Der Aufstieg der Begabten. Vorfragen. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. [208 S.] 2,70 M.

Pöch, Prof. Dr. R. I. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Wien 1915, Selbstverlag der Anthropol. Gesells. [16 S.]

Pöch, Prof. Dr. R. II. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Wien 1916, Selbstverlag der Anthropol. Gesells. [24 S. 2 Abb.]

Pöch, Prof. Dr. Rudolf. Ein Tasmanierschädel im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Die anthropologische und ethnographische Stellung der Tasmanier. Wien 1916, Selbstverlag der Anthropol. Gesellschaft. [54 S., 9 Taf. u. 2 Abbild.]

Rüdin, Prof. Dr. Ernst. Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. Berlin 1916, Julius Springer. [172 S. mit 66 Fig. u. Tab.] 9 M.

Schallmayer, Dr. Wilhelm. Brauchen wir eine Rassehygiene? Leipzig 1916. Repertorienverlag. [31 S.] 1,20 M.

Schellenberg, Anna. Mutter und Volk. [47 S.] Potsdam 1916, Stiftungsverlag.

Schiele, Georg Wilhelm. Wenn die Waffen ruhen. Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. München 1916, Lehmann. 1,50 M.

Schrader, Dr. phil. O. Die Indogermanen. Aus: Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1916, Quelle & Meyer. [157 S.] 1,25 M.

Siebert, Dr. F. Der völkische Gedanke und die Verwirklichung des Zionismus. Eine Betrachtung zur Versöhnung und zur Scheidung der Völker. [32 S.] München 1916, Lehmann. 80 Pf.

Siemens, Hermann W. Die politisch-anthropologische Bedeutung des Geburtenrückgangs. Aus: Polit.-Anthropol. Monatsschrift, 15. Jahrg., 6. H. [11 S.]

Statistisches Amt der Stadt Zürich. Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich. Achter und neunter Jahrgang 1912 und 1913, zum Teil auch 1914 und 1916, Kommissionsverlag von Rascher & Co. [534 S. und 11 graph. Taf.] 2 Fr.

v. Strauß und Torney, D. Dr. Dr. Der Alkohol, sein Mißbrauch und dessen Folgen. [16 S.] Berlin 1915, Mäßigkeits-Verlag.

Titius, Artur. Naturwissenschaft u. Ethik. Festrede zur Jahrhundertfeier der Universität Göttingen. Göttingen 1916, Dieterichsche Universitäts - Buchdruckerei. [29 S.]

Trommershausen, Prof. Dr. Die antialkoholischen Maßnahmen der deutschen Militär- und Zivilbehörden während des Krieges in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Aus: Die Alkoholfrage, Heft 2 u. 3. XI. Jahrg., 1915. [19 S.]

Unold, Dr. J. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Aus: Natur u. Geisteswelt. Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner [131 S.]

Wasmann, Erich S. J. Ernst Haeckels Kulturarbeit. Freiburg i. B. 1916, Herderscher Verlag. [54 S.]

Weinberg, Sanitätsrat Dr. W. Zur Technik familienstatistischer Untersuchungen über sozialbiologische Probleme.

—, —. Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen. S.-A. aus „Öffentl. Gesundheitspflege". 1. Jg. H. 6. [28 S.] Braunschweig 1916, Vieweg & Sohn.

Wundt, Wilh. Elemente der Völkerpsychologie [XII und 523 S.] Leipzig 1912, Kröner.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München.
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

12. Band

1917
2. Heft

Eine deszendenztheoretische Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von
Dr. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. A. NORDENHOLZ, München,
Prof. Dr. L. PLATE, Jena, Prof. Dr. E. RÜDIN, München
und Dr. R. THURNWALD, Berlin.



LEIPZIG-BERLIN. VERLAG B. G. TEUBNER.

Ausgegeben am 1. März 1917.

ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTSBIOLOGIE

Redigiert von

Dr. Alfred Ploetz, Herrsching (bei München), und
Dr. Fritz Lenz, Puchheim-Eichenau (bei München).

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, die Manuskripte nur auf einer Seite beschrieben und in gut lesbarer Schrift einzusenden.

Das Archiv gewährt den Herren Mitarbeitern für Originalartikel ein Honorar von M. 50 pro Bogen, für Rezensionen M. 70 pro Bogen. Außerdem erhalten die Herren Verfasser unentgeltlich von größeren Aufsätzen 30 mit Umschlag versehene Sonderabdrucke, von kleineren Beiträgen, Rezensionen usw. 10 Abzüge der betr. Seiten; eine größere Anzahl dagegen, als die genannte, zu den Herstellungskosten.

Der Umfang des Archivs beträgt jährlich ca. 54 Druckbogen in 6 Heften zum Preise von 24 Mark für den Jahrgang. Einzelne Hefte werden mit 5 Mark berechnet. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Abhandlungen.

Lenz, Dr. Fritz, in Eichenau b. München. Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch 129

Auerbach, Dr. Elias, in Haifa (z. Z. im Felde). Die syrische Frau 151

Siemens, Hermann W., Über das Erfindergeschlecht Siemens 162

Kleinere Mitteilungen.

Weinberg, Sanitätsrat Dr., in Stuttgart. Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen 193

Kritische Besprechungen und Referate.

Chun und W. Johannsen, Allgemeine Biologie. „Kultur der Gegenwart" IV, I (Dr. L. Plate, Prof. d. Zoologie, Jena) . . 196

Miehe, Allgemeine Biologie. Einführung in die Hauptprobleme der organischen Natur (Dr. H. Thiem, z. Z. Metz) 203

Brehms Tierleben, herausg. von O. zur Strassen, Bd. XII (Plate) 207

Buchner, Praktikum der Zellenlehre (Plate) 207

Birkner, Der diluviale Mensch in Europa (Prof. Dr. R. Martin) 207

Hertz, Rasse und Kultur (Lenz) 208

Boas, Kultur und Rasse (Lenz) 212

Häcker, Entwicklungsgeschichtl. Eigenschafts- oder Rassenanalyse (Weinberg) 213

Conard und Davenport, Hereditary fragility of bone (Weinberg) 213

Boven, Similarité et Mendelisme dans l'hérédité de la démence précoce et de la folie maniaque-depressive (Weinberg) 214

Davenport, The feebly inhibited. Nomadism or the wandering impulse with special reference to heredity (Weinberg) 216

Davenport, Huntingtons Chorea in relation to heredity and Eugenics (Weinberg) 219

Riebold, Die Erblichkeit der Struma (Weinberg) 219

Seite

Rosenhaupt, Kasuistischer Beitrag zur Vererbungsfrage bei akuter Leukämie (Weinberg) 220

Kantorowicz, Die Progenie und ihre Vererbung (Lenz) 220

Nowosselsky, Organisation und Hauptergebnisse der amtlichen Bevölkerungs- u. Medizinalstatistik in Rußland (Weinberg) 221

Wohlin, Den äktenskapliga fruktsamhetens tillbakagång på Gotland (Prof. Dr. Hermann Lundborg, Uppsala) 222

Lemanczyk, Die Geburtenfrequenz in den vorwiegend katholischen und den vorwiegend protestantischen Teilen Preußens u. ihre Entwicklung (Dr. K. E. F. Schmitz, Privatdoz. f. Hygiene, z. Z. Kassel) . . . 225

Laraß, Untersuchungen zum Geburtenrückgang in der Provinz Posen (Schmitz) 227

Theilhaber, Das Geburtenproblem und der Krieg (Schmitz) 227

Madzsar, Die Säuglingssterblichkeit in Budapest während des Krieges (Konsul G. v. Hoffmann, Berlin) 228

Madzsar, Der Schutz des kommenden Geschlechts und der Krieg (v. Hoffmann) 229

Wingen, Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre (Schmitz) 229

Krieg u. Volksvermehrung (Lenz) . 232

Tandler, Krieg und Bevölkerung (Dr. H. Fehlinger, im Felde) 236

Schmittmann, Wohnrenten für Kinderreiche durch Sparpflicht vor der Heirat (Medizinalrat Dr. Graßl, Kempten) . . . 237

Natorp, Die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Krieg (Fehlinger) 238

Vaerting, Mutterpflichten gegen die Ungeborenen (Lenz) 240

Erkes, Japan und die Japaner (Fehlinger) 241

Fritz, Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß (Herm. Siemens) 241

(Fortsetzung des Inhalts auf Seite 3 des Umschlages.)

Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch.

Von

Dr. Fritz Lenz.

Den Anlaß zu den folgenden Ausführungen gibt mir ein Vortrag Prof. Konrad Guenthers auf der Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft im Jahre 1914, in welchem er noch einmal seine Theorie von der geschlechtlichen Einschüchterungsauslese auseinandersetzt, die er schon in seinem Buche von 1904 dargestellt hat. Inzwischen hat er manche wichtige Punkte zur Begründung seiner These hinzugefügt. Da diese bisher weniger Anerkennung gefunden hat, als sie mir zu verdienen scheint, will ich einige Gedanken, die zu ihrer Stütze und zugleich zur Begrenzung ihres Geltungsbereichs beitragen mögen, ausführen.

Man redet oft von geschlechtlicher Auslese; es ist aber durchaus nicht ganz klar, was man darunter verstehen soll. August Forel z. B. definiert: „Unter geschlechtlicher Zuchtwahl versteht man die Auswahl der Weibchen durch die Männchen und der Männchen durch die Weibchen behufs Begattung". Unter diesen Begriff könnte also der Kampf der Männchen nicht eingereiht werden, weil die durch ihn bewirkte Auslese unter den Männchen nicht aktiv durch die Weibchen geschieht, sondern einfach die Folge des Siegens oder Unterliegens ist. Im Unterschied von Forel trifft Weismann die Abgrenzung des Begriffes nicht nach der Art des Auslesevorganges, sondern nach ihrem Zuchterfolg; er bezeichnet als sexuelle Selektion alle Auslesevorgänge, welche zur Ausbildung von Eigenschaften führen, die nur dem Männchen im Wettbewerb um das Weibchen nützlich sind, während die gewöhnliche Selektion Eigenschaften, die der Erhaltung der Art nützlich seien, schaffe („Artselektion"). So führt Weismann den Duft der Schmetterlingsweibchen auf Artselektion zurück, weil er dazu dient, daß die Weibchen überhaupt von den Männchen aufgefunden werden. Der Männchenduft vieler Arten dagegen soll nur dazu dienen, die Weibchen geschlechtlich zu erregen, so daß das stärker duftende Männchen dem weniger duftenden den Rang ablaufe. Da nur die Männchen aktiv die Weibchen aufsuchen, nicht aber umgekehrt, so habe der Männchenduft für das Zusammentreffen der Geschlechter keine Bedeutung; er führe also nur zu

einer Auslese unter den Männchen und sei in seiner phylogenetischen Entstehung auf diese geschlechtliche Zuchtwahl zurückzuführen. Diese Abgrenzung scheint eindeutig zu sein und ist es doch nicht. Wie steht es z. B. mit den Federfühlern vieler Schmetterlingsmännchen? Diese Witterungsorgane führen offenbar zu einer Auslese unter den Männchen; zugleich aber sind sie in hohem Grade nützlich für die ganze Art, weil sie das Aufsuchen der Weibchen ermöglichen. Andererseits führt aber auch der Duft der Weibchen zu einer Auslese unter den Weibchen. Also ermöglicht auch die Weismannsche Definition keine klare Fassung des Begriffes der sexuellen Selektion. Man kann diesen auch nicht mit Darwin auf jene Auslesevorgänge beschränken, welche zur Ausbildung von Geschlechtsunterschieden führen; denn dann würde man die allerverschiedensten Vorgänge ganz willkürlich zusammenfassen. Darwin erklärt die geschlechtliche Auslese für einen Spezialfall der Naturzüchtung. Während diese im allgemeinen auf Überleben der Passenden und Zugrundegehen der weniger Angepaßten beruhe, sei die sexuelle Selektion weniger grausam, indem hier die Unterliegenden nur in der Fortpflanzung beeinträchtigt würden. Diese Unterscheidung fällt also nahe mit der neuerdings von v. Ehrenfels getroffenen zusammen, welcher eine fekundative Auslese einer vitalen gegenüberstellt. Auch diese Unterscheidung scheint mir aber nicht restlos durchführbar zu sein. Da alle Individuen sterben, so hat ihr Tod als solcher keine Selektionsbedeutung, sondern nur sein früherer oder späterer Eintritt, insofern dadurch die Möglichkeit zur Fortpflanzung früher oder später abgeschnitten wird. Man kann also sagen, auch alle Lebensauslese sei nur Fruchtbarkeitsauslese; denn das einzig Entscheidende für die Gestaltung der Rasse in den späteren Generationen ist die relative Zahl der Nachkommen, die von den einzelnen erblich verschiedenen Varianten (Biotypen Johannsens) hervorgebracht werden. Erschien also bei Darwin die geschlechtliche Auslese als Unterabteilung der natürlichen, so würde die Folgerung, daß die geschlechtliche mit der Fruchtbarkeitsauslese zusammenfalle, zu dem weiteren Schlusse führen, daß die Lebensauslese gerade umgekehrt nur ein Spezialfall der geschlechtlichen Auslese sei. Was an den Einzelwesen als Lebensauslese erscheint, kann mit Rücksicht auf die dauernden kleinsten Lebenseinheiten (die Biotypen) als Fruchtbarkeitsauslese aufgefaßt werden, und was an den Einzelwesen als Fruchtbarkeitsauslese erscheint, ist unter dem Gesichtspunkte der Biotypen Lebensauslese. Die reinliche Sonderung läßt also die absolute Gegensätzlichkeit der Begriffe verschwinden, eben weil sie in ihrer relativen Bedeutung erkannt werden. Im letzten und allgemeinsten Sinne gibt es nur eine Auslese, welche die generelle Gestaltung alles Lebendigen beherrscht: die Auslese.

Inhaltlich sind es in der Hauptsache zwei — nicht scharf umschrie-

bene — Gegenstände, welche Darwin und seine Nachfolger als geschlechtliche Auslese zusammenfassen: der Kampf der Männchen und die Wahl der Weibchen. Beide machen ihrerseits wieder theoretische bzw. hypothetische Voraussetzungen. Der Kampf der Männchen ist von den Selektionisten als Erklärung für die Züchtung der Männchenwaffen allgemein angenommen. Da durch diesen Kampf auch die gesamte Konstitution der Männchen eine Probe zu bestehen hat, so dient diese Auslese zugleich der Stark- und Gesunderhaltung der ganzen Rasse. Die Kampfinstinkte selber sind also in hohem Grade erhaltungsgemäß.

Die züchtende Wirkung der aktiven Wahl der Einzelwesen, im besonderen der der Weibchen, ist dagegen sehr umstritten. Daß sie der Erhaltung der Rassengesundheit dient, liegt zwar auf der Hand. Kranke oder abnorme Individuen werden bei der Gattenwahl zurückgewiesen, starke und schöne bevorzugt. Die Entstehung dieses erhaltenden Wahlinstinkts durch Züchtung ist leicht zu verstehen. Die Nachkommen eines Tieres haben nämlich um so mehr Aussicht auf Bestehen des Daseinskampfes, je gesünder und stärker der andere Elter ist. Der Instinkt der aktiven Wahl ist also durch passive Wahl unter den Nachkommen entstanden zu denken. Die primäre Züchtung geschieht allemal passiv (durch die Natur), auch die der aktiven Wahlinstinkte. Die durch letztere bewirkte Auslese kann man daher auch als sekundär bezeichnen; und es fragt sich nun, ob diese im Sinne der Erhaltung und Bewahrung des Typus entstandene Ausleseeinrichtung auch zur Umbildung des Typus führen könne. Das also ist die entscheidende Frage: Können durch die aktive Wahl der Weibchen Männchencharaktere neu gezüchtet werden? Können insbesondere schmückende Organe und Farben, sowie Duftorgane der Männchen durch die Weibchenwahl in ihrer Entstehung erklärt werden?

Darwin und Weismann haben die Frage bejaht. Guenther dagegen meint, eine solche Wahl der Weibchen widerspreche den Prinzipien der mechanistischen Naturbetrachtung und enthalte ein teleologisches Moment. Es sei z. B. nicht einzusehen, warum die Gimpelweibchen gerade eine rote Brust des Männchens, die Blaukehlweibchen eine blaue bevorzugt haben sollten. Es müßte den Weibchen diese Färbung schon als Ziel vorgeschwebt haben, bevor sie noch in die Erscheinung getreten sei. Solange man also nicht verständlich machen könne, daß die Gimpelweibchen aus allgemeinen Gründen durch Rot erregt würden, so lange biete diese Theorie keine Erklärung. Die gleiche Argumentation hat im wesentlichen schon Alfred Wallace gegen die Theorie der Weibchenwahl vorgebracht.

Guenther will nun an die Stelle der Weibchenwahl die geschlechtliche Einschüchterungsauslese oder die Auslese des Stärkerschei-

nenden setzen. Ebenso wie durch den wirklichen Kampf der Männchen um das Weib Männchenwaffen gezüchtet worden seien, so führe auch der bloße Anschein der Stärke zur Züchtung eben dieses Anscheins. Es sei für ein Männchen oft gar nicht nötig, daß seine Waffen gefährlich seien; es genüge häufig, daß sie gefährlich erscheinen, um den Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, wodurch dann die Erhaltung und Ausbreitung der Tiere mit so gefährlich scheinenden Waffen erreicht werde. Das Geweih des Hirsches sei als Waffe nicht eben zweckmäßig; es flöße aber dem Gegner Furcht ein und sei daher doch von der natürlichen Auslese begünstigt worden. Auf diese Weise seien nicht nur Männchenwaffen, sondern auch Mähnen und Federkragen, lebhafte Farben und Tanzinstinkte der Männchen gezüchtet worden. Auch den Gesang der Vögel, mit dem Guenther sich besonders beschäftigt hat, erklärt er auf entsprechende Weise. Mir scheint diese Deutung für viele Fälle, wie das Geweih der Hirsche, die Hautlappen des Truthahns, das Rad des Pfaus, durchaus einleuchtend zu sein, und ich stehe nicht an, Guenthers These in ihrem positiven Teil rückhaltlos anzuerkennen.

Nicht aber kann ich seiner Ablehnung der Weibchenwahl zustimmen, die meines Erachtens mit der Auslese des Stärkerscheinenden durchaus vereinbar ist. Die Gründe, welche Guenther gegen die Wirksamkeit der Weibchenwahl vorbringt, ließen sich in analoger Weise auch gegen seine Einschüchterungsauslese einwenden. Warum sollten die Vorfahren der Truthähne gerade durch rote Hautlappen am Kopf, die der Pfauhähne aber durch Augenflecken auf dem Schweif abgeschreckt worden sein usw.? Auch in diesen Fällen müßte eine schon vorher bestehende Assoziation der Instinkte mit gewissen Sinneseindrücken wahrscheinlich gemacht werden. Daß es in diesem Falle Fluchtinstinkte, in jenem Annäherungsinstinkte sein würden, kann keinen wesentlichen Unterschied machen. Ich glaube nun in der Tat, eine Erklärung geben zu können.

Ich fasse Guenthers Theorie als eine Unterabteilung der Widrigkeitszeichen- und Schreckmitteltheorie auf, welche in der Lehre von der Mimikry eine große Rolle spielt. Im engeren Sinne spricht man von Mimikry zwar nur dann, wenn ein bestimmtes Lebewesen durch ein anderes nachgeahmt wird; aber es bedeutet keinen prinzipiellen Unterschied, wenn die Nachahmung sich nur auf einzelne Eigenschaften oder unbestimmte Dinge erstreckt. Mimikry im weiteren Sinne liegt dann vor, wenn ein Lebewesen als etwas anderes erscheint, als es wirklich ist, und dadurch in der Erhaltung seines Lebens gefördert wird. Davon sind wieder zwei Fälle möglich. Erstens kann das Lebewesen durch mimetische Anpassung unauffällig gemacht werden, so daß es von seinen Feinden übersehen oder doch nicht erkannt wird. Dahin gehören z. B. die blätter- oder flechtennachahmenden Tiere. Zweitens aber kann die mimetische Anpassung gerade auf Auffälligkeit gerichtet sein; dies

ist der Fall bei den Schreckfarben und Widrigkeitszeichen, durch welche nicht ein spezielles Vorbild, sondern ganz allgemein etwas Giftiges, Ekelhaftes oder Gefährliches nachgeahmt wird. Diese Schreckmimikry ist durch Auslese des Gefährlicherscheinenden entstanden zu denken. Will man hierbei nicht von Mimikry reden, so könnte man vielleicht „Bluff" sagen.

Die Auslese des Stärkerscheinenden ist also nicht auf das geschlechtliche Gebiet beschränkt, und gerade, weil die Schreckmittel der Männchen allgemein lebenfördernd sind, konnten die Wahlinstinkte der Weibchen darauf gerichtet werden. Was dem Feinde und dem Nebenbuhler Furcht einflößt, imponiert auch dem Weibchen. Es setzt dem Starkscheinenden weniger Widerstand entgegen. Wahrscheinlich können sogar durch die Furcht aktive sexuelle Instinkte ausgelöst werden. Die Weibchen handeln gewissermaßen gemäß dem Zarathustrawort: „Mit eurer Liebe sollt ihr auf den losgehen, der euch Furcht einflößt". Soweit nun diese Furcht durch Mimikry erregt wird, handelt es sich zugleich um Abschreckungs- und Anlockungsmimikry. Diese beiden Arten gibt es sowohl bei der auf Verbergen wie der auf Auffallen gerichteten Mimikry. Wenn stechende Wespen oder Hummeln durch harmlose Schmetterlinge nachgeahmt werden, so handelt es sich um eine verbergende Mimikry der Abschreckung. Wenn dagegen manche Samen und Früchte lebhaft gefärbt sind, so liegt eine auf Auffälligkeit gerichtete Anlockungsmimikry vor. Die farbigen Beeren und Früchte erwecken bei den Tieren den Anschein, als sei gut davon zu fressen, und sie erreichen auf diese Weise die Verschleppung durch die Tiere, in vielen Fällen die Verbreitung durch den Kot. Manche Blumen verbreiten einen auffälligen Aasgeruch; sie locken dadurch gewisse Aasfliegen an und erreichen die Bestäubung durch sie. Die Stinkmorchel (Phallus impudicus) erreicht auf diese Weise die Verschleppung ihrer Sporen in Aas und Kot, wo die Auskeimung erfolgt. Abschreckungs- und Anlockungsmimikry beruhen öfter auf einem und demselben Charakter. So wird der Tiger durch seine Streifenzeichnung im Dschungel verborgen, was zur Anlockung der Nahrungstiere dient. Im Kampf mit anderen Tieren aber wirkt die grelle Streifenzeichnung als Schreckmittel. Es gibt also auch auf nichtgeschlechtlichem Gebiet Analogien für die gleichzeitige Schreck- und Anlockungswirkung der Männchencharaktere. Bei den Weibchencharakteren spielt, soviel ich sehe, nur die Anlockungsmimikry eine Rolle.

Eine Denkschwierigkeit, warum bei dem einen Tiere dieses, bei dem anderen jenes Schreckmittel sich ausgebildet hat, besteht meiner Meinung nach nicht. Dies ist sicher zum großen Teil einfach davon abhängig, welche gefährlich erscheinende Eigenschaft zuerst bei einer Tierform zufällig als Mutation auftritt. Es ist natürlich unwahrscheinlich, daß bei richtungsloser Mutation an verschiedenen Formen dieselben Charaktere auftreten; was aber zuerst kommt, wird zuerst festgehalten.

Damit ein als singuläre Mutation auftretendes Widrigkeitszeichen festgehalten werde, muß es natürlich schon irgendeinem gefährlichen Dinge gleichen, andernfalls wird es von der Naturzüchtung verworfen, und erst wenn ein geeignetes Merkmal auftritt, wird es festgehalten. Außer von der Art der Mutation hängt natürlich vieles auch von der Art der Auslese dabei ab, welche ihrerseits durch die Lebensweise des Tieres, bzw. seine Umwelt und seine Feinde bedingt ist. Auch daraus muß sich eine Verschiedenheit der Schreckmittel ergeben. Ein oft wiederkehrendes Schreckmittel ist die rote Farbe, die sowohl bei Vögeln als Insekten als auch andern Tieren, und zwar nicht nur als geschlechtliches, sondern auch als sonstiges Einschüchterungsmittel sich findet. Das Abendpfauenauge (Smerinthus ocellata) z. B. gleicht in der Ruhe einem trockenen Blatte, die roten Ordensbänder (Catocala) einem Stück Rinde; in der Gefahr aber kehren beide Arten auf einmal ihre roten Hinterflügel hervor. Das Abendpfauenauge zeigt dabei zugleich seine großen Augenflecken und ähnelt damit dem Kopfe eines sehr viel größeren und gefährlicheren Tieres. Überhaupt sind Augenzeichnungen als Schreckmittel sehr verbreitet. Der Instinkt der Furcht vor großen Augen ist selektionistisch leicht verständlich; dieser Instinkt aber kann getäuscht werden, und folglich können Tiere durch mimetische Augenflecken erschreckt und selbst geradezu hypnotisiert werden. Die Widrigkeitszeichen bei den Schmetterlingen sind äußerst vielgestaltig. Die große Weinschwärmerraupe (Deilephila elpenor) gleicht in ihrem vorderen Teile etwas einem Schlangenkopfe; zahlreiche offen und gesellig lebende Raupen tragen Scheindornen oder „giftige“ Farben; die meisten Schwärmerraupen tragen einen großen, aber ganz harmlosen Stachel am Ende. Und warum wurden die Feinde dieser Tiere gerade durch diese Ähnlichkeiten, andere durch andere abgeschreckt? Weil eben bei einer Tierform zufällig die eine Mutation, bei einer andern eine andere auftrat, nicht aber alle zugleich zur Auswahl.

Ganz Analoges gilt auch für die Wahl der Weibchen; das Bedenken Guenthers ist also nicht begründet. Außerdem aber kommt noch ein anderes, noch wichtigeres Moment dafür in Betracht. Es lassen sich in der Tat allgemeine Gründe aufweisen, die es erklären, warum bestimmte Weibchen bestimmte Vorlieben in Formen und Farben haben konnten. Das aber ist die Forderung Guenthers, deren Erfüllung ihm die Weibchenwahl annehmbar machen würde. Warum sind manche Beeren rot, andere orange, blau, schwarz, weiß usw. gefärbt? Vor allem, weil sie von verschiedenen Tieren gefressen werden, die damit zur Verbreitung der darin enthaltenen Samen beitragen. So haben auch die beerenfressenden Vogelarten jede ihre besonderen Vorlieben. Sie müssen also durch die verschiedenen Farben verschieden erregt werden. Gerade die Gimpel gehen mit Vorliebe an die roten Vogelbeeren. Warum also

sollten die Vogelbeeren nicht das Vorbild gewesen sein, nach dem die Gimpelweibchen die Brust ihrer Männchen gezüchtet haben? Daß die Farben der Beeren durch die Tätigkeit der Tiere, vor allem der Vögel gezüchtet worden sind, wird gerade Guenther, der Selektionstheoretiker, nicht bezweifeln. Also muß das Rot der Vogelbeeren den Gimpeln schon angenehm gewesen sein, bevor die Männchen noch eine rote Brust hatten. Trat nun dort als Mutation eine rote Färbung in einem Einzelfall auf, so konnte sie sogleich durch die Wahl der Weibchen erhalten werden. In dieser Weise glaube ich in der Tat, allgemein die Erregung der Weibchen durch bestimmte Männchenfarben auf Instinkte zurückführen zu können, die schon vor der Entstehung jener Männchencharaktere bestanden. Die Züchtung verschiedener Männchenfarben ist keineswegs schwieriger zu verstehen als die Züchtung verschiedener Beerenfarben. Die erste Entstehung der Mutationen kann und will die Selektionstheorie nicht erklären; sie lehrt uns deren Erhaltung und allgemeine Verbreitung begreifen.

Mir liegen zur Veranschaulichung die Schmetterlinge am nächsten, weil ich die von allen Tiergruppen am besten kenne. Besondere Männchenfarben finden sich fast ausschließlich bei blumenbesuchenden Faltern. Daraus schließe ich, daß auch hier die Vorliebe für die Farben schon vor der Entstehung der Männchencharaktere bestand, und diese Vorliebe hat ihre Selektionsbedeutung darin, daß die Tiere in den Blumen ihre Nahrung fanden. Bei Nachtschmetterlingen, für welche die Farbe der Blüten keine Rolle spielt, gibt es auch keine entsprechenden Männchenfarben. Wohl aber finden sich auch bei diesen besondere Duftorgane der Männchen, weil die Nachtfalter die Blüten durch den Geruch aufsuchen. Der Duft der Blüten konnte somit das Vorbild für die Wahl der Weibchen und damit für die Züchtung des Männchenduftes abgeben. Wo bei nichtblütenbesuchenden Faltern Geschlechtsunterschiede der Färbung bestehen, erklären diese sich zumeist als verbergende Schutzfärbung. So huscht bei uns im Frühjahr das braune Männchen von Endromis versicolora über das braune Laub des Laubwaldbodens fast unsichtbar dahin, ohne sich zu setzen, während das grauweißgescheckte Weibchen still an den gleichfarbigen Birkenstämmen sitzt. Alle jene Arten aber, deren Männchen lebhafte Schmuckfarben tragen (Pieriden, Lycaeniden usw.) sind Blütenbesucher und treiben Paarungsspiele, die die Voraussetzung der Weibchenwahl sind, während die nichtblütenbesuchenden Arten ohne Vorspiel zur Paarung schreiten. Daß die Schmetterlinge sich mit Vorliebe auf Blumen ihrer eigenen Farbe setzen, kann man vielfach beobachten; die Züchtung der Blütenfarbe und der eigenen Flügelfarbe dürfte öfter in Wechselbeziehung stehen und eine die andere verstärken.

Vielleicht wird man mir einwenden, v. Heß habe gezeigt, die In-

sekten seien farbenblind. Ich glaube aber, daß hier Beobachtungsfehler oder Fehlschlüsse gemacht worden sind, und meines Erachtens sind seit den Experimenten v. Frisch' die Einwände von Heß gegen das Farbensehen der Insekten nicht mehr haltbar. Ich habe keinerlei Zweifel an dem Farbensinn der Schmetterlinge; ich habe oft das Taubenschwänzchen an blaue Briefkästen und andere Schmetterlinge an farbige Papierschnitzel anfliegen sehen. Und die Farbenpracht der Blumen kann einfach nicht sinnlos, d. h. ohne Auslesebedeutung sein. Es ist natürlich dabei nicht nötig, daß die Insekten seelisch dieselben Eindrücke von den Farben haben wie wir; es genügt, daß sie Unterschiede von Licht verschiedener Wellenlänge wahrnehmen können; denn daß sie bei gleichartigem Licht immer den gleichen Eindruck haben, ist ja selbstverständlich. Wohl ist es möglich, daß manche Insekten mehr Farbenunterschiede wahrnehmen können als wir und andere weniger, wohl mögen die seelischen Eindrücke ganz andere sein, an dem Prinzip kann das nichts ändern, Und daraus, daß die Insekten möglicherweise ganz anders sehen als wir, kann man folglich keinen stichhaltigen Einwand gegen die selektionistische Erklärung der Blumenfarben herleiten, wie einige gefühlsmäßige Gegner der Selektionstheorie versucht haben. Nur wenn sie beweisen könnten, daß die Insekten gar keine Farben unterscheiden könnten, würde ihr Einwand etwas bedeuten. Diesen Beweis sind sie aber bisher schuldig geblieben.

Bei vielen Schmetterlingsarten haben die Weibchen keinen Anteil an den leuchtenden Farben der Männchen, und das ist leicht verständlich, weil sie der unscheinbaren Schutzfärbung stärker bedürfen als die Männchen. Sie müssen zumeist einen großen Vorrat von Eiern mitschleppen und sind infolgedessen viel schwerfälliger und im Fluge den Feinden mehr ausgesetzt als die leichtbeschwingten Männchen, welche eben im Interesse ihrer biologischen Funktion so beweglich sind. Spuler hat gemeint, daß die Männchen durch ihr Spiel sogar die Feinde von den Weibchen ablenken, wie er an Lycaeniden beobachtet zu haben glaubt; doch kann ich dem nicht zustimmen. Der Sammler wird durch tanzende Männchen direkt auf versteckte Weibchen hingelenkt und, wie ich glaube, auch die tierischen Verfolger, d. h. Vögel und Eidechsen. Wenn die Wahl der Weibchen einen Selektionserfolg haben soll, so müssen entweder die Männchen in Überzahl vorhanden sein, oder die Befruchtung muß in polygyner Weise erfolgen. Weismann hat ersteres angenommen und er hat sich dabei auf die fast durchweg höheren Preise für Weibchen in den Listen der Schmetterlingshändler gestützt. Dieser Schluß ist indessen irrig; die Weibchen sind nur scheinbar seltener, weil aus den oben angegebenen Gründen schwerer zu finden. Bei der Zucht erhält man Männchen und Weibchen stets in etwa gleicher Zahl, weil auch bei den Schmetterlingen das Geschlecht durch mendelnde Erbeinheiten bestimmt

wird. Der Zuchterfolg der Weibchenwahl beruht daher auf polygyner Befruchtung. Die männlichen Schmetterlinge erscheinen gewöhnlich etwas früher im Jahr als die weiblichen, bei manchen Arten um mehrere Wochen. Bis die Weibchen ausschlüpfen, sind viele Männchen schon umgekommen, und nur die kräftigsten und lebenszähesten kommen daher zur Fortpflanzung, und zwar mit mehreren Weibchen. Weil die Protandrie somit einen günstigen Zuchterfolg hat, konnte sie bei zahlreichen Arten zur dauernden Einrichtung werden.

Männchenfarbe und Männchenduft sind bei den Schmetterlingen auf blumenbesuchende Arten beschränkt. Die Weibchen suchten offenbar schon zu einer phylogenetischen Zeit die duftenden Blüten auf, als die Männchen ihren auszeichnenden Schmuck noch nicht besaßen. Erst nach dem Vorbild der Blumenfarben und -düfte sind die der Männchen gezüchtet worden, also gewissermaßen als Blumenmimikry. Bestimmend für die Wahl der Weibchen dürfte z.T. auch der Geruch der Futterpflanze sein; so ist der Duft des männlichen Kohlweißlings nicht unähnlich dem des Brassica-Blattes. Wie der Duft der Blüten die Weibchen veranlaßt, dort Nektar zu suchen, wie der Geruch der Futterpflanze ihren Trieb zur Eiablage auslöst, so macht der Duft der Männchen die Weibchen ihnen willfährig.

Die Blumenmimikry der Schmetterlingsmännchen ist natürlich keine Nachahmung im einzelnen; meine Hypothese soll nur ganz allgemein erklären, warum die Weibchen Gefallen an lebhaften Farben haben. Es ist daher nicht nötig oder möglich, für jede Art eine besondere Blume als Vorbild aufzuzeigen. Die Weibchen mußten ja durch verschiedene Farben erregt werden, da sie sehr verschiedenfarbige Blumen besuchen. Große Gruppen der Schmetterlinge sind ganz an das Blumenleben angepaßt, aber durchaus nicht alle; und gerade in dieser Beschränkung sehe ich eine starke Stütze für meine hier dargelegte Ansicht. Es ist nicht zutreffend, wenn Weismann gelegentlich der Besprechung der Phylogenese der Blumen sagt, daß „eine ganze große Ordnung von Insekten mit Tausenden von Arten — die Schmetterlinge — nicht existieren würde, gäbe es keine Blumen". Sehr viele Schmetterlingsgattungen besuchen nämlich keine Blumen, die primitiveren können gar nicht einmal saugen (Cossiden, Psychiden usw.); bei anderen sind Magen und Rüssel rückgebildet und zur Nahrungsaufnahme untauglich (Notodontiden, Lasiocampiden, Saturniden usw.). Es sind nur gewisse Gruppen der Schmetterlinge, welche an Blumen angepaßt und in Wechselbeziehung mit den Blumen entstanden ist. Ausgesprochene Blumentiere sind eigentlich nur die Rhopaloceren und Sphingiden; und gerade bei ihnen finden sich die in Rede stehenden Männchencharaktere, bei jenen Farben und Duftorgane, bei diesen nur Duftorgane, weil sie in der Dämmerung fliegen, wo die Farben eine geringe Rolle spielen. Dieses Zusammentreffen kann nicht zufällig sein.

Andererseits sind Männchencharaktere nach dem Vorbilde von Blumen nicht auf die Schmetterlinge beschränkt; sie finden sich auch bei Vögeln und bezeichnenderweise wieder gerade bei den blumenbesuchenden, den Kolibris. Bei der Erörterung der Weibchenwahl werden die Kolibris regelmäßig neben den Schmetterlingen genannt; meines Wissens hat aber noch niemand die analoge Gestaltung der Geschlechtsmerkmale auf die gemeinsame Lebensweise zurückgeführt. Auch für die Farben der Kolibrimännchen dürften die Blumenfarben das Vorbild gewesen sein. Dieses Vorbild wird nun freilich sowohl bei den Tagschmetterlingen als auch bei den Kolibris häufig übertroffen, indem die betreffenden Männchenfarben bei vielen Arten erheblich lebhafter sind als irgendwelche Blumenfarben. Ein Einwand gegen meine Theorie kann aber nicht davon hergeleitet werden; denn es ist doch durchaus einleuchtend, daß die Weibchen, deren allgemeine Neigung für die Farben durch die Blumen bestimmt wurde, durch eine größere Intensität der Farbe in erhöhtem Grade erregt wurden.

Nachdem die Männchenfarben und Duftorgane einmal Gemeingut der Art geworden sind, wirken sie als Arterkennungsmerkmale und dienen nunmehr folglich auch der Erhaltung der Art. Aber sie können nicht als Arterkennungsmerkmale entstanden sein, wie man wohl gemeint hat; denn solange sie noch nicht im Besitz der Art waren, konnte die Art auch nicht daran erkannt werden. An der Züchtung der Duftorgane der Schmetterlingsmännchen z. B. dürfte der Nutzen für die Art gar keinen Anteil haben. Sie stellten bei ihrem ersten Auftreten ja Abweichungen vom Bilde der Art dar, und auch wenn sie einmal allgemeiner Besitz der Art sind, liegt ihre Erhaltungsgemäßheit ausschließlich in den Wahlinstinkten der Weibchen begründet. Wären diese Instinkte nicht vorhanden, so würden auch die Duftorgane der Männchen keine Arterkennungsmerkmale mehr sein, und sie wären dann folglich auch nicht mehr erhaltungsgemäß.

Da die Männchenfarben ebenso wie die Blumenfarben durch die Wahl der Tiere gezüchtet werden, so kann die Wahl der Weibchen allgemein in Parallele zur Züchtung der Blumen gesetzt werden. Und gerade dieser Vergleich ist zur Beseitigung des von Guenther ausgesprochenen Bedenkens geeignet. Auch Guenther erklärt die Entstehung der Blumen auf selektionistische Weise durch die Wahl der Insekten. Aber könnte man nicht auch hier fragen: warum ist diese Blume gelb, jene weiß, die dritte blau, die vierte rot? Haben die Insekten etwa teleologisch gearbeitet wie die Gärtner? Liegt also hier nicht die gleiche Schwierigkeit vor, welche Guenther der Lehre von der Weibchenwahl vorwirft? Gewiß, aber auch die gleiche Lösung. Auch der Gärtner verfährt ja in der Regel so, daß er jene Pflanzen zur Zucht auswählt, die ihm aus irgendeinem Grunde auffallen. Und

den Insekten fallen natürlich am meisten jene Blüten auf, die sich am besten von der Umgebung abheben, also im Frühjahr gelbe, weiße und blaue, im Sommer, wenn alles grün ist, auch rote verschiedener Tönung. Wegen der Kontrastwirkung zu den aus physiologisch-chemischen Gründen grünen Blättern ist Rot eine ganz besonders auffallende Farbe von Blumen und Beeren. Für diese hauptsächlichste Kontrastfarbe gegenüber der grünen Natur wurden daher die Tiere auch ganz besonders empfänglich, und so wurde Rot zu der bevorzugten Farbe der Weibchenwahl. Jene Blumen, welche von Nachtfaltern besucht werden, sind vorwiegend gelb und weiß, z. B. Oenothera, Melandrium, Saponaria usw. Man spricht geradezu von „Nachtkerzen", „Abendlichtnelken" usw. Rot kommt bei Nachtfalterblumen gar nicht vor, weil es in der Dämmerung dunkel erscheint. Auch die anderen Farben wirken einfach als hell, nicht als spezifisch farbig in der Dunkelheit. Wohl aber strömen alle Nachtfalterblumen einen starken Duft aus. Entsprechend diesem Umstande gibt es keine besonderen Männchenfarben bei den Schwärmern, wohl aber besondere Duftorgane. Die Männchen müssen sich hier wie überall nach dem Geschmack der Weibchen richten.

Guenther weist darauf hin, daß auch beim Menschen die geschlechtliche Einschüchterungsauslese eine große Rolle spiele. Darin haben die Bemalung und Tatauierung sowie die Kriegstänze primitiver Völker ihre Wurzeln. Aber auch gewisse Geschlechtscharaktere des Mannes, wie der Bart und die tiefe Stimme sind durch derartige Auslesevorgänge gezüchtet zu denken. Auch dabei handelt es sich um Abschreckungsmimikry; nachgeahmt wird allgemein etwas Starkes und Gefährliches. Ein bärtiges Gesicht erscheint kriegerischer als ein bartloses, eine tiefe Stimme tönt gewaltiger als eine hohe. Die Voraussetzungen für eine Auslese des Stärkerscheinenden sind also durchaus gegeben.

Aber man braucht gar nicht zu den primitiven Völkern ferner Länder oder vergangener Zeiten zu gehen, um etwas Derartiges beobachten zu können. Das gesellschaftliche Verhalten des modernen Menschen ist ebenfalls in weitem Umfange als eine solche Mimikry aufzufassen. Man bestrebt sich, zu tun, was „man" tut, d. h. besonders was gesellschaftlich Höherstehende tun. Der Selektionswert dieses sozialen Instinkts liegt sicher z. T. darin, daß die Sitten der Gesellschaft eben durch ihr Dasein den Beweis einer gewissen Erhaltungsgemäßheit erbracht haben, und daß daher ihre Annahme auch für das Einzelwesen förderlich zu sein pflegt. Die Beachtung feiner Sitte und die Sicherheit in ihrer Befolgung spielen eine ungeheure Rolle bei der geschlechtlichen Werbung. Damit leuchtet es ohne weiteres ein, daß die auf solche Nachahmung gerichteten Instinkte erhalten und gezüchtet werden konnten. Jeder sucht im günstigsten Lichte zu erscheinen, mehr vorzustellen, als er ist; darin liegt die Mimikry. In jenen Zeiten, in

welchen die Seelenverfassung des heutigen Menschen gezüchtet wurde, war mit höherem Ansehen in der Regel auch vermehrte Fortpflanzung verbunden. So konnten der Trieb zur Nachahmung, Suggestibilität, Ehrgeiz und Eitelkeit die wichtigsten sozialen Instinkte werden, welche auch heute einen großen Teil des menschlichen Verhaltens bestimmen und sicher den größten Teil des gesellschaftlichen. Die Nachahmung kann bis zur bewußten Kopie bestimmter Vorbilder gehen; besonders große Kriegshelden und geistige Führer sind beliebte Objekte der Mimikry. Die Haltung, Kleidung, die Sprechweise des Helden werden nachgeahmt, selbst „wie er räuspert und wie er spuckt". Es ist eine der ehrlichsten und naivsten Arten der Heldenverehrung. Die nachahmenden Männer haben dabei in der Regel zugleich die Wirkung auf das weibliche Geschlecht, oft freilich unbewußt, im Auge; und dieser Wirkung verdankt der Nachahmungstrieb zum großen Teil sein Dasein.

Unter den Menschen ist der Trieb, schöner oder bedeutender zu scheinen, als man ist — dieses mehr bei Männern, jenes mehr bei Frauen —, so allgemein verbreitet, daß es für mich keinen Zweifel an der lebenfördernden Bedeutung dieser Mimikry gibt. Wie das Abendpfauenauge sein Leben dadurch rettet, daß es ein großes Tier markiert, so wird der Mensch, der mehr scheint, als er ist, sich leichter durchsetzen als ein anderer, dessen Mittelmäßigkeit man gleich erkennt. Man mag über Ehrgeiz und Eitelkeit lächeln oder moralisch den Stab brechen, jedenfalls sind sie im Leben der Rasse erhaltungsgemäß. Zumal die intellektuelle und moralische Eitelkeit sind von ungeheurer Bedeutung im Leben, und ich glaube, daß diese beim Manne noch stärker ausgebildet sind als beim Weibe. Es gibt wenige Dinge, für die ein Mensch so aufrichtig dankbar ist, wie für Anerkennung und Bewunderung.

Ganz besonders lehrreich für die Auslese des Stärkerscheinenden ist die Betrachtung des Aufbrausens. Die meisten Männer können bei geringen Anlässen in große Erregung geraten. Sie springen dann auf und bekommen einen roten Kopf wie ein erregter Puter; die Augen werden weit geöffnet und treten vor, was offenbar in ähnlicher Weise der Einschüchterung dient, als wenn das Abendpfauenauge seine Augenflecken hervorkehrt; auf der Stirn entstehen Falten, die dem Gesicht eine Wildheit verleihen, wie sie bei manchen katzenartigen Raubtieren durch Streifenzeichnung im Gesicht erreicht wird; es werden heftige Laute ausgestoßen, die an das Gebell wütender Hunde erinnern; die Hände führen drohende Bewegungen aus usw. Der Aufbrausende ist dabei von ebensogroßem Ernste erfüllt wie ein zorniges Tier; es handelt sich also nicht um bewußte Nachahmung, sondern um unbewußte Mimikry. Der Bluff gehört zur menschlichen Natur. Die allgemeine Verbreitung der Anlage zum Aufbrausen wäre biologisch ganz unverständlich, wenn sie nicht durch Einschüchterung der Gegner lebenfördernd wäre. Der wirkliche physische

Kampf ist immer für beide Parteien gefährlich; wenn es daher durch bloße Trutzgesten erreichbar ist, den Gegner zu verjagen, so ist das entschieden erhaltungsgemäßer. Wir sehen denn auch, daß das Aufbrausen nach Ablauf einer gewissen Summe von Reaktionen sich zu legen pflegt, ohne daß es in der Regel zu einem tätlichen Angriff kommt. Wie bei dem Ablauf aller triebartigen Reaktionen tritt eine gewisse Befriedigung und Entspannung ein. Trotz des großen Ernstes, der den aufbrausenden Menschen erfüllt, ist er sich doch bis zu einem gewissen Grade dunkel dessen bewußt, daß es viel mehr darauf ankommt, was er zu sein scheint, als was er ist, d. h., daß es sich nur um eine Mimikry handelt. Ohne ein instinktives Fühlen dieser Mimikry wäre ja die bekannte Empfindlichkeit der meisten Menschen gar nicht verständlich. Durch eine spöttische Bemerkung oder eine ähnliche Kleinigkeit kann ja nur die Wirkung der Mimikry eines Menschen beeinträchtigt werden, nicht aber sein Wert, soweit er davon unabhängig ist, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die gesellschaftliche Wirkung eines Menschen stets zu einem großen, häufig zum größten Teil von seiner Mimikry abhängt.

Überall, wo die Mimikry im Menschenleben eine Rolle spielt, hat man zur Verstärkung der Suggestion Schlagworte erfunden. Besonders der Begriff der Kavaliersehre, von der schon Schopenhauer sagt, daß sie sich nicht auf das bezieht, was einer ist, sondern auf das, was einer vorstellt, übt eine gewaltige suggestive Wirkung aus. Glaubt der Kavalier seine Ehre, d. h. den Eindruck, welchen er macht, nur im allergeringsten angetastet, so gerät er sofort in große Erregung und nimmt eine Kampfgeste an. Durch sein Aufbrausen erscheint er dem Gegner gefährlich; dadurch, daß er sich im Kreise der Kameraden seiner vergangenen und zukünftigen, wirklichen und eingebildeten Taten auf dem Gebiete der Tätlichkeiten und des Geschlechtlichen rühmt, auch diesen. Unter diesem Gesichtspunkte wird es auch bis zu einem gewissen Grade verständlich, wieso durch ein Duell die angetastete Kavaliersehre wiederhergestellt werden kann. Durch das Ausfechten des Duells erweist der Kavalier sich nämlich als gefährlich, als ein Mensch, mit dem anzubinden nicht ratsam ist; die Schreckmimikry ist also wiederhergestellt. Der Glaube an die Kavaliersehre beruht zwar zum größten Teil auf gesellschaftlicher Erziehung und Nachahmung, in seiner Wurzel aber geht er auf den normalen und erhaltungsgemäßen Trieb zurück, möglichst bedeutend und gefährlich zu erscheinen. Und da die gesellschaftliche Erziehung zum großen Teil auf Steigerung der Eitelkeit gerichtet ist, so verdankt sie einen Teil ihres Selektionswertes eben dem Selektionswert der Eitelkeit, d. h. einer Mimikry.

Es ist schade, daß wir für den Begriff der Eitelkeit kein Wort haben, das nicht mit einem wegwerfenden Werturteil belastet wäre. So entsteht gar zu leicht der Schein, als wolle man moralisieren, wenn man

darüber redet. Ich bin aber bestrebt, hier rein naturwissenschaftlich zu reden, d. h. ohne Rücksicht auf Wertbeziehungen. Die Schwierigkeit, moderne Verhältnisse naturwissenschaftlich zu betrachten, liegt darin, daß wir ihnen zu nahe stehen. Die Bemalung der Indianer objektiv zu betrachten, gelingt noch ziemlich leicht; bei der naturwissenschaftlichen Betrachtung unserer Zeitgenossen aber wirken diese leicht komisch, und es entsteht daher die unberechtigte Forderung, die Verhältnisse unserer Kultur dürften nicht nach biologischen, sondern nur nach „geistigen" Gesichtspunkten untersucht werden. Ich halte jedoch dafür, daß die Betrachtung nach Wertgesichtspunkten die naturwissenschaftliche nicht ausschließt, sondern daß diese neben jener berechtigt und nötig ist. Das zur Rechtfertigung meiner Betrachtungsweise.

Wie im Leben der einzelnen Menschen und der Gesellschaftsgruppen, so spielen Bluff und Mimikry auch im Leben ganzer Völker eine gewaltige Rolle. Im Kriege sucht jede Partei den Anschein möglichst großer Stärke zu erwecken, und es kommt zweifellos vor, daß dadurch Bundesgenossen gewonnen, die Feinde eingeschüchtert und dem eigenen Volke neue Lebensmöglichkeiten eröffnet werden. Wird die Mimikry zu weit getrieben, so wird sie natürlich wie alle Exzeßbildungen der Erhaltung gefährlich. Wenn man alle Schäden zu vertuschen, alle Verhältnisse optimistisch darzustellen sucht, so versäumt man darüber die Abstellung der Mißstände und das Gemeinwesen ist in seiner Existenz gefährdet.

Die Bluffwirkung der Gemeinschaften wird durch die Bluffanlagen der Individuen erreicht. Insofern dienen diese individuellen Anlagen also dem Wohle der Gesamtheit, und sie werden somit auch durch Gruppenauslese erhalten und gezüchtet. Andererseits können sie freilich auch dem Wohle der Gesamtheit widerstreiten, nämlich insofern sie zur Beeinträchtigung der Genossen führen. Sie sind ja sicher zum guten Teil eben auf die Weise gezüchtet worden, daß ihre Träger sich auf Kosten der Genossen erhielten und vermehrten. Was im Kampfe der Gruppen erhaltungsgemäß ist, kann für das Leben innerhalb der Gruppen bedenklich und gefährlich sein. Individualauslese und Gruppenauslese arbeiten daher dauernd daran, ein gewisses Gleichgewicht in dieser Hinsicht herzustellen; d. h. indem sie sich z. T. widerstreiten, wachen sie darüber, daß der Grad der Ausbildung einer Anlage weder die Erhaltung des Einzelnen noch die der Gemeinschaften zu sehr beeinträchtigt. Anlagen oder Organe, die ausschließlich durch Individualauslese entstanden zu denken wären und bei deren Entstehung nicht zugleich die Arterhaltung von Bedeutung gewesen wäre — wie wir das von den Duftorganen der Schmetterlingsmännchen gesehen haben —, sind mir als genereller Besitz beim Menschen nicht deutlich ersichtlich. Höchstens manche Rassenunterschiede der Menschen kämen hier in Betracht. Die meisten menschlichen Anlagen dienen offensichtlich

der Erhaltung der Individuen; aber es gibt kaum eine, welche nicht zugleich der Erhaltung der Rasse nützlich wäre, während es andererseits zweifellos Anlagen gibt, die gar nicht der individuellen, sondern nur der Rassenerhaltung dienen, wie z. B. die geschlechtlichen Triebe. Die Anlage zur Einschüchterung, die Fähigkeit zum Bluff hat im ganzen in beiden Richtungen eine lebenfördernde Mimikry zur Folge.

Wie im Tierreich, richten sich auch beim Menschen die weiblichen Wahlinstinkte auf die mimetischen männlichen Eigenschaften. Bekannt ist die Schwäche des weiblichen Geschlechtes für das „zweierlei Tuch". Die militärischen Uniformen, soweit sie nicht direkte Rüstungen darstellen, sind offenbar zunächst Schreckmittel gewesen. Und sekundär wurden sie zum Objekt der Weibchenwahl. Die jetzt verschwindenden lebhaft bunten Uniformen ähneln in der Art und flächenhaften Ausdehnung ihrer Farben sehr weitgehend den Männchenfarben der Schmetterlinge und Vögel, während das Feldgrau vielmehr der Schutzfärbungsmimikry entspricht. Die bisherige französische Infanterieuniform mit ihrer roten Hose und blauen „Capotte" ist geradezu ein Musterbeispiel für die Wirkung der Männchenfarben. Manche Uniformstücke, die ihre eigentliche Bedeutung längst verloren haben, wie der lange Säbel des Offiziers, werden gleichsam als rudimentäre Organe noch erhalten, weil sie als Zeichen von Vornehmheit und kriegerischem Adel gelten. Ich bin überzeugt, daß auch bei Vögeln und Schmetterlingen die gleichen Organe und Farben, welche als Schreckmittel gegenüber dem Nebenbuhler wirken, von den Weibchen bevorzugt werden. Der farbige Kragen und das Mützenband des Kavalleristen haben auf das weibliche Geschlecht sicher eine ähnliche Wirkung wie die feuerroten halbmondförmigen Balzrosen, die der Birkhahn oberhalb der Augen trägt, auf die Hennen. So arbeiten Einschüchterungsauslese und Wahl der Weibchen Hand in Hand. Der Unterschied ist nur der, daß bei den Tieren die Wahl ausschließlich durch feste Instinkte geleitet wird, welche auf bestimmte Objekte gerichtet sind, während bei den Menschen der Geschmack und damit auch seine Ziele weitgehend wechseln können. Bei den Menschen ist der Geschmack nur zum Teil durch feste Instinkte bestimmt, während er zum großen Teil von der Mode abhängt. Die Mode aber wird durch die wichtigste soziale Anlage, die Suggestibilität, bestimmt, welche auf die verschiedensten Objekte gerichtet werden kann. Das ermöglicht dem Menschen eine erheblich größere Vielgestaltigkeit der Gebarens und die Anpassung an sehr verschiedene Umweltbedingungen. Im Prinzip aber kommt es ganz auf dasselbe hinaus, und wenn man die Sache ganz unvoreingenommen betrachtet, so wird man finden, daß die Seelenregungen auch der problematischsten Menschen im Grunde doch auf einigen wenigen primitiven Instinkten beruhen.

Wie bei den Tieren, so sind auch beim Menschen alle Geschlechtsunterschiede selektionistisch zu verstehen, und nicht nur die Auslese des Stärkerscheinenden, sondern auch die des Schönerscheinenden spielt dabei eine große Rolle. Die menschliche Seele ist von diesen Zuchtprozessen derart in ihrer Konstitution bestimmt, daß die geschlechtliche Illusion geradezu das Zentralgebiet des Schönen und der Ästhetik bildet. Vorstellungen ganz einfacher Empfindungen wie die des Weichen, Warmen, Zarten usw. geben in der männlichen Seele wohl das Vorbild für die weiblichen Reize. Die geschlechtliche Illusion geht aber weit darüber hinaus; sie läßt den Mann im Weibe seiner Wahl „den Inbegriff von allen Himmeln seh'n". Und ohne diese Illusion hätte dieser Gipfelpunkt des Schönen natürlich überhaupt keine Existenz. Da es sich somit um einen Schein handelt, der in den objektiven Tatsachen nicht begründet ist, der aber eine biologische Erhaltungsbedeutung hat, so sind auch hier die Kennzeichen der Mimikry im weitesten Sinne gegeben. Weder die Auslese nach dem starken noch die nach dem schönen Schein ist übrigens auf das geschlechtliche Gebiet beschränkt. Es würde sich verlohnen, unter diesen Gesichtspunkten einmal eine selektionistische Ästhetik systematisch in Angriff zu nehmen. Sie würde freilich eine Zerstörung der „naturgewollten Illusionen" Goethes bedeuten.

Alle Auslese ist durch die Umwelt bedingt und wechselt folglich mit der Umwelt. Da nun die moderne Umwelt eine andere ist als jene, in der die Anlagen des heutigen Menschen gezüchtet wurden, so werden heute keineswegs immer die in vergangenen Zeiten erhaltungsgemäßen Eigenschaften erhalten. Auf primitiver Kulturstufe waren die mit Jagd- und Kriegstrophäen geschmückten Männer in der Regel zugleich die tüchtigsten, und die ihnen zufallenden Weiber hatten die größte Aussicht auf tüchtige Nachkommenschaft. Damals entschied die Stärke über den Besitz des Weibes, aber auch damals schon der Schein der Stärke. Nicht nur dem Gegner, sondern auch dem Weibe gegenüber spielte die Einschüchterung eine große Rolle. Bei gewaltigem Aussehen und kraftbewußtem Auftreten des Mannes gab das Weib oft schon ihren natürlichen Widerstand auf, dessen Erhaltungswert im übrigen darin bestand, daß er sie davor schützte, einem schwachen oder unscheinbaren Manne anzugehören. Die weiblichen Instinkte wurden auf diese Weise durch Zuchtwahl darauf eingestellt, dem Starken zu Willen zu sein. In den Verhältnissen der modernen Zivilisation hat der natürliche Instinkt weiblicher Zurückhaltung zu einer gewaltigen Machtsteigerung des weiblichen Geschlechtes geführt. Ich bin überzeugt, daß bei den modernen Kulturvölkern in der Regel die Wahl des Weibes den Ausschlag gibt und nicht die des Mannes. Von wesentlicher Bedeutung ist hierbei die relative Zahl. In primitiven Verhältnissen, wo stets die Zahl der Männer durch Kampf und Krieg vermindert ist, liegt die Wahl

beim Manne. In dem Europa vor dem Kriege lag sie im wesentlichen beim Weibe. Die männliche Eitelkeit gesteht sich freilich diese Ohnmacht nicht gern ein, und das weibliche Geschlecht hält die Vorstellung von der Herrenstellung der Männer ebenfalls aufrecht, um desto ungestörter seine Macht auszuüben. Zumal die Angehörigen der älteren Generation, welche noch aus einer Zeit mit erheblichem Frauenüberschuß stammen, können sich in der Regel schwer vorstellen, daß die Verhältnisse im neuen Jahrhundert ganz anders lagen. Mit um so größerer Genugtuung habe ich kürzlich eine Abhandlung des Wiener Psychiaters Stransky gelesen, in der er sagt: „Dem Gutdünken der Frau ist in ungleich höherem Maße die Zukunft des Menschengeschlechtes anheimgestellt als dem Ermessen des Mannes". Das offiziell bestehende Werberecht des Mannes werde durch die Eheunlust der Mädchen gerade während ihrer besten Jahre nahezu illusorisch gemacht, und leider entwickele sich bei dem hochwertigen Weibe dieser rasseschädliche Individualhochmut besonders leicht. Gerade diese finden am schwersten einen Mann, der ihren Ansprüchen genügt.

Da das Stärkerscheinen in vielen Fällen für sich allein schon zum Ziele führt, so ist es eben darum zugleich ein Stärkersein. Der „Blender" hat sehr häufig Erfolg in der Welt. Es ist nicht abzusehen, warum das Stärkersein ausschließlich an der Überwindung physischer Widerstände gemessen werden sollte; das Stärkerscheinen aber führt zur Überwindung psychischer Widerstände, die schon beim Tier und beim primitiven Menschen von großer Bedeutung, beim Kulturmenschen aber geradezu entscheidend sind. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Zungenfertigkeit und Unverfrorenheit gewisser aufdringlicher Jünglinge im Kampfe um das Weib sehr häufig den Sieg über sehr viel solidere und wertvollere Eigenschaften der Nebenbuhler erringen. Stransky sagt sogar, daß heute ein Weib um so wahrscheinlicher einen tüchtigen und im Charakter vollwertigen Mann ablehnt und sein Gegenteil vorzieht, je vollwertiger sie selbst in physiologischer Hinsicht ist. Ich glaube zwar, daß dies übertrieben ist, doch kommt es zweifellos vor, daß gerade Eigenschaften, durch welche der ernstere Nebenbuhler angeekelt wird, einen Vorteil bei der Werbung bedeuten können. So geht auch hier die Auslese durch Abschreckung und die Wahl der Weibchen Hand in Hand. An die Stelle des Helden ist der Lebemann und der Schwätzer getreten. Die weiblichen Instinkte, welche durch eine überspannte Literatur verwirrt zu sein pflegen, haben ihre alte Sicherheit verloren. In der gegenwärtigen Zivilisation sind wie so viele menschliche Anlagen speziell die Geschlechtsinstinkte von Mann und Weib nicht mehr an die Umwelt angepaßt, weil es eben eine ganz andere Umwelt war, in der sie gezüchtet wurden. Auf diese Formel läßt sich alles Verhängnis der Rasse bringen. Man ist in dieser Hin-

sicht leicht mit dem Worte Entartung bei der Hand; ich glaube aber, daß es sich weniger um eine Abänderung der erblichen Anlagen in krankhafter Richtung als vielmehr um eine Änderung der Umwelt, also — da die Anpassung mangelt — gewissermaßen um eine Krankhaftigkeit des Milieus handelt.

Dieselben Instinkte und Anlagen des Weibes, welche in vergangenen Zeiten eine Auslese unter den Männern herbeiführten und von günstigem Einfluß auf das Leben der Rasse waren, führen in der modernen Umwelt vielfach zum Aussterben. Im gleichen Maße, wie für das Weib der äußere Zwang zur Ehe und Fortpflanzung abgenommen hat, ist die Erhaltungsgemäßheit jener Instinkte geschwunden. Die weiblichen Instinkte der Zurückhaltung, welche einst das Weib dem Tüchtigsten zufallen ließen, machen sie heute wählerisch und führen nur zu oft schließlich zu gänzlicher Ehelosigkeit. Die meisten Männer können den modernen Mädchen nicht imponieren, und die es künstlich versuchen, wirken nur lächerlich. Die Birkhenne durchschaut die Mimikry des balzenden Hahnes nicht; sie weiß von keinen Zweifeln und Konflikten. Das moderne Weib aber bleibt im Innersten unbefriedigt. Ihr Lachen über den Schein der männlidhen Erhabenheit ist bitter. So gleicht sie dem Nachtfalter, der ruhelos um die elektrischen Lampen fliegt. In seiner natürlichen Umwelt wurde der Nachtfalter durch seinen Trieb zum Licht aus seinem Tagesschlupfwinkel herausgeführt; er wurde an die leuchtenden Abendblumen geführt, wo er die Artgenossen traf. An der Bogenlampe aber weiß er nicht aus noch ein; er kann sich nicht einmal in die Flamme stürzen; sein lebendiger Same aber verdorrt.

Aktive Geschlechtsinstinkte pflegen beim Weibe spät zu erwachen; in vergangenen Zeiten bedurfte es deren nicht. Nur wenn der Mann nicht von selber kam, brauchten sie in Funktion zu treten. In einem Lebensalter, wo heute das Weib im Weibe erwacht, ist sie für den Mann lange nicht mehr so anziehend wie in der ersten Blüte der Jugend, und gerade jene Männer, die sie im Bewußtsein ihres eigenen Wertes dann als für sich in Betracht kommend erachtet, setzen ihren Sinn auf die Jüngeren, die nicht ans Heiraten denken. Die angejahrte Jungfer glaubt dann an eine „Ehescheu“ der Männer und wähnt, durch Steigerung der Macht des Weibes werde es anders werden, während doch gerade die Machtinstinkte der rechtzeitigen Erfüllung ihrer Bestimmung hinderlich waren. Daß die weiblichen Geschlechtsinstinkte der „Auslösung“ bedürfen, ist in der gegenwärtigen Umwelt keineswegs erhaltungsgemäß, weil es natürlich nicht eben die soliden Männer sind, welche sich mit dieser Auslösung abgeben, und weil jene Männer, die ältere Mädchen heiraten, selber noch älter und zum großen Teil infolgedessen mit Krankheiten behaftet und durch Alkohol und Tabak geschwächt sind.

Ebensowenig wie die seelischen, harmonieren die normalen körper-

lichen Anlagen des Weibes mit der modernen Umwelt. Das schönste Weib mit der ebenmäßigsten Ausbildung der weiblichen Charaktere hatte früher die meisten Kinder. Heute aber ist Schönheit — und sei es die einer hellenischen Göttin — ein Danaergeschenk des Schicksals. In den niederen Gesellschaftsklassen wird das schöne Mädchen ein Objekt der Jagd und sie läuft Gefahr, bald infiziert und aus dem Leben der Rasse ausgeschaltet zu werden. In den höheren Klassen pflegt das schöne junge Mädchen von einem gefährlichen Machtrausch erfaßt zu werden, der sie zu immer höherer Überspannung ihrer Ansprüche verleitet. Zu häuslicher Arbeit unfähig, kann sie einen Mann mit bescheidenem Einkommen nicht heiraten und hat schließlich nur die Wahl zwischen dauernder Ehelosigkeit oder einem Manne, den sie früher entrüstet zurückgewiesen hätte. Das alles trägt zur Verhäßlichung der Bevölkerung und zu einer Entartung der Geschlechtscharaktere bei.

Eine ähnliche Disharmonie mit den gegenwärtigen Lebensbedingungen wie beim weiblichen Geschlecht findet sich auch beim männlichen. Die Triebe des Mannes erwachen zu einer Zeit, wo er an Eheschließung noch nicht denken kann, und die Folgen sind nur zu häufig Ansteckung, Siechtum und Unfruchtbarkeit. Wenn die Pubertät erst mit dreißig Jahren einträte, so würden die Junggesellen sich verlieben wie die Sekundaner, und ehe sie sich's versähen, wären sie verheiratet. Und alle wären gesund geblieben. In Wirklichkeit aber pflegen die Triebe des dreißigjährigen Mannes nicht mehr so stürmisch zu sein, daß die Bedenken gegen das Wagnis einer Eheschließung ohne weiteres überwunden werden; und im übrigen hat er sich an die Regungen des Triebes und seine Schmerzlichkeit gewöhnt und will seine Ruhe haben. Auch die Wahlinstinkte des Mannes als solche dienen heute oft nicht der Rasse zum Besten; sie sind in erster Linie auf Jugend und Schönheit gerichtet, während eine Wahl nach häuslicher Tüchtigkeit und ruhigem Urteil eine viel bessere Gewähr für das Wohl der Kinder und auch für persönliches Glück bietet. Gegen die vielgeschmähte „Vernunftehe" wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn in der Regel nur nicht so unvernünftig dabei gewählt würde; Geld und Stand sind gewiß nicht zu verachten; wenn sie aber auf Kosten der Gesundheit und Tüchtigkeit gewählt werden, so ist das eben unvernünftig.

Während Guenther die Bedeutung der aktiven Wahl der Weibchen unterschätzt, ist der umgekehrte Fall viel häufiger. Besonders vom feministischer Seite wird sie oft überschätzt, und die oben angeführte Definition Forels, welche geschlechtliche Auslese nur in der Form aktiver Wahl gelten läßt, ist ein Beispiel dafür. Noch viel weiter gehen einige Wortführerinnen der modernen Machtansprüche des Weibes; sie idenfizieren vielfach geradezu die natürliche Auslese mit der Damenwahl. Man kann da vernehmen, daß die natürliche Auslese durch die „Ver-

sorgungsehe" aufgehoben werde. In Wahrheit liegt natürlich die Sache so, daß die wirtschaftlich günstig gestellten Männer eine Auslese von Tüchtigen darstellen, und daß deren Fortpflanzung auch für die Rasse von Vorteil ist. Von feministischer Seite aber wird öfter behauptet, daß erst dann Heil für die Rasse zu erhoffen sei, wenn das Weib so unabhängig gestellt sei, daß sie nur aus wahrer Liebe einen Mann zu heiraten brauche. Die Folge wäre, wie ich schon oben sagte, daß nur die allerwenigsten überhaupt einen Mann finden würden, der ihren Ansprüchen genügte, und auch die Richtung der Auslese würde eine ungünstige sein, da die am wenigsten wertvollen Mädchen am ehesten mit einem Manne vorliebnehmen würden. Die Verfechterinnen solcher pseudorassenhygienischer Bestrebungen pflegen dabei bezeichnenderweise nicht etwa die Fruchtbarkeitsauslese im Auge zu haben; im Gegenteil, die pflegt man gern zu übersehen; man scheint vielmehr von der aktiven Wahl als solcher jenen wunderbaren Erfolg zu erwarten. Auch wenn alle Individuen einer Bevölkerung die gleiche Zahl von Nachkommen hätten, so meint man offenbar doch, daß durch die bloße Paarungsauswahl der Individuen die Beschaffenheit des Nachwuchses wesentlich bestimmt werde. Demgegenüber ist aber zu betonen, daß ohne Unterschied der Fruchtbarkeit bei jeder möglichen Paarungskombination die relative Zahl der Erbanlagen in den Nachkommen gleich wäre, d. h., daß ein Ausleseerfolg durch die wählende Liebe allein überhaupt nicht eintritt. Nur wo die Liebeswahl zur Ausschaltung oder zur Vermehrung gewisser Erbanlagen führt, kann sie einen züchterischen Erfolg haben. Darauf beruht offenbar auch ganz allgemein der Ausleseerfolg der Weibchenwahl, und darum allein konnte der Wahlinstinkt selber erst gezüchtet werden. Weil die weiblichen Instinkte aktiver Wahl somit nicht der natürlichen Auslese vorhergehen, sondern nur eine ihrer Folgen und Ergebnisse sind, so ist die Auslese durch die Weibchenwahl nur eine sekundäre. Sie stellt nur einen kleinen Teil der natürlichen Auslese dar und ist keineswegs mit ihr identisch; ebensowenig kann sie die primäre Auslese ersetzen.

Wie wir gesehen haben, kann die weibliche Wahl nur dann einen Ausleseerfolg haben, wenn sie zur Ausschaltung von Männern führt. Da aber bei den Kulturvölkern das weibliche Geschlecht ohnehin an Zahl überwiegt, worauf ja gerade die Frauenrechtlerinnen oft hingewiesen haben, so führt jede Ausschaltung eines Mannes von der Ehe im Durchschnitt notwendig auch zur Ausschaltung eines Weibes. Wenn also jene, die das Heil von der Verstärkung der Damenwahl erwarten, nicht sehr zahlreiche Mädchen zur Ehelosigkeit verurteilen wollen, so müßten sie konsequenterweise eigentlich für die Zulassung der Polygynie eintreten. Von Polygynie aber wollen sie schon gar nichts hören, weil sie davon eine Einbuße an Macht — ob zu Recht, sei dahingestellt

— befürchten. Daher auch die leidenschaftliche Ablehnung der Vorschläge v. Ehrenfels'. Vielleicht werden freilich manche Mädchen nach dem Kriege im stillen anders darüber denken.

Wir müssen damit rechnen, daß nach dem Kriege die heiratsfähigen Mädchen die Männer um mindestens eine Million im Deutschen Reiche übertreffen werden. Die Kriegsverluste sind ja unter dem Gesichtspunkte der Rassenhygiene vor allem wegen ihrer qualitativen Seite schmerzlich; aber gerade diese Schädigung der Qualität wird zum Teil durch die Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses im heiratsfähigen Alter ausgeglichen werden. Jede Verminderung eines Geschlechtes führt automatisch zu einer Verschärfung der Auslese im andern. In demselben Maße wie die Aussichten auf Eheschließung für die Mädchen sinken, wird ihre Geneigtheit zur Ehe zunehmen, und dann werden naturgemäß in erster Linie die tüchtigeren und schöneren heiraten, während die weniger wertvollen, die sonst auch noch einen Mann gefunden hätten, übrigbleiben. Auch wird das Heiratsalter sinken, weil die jüngeren Mädchen bevorzugt werden und diese sich am leichtesten den neuen Verhältnissen anpassen können, was bei den unter anderen Anschauungen aufgewachsenen nur noch in beschränktem Umfange der Fall sein wird.

Die Auslese durch Wahl der Weibchen ist in gewisser Weise künstliche Auslese, insofern sie nämlich von aktiver psychischer Tätigkeit abhängt. Gegenüber der natürlichen Auslese besteht jedoch kein absoluter Gegensatz. Auch alle uns künstlich erscheinenden Vorgänge müssen als Naturereignisse gedacht werden können. Ich verglich oben die Wahl der Weibchen mit der Tätigkeit des Gärtners. Wenn der Gärtner oder der Tierzüchter Lebewesen nach seinem Willen gestaltet, so kann man diesen Vorgang einerseits in seiner Naturgesetzlichkeit, andererseits aber auch in seiner teleologischen (künstlichen) Verknüpfung betrachten. Das Haustier kennt den Zweck der Zucht nicht; es reagiert nur auf die vom Züchter gesetzten Bedingungen, welche eine gegenüber der freien Natur geänderte Richtung der Auslese zur Folge haben, ohne daß diese indessen jemals aufhört, natürlich zu sein. Auch auf seiten des Züchters ist oft nicht ein besonderes Ziel vorhanden, sondern jene Tiere, welche unter den Bedingungen der Haltung überleben, welche nicht davonlaufen, welche fortpflanzungsfähig bleiben, bestimmen mehr oder weniger zufällig den Charakter der Nachkommen. Und selbst dort, wo der Geschmack des Züchters die entscheidende Rolle spielt, liegt nur eine Änderung der Umwelt vor, weil eben auch der Züchter und sein Geschmack zur Umwelt des Tieres gehören. Bei der Wahl der Weibchen ist es nicht wesentlich anders, und folglich sind sowohl die geschlechtliche Auslese als auch die künstliche Auslese nur Formen der natürlichen Auslese.

Weil es in der Natur keinen Wesensunterschied zwischen aktiv und passiv gibt, kann es auch keinen absoluten Unterschied zwischen der

Wahl der Weibchen und dem Kampf der Männchen geben. Die Begriffe des Aktiven und Passiven stammen aus unserer inneren Erfahrung und werden erst durch unsere Betrachtung den Naturvorgängen untergelegt. Was uns als Handlungen der Männchen oder Weibchen erscheint, sind naturwissenschaftlich nur Vorgänge, die an sich weder Ziel noch Zweck, wohl aber verschiedene Folgen haben und die alle mit derselben Notwendigkeit vor sich gehen wie irgendein physikalischer oder chemischer Prozeß. Am Erfolg allein aber kann die Auslese gemessen werden, und es gibt daher im letzten Ende nur einerlei Auslese, die im Überleben der angepaßten Organismenformen besteht. Angepaßt aber sind wieder die, welche im Durchschnitt überleben. Auch daraus folgt wieder, daß die geschlechtliche Auslese der natürlichen nicht nebengeordnet, sondern ihr untergeordnet ist. Es gibt nur eine Auslese, und sie beherrscht die ganze Welt des Lebens.

Ich fasse das wichtigste Ergebnis meiner Betrachtungen noch einmal zusammen: Guenther hat sich bemüht, das Weismannsche Prinzip von der ausschließlichen Wirksamkeit der Auslese in der generellen Gestaltung der Organismen, welches allein das rein mechanistische, d. h. naturwissenschaftliche Begreifen der biologischen Dinge und Vorgänge ermöglichen kann, konsequent durchzuführen. Aber er hat dabei fälschlich die Wirksamkeit der Weibchenwahl abgelehnt, weil er ein teleologisches Moment darin zu finden glaubte. Auch die Wahl der Weibchen kann aber rein mechanistisch verstanden werden. Soweit die Männchencharaktere einen Vorteil im Kampf der Männchen gewähren, konnte eben darum ein weiblicher Instinkt der Wahl dafür gezüchtet werden. Soweit sie keinen Vorteil im Kampf bieten, hat ein Vorbild, auf das schon vorher der Instinkt der Weibchen gerichtet war, den Selektionswert des Wahlinstinkts der Weibchen bestimmt. Bei den blumenbesuchenden Schmetterlingen und Vögeln war es die Farbe und der Duft der Blumen, bei den beerenfressenden Vögeln die Farbe der Beeren. Damit sind züchtend wirkende Wahlinstinkte der Weibchen im Prinzip als durch natürliche Auslese entstanden begreiflich gemacht, und die Wahl der Weibchen ist der ihr von Guenther entgegengehaltenen transzendenten Teleologie entkleidet. Beim Menschen ist die Auslese des Stärkerscheinenden von noch größerer Bedeutung als bei den Tieren, und auch beim Menschen geht die Wirksamkeit der weiblichen Wahl Hand in Hand damit. Da aber die Umwelt des modernen Menschen eine andere ist als die, in der seine ererbten Charaktere durch natürliche Auslese entstanden sind, ist weder durch die Auslese des Stärkerscheinenden, noch durch die Wahl des Weibes die Erhaltung der Rasse gewährleistet.

Die syrische Frau.

Von

Dr. Elias Auerbach, Haifa (z. Z. im Felde).

Mit dem Sammelnamen „Syrer“, der nichts voraussetzt, bezeichnet man am besten die vielgemischte Bevölkerung, die den Ostrand des Mittelmeeres vom Golf von Alexandrette bis zur ägyptischen Grenze bewohnt. In sich buntscheckig genug ist sie doch von ihren Nachbarn im Norden und Süden gut unterschieden, weil natürliche Grenzen hier immer wirksam waren und es noch heute sind. Gegen Ägypten hin der Wüstenstreifen von El Arisch, jenseits dessen das Arabisch ägyptischen Dialekts von einer andersartigen Bevölkerung gesprochen wird; gegen Anatolien hin die mächtigen Wälle des Amanus und Taurus, an deren Nordabhang das Türkische vorherrscht.

Im Zwischenraume ist Arabisch syrischen Dialekts die fast ausschließliche Sprache, ohne daß man deshalb die Bevölkerung als arabische ansprechen dürfte. Wer Beduinen aus der ostjordanischen Wüste oder dem Süden Palästinas sieht, erkennt sofort den starken Unterschied zwischen diesen nicht großen, aber schlanken Gestalten, mit langem Kopf, kleiner Nase, und den Syrern des Küstenstrichs, die häufig untersetzt, kurzköpfig, grobnasig sind.

Bunt durcheinandergewirbelt sind die Religionen und Sekten. Die knappe Mehrheit der drei Millionen starken Bevölkerung bekennt sich zum Islam. Zwischen diesem und dem Christentum steht das Bekenntnis der Drusen, deren schöner Menschenschlag im Libanon und Hauran anzutreffen ist. Unter den Christen überwiegen die Griechisch-Orthodoxen und Griechisch-Orientalischen, neben ihnen aber finden sich Griechisch Unierte, Römisch-Katholische, Maroniten, Nestorianer, Jakobiten, Monophysiten, Protestanten. Diese Christen sind nicht etwa vom Islam abgesplittert — solche Fälle sind sehr selten! —, sondern gehören alten Sekten an, die vor und mit dem Islam sich hier gehalten haben, oder sind aus alten Sekten zu den moderneren Konfessionen hinübergezogen worden. — Endlich finden wir noch etwa 180000 Juden, davon die Hälfte in Palästina. Von diesen aber sind mindestens die Hälfte keine Eingeborenen, sondern in der letzten oder vorletzten Generation eingewanderte osteuropäische Juden; der Rest sind „spanische“

oder „sephardische“ Juden, und etwa 10000 yemenitische, die erst ganz kürzlich aus Südarabien gekommen sind.

Trotz dieser zusammengewürfelten Bevölkerung sind die sozialen Sitten überraschend einheitlich und verdienen den gemeinsamen Namen „orientalisch“ oder „syrisch“. Sie sind von den Religionen weitgehend unabhängig, haben vielmehr diesen die Grundlage gegeben. Diese Einheitlichkeit der Sitten macht es auch möglich, von der „syrischen Frau“ zu sprechen. Der Mann ist der Träger der Unterschiede, die Frau, die fast nur Objekt der sozialen Sitten ist, der Träger der Gleichheit. Wir werden im folgenden sehen, daß fast alles, was wir von biologischen Besonderheiten an ihr finden, Produkt der Sitten ist.

Der Eintritt der Frau in das Geschlechtsleben ist durch einen Naturvorgang bezeichnet, das Auftreten der Menstruation. Viele Beobachter haben bereits angegeben, daß die Menstruation bei den orientalischen Frauen früher auftritt als im Norden, und obwohl hier zwischen Türken, Armeniern und Arabern erhebliche Unterschiede bestehen dürften, kann ich das für die syrische Frau durchaus bestätigen. Die erste Regel stellt sich gewöhnlich kurz nach dem 12. Jahre ein, zuweilen noch etwas früher, zuweilen mit 13 Jahren, selten später. Hiervon machen auch die Jüdinnen keine Ausnahme, insbesondere scheinen die yemenitischen Jüdinnen sehr früh zu menstruieren. Daß es sich hier nicht um einen bloßen Einfluß des Klimas handelt, sondern um eine vererbliche Eigenschaft, das lehren gerade die jüdischen Mädchen, die auch in Europa durchschnittlich früher menstruieren als die Mädchen der nordischen Rassen.

Störungen der Menstruation scheinen ziemlich selten zu sein. Zwar würde nie ein Mädchen deswegen dem Arzte zur Untersuchung vorgeführt werden, aber die Mütter, die über das Geschlechtsleben ihrer Kinder weit besser unterrichtet sind als in Europa, würden gewiß nicht versäumen, gelegentlich den Rat des Arztes einzuholen.

Von entscheidender Bedeutung für das Leben der Frau in Syrien ist nun die Tatsache, daß nach dem Eintritt in die Geschlechtsreife nicht mehr allzu lange mit der Eheschließung gewartet wird. Die Eheschließung ist hier nicht die Angelegenheit der jungen Leute, sondern der Eltern, insbesondere der Mütter. Bei den Mohammedanern sieht der junge Ehemann die Braut zum ersten Male nach vollzogener Zeremonie. Wenn die Familien eine Verbindung passend finden, so kommt es auf die körperlichen Eigenschaften der Eheschließenden erst in zweiter Linie an. Ein Mädchen kann häßlich, pockennarbig, ja einäugig, klumpfüßig oder einseitig gelähmt sein — deshalb kann sie doch verheiratet werden. Ein schwerer Hinderungsgrund sind jedoch erbliche Mißbildungen oder Verdacht auf Tuberkulose. Man darf eben

nicht vergessen, daß der Mann in seiner Lebensgefährtin nicht das Ideal einer individuellen Liebe, sondern die Hausfrau und die Mutter seiner Kinder sieht. So kommt es, daß das ehelose Mädchen eine so gut wie unbekannte Erscheinung ist.

Die Eheschließung erfolgt sehr früh für beide Teile; für den Mann zwischen dem 18. und 20. Jahr, für das Mädchen zwischen dem 14. und 17. Jahr. Daß diese Frühehe rassenbiologisch gewisse Vorzüge hat, ist zweifellos. Sie sichert einen reichlichen Nachwuchs und verhütet die Infektion mit Geschlechtskrankheiten. Für die Frau aber bringt sie auf der anderen Seite schwere Gefahren. Mir ist eine Reihe von Fällen bekannt, besonders bei yemenitischen Juden und arabischer Landbevölkerung, wo die Ehe im 12., ja im 11. Jahre geschlossen wird, vor Eintritt der Menstruation. Freilich pflegen in diesen Fällen die Männer den Geschlechtsverkehr erst mit dem Beginn der weiblichen Geschlechtsreife aufzunehmen. Aber die erste oder zweite Menstruation führt dann häufig bereits zur Schwangerschaft, und so finden wir dann Mütter von 13—14 Jahren.

Daß das für den Organismus der Frau nicht gleichgültig sein kann, liegt auf der Hand. In den Jahren der stärksten Pubertätsentwicklung ist ihr Körper nicht imstande, auch noch die Bedürfnisse des kindlichen Wachstums zu befriedigen, ohne selbst schweren Schaden zu nehmen. Die normale Entwicklung zum Weib wird beim Eintritt der Schwangerschaft durch die innere Sekretion, die der Fötus auslöst, in überstürzter Weise erzwungen, und macht nach dem Aufhören dieses Reizes einem Stillstand und einer rascheren Rückbildung Platz. Aber auch für das Kind birgt die überfrühe Schwangerschaft schwere Gefahren. Durch das noch nicht vollentwickelte, allgemein verengte Becken werden abnorme Lagen der Frucht, abnormer Sitz der Plazenta, schwieriger Geburtsverlauf begünstigt. Das Kind selbst ist oft schwach entwickelt. Schließlich ist auch die erst halbreife Brustdrüse der jungen Frau oft nicht zur ausreichenden Ernährung des Säuglings fähig.

Gelingt es aber dem Körper der Frau, die Anpassung an die Schwangerschaft mit einer Gewaltsanstrengung durchzuführen, so bleibt er doch auf die Dauer nicht ohne Schaden. Das gleiche Spiel wiederholt sich nach einem Jahre und weiter Jahr für Jahr. Ich kenne eine Frau, die mit 18½ Jahren zum vierten Male gebar, eine 30jährige, die zwölf Entbindungen hinter sich hatte. Was Wunder, daß sich die Frauen früh erschöpfen und altern, zumal die Frau der unteren Stände in Stadt und Land eine ungeheure Arbeitslast zu tragen hat. 30jährige machen, welk und runzlig, den Eindruck von 50jährigen.

Dem entspricht es, obwohl wir genauere Untersuchungen über diesen Punkt noch nicht besitzen, daß anscheinend die Menopause oft frühzeitig einsetzt, um das 40. Jahr und selbst früher. Es handelt sich hier

kaum um einen Rassencharakter. Denn die Jüdinnen, die, wie wir sahen, auch in Europa ziemlich früh mit der Menstruation beginnen, hören mit ihr hier im Durchschnitt durchaus nicht früher auf als die Frauen der nordischen Rassen, eher vielleicht sogar etwas später. Es ist vielmehr nur eine Teilerscheinung der allgemeinen Erschöpfung durch zu frühe und zu zahlreiche Geburten. Trotzdem ist die syrische Frau, wenn sie ins Matronenalter eintritt, zumeist längst Großmutter, da ihre Töchter ebenfalls sehr zeitig in die Ehe treten. So wurde ich zur Entbindung einer 16jährigen Frau gerufen, während gleichzeitig ihre 32jährige Mutter in ihrem — ich weiß nicht wievielten — Wochenbett lag. Seitdem haben vier Jahre lang Mutter und Tochter in edlem Wetteifer jährlich ein Kind zur Welt gebracht. Es wäre bei diesen Verhältnissen sogar nicht unmöglich, daß selbst eine Urgroßmutter noch im zeugungsfähigen Alter ist. Mir ist ein solcher Fall nicht bekannt, dagegen kenne ich eine 45jährige Urgroßmutter, die erst seit kurzem in der Menopause ist.

Hier ist es am Platze, auch einige Worte über die Geburtshilfe in Syrien einzufügen. Die einheimischen „Hebammen" verdienen diese Bezeichnung im europäischen Sinne durchaus nicht. Es sind „weise Frauen" ohne jede berufliche Vorbildung, höchstens durch Tradition von einer Vorgängerin mit etlichen Geheimmitteln, Beschwörungen und einigen praktischen Winken ausgestattet. Von Erkennung abnormer Kindslagen haben sie keine Ahnung. Sie wissen, wenn eine Hand vorfällt, daß man an Querlage denken muß, aber sie reponieren sie trotz dem und warten das Weitere ab. Im allgemeinen beschränkt sich glücklicherweise ihre „Hilfe" auf Zuwarten und tröstenden Zuspruch, aber sie tragen auch kein Bedenken, allerlei Handgriffe vorzunehmen-selbstverständlich mit ungewaschenen Händen. Wird ihnen die Sache zu schwierig, so rufen sie in den größeren Städten eine europäische Hebamme zu Hilfe.

Diese sind ziemlich in jeder größeren Ortschaft, mindestens an der Küste, zu finden. Die besten Hebammen sind wohl, da westeuropäische selten sind, die in Rußland oder Österreich ausgebildeten jüdischen; sie rechtfertigen den Ruf ihrer geschickten Schwestern aus dem 1. Kapitel des II. Buches Mosis. So manche ist imstande — und kommt bei den primitiven Zuständen auch öfter in die Lage dazu —, im Notfall eine Zange anzulegen oder eine Wendung auszuführen. Sie haben gute anatomische Kenntnisse, und ihre Asepsis ist vielfach tadellos. Wir finden sie, außer in den Städten, in den meisten jüdischen Kolonien Palästinas, die ebenso wie die Siedlungen der württembergischen Templer, aus eigener Kraft die sanitäre Fürsorge musterhaft geregelt haben. — Weit unter ihnen stehen bereits die griechischen und armenischen Hebammen.

Die Rolle des Arztes in der Geburtshilfe ist eine schwierige und oft undankbare. Er kann meist, wenn er zu einer Geburt bei Einheimischen gerufen wird, von vornherein darauf rechnen, daß er unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen schwierige Eingriffe vornehmen muß. Eine Überführung der Kreißenden in ein Krankenhaus wird stets abgelehnt. Oft kommt er zu Frauen, die seit drei oder vier Tagen in Wehen liegen, bis die Familie ihren hartnäckigen Widerstand gegen Herbeirufung männlicher Hilfe aufgibt. Nicht ganz selten sind die Fälle, daß in alt-muslimischen Familien eine solche arme Dulderin dem Tode preisgegeben wird, weil die zähen sozialen Gewohnheiten stärker sind als die Sorge um das Leben der Einzelnen. Glücklicherweise werden diese Fälle von Jahr zu Jahr seltener. — Vielfach ist ärztliche Hilfe gar nicht erreichbar.

Unter diesen Verhältnissen kann es nicht wundernehmen, daß in Syrien die Zahl der Frauen, die im Zusammenhang mit Geburt und Wochenbett sterben, noch eine ganz gewaltige ist. Die gleichen sozialen Anschauungen, die in der Abschließung und geringeren Schätzung der Frau ihren Ausdruck finden, verursachen auch bei anderen Erkrankungen eine höhere Sterblichkeit der Frauen. Da nun auf der anderen Seite die Männer gerade den Schädlichkeiten, die sie in Europa stärker dahinraffen, weniger ausgesetzt sind, dürfte eine vergleichende Betrachtung der Geschlechtssterblichkeit — wenn wir für sie zahlenmäßige Unterlagen hätten — gerade das entgegengesetzte Ergebnis haben wie in Europa. Bekanntlich steigt hier bei der Gliederung der Sterblichkeit nach Altersklassen, wenn wir vom Kindesalter absehen, nach dem 15. Jahre die Sterblichkeit der Männer stark an, erreicht ihren Höhepunkt zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre, sinkt dann bis zum 7. Jahrzehnt langsam ab. Die Kurve der Frauen zeigt ebenfalls einen Höhepunkt zwischen dem 20. und 30. Jahre, jedoch von bedeutend geringerem Ausmaß, als Folge der Sterblichkeit bei Geburt und Wochenbett, sinkt im 4. Jahrzehnt etwas, um dann ihre größte Höhe erst zwischen dem 40. und 50. Jahre zu erreichen.

Hier sind die jüngeren Männer im Orient weit besser gestellt. Sie werden weit weniger durch gewerbliche Arbeit dezimiert, wenig vor allem durch den schlimmsten Würger Europas, die Tuberkulose, sie fallen weniger einem frühen Tode durch Alkohol und Lues anheim. Sie sterben also mehr nach dem Typus der weiblichen Kurve. — Die Frauen dagegen zahlen dem Tode den schwersten Tribut durch ihr Frauenschicksal im blühendsten Alter. Da sie zudem im 5. Jahrzehnt, wo sonst die Sterblichkeit der Frauen ihren Gipfel hat, in mehreren Punkten, die wir noch beleuchten werden, besser gestellt sind als die Frauen in Europa, so verläuft ihre Sterblichkeitskurve eher nach dem männlichen Typus.

Während infolge der geschilderten Bedingungen in Europa die durchschnittliche Lebensdauer der Männer um mehrere Jahre geringer ist als die der Frauen, dürfte es in Syrien gerade umgekehrt sein. Die Frau ist hier kurzlebiger, und das steht in Beziehung zur allzu frühen Eheschließung und zur rascheren Erschöpfung durch zahlreiche Geburten, die ein vorzeitiges Altern herbeiführt.

Sehr interessant und belehrend ist es in diesem Zusammenhange, daß wir genau dieselbe Verkürzung der Lebensdauer als Folge der Frühehe auch bei der deutschen Frau im Mittelalter finden (s. Bericht über den II. Kongreß für Familienforschung und Vererbungslehre, Gießen 1912). Ungefähr gleich bleibt beim Vergleich mit dem heutigen Europa die durchschnittliche Dauer der Ehe; tritt die Frau sehr früh in die Ehe ein, so scheidet sie auch zeitiger durch Tod aus ihr aus. Es liegt also anscheinend hier eine allgemeine gesetzmäßige Beziehung vor, auf die ich auch bereits 1912 hingewiesen habe (a. a. O.).

Wie die Sterblichkeits- würde auch die Krankheitsstatistik in Syrien — wenn sie existierte — ein in manchen Punkten abweichendes Verhalten der Frau zeigen. Wir übergehen die meisten Einzelheiten und heben nur einige besonders charakteristische Züge hervor.

Daß die Tuberkulose selten ist, wurde bereits erwähnt; öfter begegnet man noch der Tuberkulose an Knochen und Gelenken jugendlicher Personen. Die Tuberkulose der Lunge aber, wo sie sich einmal zeigt, führt meist unter dem Bilde einer akuten Infektionskrankheit rasch zum Tode. Man findet selten Kavernen, meist miliare Aussaat oder zahlreiche käsige Herde in der Lunge. Die erkrankte Person wird von ihren Angehörigen gewöhnlich wie eine Aussätzige gemieden, selbst von Eltern und Gatten, und es findet sich nur irgendeine alte Verwandte, an deren Leben nicht viel liegt, die sie bei sich aufnimmt.

Geschlechtskrankheiten sind weit seltener als in Europa. Man trifft sie noch am häufigsten in den „besseren" Familien der Küstenstädte. Auf dem Lande sind sowohl Lues wie Gonorrhöe recht selten, abgesehen von einigen Bevölkerungsinseln, die durch irgendeinen Zufall stark mit Lues durchsetzt sind. Als außerordentliche Raritäten kann man die metaluetischen Erkrankungen bezeichnen. Mir ist in fünf Jahren kein einziger Fall von Paralyse oder Tabes bei Eingeborenen vorgekommen, während bei den Europäern vereinzelte Fälle beobachtet werden.

Zum Teil in Zusammenhang damit zeigen auch die Frauenkrankheiten im engeren Sinne ein abweichendes Bild. Freilich kommen sie leider nur in sehr beschränktem Umfange zur Kenntnis des Arztes[1]), bei der mohammedanischen Bevölkerung so gut wie gar nicht, bei der

1) Daher haben einige Ärztinnen hier einen guten, wenn auch schwierigen, Wirkungskreis gefunden.

christlichen und jüdischen fast nur in der Krankenhauspraxis. Der Arzt, dem sich die syrische Frau anvertraut, muß verheiratet, nicht zu jung und Träger eines Bartes sein, und sie kommt nur in Begleitung einer älteren Frau oder des Mannes oder Sohnes zu ihm. Es fehlen fast ganz die Folgeerscheinungen der Gonorrhöe, vor allem entzündliche Adnexerkrankungen. Das Myom, die Erkrankung des nichtgebärenden Uterus, ist sehr selten, auch die Eierstocksgeschwülste scheinen seltener zu sein. Dagegen sind alle mit der Geburt in ursächlichem Zusammenhang stehenden Leiden naturgemäß recht häufig. Man sieht zahlreiche Metritiden infolge von Zervixrissen, ebenso Parametritiden und ihre Folgezustände, furchtbare Dammrisse und Blasenscheidenfisteln, Prolapse und Retroflexionen.

Sehr merkwürdig ist die Seltenheit der Krebse, speziell der Gebärmutterkrebse. Da diese die verheiratete Frau häufiger befallen als die unverheiratete, sollte man sie gerade hier, wo die Ehelosigkeit so selten ist, öfter erwarten. Ihre Seltenheit ist anscheinend ein wirklicher Rassencharakter der orientalischen Stämme. Dafür spricht, daß die Jüdinnen auch in Europa, wo sie zu den übrigen Karzinomen ihr volles Kontingent stellen, dem Gebärmutterkrebs weit seltener verfallen als andere Frauen. Ich konnte dies einwandfrei erweisen an dem großen Material der Stadt Budapest; hier liefern die Jüdinnen im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung nur ein Drittel der Uteruskrebse! (Zeitschrift für Statistik und Demogr. der Juden, 1908.)

Schilddrüsenerkrankungen und Basedow sind recht selten, ebenso Herzklappenfehler infolge der Seltenheit des akuten Gelenkrheumatismus.

Als Folge der zahlreichen Geburten, meist in Verbindung mit sehr schwerer Hausarbeit, treffen wir oft und in hohen Graden Schlaffheit der Bauchdecken und Senkungen der Eingeweide. Man sieht nicht selten Fälle, in denen bei papierdünnen Bauchdecken Leber und Milz völlig frei flottierend abzutasten sind. Wie in Europa gehören diese Fälle meist dem Ende des geschlechtsreifen Alters an.

Die syrische Matrone zeichnet sich oft, besonders in der wirtschaftlich besser gestellten Schicht, durch eine ungeheure Fettleibigkeit aus. Zum Teil mag das bei denen, die nicht arbeiten müssen, mit ihrer fast absoluten Untätigkeit, ihrem Stillsitzen im Hause, ihrer Vorliebe für Süßigkeiten und Mehlspeisen zusammenhängen; zum Teil ist es aber sicher auch Zuchtwahlerscheinung. Der Orientale ist weit davon entfernt, in der Fettleibigkeit einen krankhaften Zustand zu sehen, sie entspricht vielmehr seinem Schönheitsideal. Die „schöne" Frau beginnt für ihn bei einem Gewicht von 80 kg. „O, daß ich diese schöne Frau verlieren soll!" klagte mir ein Klient, und im Bette lag ein häßliches Ungeheuer von mehr als zwei Zentnern. De gustibus non est disputandum.

Als biologisch besonders wichtig ist nun noch die Rolle der Frau in der Vermehrung und Kinderaufzucht und ihre Stellung in der Familie zu beleuchten.

Die Fruchtbarkeit der syrischen Frau ist, wie aus allem bisher Gesagten schon hervorgeht, außerordentlich groß. Künstliche Beschränkung der Kinderzahl durch vorbeugende Mittel ist so gut wie unbekannt. Künstlicher Abort kommt unzweifelhaft vor, aber in geringem Umfange. Die weibliche Gonorrhöe mit ihren vernichtenden Folgen für die Fruchtbarkeit scheidet fast völlig aus. So ergibt sich für die meisten Frauen eine sehr hohe Geburtenziffer; Frauen, die zehn und mehr Entbindungen durchgemacht haben, sind alltägliche Erscheinungen.

Es ist aber für die Frau nicht gleichgültig, ob sie Knaben oder Mädchen zur Welt bringt. Das Mädchen gilt nichts im Orient. Diese Volksmeinung, die der Niederschlag uralter Anschauungen von Krieger- und Hirtenstämmen ist, hat eine starke Befestigung durch den Koran und das auf dem Koran fußende türkische Zivil- und Erbrecht erfahren. Sie drängt sich dem Europäer in den sonderbarsten Erlebnissen auf. Als mir das erste Töchterchen geboren wurde, kamen die Nachbarn, um — mich zu trösten. „Mit Gottes Hilfe wird das zweite ein Knabe sein“, war der einstimmige Wunsch, mit dem sie mich aufrichten wollten. — Am bezeichnendsten ist vielleicht das Folgende: Bei der Untersuchung für eine Lebensversicherung frage ich einen Mann nach der Anzahl seiner Kinder, „Vier“, war die Antwort. Bei der genaueren Feststellung der Geburtsdaten stellte sich heraus, daß der Mann vier Knaben — und drei Mädchen hatte. Die hatte er nicht der Mühe wert gehalten mitzurechnen. — Eine Frau bringt einen toten Knaben zur Welt. „Wenn es wenigstens ein Mädchen gewesen wäre!“ meint der bekümmerte Vater. — Während Knaben, insbesondere einzige, dem Arzt wegen der geringsten Leiden vorgeführt werden, trifft man bei Mädchen unglaublich vernachlässigte Erkrankungen an; und Vorwürfe, die man den Eltern macht, erhalten gewöhnlich die Antwort: es ist ja nur ein Mädchen! Diese eigenartige Abwandlung des Elterntriebes wird verständlicher, wenn man weiß, daß die Frau, die beim Tode des Gatten keinen männlichen Erben aufzuweisen hat, vermögensrechtlich fast völlig schutzlos ist; daß Ehen wegen des Fehlens männlicher Nachkommenschaft geschieden oder durch Einführung einer zweiten Frau ergänzt werden. Die Frau, die dem Manne keinen Erben gebiert, wird immer für schuld daran gehalten und mit schweren Vorwürfen bedacht. Selbst die Hebamme entgeht diesen Vorwürfen nicht, und man sagt der einen oder anderen nach, daß sie es verstehe, Knaben ans Licht zu ziehen.

Uneheliche Geburten findet man höchstens ganz vereinzelt in den größeren Städten. Bei den Mohammedanern ist uneheliche Schwanger-

schaft ein todeswürdiges Verbrechen, und auch die eingeborenen Juden und Christen verurteilen sie aufs schärfste. Zudem ist ihr durch die frühe Eheschließung beider Geschlechter kein Raum gegeben.

Die hohe Geburtenziffer ist aber durchaus nicht gleichbedeutend mit einer starken Vermehrung der syrischen Bevölkerung. Ihr steht eine sehr hohe Kindersterblichkeit gegenüber, die vor allem das Säuglingsalter betrifft. Von vornherein verloren sind fast alle Kinder, die durch Tod oder Stillunfähigkeit der Mutter auf künstliche Ernährung angewiesen sind. Ist die künstliche Ernährung in diesem Klima schon für Europäer nur schwer durchzuführen, so bedeutet sie bei einer Bevölkerung, die den Begriff der keimfreien Milch nicht kennt und nicht begreift, für das Kind das Todesurteil durch Verdauungsstörungen. Und die Stillunfähigkeit, wenigstens die relative, ist durchaus nicht so selten, wie man annehmen könnte. Wir haben bereits erwähnt, was wohl der hauptsächlichste Grund hierfür ist. Tritt das Mädchen allzufrüh in die Ehe, so ist in vielen Fällen das erste Kind durch ungenügende Funktion der Brustdrüse unterernährt. Auch wenn dann im Laufe der nächsten Jahre die Brustdrüse sich gut weiterentwickelt, so tritt doch sehr bald wieder eine rasch fortschreitende Atrophie durch Erschöpfung ein. Besonders gefährdet sind also die ersten und die letzten Kinder, und in der Tat erfährt man durch Befragen sehr häufig, daß die im Säuglingsalter gestorbenen Kinder vorwiegend diesen Geburtennummern angehören.

Jedoch auch die Brustkinder sind schweren Schädigungen ausgesetzt. Die syrische Frau kennt keine Reglung der Brustmahlzeiten; wenn das Kind schreit, wird es eben an die Brust gehängt. Infolgedessen verlieren auch Frauen mit strotzender Brust viele Säuglinge an Verdauungsstörungen. Zudem haben sie vielfach die üble Gewohnheit, den Kindern zur Beruhigung Lutschbeutel mit Zucker- und Honiglösungen in den Mund zu stecken, deren in dem warmen Klima rasch vergärender Inhalt eine weitere Quelle schwerer Darmerkrankungen wird. Merkwürdigerweise geben auch Frauen, die reichliche Milchnahrung haben, gern den Säuglingen schon nach 3 bis 4 Monaten eine meist unzweckmäßige Beikost in Breiform.

Säuglinge, die allen diesen Mißhandlungen zum Trotz auf ihrem Dasein beharren, verfallen vielfach der fast im ganzen Lande stark verbreiteten Malariainfektion, die, wie seinerzeit Robert Koch für Afrika zeigte, mit Vorliebe das zarteste Kindesalter ergreift. Wenn nun auch die Malaria (die an den meisten Orten Syriens vorwiegend als Tertiana auftritt) nur in seltenen Fällen direkt zum Tode führt, so ebnet sie doch durch die ihr folgende Anämie und Schwächung des Gesamtorganismus allen übrigen Erkrankungen den Weg zu einem schweren Verlaufe.

Ich schätze die Sterblichkeit der Säuglinge auf 40—50%; bis zum

geschlechtsreifen Alter aber werden von 10 Kindern durchschnittlich nur etwa 4 durchgebracht.

Die Frau nährt, wenn sie kann, recht lange; zumal auf dem Lande häufig genug bis zum Ende des 2. Lebensjahres und darüber hinaus. Sie weiß recht wohl, daß hierin ein gewisser Schutz gegen erneute Schwangerschaft liegt. Freilich nur ein relativer Schutz; denn oft genug kehrt während des Stillgeschäftes die Menstruation zurück, und eine neue Schwangerschaft zwingt sie, das Kind abzusetzen.

In der Wertung als Persönlichkeit erfährt das Weib in Syrien während seines Lebens einen langsamen, aber stetigen Aufstieg. Das neugeborene Mädchen kommt als lästiger Gast, das heranwachsende wird nicht beachtet, das herangewachsene so schnell wie möglich aus dem Hause gebracht. Auch die junge Frau, obwohl meist gut behandelt, ist zunächst nur die gehorsame Dienerin des Mannes und seiner Mutter. Von dem Tage an, wo sie selbst Mutter wird, zumal eines Knaben, befestigt sich ihre Stellung. Je länger, desto mehr überläßt ihr der Mann in allen häuslichen Angelegenheiten — um andere hat sie sich nicht zu kümmern — die Herrschaft. Sind ihre Kinder herangewachsen, so ist sie unbestritten die erste Person des Hauses. Sie genießt von seiten ihrer Kinder eine unbedingte Ehrfurcht und tiefes Vertrauen. Auch erwachsene Söhne behandelt sie wie Schulbuben, aber sie ist dafür ihre Ratgeberin in allen Lebenslagen. Bezeichnend für dieses Verhältnis mag sein, daß der junge Mann der höheren Klassen, der sich in Beirut („Petit Paris" genannt) eine geschlechtliche Infektion geholt hat, sich zunächst der Mutter anvertraut. Sie holt den Arzt, sie wohnt ohne Scheu der Untersuchung bei, sie überwacht die Behandlung und legt selbst Hand dabei an, sie vollzieht pünktlich die Vorsichtsmaßregeln gegen eine Weiterverbreitung der Infektion und sorgt auch meist für eine nochmalige Untersuchung und Gesunderklärung vor einer geplanten Eheschließung. — Im Hause des verheirateten Sohnes ist sie noch lange die Herrin über ihn und die Schwiegertochter, und bei der Entbindung ihrer Tochter wird ihre Abwesenheit durch Tod oder weite Entfernung als ein Unglück betrachtet. Ihre Stellung als Mutter ist durch Sitte und Religion geheiligt.

Es mag auffallend erscheinen, daß wir bisher der Polygamie kaum gedacht haben, die in den Augen des Europäers als das charakteristischste Merkmal der Stellung der orientalischen Frau gilt. In der Tat aber spielt sie in der Familienbildung, wenigstens in Syrien, eine ganz untergeordnete Rolle und findet sich fast nur bei den höheren türkischen Beamten und ganz vereinzelten Mitgliedern der wohlhabendsten Schicht. In Haifa, einer Stadt von 30000 Einwohnern, sind mir nur vier Fälle von Doppelehe bekannt, darunter zwei, in denen der Mann

wegen Kinderlosigkeit der ersten Frau mit deren Einverständnis, ja auf ihre Veranlassung die zweite Frau ins Haus nahm. Die Notwendigkeit, für jede Frau und ihre Kinder einen getrennten Haushalt einzurichten, macht es in den Städten nur Reichen möglich, in Polygamie zu leben. Auf dem flachen Lande, wo Frau und Kinder den Wert produktiver Arbeitskräfte haben, kommt die Doppelehe auch wohl sonst gelegentlich vor. Ein Bootsmann, der mich bald nach dem Ausbruch des Balkankrieges über den Tiberias-See fuhr, erwiderte auf die Frage, warum er nicht zum Heer eingezogen sei: „Ich bin als Jungverheirateter ein Jahr frei.“ „Aber du hast doch längst Frau und Kinder?“ „Ja“, sagte er mit schlauem Augenzwinkern, „ich habe eben wegen des Krieges noch eine Frau genommen.“ „Nun, und wenn der Krieg nächstes Jahr noch nicht zu Ende ist?“ „Dann nehme ich eben noch eine Frau!“ „Kannst du sie denn alle ernähren?“ „O, Herr, zwei leichter als eine, drei leichter als zwei!“

Das ist aber nicht die Regel, die Regel ist die Einehe. Die Einehe ist im Koran empfohlen, die Vielehe geduldet. Sie ist eine Ausnahme, die auf die Fortpflanzungsverhältnisse im ganzen einen sehr geringen Einfluß hat. Innerhalb der gegebenen sozialen Verhältnisse aber hat sie auch gewisse nützliche Funktionen. Sie absorbiert einen etwaigen Frauenüberschuß und macht jede Frau der Fortpflanzung dienstbar. Sie schränkt den außerehelichen Geschlechtsverkehr mit seinen Gefahren für das Individuum und die Familie ein und sie ermöglicht auch in manchen Fällen der Unfruchtbarkeit der Frau eine Fortexistenz der männlichen Familie.

Über das Erfindergeschlecht Siemens.

Von

HERMANN W. SIEMENS.

Unter vorstehendem Titel veröffentlichte der bekannte Genealoge Kekule von Stradonitz im Jahre 1908 in den „Grenzboten" einen Artikel, in dem er dem Problem der Vererbung innerhalb der Familie Siemens näherzukommen sucht.[1]) Da sich unterdessen das Material über die biologischen Verhältnisse dieser Familie nach jeder Richtung hin beträchtlich erweitert hat, dürfte es an der Zeit sein, das Thema einer neuen Bearbeitung zu unterziehen.

Die Familie Siemens stammt aus der alten freien Reichsstadt Goslar.[2]) Der Name tritt dort zum erstenmal in einer Urkunde vom 2. Januar 1384 auf, laut welcher ein Henning Symens vor dem Rate der Stadt 30 Mark, die er vom Nachbar geliehen, als zweite Hypothek auf sein Grundstück in der Breitenstraße eintragen läßt. Obgleich in jener frühen Zeit die verwandtschaftlichen Zusammenhänge nicht immer klar zu erkennen sind, so wird doch ersichlich, daß dieser Henning der Stammvater einer Familie wurde, die in mehreren Zweigen bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts in Goslar blühte, und der auch Ananias, der Stammvater der heutigen Siemens, angehört. Die Familie des Henning Symens, der vermutlich aus dem unfreien Kolonenstande hervorgegangen war, brachte es — wenigstens in einzelnen Linien — in der freien Stadtluft bald zu Ansehen. So erscheint schon 1486 im Hypothekenbuche von Goslar ein Schuhmacher Bartel Symens († 1501), ein Urenkel des vorgenannten Henning, der — trotzdem auch er sein Leben bescheiden begann — bald, dem Glücke die Hand bietend, Handel mit seinem Handwerk verband. Ein günstiger Vertrag mit dem Bergherrn Fredemann sicherte ihm gewissen Verdienst aus dem Handel mit Vitriol, und von dem neu erworbenen Gelde kaufte er sich eine Ölmühle, deren Betrieb ihm weitere Einnahmen brachte. Für das Ansehen des ehemaligen „Schoknechtes"[3]) spricht, daß er Kirchenvorsteher und mit Johannes Schaper,

---

1) Stephan Kekule von Stradonitz: Über das Erfindergeschlecht Siemens. „Die Grenzboten", 67. Jahrg. Nr. 45.

2) Im folgenden wurde eingehend benutzt: Stammbaum der Familie Siemens, herausgegeben von Leo Siemens Exz. und Dr. U. Hölscher. Goslar 1910.

3) Schuhmacherlehrling.

dem Pleban an der St.-Thomas-Kirche, befreundet war. Bartel hinterließ einen Sohn, der sich bei den Reformationswirren, die Goslar schrecklich heimsuchten[1]), auf die Seite der Unzufriedenen stellte, so daß er — wie so viele andere — vom Rate „vervestet" wurde. Er ist nach Goslar nicht wieder zurückgekehrt, und so erlischt mit ihm die Bartels-Linie.

Ein Vetter (Vatersbruderssohn)[2]) von Bartel, Merten Symens, brachte jedoch die Familie zu neuer Blüte. Trotzdem auch sein Vater, über den nur wenig bekannt ist, als „Schoknecht" angefangen hatte, heiratete Merten doch in erster Ehe eine vermögende Witwe und nach deren Tode sogar die Enkelin des vornehmen Bergherrn Peter Grimme, wodurch er mit dem Patriziat Goslars verschwägert wurde. Merten war Berg- und Hüttenherr. Er hatte vier Söhne; drei davon waren gleichfalls Bergherren, der vierte trieb Vieh- und Lederhandel, führte jedoch ein unordentliches Leben, kam immer tiefer in Schulden und mußte schließlich, arm und krank, in einem Spital Zuflucht suchen, wo er von seinen Verwandten unterstützt wurde. Von den drei brüderlichen Bergherren gelangte einer, Benedikt (ca. 1510—75), zu besonders hohem Ansehen. Als ihn 1552 Herzog Heinrich von Braunschweig als Geisel auf die Feste Wolfenbüttel hatte abführen lassen, wurde er bald darauf wieder freigegeben, da der Rat, der den im Verwaltungsdienst erprobten Beamten schwer mißte, eigens für ihn beim Herzog interpellierte. Und noch im selben Jahre wurde er vom Rate an den Herzog gesandt, um den von neuem ergrimmten Fürsten zu besänftigen, woraus sich schließen läßt, daß er auch des Herzogs Vertrauen gewonnen hatte. 1559 wurde er zur Huldigung Kaiser Maximilians II. mit anderen nach Wien geschickt; 1563 wurde er zum Großkämmerer ernannt und zwei Jahre darauf in den Engeren Rat deputiert. Von seinen drei Söhnen verdient Hans († 1627) nähere Beachtung. Hans war ein außerordentlich unternehmender Geist. 1606 brachte er die Goslarer Stadtmünze wieder in Gang. Daraufhin wurde er nach Halberstadt berufen, um auch dort das Münzen wieder in Gang zu bringen. Nach Goslar zurückgekehrt, setzte er die sogenannte „Kipperei und Wipperei"[3]) ins Werk, um auf diese Weise seine Vaterstadt und sich zu bereichern. Aber diese groß angelegte, wenn auch nicht ganz saubere Spekulation schlug gänzlich fehl und brachte statt des erhofften Gewinnes der Stadt ungeheuren Schaden. Es kam so weit, daß ein Vermögen von 1000 Gulden kaum noch 100 Gulden wert war. Was half es, daß Hans der Stadt viele Tausende lieh und bereitwillig die Rückzahlungsfrist immer wieder verlängerte. Er konnte sein mißglücktes „Börsenmanöver" damit nicht ungeschehen machen. Schließlich wurde das Münzwesen durch die Herzöge von

1) U. Hölscher, Geschichte der Reformation in Goslar. Hannover 1902.
2) oder der Sohn eines Vetters.
3) E. Crusius, Geschichte der Kaiserl. freien Reichsstadt Goslar. Osterode 1842.

Braunschweig neu geordnet. Dabei wurde auch Hans um sein Vermögen gebracht. Von seinen beiden Söhnen ist einer im Kriege verschollen, der andere war blödsinnig.

Allmählich fiel der ganze Mertensstamm dem Aussterben anheim. Hansens älterer Bruder Benedikt zwar sowie dessen gleichnamiger Sohn waren noch verdienstvolle und einflußreiche Ratsherren. Mit den Söhnen dieses letzten Benedikt endet jedoch auch diese Linie; als letzter männlicher Sproß ist ein Mitglied der vornehmen Wortgilde Christoph Simens in Goslar nachzuweisen, der 1699 stirbt.

Unterdessen aber erwacht die Familie in einem anderen Zweige zu neuem Leben. Das ist der Zweig, der später den Namen in der Welt bekannt machen sollte. Merten hatte noch einen Bruder Hans, dessen Urenkel[1]) Ananias Simens (1538—91) der Stammvater der noch heute lebenden Siemens wurde. Während die Mertens-Söhne schon lange im Rate Goslars saßen und ihre Namen mit der Geschichte ihrer Vaterstadt bald in glücklicher, bald in verhängnisvoller Weise verknüpften, führten die Vorfahren des Ananias noch ein unbekanntes Dasein, wahrscheinlich dem altererbten Schuhmacherhandwerk nachgehend. Auch Ananias, mit dem der neue Aufstieg beginnt, steht noch im Register der „Schoknechte". Aber schon im Alter von 27 Jahren tritt er uns unter den städtischen Brauverordneten entgegen, was bei der Bedeutung des Brauwesens für das damalige Goslar einen Schluß auf sein Ansehen und seinen Wohlstand zuläßt. Als Brauverordneter mußte er auch Besitzer eines Brauhauses sein. Aus den alten Urkunden sehen wir jedoch, daß er nicht nur Handwerker und Brauer war, sondern auch Ackerbürger, als welcher er ansehnliche Ländereien teils in Besitz, teils in Pacht hatte. Schließlich kam er noch — wahrscheinlich durch Erbgang von seiner ersten Frau — in den Besitz einer Ölmühle, so daß wir ihm auch noch als Ölmüller begegnen. „Wahrlich ein fleißiger, betriebsamer Mann und ein würdiger Vorläufer der Siemens, die später vom Handwerk sich trennten und teils Industrielle wurden, teils Gutspächter".[2]) Dem Aufschwung, den Ananias genommen hatte, entsprach es, daß er 1590 in den Rat deputiert wurde. Aus seiner ersten Ehe — der Name der Frau ist noch nicht sicher bekannt — hatte er einen Sohn, Tile, aus der zweiten Ehe — mit Anna Brüggemann — zwei Söhne und zwei Töchter (Tafel I).

I. Generation.

Auch Tile[3]), des Ananias Sohn, war ein unternehmender Geist. Seinem Gewerbe nach Schneider, dehnte er wider den Willen der Gilde

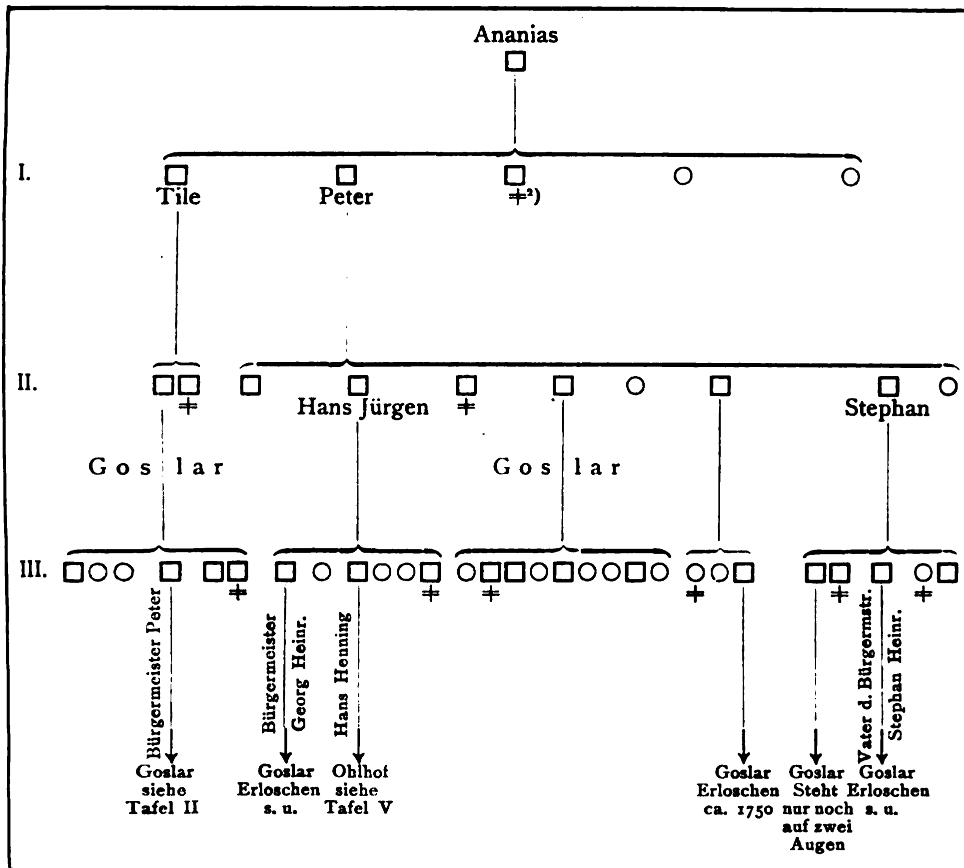
1) Der genaue Grad der Verwandtschaft des Ananias mit den älteren Siemens ließ sich bislang noch nicht sicher feststellen; bewiesen ist nur, daß Ananias zu der alten Goslarschen Siemens-Sippe gehört.

2) Stammbaum der Familie Siemens, s. o.

3) Abkürzung von Theodoricus.

Tafel I.

D-Tafel[1]) von Ananias.



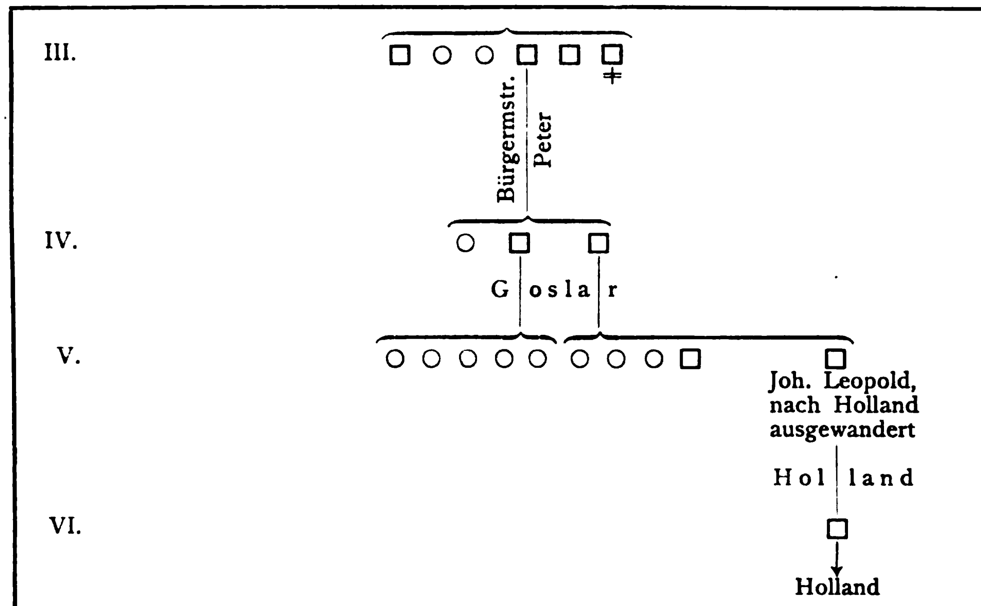
sein Geschäft auf Handel mit fertigen Tuchwaren aus. Dem Neid der Schneidergilde, aus der er hervorgegangen war, zum Trotz führte er in seinem Wappen die Krone der Goslarschen Gewandschneider, um dadurch seine Angehörigkeit zu der vornehmen Wortgilde der Kaufleute oder Kaiserlich privilegierten Großhändler in Tuchwaren anzuzeigen. Außerdem war er noch Grubenherr. Auch als Unterhändler mit den Schweden, die 1632 Goslar heimsuchten, und als alter Herr im Engern Rat spielte er eine Rolle. Verheiratet war Tile mit der Tochter des Stadtvoigtes Andreas Schwencke, deren Mutter der Ehe des Asmus von Uslar mit der Tochter des Berg- und Hüttenherrn Hans Achtermann entstammte. Das beweist besser als alles andere, daß Tile schon bei seiner Heirat höheren Standes war, denn die von Uslars und die Achtermanns gehörten zu den mächtigsten Familien, die es damals in Goslar gab.

---

1) Die D(Deszendenz)-Tafeln sind — dem Charakter der Arbeit entsprechend — sämtlich namensgenealogisch begrenzt (Mannestamm-Tafeln).

2) + = in kindlichem Alter gestorben.

Tafel II.
D-Tafel von Bürgermeister Peter.



Tiles Zweig blühte in Goslar weiter. Sein Enkel Peter erlangte 1710 das Bürgermeisteramt, das er mit fast diktatorischer Gewalt ausübte. Von Peters beiden Enkeln (Tafel II) starb der eine unverheiratet, der andere, Johann Leopold, ein Arzt, wanderte nach Holland aus. Mit ihm erlischt Tiles Nachkommenschaft in Goslar. In Holland blüht sie jedoch noch heute; von den sechs Holländer Urenkeln Johann Leopolds ist einer Pastor, ein anderer Bankier und Bürgermeister, zwei sind Ärzte und die beiden übrigen Getreidehändler und Kommerzienräte.

Ananias war, wie erwähnt, in zweiter Ehe verheiratet mit Anna Brüggemann. Sie war eine entfernte Verwandte von ihm, denn ihre Großmutter war eine geborene Siemens (Tafel III). Der Grad der Verwandtschaft konnte allerdings bislang noch nicht festgestellt werden. Der Ehe Siemens-Brüggemann entsprossen zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der eine jung verstarb; der andere hieß Peter Simens (1586 bis 1650). Peter erlernte, seinem Vater gleich, das Schuhmacherhandwerk. Wahrscheinlich hat er es aber bald an den Nagel gehängt; sein späteres Leben zeigt ihn uns geradezu als Industriellen. Er betrieb nicht nur, wie sein Vater, eine Ölmühle, sondern richtete sich auch eine umfangreiche Branntweinbrennerei ein, in der er den damals sehr beliebten „Petersimenwein“ herstellte. Gewiß bedrückten auch ihn die schweren wirtschaftlichen Lasten, die der Dreißigjährige Krieg besonders infolge der Einquartierung der Schweden der alten Reichsstadt auferlegte; aber trotzdem Peter bei den maßlosen Kriegskontributionen, die die Goslarsche Bürgerschaft aussaugten, als Kollektor seines Sprengels mit

Tafel III.
A-Tafel[1]) von Peter.

Ananias Siemens	Hans Siemens	Hans Siemens
Anna Brüggemann	Barwert Brüggemann	
	Anna Gerke	Albert Gerke
		Gese Siemens

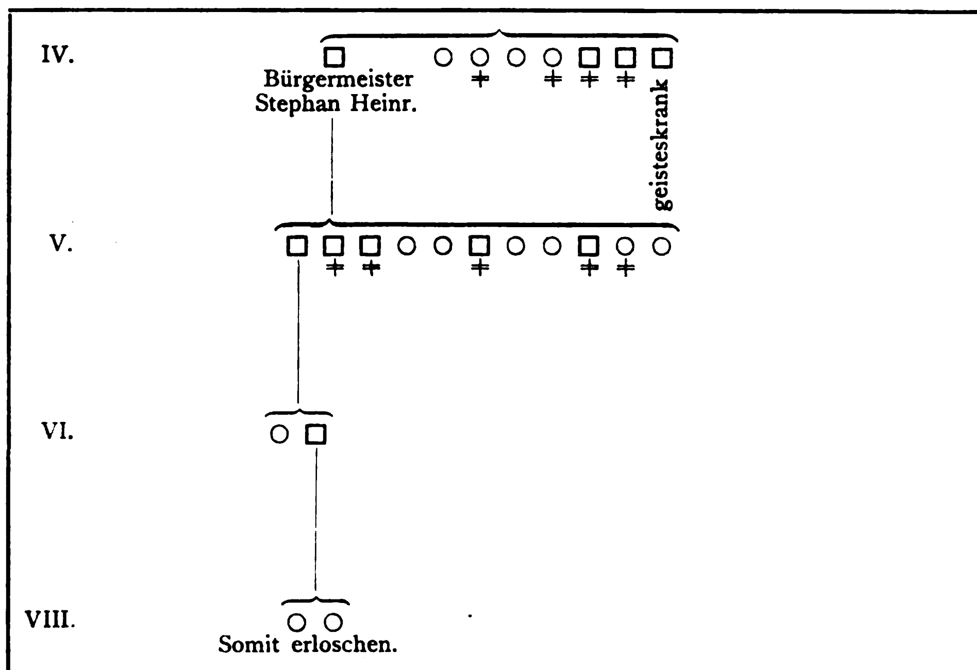
gutem Beispiele voranging, kam er glücklich über die Zeit der großen Not hinweg. Er starb, nachdem er auch im Rate sich verdient gemacht hatte, als Bürger, Ölmüller, Brauer, Brenner und mehrfacher Häuserbesitzer. Daß er ein vermögender Mann war, ist auch daraus zu ersehen, daß er mehr als viermal soviel Gemeindeschoß bezahlte als sein Halbbruder Tile.

II. Generation.

Von Peters Söhnen verdienen Hans Jürgen und Stephan nähere Beachtung. Ihre Mutter war Agnes Oppermann. Die Oppermanns spielen in der Geschichte Goslars mehrfach eine Rolle; 1682—94 ist auch ein Johann Albrecht Oppermann Bürgermeister. — Stephan (1641—1707) war ein angesehener Bürger und Brauer. Er wurde 1691 in den Rat deputiert, 1701 kam er in die engere Wahl zum Bürgermeister, unterlag jedoch seinem Gegenkandidaten. Einer seiner Enkel, Stephan Heinrich, war von 1774—94 Bürgermeister. Crusius nennt ihn: „ein wahrer Patriot, in welchem kein Falsch war". Stephan Heinrichs Nachkommen blühten in Goslar als angesehene Kaufleute noch bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts; dann erlosch diese Linie. (Tafel IV.) Auch die übrigen Nachkommen Stephans, die von Goslar fortzogen, stehen nur noch auf zwei männlichen Augen. — Eine größere Blüte war der Nachkommenschaft Hans Jürgens (1628—94) beschieden. Seinem Berufe nach war er „vornehmer Handelsherr, Bürger und Brauer". Auch als Vormund der Wortgilde, als Stadthauptmann und Achtmann wird er genannt. Der ausgesprochene kommerzielle Geist, dem wir bei seinem Vater Peter begegneten, tritt bei ihm nicht so deutlich hervor. Doch wußte er die ererbten Güter festzuhalten und weise zu verwalten. Im Jahre 1692/93 erbaute er sich ein neues großes Brauhaus, das heute noch in Goslar zu sehen ist und zu den schönsten gehört, die daselbst an der Jahrhundertwende nach dem Dreißigjährigen Kriege erbaut worden sind.[2])

1) Aszendenz-Tafel.
2) Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars. Goslar 1899.

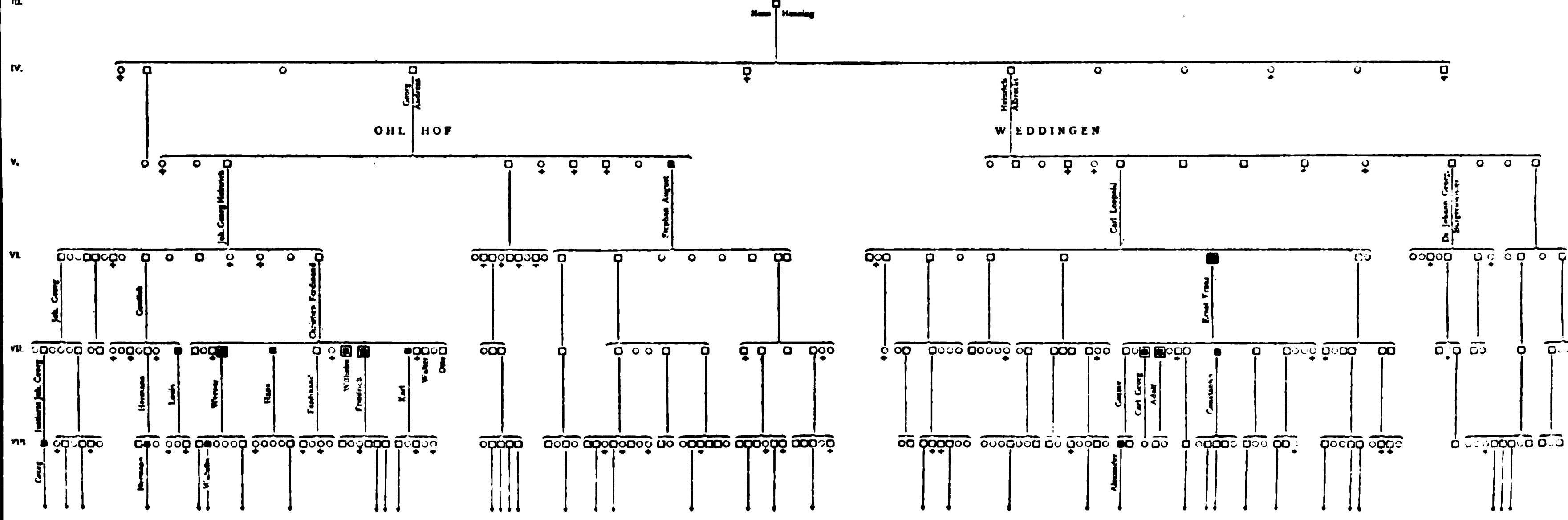
Tafel IV.
D-Tafel von Stephan Heinrich, Bürgermeister.



Bei der Eintragung seines Todes steht im Kirchenbuche vermerkt: „War ein recht frommer, aufrichtiger Mann, der viel Gutes getan, auch den Predigtstuhl mit 200 Gulden bedacht hat."

Hans Jürgen war verheiratet mit Anna Volckmar, der Tochter des Stadthauptmanns und Achtmanns Hans Volckmar und seiner Ehefrau Anna Maria Crevet (Krebs). Die romantische Legende, die mit verschiedenen Einzelheiten schildert, wie Hans Volckmar seine spätere Ehefrau bei der Plünderung Magdeburgs in ihrem Versteck entdeckte und vor den Streichen seiner Kameraden schützte, beansprucht keine größere Bedeutung, zumal sie nur durch mündliche Familienüberlieferung auf uns gekommen und nachgewiesenermaßen unzuverlässig ist. Doch ist nach Kekules von Stradonitz Meinung Anna Maria Crevet „insofern als Ahnfrau für das Geschlecht Siemens wichtig, als durch sie und ihrer Tochter Anna Vermittlung der Kinderreichtum zu einer hervorstechenden Familieneigentümlichkeit des Geschlechtes Siemens bis auf die Gegenwart geworden ist". Die aus diesem Satze erkennbare Auffassung der Fruchtbarkeit als eines dominant vererbenden Merkmals wird durch das jetzt vorliegende erweiterte Material nicht gestützt. Die Frage, ob der Kinderreichtum wenigstens in damaliger Zeit überhaupt ein brauchbarer Maßstab für die Fruchtbarkeit (potentia generandi) war — heut ist er's ganz gewiß nicht mehr! —, wollen wir gar nicht einmal aufwerfen. Aber schon die Ansicht, daß „der Kinderreichtum zu einer

Tafel V.
D-Tafel von Hans Henning
(namensgenealogisch begrenzt).



hervorstechenden Familieneigentümlichkeit des Geschlechtes Siemens bis auf die Gegenwart geworden ist", besteht nach einer von mir darüber angestellten Zählung[1]) keineswegs zu Recht. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit pro Ehe hat danach in keiner Generation die Zahl 6 erreicht. Was zudem die große Fruchtbarkeit der Anna Maria Crevet und ihrer Tochter Anna Volckmar anbetrifft, so übersteigt die erstere mit 11 Kindern keineswegs das Maß, dessen eine Frau normalerweise fähig ist[2]); die andere hat nun gar bloß 6 Kinder geboren. Allerdings kommen unter ihren Nachkommen einzelne Gutsbesitzer vor, die reichlich viel Kinder haben — darunter sogar einer mit 15 (Tafel V). Wie aber die angeführte Zählung ergibt, sind das nur einzelne Fälle, deren Produktivität durch die Minderfruchtbarkeit ihrer Brüder oder Vettern wieder ausgeglichen wird. Mehr als 11 Kinder kommen überhaupt nur bei 4 Personen vor: bei einem Sohn, einem Enkel und zwei Urenkeln von einem gewissen Hans Henning Siemens. Die gemeinsame Stammutter dieser Fruchtbaren ist demnach Hans Hennings Frau Anna Margarete Volprecht. Diese käme also als Trägerin für die Erbmasse des „Kinderreichtums" mit mehr Recht in Betracht als Anna Volckmar. Eingehende Spekulationen darüber erscheinen jedoch zwecklos; einmal, weil der Kinderreichtum wohl in besonders hohem Grade auch von der jeweils angeheirateten Frau abhängig ist, und dann, weil uns das Bild durch die Prävention getrübt wird, von der wir zwar wissen, daß sie wirkt, aber fast niemals, wo sie wirkt.

III. Generation.

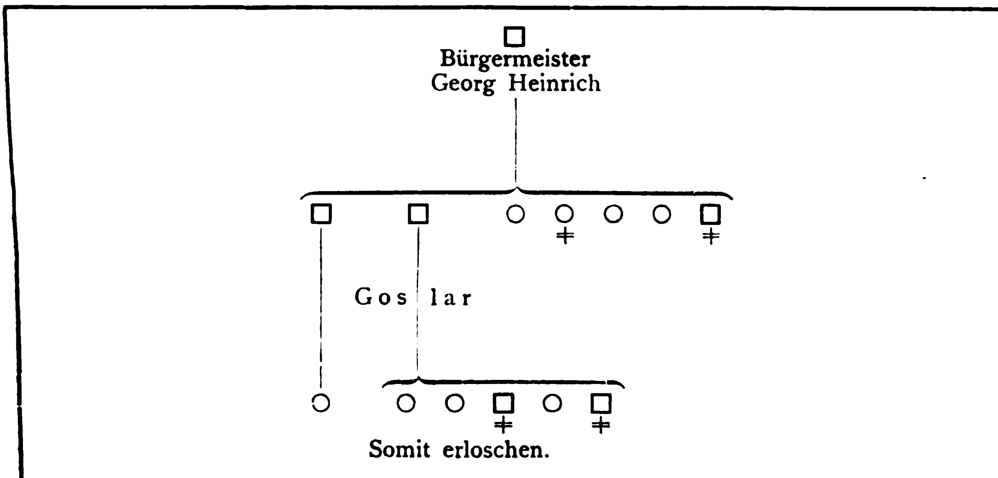
Von den drei Söhnen der Ehe Siemens-Volckmar starb einer als Kind. Die anderen beiden hießen Georg Heinrich und Hans Henning. Georg Heinrich war von 1730—34 Bürgermeister von Goslar. Sein Bild hängt noch im Goslarer Stadtmuseum. Sein Stamm endete mit seinen beiden Enkeln, die im Alter von 1 und 4 Jahren starben (Tafel VI).

Hans Hennings Stamm aber sollte weiter blühen. Hans Henning (1667—1725) war „vornehmer Kontrahent und Handelsherr". Er betrieb die Ölmühle, die er von seinem Vater geerbt hatte, pachtete die Städtische Sägemühle und kurze Zeit darauf noch außerdem das dem Kloster Neuwerk gehörende große Gut Ohlhof, das von nun ab über ein Jahrhundert bei der Familie blieb. Hans Henning war der erste Gutspächter der Familie Siemens. Daß er aber seinen Beruf verstanden hat, wird durch den Rat der Stadt Goslar selbst bezeugt. In einer Ratsakte heißt es, daß er die Pacht für zwei Pachtperioden behalten solle, „damit er

1) Hermann W. Siemens, Die Familie Siemens. Ein kasuistischer Beitrag zur Frage des Geburtenrückgangs. Dieses Archiv, 11. Bd., 4. Heft.

2) Vgl. J. Graßl, Der Erfolg alter und neuer ehelicher Geschlechtssitten in Bayern. Dieses Archiv, 10. Bd., 5. Heft.

Tafel VI.
D-Tafel von Georg Heinrich, Bürgermeister.



das viele Geld, was er in den verwahrlosten Hof gesteckt, auch genießen könne". Hans Henning war mit Anna Margarete Volprecht verheiratet, von der nichts Näheres bekannt ist.

IV. Generation.

Den Ohlhof erbte sein Sohn Georg Andreas und dann wieder dessen Sohn Stephan August (Tafel V). Aber auch die anderen Nachkommen Hans Hennings ziehen sich meist vom Stadtleben zurück und führen als Gutspächter oder -eigentümer ein stilles Leben. Damit wird uns die Möglichkeit genommen, nähere Einblicke in die geistige Beschaffenheit dieser Leute zu gewinnen. Wir treffen nun vorläufig keine Männer mehr, die sich, dem Münzer Hans gleich, durch ihre Erfolge betäubt in tollkühne Spekulationen stürzen oder die, gereizt durch die lärmende Konkurrenz, dem Schneider Tile gleich ihrem lebendigen Unternehmungsgeiste folgen; wir treffen vorläufig niemand mehr, der wie Ananias mehrere Berufsarten in einer Person vereinigt, oder der wie Peter eine ausgesprochene industrielle Befähigung zeigt. Die, denen wir uns jetzt zuwenden müssen, sind fast ausschließlich Leute, welche draußen in der Ruhe des Dorflebens ihr Land verwalten; und wenn auch hie und da erkennbar wird, daß sie dabei mit besonderer Umsicht zu Werke gehen, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie im übrigen den bekannten Wirkungen der Einförmigkeit und Konkurrenzarmut des Landlebens erliegen: ihre besonderen Fähigkeiten — wo solche vorhanden sein mögen — schlummern, vulgär ausgedrückt: sie verbauern.[1])

Zwei Söhne Hans Hennings haben männliche Nachkommen: Georg Andreas, der den Ohlhof erbt, und Heinrich Albrecht, der Pächter

1) Dieser Ausdruck soll hier natürlich kein Werturteil enthalten.

des Gutes Weddingen. Beide haben eine bis auf den heutigen Tag blühende Nachkommenschaft, die demnach in die Ohlhofer und Weddinger Linie zerfällt (Tafel V). Die beiden brüderlichen Gutspächter, die — von Ananias an gerechnet — der IV. Filialgeneration angehören, bieten in ihrem Leben und Treiben nichts Auffälliges. Beide sind nicht nur Landwirte, sondern gleichzeitig Haus- und Mühlenbesitzer in Goslar und beide heiraten Frauen aus guten Goslarer Familien; Georg Andreas heiratet die Tochter einer „richtigen" Cousine: Agnes Marg. Hedw. Koch; Heinrich Albrecht heiratet Elisabeth Kath. Sternberg, die Tochter des „vornehmen Bürgers und Brauers" Johann Simon Sternberg.

V. Generation.

Unter den aus diesen beiden Ehen stammenden Kindern begegnen uns vier Männer, mit denen wir uns näher befassen müssen. Die Brüder Johann Georg Heinrich und Stephan August sind Söhne des Georg Andreas und der Agnes Marg. Hedw. Koch (Tafel VII). Johann Georg Heinrich (1735—1805), der Großvater der berühmten Erfinderbrüder, wurde, da sein jüngster Bruder Stephan August die Pacht des Ohlhofs erbte, Amtsrat in Schauen und Wasserleben, den Gütern des Reichsfreiherrn von Grote. Von ihm ist nur zu berichten, daß er in seinem Beruf außerordentlich tüchtig gewesen sein muß, denn in einem Briefe des Reichsfreiherrn heißt es: „Der Amtmann Joh. Georg Siemens hat, als er 1762 zu Schauen Pächter wurde, nur mit 2000 Talern angefangen, später zwar 8000 Taler geerbt, also 10000 Taler; als er aber 1792 die Pacht verließ, hatte er 40000 Taler im Vermögen, sich also 30000 Taler durch die Schauensche Pacht erworben in 30 Jahren und eigentlich mehr, wenn man die Summe für die sehr gute Erziehung seiner 12 Kinder, besonders seiner vielen Söhne, berücksichtigt, an die er sehr viel gewendet haben muß. Es war ihm zu gönnen, denn er war ein redlicher Mann." Johann Georg Heinrich heiratete wieder eine Verwandte, nämlich seine „richtige" Cousine Henriette Elisabeth Huet, die ihm 15 Kinder gebar.

Johann Georg Heinrichs jüngster Bruder Stephan August (1746 bis 1833) erbte — wie gesagt — die Pacht des Ohlhofes. Sind wir bisher nur erfolgreichen Verwaltungsbeamten (Benedikt, Bürgermeister Peter, Bürgermeister Georg Heinrich, Bürgermeister Stephan Heinrich), industriellen und kommerziellen Talenten (Bartel, Hans, Ananias, Tile, Peter) und Landwirten von besonderer Tüchtigkeit (Hans Henning, Johann Georg Heinrich) begegnet, so tritt uns in Stephan August zum ersten Male ein Mann entgegen, von dem es — nach dem Ausdruck Kekules von Stradonitz — feststeht, „daß er die kennzeichnende Neigung der Siemens zur Naturwissenschaft und Mechanik, daß er den Erfindertypus in hervorragendem Grade gehabt hat". In der Tat ist es höchst auf-

Tafel VII.

A-Tafel von Joh. Georg Heinrich und Stephan August.

Georg Andreas Siemens	Hans Henning Siemens	Hans Jürgen Siemens ■	Peter Siemens
			Agnes Oppermann
		Anna Volckmar ●	Hans Volckmar, Stadthauptmann
			Anna Maria Crevet
	Anna Marg. Volprecht		
Agnes Marg. Hedw. Koch	Magister Joh. Andreas Koch, Archidiakonus		
	Anna Hedwig Siemens	Georg Heinr. Siemens Bürgermeister	Hans Jürgen Siemens ■
			Anna Volckmar ●
		Cathar. Elis. Göckell	Hans Jürgen Göckell, Ratsherr

fallend, daß Stephan August in der anregungsarmen Einsamkeit seines Landlebens neben der Ökonomie sich mit Drechselei und Anfertigung optischer Instrumente beschäftigte. Noch in hohem Alter hatte er einer wohlverbürgten Familienüberlieferung zufolge große Freude daran, seine Enkel, die dafür Verständnis zeigten, stundenlang über solche Dinge zu belehren und die Aufmerksamen durch das Geschenk eines selbstgefertigten Mikroskops oder Fernrohrs zu erfreuen. Ein solches von ihm gefertigtes und noch gut brauchbares Mikroskop und ein selbstgefertigtes Schachspiel mit Figuren befinden sich noch im Besitz der Familie. Stephan August war verheiratet mit Helene Quidde, der Tochter eines Kämmerers in Dardersheim. Von seinen zahlreichen Nachkommen (Tafel V) ist keiner hervorgetreten.

Wenden wir uns nun von diesen Söhnen des Georg Andreas zu ihren Vettern von der Weddinger Linie, den Söhnen des Heinrich Albrecht. Auch hier müssen wir zwei Brüdern unsere Aufmerksamkeit zuwenden: Carl Leopold und Dr. Johann Georg. Sie stammten — wie erwähnt — mütterlicherseits aus dem Geschlechte des vornehmen Brauers Johann Simon Sternberg. Ein Johann Christoph Sternberg, der derselben Familie angehört haben muß, war von 1770—73 Bürgermeister von Goslar. Carl Leopold (1730—1808) war wie seine besprochenen Vettern Gutspächter; zuerst in Kniestedt und Volkersheim, dann Oberamtmann in Lutter am Barenberge. Die Pacht der Domäne Lutter vererbte sich gleich der des Ohlhofs vom Vater auf den Sohn und von diesem auf

den Enkel, so daß auch sie etwa 100 Jahre lang im Besitz der Familie blieb. Carl Leopold heiratete Sabine Just. Bruel, die Tochter eines Oberförsters in Herzberg.

Carl Leopolds Bruder schließlich, Dr. Johann Georg (1748—1807), gehörte zu den wenigen Familienmitgliedern, die der Stadt ihrer Väter treu geblieben waren. Er studierte die Rechte in Helmstedt und ließ sich nach beendetem Studium als Advokat in Goslar nieder. Als er bald darauf in die Verwaltung eintrat, befanden sich die ökonomischen und rechtlichen Angelegenheiten Goslars im kläglichsten Zustande. Die öffentlichen Kassen hatten das Zahlen eingestellt, die Stadtkämmerei steckte in tiefsten Schulden. Weder Handwerkern noch Tagelöhnern, nicht einmal dem Nachtwächter vermochte die Stadt den verdienten Lohn zu geben, ja, selbst den Armen ward ihr allwöchentliches Almosen vorenthalten. Prediger und Lehrer bettelten vergeblich jahrelang um die Auszahlung ihres Gehalts.[1]) Und die rechtlichen Verhältnisse waren so empörend, daß man in der Umgebung der Reichsstadt, wenn man irgendwelche heillosen Zustände beschreiben wollte, nur kurz von einer „goslarschen Justiz“ sprach. Sicher gehörte Mut dazu, gegen eine so tiefgreifende Verderbnis anzugehen. Aber mit eiserner Faust begann Dr. Joh. Georg, nachdem er Gemeinde-Worthalter[2]) geworden war, die große Reform der Goslarer Stadtverwaltung, die im wesentlichen sein Werk wurde. Die vollständige Geschichte der vielseitigen Finanzoperationen, wodurch es ihm gelang, schon nach kurzer einjähriger Verwaltung stets prompte Zahlung für die schwer verschuldete Stadt zu leisten, alle zu befriedigen, viele Rückstände abzutragen und eine Menge außerordentlicher Ausgaben zu bestreiten, kann hier nicht geschildert werden. Er hat den öffentlichen Kredit der alten guten Reichsstadt wiederhergestellt, Ordnung in alle öffentlichen Ausgaben und Einnahmen gebracht und statt des bisherigen jährlichen Defizits von mehr als 2000 Talern einen steigenden Überschuß gewonnen.[3]) Da geriet er mit dem Syndikus Sieber, einem der Hauptschuldigen an der Verrottung des Stadtwesens, bei seinen Bemühungen, denselben seines Amtes zu entsetzen, in einen unheilvollen Prozeß, aus dem er, in Wien als Jakobiner angeschwärzt, nur mit Mühe sich rettete. Der Rat mußte sich dem Beschlusse des Kaiserlichen Reichshofrats fügen und Siemens — wenigstens formell — seiner Stelle entsetzen, aber er tat das nicht, ohne ihm ein schmeichelhaftes Lob zu zollen. Auch auswärtige hochgestellte Personen „verfehlten nicht, die-

1) E. Crusius, Geschichte der Kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar am Harze. Osterode 1842.

2) Der Achtmann, der die Rechnung über sämtliche Stadtgüter zu führen hatte.

3) Namenlos, Reformation ohne Revolution in der Kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar. „Girtanners Politische Annalen.“ Bd. VI. Berlin 1794.

sem Märtyrer der guten Sache ihre ehrenvolle Anerkennung zuteil werden zu lassen".[1]) Drei Jahre später wurde er bereits von neuem mit seinem Amte betraut und er erhielt bei seiner feierlichen Wiedereinsetzung von der dankbaren Bürgerschaft eine große Medaille, die sich noch im Besitz der Familie befindet. Im Jahre 1800 endlich wurde er „mit allgemein frohem Beifalle der Bürgerschaft" zum Bürgermeister gewählt. Er war der letzte regierende Bürgermeister der freien Reichsstadt, der vierte seines Geschlechts. Als im Jahre 1802 die Goslarsche Freiheit endete und die einstige Kaiserstadt unter das Regiment der preußischen Könige kam, wurde Dr. Johann Georg in Anerkennung seiner Verdienste von Friedrich Wilhelm III. zum Kriegsrat ernannt; so war es diesem „Mann von ebenso vorzüglichen Anlagen, als feurigem Patriotismus"[1]) möglich, noch bis zu seinem Tode seine erprobten Kräfte für das Wohl seiner Vaterstadt einzusetzen. — Dr. Johann Georg war verheiratet mit Charlotte Elis. Juste Bentzin, eines Advokaten Tochter. Sein einziger Urenkel (Tafel V), ein Gutsbesitzer, lebt seit 1889 in kinderloser Ehe. Mit ihm wird dieser Zweig erlöschen.

VI. Generation.

Wir kommen nun zur nächsten, VI. Generation. Lernten wir schon in Stephan August eine Persönlichkeit mit ausgesprochenen technisch-mechanischen Neigungen kennen, so tritt uns nun zum ersten Male ein Mann gegenüber, der sich als Erfinder einen Namen machte. Und doch ist auch er kein Techniker von Beruf, sondern Landwirt wie sein Vater. Franz Ernst (1780—1854), so heißt der Erfinder, ist ein Sohn von Carl Leopold in Lutter. Er war Pächter der Domäne zu Pyrmont, später Gutsbesitzer in List bei Hannover. Die Notwendigkeit, die Brennerei seines Gutes zu leiten, veranlaßte ihn, einem möglichst zweckmäßigen Brennereibetriebe seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. So kam er auf den Gedanken, Aräometer und Thermometer, das Sieden und Zerkleinern der Kartoffeln bei hoher Temperatur sowie die Anwendung des Wasserdampfes zur Destillation anzuwenden und zu empfehlen. Sein patentiertes Verfahren beschrieb er in einem Buch, das 1835 seine 4. Auflage erlebte. Durch seine Neuerungen gab er die erste Anregung zu einem zweckmäßigen Betriebe der Brennereien. Aber auch auf anderen verwandten Gebieten war sein erfinderischer Geist erfolgreich tätig. So schrieb er auch über Malzbereitung und wies als Erster die Zweckmäßigkeit der Eishäuser statt der Eiskeller nach. Für seine Verdienste erhielt er den schwedischen Wasa-Orden, mit dem der persönliche Adel verbunden war.

Wenden wir uns nun von der Weddinger Linie fort und der glei-

1) Crusius, a. a. O.

Tafel VIII.

A-Tafel von Joh. Georg, Gottlieb und Christian Ferdinand.

Joh. Georg Heinrich Siemens	Georg Andreas Siemens	Hans Henning Siemens ■	Hans Jürgen Siemens □
			Anna Volckmar +
		Anna Marg. Volprecht ●	
	Agnes Marg. Hedw. Koch	Magister Joh. Andreas Koch, Archidiakonus	
		Anna Hedwig Siemens	Georg Heinr. Siemens, Bürgermstr. □ +
			Cathar. Elis. Göckell
Sophie Elis. Huet	Joh. Daniel Huet, Kgl. Preuß. Oberamtmann zu Wülperode und Stötterlingenburg	Burchard Martin Huet Kgl. Preuß. Amtmann und Kommissionsrat zu Wülp und Stött.	
		Elisabeth Sacer aus Wolfenbüttel	
	Johanne Gertrud Siemens	Hans Henning Siemens ■	Hans Jürgen Siemens □
			Anna Volckmar +
		Anna Marg. Volprecht ●	

chen Generation in der Ohlhofer Linie zu, so begegnen uns dort drei Brüder, mit denen wir uns näher befassen müssen: Johann Georg, Gottlieb Ludw. Jul. und Christian Ferdinand. Sie sind die Söhne von Johann Georg Heinrich und seiner Ehefrau Sophie Elis. Huet. In ihrer A-Tafel (Tafel VIII) kommt Hans Henning zweimal, dessen Vater Hans Jürgen dreimal vor, da sowohl der Vater der Brüder als auch ihr Großvater eine Verwandtenehe geschlossen hatte. Alle drei sind ihrem Vater gleich Landwirte. Johann Georg (1764—1827), der älteste, war erst Pächter in Langenstein, dann in Hayn. Der warme Nachruf, der über ihn in den „Harzboten" erschien, läßt darauf schließen, daß er sehr tüchtig in seinem Beruf und als Mensch hoch geachtet und beliebt war. Er heiratete in erster Ehe Sophie Barkhausen, die Tochter eines Geheimen Rates in Halle, die dadurch bemerkenswert ist, daß sie ein lebhaftes Interesse für Naturwissenschaften, besonders für Chemie zeigte, eine Eigenschaft, die bei Frauen sicher nicht häufig angetroffen wird.

Gottlieb Ludw. Jul. (1776—1854) war Gutsbesitzer in Rhoden bei Hornburg. Von ihm ist uns gar nichts Näheres bekannt. Er heiratete Sophie Joh. Henr. Schröder aus Blankenburg. Ein Sohn dieser Ehe war Louis, von dem wir noch hören werden.

Mit Christian Ferdinand (1787—1840) endlich, dem jüngsten Sproß von 15 Geschwistern, müssen wir uns eingehender befassen, da er der Vater der „vier berühmten Erfinderbrüder" wurde. Christian Ferdinand

hatte die gelehrte Schule in Ilfeld am Harz und darauf die Universität Göttingen besucht, um sich gründlich für den auch von ihm gewählten landwirtschaftlichen Beruf vorzubilden. Aber trotz dieser guten Unterlagen und im Gegensatz zu seinen Brüdern, Vettern und — wie wir gesehen hatten — zum Teil sehr erfolgreichen Vorfahren hatte er kein Glück in seinem Berufe. Im Jahre 1839, wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er an seinen Sohn Werner:[1])

„Ich muß durchaus 70 Jahre alt werden (schrecklich zu sagen), 'sonst lasse ich hilflose Waisen zurück. Geld ist sehr knapp; denn bei den großen Ausgaben habe ich keinen Raps.[2]) — — — Mache durch dickes Couvert deinen Brief nicht so schwer, daß er 1½ Porto kostet."

Und kurz darauf schrieb er an seinen Sohn Wilhelm, der noch auf der Schule war:

„Ich bin nie so in Geldmangel gewesen wie diesen Herbst. Ich hätte dir gern deinen Bedarf bis Ostern geschickt, aber ich will froh sein, wenn ich mich so durchhelfe."

Nach seinem Tode berichtete sein Sohn Hans, der das Gut noch eine Zeitlang bewirtschaftete:

Das Gut hier „war gänzlich im Verfall. Vater hätte sich kein Jahr mehr halten können. Pacht war beinahe 2000 Taler rückständig, Zinsen lange nicht bezahlt, das Vieh gänzlich aus der Reihe, der Acker seit langer Zeit nicht gehörig bestellt. Kurz, es mangelte allenthalben."

Einzelheiten über Christian Ferdinands Charakter verdanken wir der Initiative Francis Galtons. Dieser unterdessen zu so hoher Anerkennung gelangte Forscher veranlaßte nämlich im Jahre 1873 neben anderen hervorragenden Männern auch Wilhelm Siemens (s. u.), über sich und seine Eltern Auskunft zu geben. Wilhelms Äußerungen wurden später auszugsweise veröffentlicht.[3]) — Christian Ferdinand hatte einen empfänglichen Sinn und war begeisterungsfähig für die Sache des Vaterlandes, besonders für die Einigung des Deutschen Reiches; aber er war auch jähzornig:

„seine Heftigkeit ward leicht und mächtig erregt".

War er im Grunde dabei auch herzensgut, ja sogar weichherzig, so strafte er doch unerbittlich, wenn eins seiner Kinder seine Pflicht nicht tat, nicht wahrhaft war, oder sonst unehrenhaft handelte. Er interessierte sich sehr für Geschichte und besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis nicht nur für historische Ereignisse, sondern auch für Zahlen und Namen in der Geschichte des Altertums und der Neuzeit. Ein halbes Jahr lang unterrichtete er seine ältesten Kinder, Mathilde und Werner, selbst. Werner erzählt davon in seinen Lebenserinnerungen[4]):

„Der Abriß der Weltgeschichte und Völkerkunde, den er uns diktierte, war geistreich und originell und bildete die Grundlage meiner späteren Anschauungen."

---

1) Richard Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens. Bd. I. Jena (Gustav Fischer) 1906.

2) Die Ölfrüchte spielten damals in der Landwirtschaft eine besonders große Rolle.

3) W. Pole, Wilhelm Siemens. Berlin 1890.

4) Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin 1892; 7. Aufl. 1901/04.

In seinem Urteil war er unabhängig, dabei aber, wie Wilhelm sagt, „entschieden exzentrisch, wenn es sich darum handelte, seiner Abneigung gegen allen Unsinn und leere Förmlichkeit Ausdruck zu verleihen."

Irgendeine nähere Bekanntschaft mit den technischen und wissenschaftlichen Gegenständen, durch die seine Söhne sich so bedeutenden Ruf erwarben, hat er nicht besessen. So erinnert er uns im Verhältnis zu seinen Söhnen einigermaßen an den alten Rat Goethe: entschieden originell, in Einzelheiten sogar fast ein „Original", im übrigen jedoch ohne hervorragende geistige Besonderheiten und vor allem ohne jede Spur von der speziellen Begabung seiner Nachkommen. Kaufmännische und organisatorische Fähigkeiten, wie sie besonders bei seinen Söhnen Werner und Karl so stark hervortreten, hat auch von ihm — wenngleich in einem anderen Milieu — das Leben verlangt. Daß er sie offenbar nicht besessen hat, sahen wir bereits. Nach Ehrenbergs Angaben betrug das Erbteil jedes seiner hinterbliebenen zehn Kinder anscheinend etwa 180 Taler.

Christian Ferdinand heiratete im Alter von 25 Jahren Eleonora Deichmann (1792—1839), die Tochter des Amtmanns Ludwig August Deichmann, bei dem er in Poggenhagen bei Hannover die Landwirtschaft praktisch erlernt hatte. Auch über sie sind uns Einzelheiten bekannt. Sie war — nach Wilhelms Äußerungen[1] — zart, von Jugend auf gesund, später aber häufig nervösen Anfällen unterworfen. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, war hochherzig und ihren Kindern gegenüber hingebend, ohne sie zu verziehen oder zu verzärteln; sie besaß ein etwas übertriebenes Pflichtgefühl, dabei aber einen sanften und liebenswürdigen Charakter.

„Die Liebe zu ihr war das feste Band, das die Familie zusammenhielt, und die Furcht, sie zu betrüben, bildete für uns Geschwister stets die wirksamste Schutzwehr für unser Wohlverhalten."[2]

Tafel IX.

A-Tafel von Eleonora Deichmann.

I.	II.
Ludwig August Deichmann, Amtmann und Gutsbesitzer in Poggenhagen bei Hannover	Adolph Wilhelm Deichmann, Amtmann in Freudenberg
	M. H. Becker
Joh. Magd. Georg., genannt Eleonora, Scheiter	Johann Andreas Scheiter
	A. E. Bartels

I, 1 * 1768, 28. April zu Freudenberg, † 1819, 29. Dezember.
I, 2 * 1765, 19. Juni.
II, 1 * 1735, 23. November zu Aerzen.
II, 1 ∞ II, 2 1766, 24. Juli.
II, 3 * 1741, 11. April zu Clausthal.
II, 3 ∞ II, 4 1764, 14. Juni in Clausthal.

1) Pole, a. a. O. 2) Werner von Siemens, a. a. O.

Von ihr wird auch berichtet, daß sie die Dichtkunst liebte und „wohl selbst zuweilen" gedichtet habe. Eleonores Vater stammte, den Siemens gleich, aus einer Landwirtsfamilie; ihre Mutter war eine geborene Scheiter aus Clausthal (Tafel IX.).

VII. Generation.

Nach Betrachtung dieser drei Brüder, Johann Georg, Gottlieb und Christian Ferdinand, wenden wir uns ihren Söhnen und damit der VII. Generation zu, die für unsere Untersuchung die wichtigste ist. Der Justizrat Johann Georg (1805—79) ist ein Sohn von Johann Georg in Langenstein und Sophie Barkhausen. Trotz seiner richtigen Vetterschaft mit den Erfinderbrüdern, und trotzdem seine Mutter ausgeprägte naturwissenschaftliche Neigungen zeigte, treffen wir bei ihm keinerlei naturwissenschaftliche Interessen. Er war ein tüchtiger Jurist und verfaßte verschiedene juristische Bücher. Auch erwarb er sich die Rettungsmedaille am Bande. Von der soliden Art seiner Lebensauffassung gibt uns sein Ausspruch:

„Sparsamkeit und Fleiß sind ein schönes Vergnügen"

eine aphoristische Vorstellung.[1]) Er wurde Mitbegründer der Firma Siemens & Halske, denn er erkannte frühzeitig Werners vielversprechende Gaben und gab deshalb die 6842,20 Taler her, die das Anfangskapital der Weltfirma darstellten. Er schrieb damals an eine Schwester seines Vaters:

„Werner Siemens, der, wie du weißt, ein sehr erfinderischer Kopf ist, hat einen neuen galvanischen Telegraphen konstruiert. Dieser hat hier schon allgemeine Aufmerksamkeit erregt und wird sowohl vom Staat als von mehreren Eisenbahndirektionen angenommen werden. Um uns den Vorteil nicht ganz entgehen zu lassen, haben Werner, ein Mechanikus Halske und ich die Anlegung einer gemeinschaftlichen Fabrik beschlossen, die sofort ins Leben treten soll, und deren Statuten ich jetzt entwerfe." (8. 9. 1847.)

Anteil an der Geschäftsleitung hatte Justizrat Johann Georg nicht. Für unsere Untersuchung ist dieser Mann insofern von Bedeutung, als das einzige Kind, das seiner Ehe mit Marie von Sperl, der Tochter eines Gutsbesitzers, entsprang, Georg von Siemens war, auf den wir ausführlicher zurückkommen müssen. Justizrat Johann Georg hatte einen Halbbruder, der zweiten Ehe seines Vaters entstammend; derselbe war gleichfalls Jurist, zuletzt Amtsgerichtsrat.

Des Justizrats Johann Georg Vetter, Louis (1819—92), war der Sohn des Gutsbesitzers Gottlieb Ludw. Jul. in Rhoden und seiner Ehefrau Sophie Joh. Henr. Schröder, die angesehenen Blankenburger Kaufmannsfamilien entstammte (Tafel X).

Auch Louis war, wie sein Vater, Gutsbesitzer. Irgendeine technische Ausbildung hat er meines Wissens nicht genossen. So wird auch er — wie Franz Ernst, den wir oben besprochen haben — die haupt-

1) Lebensregeln 1820.

Tafel X.

A-Tafel von Louis.

I.	II.	III.	IV.	
Gottlieb L. J. Siemens	Joh. Georg Heinr. Siemens	Georg Andr. Siemens	Hans Henning Siemens	■
			Anna Marg. Volprecht	●
		Agnes M. H. Koch	Magister Joh. Andreas Koch	
			Anna Hedwig Siemens	
	Sophie E. Huet	Joh. Daniel Huet	Burchard Martin Huet	
			Marg. Elis. Sacer	
		Joh. Gertrud Siemens	Hans Henning Siemens	■
			Anna Marg. Volprecht	●
Sophie J. H. Schröder	Joh. Heinrich Schröder	Joh. Heinrich Schröder	Hans Heinrich Schröder	
			Gertrud Maria Winckelmann	
		Cath. Elis. Röbber	Johann Melchior Röbber	□
			Maria Elis. Linde	+
	Sophie Henr. Röbber	Georg Christian Röbber	Johann Melchior Röbber	□
			Maria Elis. Linde	+
		Anna Maria Herweg	Tobias Andr. Herweg	
			Dorothea Elis. Dörge	

II, 3 1734—1812, Blankenburg, Kauf- und Handelsmann.
III, 5 1693—1775, Blankenburg, „Fürnehmer Bürger und Brauer".
III, 7 1708—1769, Blankenburg, Bürger, Kauf- und Handelsmann.
IV, 9 Blankenburg, „Fürnehmer Bürger, Brauer und Knochenhauer".
IV, 11 und 13 Blankenburg, Bürger, Brauer, Schuster und „Kirchvater".
IV, 15 Blankenburg, Kauf- und Handelsmann.
V, 17 Hanß Schröter, Ackersmann und Einwohner in?
V, 23 und 27 Philipp Linde, Knochenhauermstr. in Blankenburg.
V, 29 Franziscus Herweg, Pastor in Börnecke.
V, 31 Zacharias Dörge, „Kirch-Vater und Gemeinherr" in Blankenburg.

sächlichsten technischen Anregungen dem Brennereibetriebe verdanken, den er auf seinem Gute in Langen-Reichenbach leitete. Lange hat er allerdings nicht auf dem Lande gelebt. Er verpachtete sein Gut und zog zunächst nach Dresden. Im Jahre 1865 erhielt er ein österreichisches Patent auf einen Zentrifugalkühlapparat, dem drei Jahre später ein preußisches folgte. 1868 erhielt er ein bayrisches Patent auf den von ihm erfundenen Maisch- und Würzekühler; 1879 ein englisches auf Dochtkohlen. Wichtiger für sein späteres Leben waren jedoch ein paar andere Erfindungen. Im Jahre 1862 wurde Werner Siemens von seinem Bruder Karl darauf aufmerksam gemacht, daß in Rußland dringender Bedarf nach Spiritusmeßapparaten vorhanden sei. Zu gleicher Zeit wurde Wernern eine Idee mitgeteilt, die ein Pole über die Anfertigung eines solchen Apparates gehabt hatte.[1]) Die Idee gefiel ihm sehr, und

1) Ehrenberg, a. a. O.

er konstruierte danach einen Apparat, der seit 1862 in Berlin fabrikmäßig hergestellt und nach Rußland exportiert wurde. Aber der Apparat befriedigte in seiner damaligen Gestalt nicht und brachte statt der erhofften Gewinne zunächst Verluste, die erst nach Jahren wieder ausgeglichen wurden. Werner schrieb damals an Karl:

„Was solche Geschichten für unendliche Schwierigkeiten machen, wenn es ans Fertigmachen geht, davon hast du, glaube ich, eine zu geringe Meinung. Das sehe ich wieder so recht schlagend an den Alkoholometern." (21. 3. 1864.)

Unterdessen aber war Louis mit dem Apparat bekannt geworden, und es gelang ihm, mehrere wesentliche Änderungen zu erfinden. Infolge dieser Verbesserungen berechtigte der Apparat zu neuen Hoffnungen. Daher gründete Werner mit seinem Vetter Louis für die Fabrikation dieser Apparate im Jahre 1872 eine eigene Firma, Gebr. Siemens & Co., die anfangs der Leitung Louis' unterstellt war, aber erst später unter der Prokura Hermanns (s. u.), des Neffen von Louis, emporblühte. Louis gehört, wie wir sehen, nicht zu den bedeutenden Erfindern der Familie; doch darf unsere Untersuchung nicht an ihm vorbeigehen, da auch bei ihm — zumal wenn man seine fehlende bzw. mangelhafte wissenschaftlich-technische Ausbildung gebührend in Betracht zieht — der Erfindertypus unverkennbar ist. Als Kaufmann zeigte er — soviel mir bekannt — keine besonderen Fähigkeiten. Er war verheiratet mit Johanne Graetzel; sein einziger männlicher Nachkomme starb als Kind.

Nun kommen wir zu Justizrat Johann Georgs und Louis' Vettern, den „vier berühmten Erfinderbrüdern". Sie entstammen der Ehe von Christian Ferdinand und Eleonora Deichmann. Ihre Namen sind: Werner, der „Berliner Siemens", Wilhelm, der „Londoner Siemens", Friedrich, der „Dresdner Siemens" und Karl, der „Petersburger Siemens". Man wird Kekule von Stradonitz zustimmen, wenn er sagt, es sei „in die Augen springend, daß es sich bei ihnen nicht etwa nur um sehr gescheite, begabte Köpfe handelt, die das Glück gehabt haben, mehr zufällig irgendeine brauchbare Verbesserung irgendwelcher Art zu erfinden und nutzbar zu machen, sondern um Vertreter eines bestimmten Typus, eben des Erfindertypus, d. h. um Personen, die sich planmäßig und wissenschaftlich an die Lösung irgendeiner Aufgabe machten, auf die sie kamen, deren Lösung ihnen wichtig oder nützlich erschien, und die sie dann einer meist glücklichen Lösung entgegenführten". Allerdings gilt dieser Satz nur mit einer Einschränkung: Karl ist — entgegen einer häufigen Annahme — gar kein Erfinder gewesen; seine hervorragenden kaufmännischen Anlagen befähigten ihn jedoch, bei den brüderlichen Unternehmungen eine bedeutsame Rolle zu spielen, die wir noch würdigen werden. Trotzdem kann man — wenn man will — die Vierzahl der Erfinderbrüder aufrechterhalten. Es war näm-

lich noch ein anderer, weniger bekannter Bruder da, Hans, der — wenn auch in weit geringerem Grade — dem Erfindertypus angehörte; warum seine Unternehmungen dennoch ohne wirtschaftlichen Erfolg blieben, werden wir noch sehen.

Der ohne Zweifel bedeutendste und deshalb auch bekannteste der Brüder war Werner (1816—92). Je näher man mit seinem Leben und seinen Werken bekannt wird, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, daß er in der Geschichte der Technik dasteht wie Goethe in der Geschichte der Literatur. Der Vergleich mag übertrieben klingen; aber er drängt sich einem auf angesichts der Komplexität seiner hervorragenden Eigenschaften: neben dem vielen Licht, das von ihm ausgeht, suchen wir vergeblich nach Schattenseiten. In gleicher Weise war er geistvoll als Erfinder, tüchtig und überaus vornehm als Kaufmann, schneidig als Offizier, allen überlegen durch die Ruhe seines Temperaments, dennoch feurig in seinem Patriotismus und rührend im familiären Verkehr; seinen Brüdern besonders war er sein Leben lang ein treusorgender Vater. Niemand wird das ausgezeichnete, nach authentischen Quellen — dem privaten geschäftlichen Briefwechsel der Brüder[1]) — zusammengestellte Buch von Ehrenberg lesen können, ohne einen gewaltigen Respekt vor Werner zu bekommen. Als Erfinder war er von einer Vielseitigkeit, die einem unfaßbar erscheint. Und wie sehr die Erfindergabe von Natur aus in ihm lag, zeigt uns eine interessante Begebenheit aus seiner Jugend. Er hatte sich, damals noch Artillerieoffizier, an dem Ronge-Kultus „gegen Reaktion und Muckertum" beteiligt und sollte nun zur Strafe von der Artillerie-Werstatt, an die er kommandiert war, zu seinem Regiment zurückversetzt werden. Das aber war ein Schlag, der alle seine Lebenspläne zerstörte. Um dieses Schicksal abzuwenden, fiel ihm nur ein Mittel ein: er mußte sofort eine militärisch wichtige Erfindung machen. Er ging also, mit verschiedenen Plänen über die Herstellung von Schießbaumwolle beschäftigt, zu einem befreundeten Professor und bat ihn um die Erlaubnis, in seinem Laboratorium Versuche machen zu dürfen. Nach mehrfachem Mißlingen glückte es ihm noch in derselben Nacht, eine brauchbare Schießbaumwolle herzustellen, die er schon am nächsten Morgen um elf Uhr wohlverpackt mit einem dienstlichen Schreiben direkt an den Kriegsminister sandte.[2]) Der Erfolg war so glänzend, daß er noch an demselben Tage eine offizielle, direkte Order des Kriegsministers erhielt, sich sofort zur Anstellung von Versuchen in größerem Maßstabe zur Pulverfabrik nach Spandau zu begeben, die bereits angewiesen sei, ihm dazu alle Mittel zur Verfügung zu stellen. Von seiner Versetzung war nun natürlich

1) Von wieviel großen Unternehmungen dürfte man es wagen, den privaten geschäftlichen Briefwechsel so rückhaltlos aufzudecken, wie es Ehrenberg tut!

2) Werner von Siemens, Lebenserinnerungen S. 41, 42.

keine Rede mehr. — Werners eindringende naturwissenschaftliche Vorstellungen erkennen wir am besten aus der Tatsache, daß er in einem Aufsatze das Regenerativ-System wissenschaftlich ganz in Übereinstimmung mit dem großen Prinzip von der Erhaltung der Kraft schon zu einer Zeit begründete, da dieses wichtige Prinzip von Robert Mayer gerade erst entdeckt war; wobei man nicht vergessen darf, daß das Gesetz erst allgemein beachtet und anerkannt wurde, nachdem es Helmholtz mathematisch formuliert hatte. — Es kann nicht im Sinne dieses Aufsatzes liegen, auf Werners wechselvolle Geschicke und sein an Erfolgen wie an Enttäuschungen reiches Leben näher einzugehen. Jeder, der sich dafür interessiert, unterrichtet sich leicht darüber aus den „Lebenserinnerungen" sowie aus dem großartigen Buche von Ehrenberg, das, abgesehen von seinem wissenschaftlichen Wert, geradezu als spannende Lektüre empfohlen werden kann. Werner war zweimal verheiratet; seiner ersten Ehe mit Mathilde Drumann entstammen zwei Söhne und zwei Töchter, seiner anderen mit Antonie Siemens, der Tochter von Carl Georg (s. u.), eine Tochter und ein Sohn.

Nächst Werner sind seine Brüder Wilhelm und Friedrich als Erfinder hervorragend. Wem von ihnen der erste Preis gebührt, ist schwer zu entscheiden; nach dem Urteil Ehrenbergs, das uns wohl maßgebend sein kann, ist Friedrich der bedeutendere; Wilhelm andererseits ist an Ehren und Anerkennungen reicher. Wilhelm (1823—83), der „Londoner Siemens", war als Erfinder von ähnlicher Vielseitigkeit wie Werner. Und er betrieb das Erfinden geradezu als Passion; er scheute Geld und Gesundheit nicht, wenn es sich darum handelte, einem ihm wichtig erscheinenden Probleme nachzugehen.

„Wenn Wilhelm doch aufhören wollte", schreibt Karl 1860 an Werner, „mit Ausführung seiner Erfindungen gleich so riesig ins Geschirr zu gehen. Es wurde mir manchmal ganz plümerant, wenn ich hörte, daß Wilhelm in England an verschiedenen Orten, in Frankreich und Deutschland, Maschinen bauen ließ. Das muß ganz enorme Summen gekostet haben. Erstaunt war ich auch immer darüber, daß W. bei Ofenbauten immer gleich die Garantie übernahm und dann nachher blechen mußte. Wenn W. sich 'mal eingebildet hat, daß eine Sache gehen muß, so verpfändet er Haut und Haare dafür."

Und Wilhelm selbst schreibt einmal an seine Braut:

„Wie glücklich fühle ich mich, daß du nicht nur an mir selbst, sondern auch an meiner Maschine einigen Anteil nimmst. Meine Erfindungen sind die Sprößlinge meines Nachdenkens, deren Erziehung noch zu vollenden ist, und du wirst ihnen gewiß eine gütige Stiefmutter sein, nicht wahr? —"

Auch durch Aufstellung einer neuen naturwissenschaftlichen Theorie — über die Erhaltung der Sonnenenergie — erregte Wilhelm seinerzeit viel Aufsehen.

Was ihn von Werner unterscheidet, ist vor allem sein sanguinisches Temperament, das ihn nicht selten zu allerhand kleinen Unbedachtsamkeiten verleitete, und besonders die mehrmalige Ursache von Zwistigkeiten mit seinen Brüdern wurde; die großartige Überlegenheit jedoch,

mit der Werner diesen kleinen Mißhelligkeiten entgegentritt, verhelfen jedesmal der herzlichen brüderlichen Zuneigung bald wieder zum Siege. Als Kaufmann war Wilhelm hochbegabt, wenngleich Werner gelegentlich eine gewisse englische Art an ihm tadelt. In seinem privaten Leben wird er sehr gelobt. Ähnlich wie bei seinem Vater Christian Ferdinand stand neben dem plötzlichen Aufflackern seines Temperaments eine seltene Herzensgüte. Wohlzutun und andere zu fördern, gehörte zu seinen größten Freuden; zahlreiche Stiftungen und Geschenke legen davon Zeugnis ab. Auch seine gesellschaftlichen Fähigkeiten waren bedeutend. Und seine Ehe mit Anne Gordon war außerordentlich glücklich, wenn auch kinderlos. 1883 wurde Wilhelm in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft als Sir William Siemens in den englischen Ritterstand erhoben; in der Westminster-Abtei wurde ihm nach seinem Tode ein Gedenkfenster errichtet.

Eine wesentlich andere Natur war Friedrich (1826—1904). Schon als Kind fällt er im Gegensatz zu Werners Entschlossenheit und Wilhelms Behendigkeit als eine Grüblernatur auf: „träumerisch, ungewandt im Verkehr mit Menschen, im mündlichen wie im schriftlichen Ausdrucke“, ja sogar „unpraktisch“. Ein stilles zurückgezogenes Wesen ist ihm sein ganzes Leben lang eigen geblieben. Diese Charaktereigentümlichkeiten waren wohl auch der Grund dazu, daß Wilhelm noch 1860 klagt:

„Fritz mit seinem Schwanken von einem Extrem ins andere, mit seiner natürlichen Unlust, irgend etwas gründlich durchzuführen, wird doch nie zu Resultaten kommen.“

Wie sehr er damit Friedrichs kontemplativem und — wie sich noch zeigen sollte — durchaus originellem Geiste unrecht tat, wurde schon wenige Jahre später offenbar. Sobald nämlich Friedrich nach dem Tode seines Bruders Hans (s. u.) dessen Glasfabriken in Dresden übernommen hatte und dadurch fern von der Aufsicht seiner älteren Brüder ganz auf sich selbst gestellt war, entpuppte er sich nicht nur als Erfinder von besonderer Originalität, sondern auch als höchst begabter Geschäftsmann. Doch verbietet es sich auch hier, näher auf seine Erfolge einzugehen, die durch Ehrenberg eine glänzende Darstellung erfahren haben. Friedrichs Ehe mit Elise Witthauer entstammen 2 Töchter und 4 Söhne, von denen einer im jugendlichen Alter starb.

Der jüngste der vier berühmten Brüder ist Karl (1829—1906), der „Petersburger Siemens“. Daß er kein Erfinder war, ist um so auffälliger, als er schon in seiner Schülerzeit eifrig chemischen Experimenten nachhing. Als die Brüder im Herbste 1845 in Berlin eine neue Wohnung bezogen, freute er sich namentlich, daß sie eine Küche hatte,

„weil, wenn ich einmal etwas Stinkendes entwickle, nicht alle Leute rebellisch werden, wie es hier im Hause mal der Fall war; auch wenn ich was schmelzen oder kochen will, ist die Küche sehr nützlich“.

Somit ist Karl, der sein ganzes Leben lang gerade mit Werner und

Wilhelm im engsten Verkehr gestanden hat, der beste Beweis dafür, daß nicht das „Milieu" um Werner herum es war, was die anderen Brüder zu Erfindern gemacht hat; selbst die geringeren Erfindungen von Hans (s. u.) und von dem Vetter Louis gewinnen dadurch an Bedeutung für die Beurteilung der geistigen Anlagen dieser Familienmitglieder. Seinen Ruhm und seinen Erfolg verdankt Karl seinen bewunderns-werten kaufmännischen Fähigkeiten. Er stand darin Werner nicht nach. Die schneidige Art, mit der er als 24jähriger junger Mann mit dem allmächtigen russischen Minister Grafen Kleinmichel umspringt, der anfangs mit solchem „bartlosen Menschen" gar nicht verhandeln wollte, ist einfach frappant. Und die überlegene Ruhe und Sicherheit, mit der er seine Dispositionen trifft, erklären uns leicht, warum ihn Werner schon 1863 als eine „in Petersburg sehr einflußreiche Persönlichkeit" bezeichnen konnte. Dennoch war auch sein Leben an Enttäuschungen reich; Einzelheiten mitzuteilen, verbietet sich hier. Im Jahre 1895 wurde er in den erblichen russischen Adelsstand erhoben. Er war verheiratet mit der Tochter des Petersburger Bankiers Freiherrn von Kapherr; sein — in männlicher Linie — einziger Enkel starb als Kind.

In Hans (1818—67), zu dem wir jetzt kommen, lernen wir eine Persönlichkeit kennen, die der seines Vetters Louis sehr verwandt war: auf der einen Seite ein keineswegs genialer, aber doch entschieden erfinderischer Kopf, auf der anderen ein schlechter Kaufmann und Organisator. Da auch er — wie Louis — als Guts- und Brennereibesitzer anfing, so galten auch seine ersten Bemühungen dem Brennereibetriebe. 1853 erhielt er ein preußisches Patent auf einen Brennereiapparat, 1854 ein österreichisches auf einen neuen Rektifikationsapparat für Brennereien. Aber er hatte keine geschäftlichen Erfolge und wandte sich daher nach verschiedenen mißglückten Unternehmungen der Glasindustrie zu. Anfangs schienen sich hier seine Hoffnungen verwirklichen zu sollen. Er begann als Erster, Regenerativöfen mit offenem Wannenbetrieb zu erbauen, so daß Werner 1861 anerkennend von „dem Wannenofen" spricht, „der ganz das Verdienst von Hans ist". Zu gleicher Zeit ist sich Werner aber auch über die Fehler seines Bruders klar:

„Hans ist ein sehr tüchtiger Pyrotechniker geworden, baut mit seinem praktischen Sinn und guter Beobachtung sehr sicher und zuverlässig, ist aber kein Geschäftsmann ..."

So kam es, daß trotz Hansens guten technischen Anlagen das Ofeningenieurgeschäft nebst Glasfabrik, das er in Dresden gründete, nicht vorwärtsgehen wollte. Als er fünf Jahre darauf noch in verhältnismäßig jungen Jahren starb, hinterließ er ein Defizit, das sich auf Tausende belief. Karl schrieb damals an Friedrich:

„Billiges Brennmaterial und große Sparsamkeit im Betriebe sind Bedingungen, welche der alte gute Hans nicht gehörig beachtet zu haben scheint. Er war auch wohl zu bequem und achtete nicht genug darauf, daß jeder Arbeiter das möglichste leistete. Die große Summe von Kleinigkeiten gibt den Gewinn bei einem solchen Fabrikationsgeschäfte."

Hans verließ also die Stätte seiner irdischen Wirksamkeit unter noch unglücklicheren Verhältnissen, als einst sein Vater Christian Ferdinand. Wie wir oben gesehen hatten, trat Friedrich in die Stelle des verstorbenen Bruders ein und führte Hansens unglückliche Anfänge bald zu dauerndem Erfolg.

Dem Alter nach folgte auf Hans sein Bruder Ferdinand (1820 bis 1893) (Tafel V). Er war Landwirt und kaufte sich in Ostpreußen an. Da sein einziger Sohn als Kind starb, ging das Gut nach seinem Tode auf einen seiner Schwiegersöhne über.

Nun kommen wir zu den beiden jüngsten Brüdern: Walter und Otto. Beide waren bei aller Begabung Schmerzenskinder der Familie, und ihre Fehler dürfen hier nicht verschwiegen werden, da sonst ein falsches Bild von den psychischen Werten der Familie entstehen würde. Die genaue Kenntnis ihrer Charaktere verdanken wir dem mehrfach erwähnten Buche von Ehrenberg. Werner, der auch an diesen beiden Brüdern Vaterstelle vertrat, hat sich unendliche Mühe gegeben, aus ihnen brauchbare Menschen zu machen. Aber schon auf der Schule machten sie ihm Sorge um Sorge. Walter wurde 1850 sogar relegiert. Der geistreichste von beiden Brüdern soll Otto (1836—71) gewesen sein.

„Otto ist noch fähiger wie Walter, aber flüchtig und schwankend in seinen Entschlüssen." (Werner.)

Otto war der jüngste der 14 Geschwister. Sein Lerneifer war anfangs recht schlecht, aber schließlich entwickelte er sich doch zu einem tüchtigen Chemiker und erwarb auf der Universität Halle die Doktorwürde. Als Geschäftsleiter des Bergwerks Kedabeg im Kaukasus machte er jedoch seinen Brüdern erneuten Kummer; er „machte viel zu großen Aufwand, war schwach im Verborgen von Geld, trug sich gern mit allerhand weitausschauenden Projekten usw." Am verhängnisvollsten aber war der Zustand seiner Gesundheit, dem er auch nach jahrelanger Kränklichkeit im Alter von 35 Jahren erlag.

Eine in vielem andere Natur war Walter (1833—68). Seine Fehler wie seine Vorzüge scheinen ausgeprägter. Als Teilhaber und Leiter des Bergwerks Kedabeg wurde er durch seine Eitelkeit, seine Sucht, den Grandseigneur zu spielen, und seinen leichtsinnigen Optimismus, der immer alles im rosigsten Lichte sah, für die Unternehmungen seiner Brüder recht verhängnisvoll. Werner schreibt:

„Walter ist oberflächlich in allen seinen Leistungen. Er hat seine Jugend nicht benutzt und hat sich zu wenig Kenntnisse erworben. Es fehlt ihm an Beharrlichkeit und Festigkeit."

Dabei war Walter ein schöner, kerngesunder Mann, bekannt wegen seiner großen Liebenswürdigkeit und fabelhaft beliebt bei groß und klein im ganzen Kaukasus. Er verstand es glänzend, mit jeder Art Menschen umzugehen. Bewunderungswürdig ist das Geschick, mit dem

er in verhältnismäßig kurzer Zeit die schwierige Aufgabe löste, von den Persern die Konzession der indo-europäischen Telegraphen-Linie zu erlangen. Walter starb im Alter von 35 Jahren an den Folgen eines Hufschlages. Seine große Beliebtheit kam bei seinem Begräbnis zu lebhaftem Ausdruck. In Tiflis waren an dem Tage die Läden geschlossen, und es war keine Droschke zu haben, weil beinahe die ganze Einwohnerschaft dem Sarge folgte nach dem weit außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhofe.

Schließlich müssen wir noch des ältesten der 14 Geschwister gedenken: Ludwig. Er ist „verschollen" und „starb kinderlos". Ob seinem Verlassen der Heimat Umstände zugrunde lagen, die über seine psychischen Verhältnisse Aufschluß geben, entzieht sich leider meiner Kenntnis.

Dieselbe Generation, die uns in der Ohlhofer Linie die „vier berühmten Erfinderbrüder" beschert, zeigt uns in der Weddinger Linie gleichfalls „Erfinderbrüder". Hier sind es allerdings nur zwei[1]); und sie haben keine wirtschaftlichen Erfolge, die die Welt in Erstaunen setzen. Der Erfindertypus aber ist bei ihnen so deutlich ausgeprägt, wie wir nur wünschen können. Sie heißen Carl Georg und Adolf und sind die Söhne von Franz Ernst, den wir schon als tüchtigen und erfolgreichen Erfinder kennen gelernt haben. Ihre Mutter, Georgine Müller, war aus Ärzen. Charlotte Müller, die Schwester von Georgine, war an Eduard Siemens verheiratet, der der Bruder des Erfinders Ernst Franz und gleichfalls Landwirt war. Es hatten also zwei Brüder, von denen der eine Erfinder ist und Erfinder-Söhne hat, zwei Schwestern geheiratet. Von den Nachkommen des Ehepaares Eduard Siemens-Charlotte Müller ist keiner hervorgetreten. — Auch Carl Georg (1809—85), der ältere der beiden Brüder, bildete sich für den landwirtschaftlichen Beruf aus und wurde Brennereiverwalter. Bald sprang er jedoch ganz zur Industrie über und errichtete 1837 die erste größere Zuckerfabrik mit Dampfeinrichtung in Braunschweig. Ein Jahr später kam er als Leiter der technologischen Werkstatt an die Hochschule zu Hohenheim, die ihn 1839 zum Professor ernannte. Carl Georg hat die landwirtschaftlichen Gewerbe durch viele Verbesserungen gefördert. Er verfaßte Bücher über Destillierapparate, über die Neuerungen in Brennerei, Brauerei und Stärkefabrikation und eine 1870 in 2. Auflage erschienene „Anleitung zum Branntweinbrennen". Auch gab er ein Werk über Zuckerfabrikation heraus. Er besaß — wie sein Vater — den persön-

1) Anmerkung bei der Korrektur: Nachträglich erfahre ich, daß auch noch ein dritter Sohn Franz Ernsts, Constantin S. (1819—94), offenbar dem Erfindertypus angehört hat. Er erhielt jedenfalls 1859 ein österreichisches Patent auf ein Läuterungsmittel bei der Rübenzuckerfabrikation. Er war Techniker und Direktor einer Zuckerfabrik, später anscheinend Bergwerksdirektor. Von seinen drei Söhnen ist einer Ingenieur, zwei sind Offiziere.

lichen Adel, den ihm der König von Württemberg verliehen hatte. Aus seiner Ehe mit Ottilie Denzel ging nur eine Tochter hervor, die die zweite Frau Werners wurde.

Auch Carl Georgs Bruder Adolf (1811—87) war ein geborener Erfinder. Er schlug die militärische Laufbahn ein, war zuerst hannöverscher Artillerieoffizier, trat dann in preußische Dienste über und wurde schließlich Vorsitzender der Artillerie-Prüfungskommission zu Berlin; als solcher wirkte er für die Beibehaltung der Kruppschen Geschütze bei der deutschen Marine. 1872 wurde er zur Disposition gestellt. Sein ganzes dienstliches Leben war der Vervollkommnung der technischen Einrichtungen seiner Waffe gewidmet. Seine wesentlichsten Erfindungen waren: eine besondere Art von Reibschlagröhren, die in damaliger Zeit an die Stelle der bisher zum Abfeuern der Geschütze üblichen Lunten traten; der „Siemenssche Schrapnellzünder", der gleichzeitig mit dem „Bormannschen Zünder" die bis dahin üblichen hölzernen „Brandröhren" verdrängte; schließlich die Verbesserung des Schrapnells selbst durch Füllung der Zwischenräume zwischen den Kugeln mit flüssigem Schwefel und durch Einrichtung einer gesonderten Kammer für die Sprengladung. Aber auch nach seinem Austritte aus dem aktiven Militärdienst war sein Leben technischen Neuerungen gewidmet. Er trat in das Berliner Institut seines entfernten Vetters Werner ein und hatte dort weitere beachtenswerte Erfolge. So erfand er einen elektrischen Entfernungsmesser, eine Einrichtung, um Geschütze auf elektrischem Wege abzufeuern, eine Methode zum Messen von Geschoßgeschwindigkeiten im Geschützrohr, und anderes. Adolf war mit Antonie Cleve verheiratet, der Tochter jenes Amtsrats Cleve, der als Schwiegersohn von Stephan August den Ohlhof erbte. Der Ehe entstammen eine Tochter und ein Sohn, der wie sein Vater Offizier wurde, und dessen Ehe kinderlos blieb.

VIII. Generation.

Zum Schluß wollen wir auch noch einige Personen der achten Generation näher betrachten. Als Kaufmann von ganz hervorragender Befähigung ist Georg (1839—1901) erwähnenswert. Er ist der Sohn des Justizrats Johann Georg und der Marie von Sperl. Georg sollte, wie sein Vater, Jurist werden. 1868 wurde er jedoch auf Veranlassung Wilhelms des „Londoners", nach Persien geschickt, um dort die Verhandlungen über die indo-europäische Telegraphenlinie zu leiten. So kam er in das kaufmännische Geschäft, erkannte seine großen Fähigkeiten auf diesem Gebiete und trat aus dem preußischen Justizdienst aus. Schon 1870 wurde er Direktor der Deutschen Bank, bei deren Gründung er mittätig gewesen war, und die unter seiner Leitung zur umfangreichsten Anstalt dieser Art in Deutschland nächst der Reichsbank heranwuchs. Später führte Georg die Verhandlungen über den Bau der anatolischen Eisen-

bahn und der Bagdadbahn, wofür er 1899 in den preußischen erblichen Adelsstand erhoben wurde. Seit 1874 war er wiederholt Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages, wo er der nationalliberalen, später der freisinnigen Fraktion angehörte. Seiner Ehe mit Elise Görz entstammen sechs Töchter.

Gleichzeitig als Kaufmann und als Erfinder ist Dr. h. c. Wilhelm von Siemens (* 1855) zu erwähnen. Er ist ein Sohn von Werner und dessen erster Frau Mathilde Drumann. Er erfand 1883 gleichzeitig mit Edison und unabhängig von diesem das Dreileitersystem, gab in demselben Jahre die Theorie des elektrischen Glühlichts, machte 1886 grundlegende Versuche zur Benutzung von Wechselstrom für elektrische Bahnen, führte die bei den Schnellbahnversuchen auf der Linie Marienfelde—Zossen angewandte Hochspannungszuführung ein und konstruierte einen Schnelltypentelegraphen. Seine kaufmännische Befähigung erkennen wir am besten aus dem Umfang, den die Siemens-Unternehmungen unter seiner Leitung angenommen haben. 1897 wurde das Kapital von Siemens & Halske auf 35 Millionen Mark bemessen; heute arbeitet der Siemens-Konzern (Siemens & Halske und Siemens-Schuckert-Werke) mit einem Kapital von rund 350 Millionen Mark. Die Mehrzahl der Werke, die jetzt etwa 84000 Arbeiter und Angestellte beschäftigen, wurden im wesentlichen auf Wilhelms Initiative an der Grenze von Spandau und Charlottenburg zusammengefaßt und erlangten dort eine so gewaltige Entwicklung, daß jene Gegend den offiziellen Namen Siemensstadt erhielt. Besonderes Interesse wandte Wilhelm den Siemens-Schuckert-Werken zu, bei denen er vom Tage ihrer Gründung ab den Vorsitz im Aufsichtsrat führt. 1904 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Er heiratete Elly Siemens, eine Tochter von Ferdinand.

Noch zweier Männer müssen wir gedenken, die durch eine erfolgreiche Tätigkeit bei den Siemens-Firmen ihre kommerzielle und technische Begabung bewiesen: Hermann und Alexander. Hermann Carl Gottlieb (1846—96) ist ein Neffe von Louis, den wir bereits kennen gelernt haben. Sein Vater, auch Hermann mit Namen, war Gutsbesitzer in Rhoden, später in Blankenau bei Schildau. Hermann erhielt seine Ausbildung auf der Technischen Hochschule in Dresden, machte 1870/71 Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris mit und wurde 1872 bei der Gründung der Firma Gebr. Siemens & Co.[1]) als Assistent angestellt. Als solcher war auch er bei der Verbesserung des Alkoholmeßapparates erfinderisch tätig. Derselbe war nämlich trotz der wesentlichen von Louis herrührenden Neuerungen immer noch nicht recht brauchbar, da man ihn in der Weise in der Brennerei beeinflussen konnte, daß er falsche Angaben machte. Es gelang nun Hermann, diesen bedenklichen Fehler zu

[1]) S. o.

beseitigen. Die Firma arbeitete anfangs unter sehr schwierigen Verhältnissen, deren der damalige Oberingenieur nicht Herr werden konnte; so arbeitete man in den meisten Jahren mit Unterbilanz. Als nun im Jahre 1877 das Defizit besonders groß ausfiel, mußte der Oberingenieur entlassen werden. An seine Stelle rückte Hermann; alsbald reorganisierte er das Geschäft, führte ihm neue Artikel zu und brachte so den alljährlichen Geschäftsgewinn innerhalb 5 Jahren auf eine halbe Million. 1890 wurde er Direktor von Siemens & Halske als Nachfolger Carl Frischens. Nicht lange darauf erkrankte er jedoch und starb nach längerem Leiden im Jahre 1896.

Eine ähnliche und noch raschere Karriere war Alexander beschieden. Alexander (* 1847) gehört der Weddinger Linie an und ist der Neffe der beiden Erfinderbrüder Carl Georg und Adolf, also Enkel des Erfinders Franz Ernst (Tafel V). Alexanders Vater, Gustav mit Namen, war Jurist, zuletzt Oberamtsrichter in Hannover und Mitglied des Frankfurter Parlaments. Alexander war 1868/69 beim Bau der indo-europäischen Telegraphenlinie tätig. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde er bei Beaune la Rolande verwundet. 1871 wurde er von Wilhelm in London als Ingenieur eingestellt. Mit Wilhelm war er nah verschwägert, da Wilhelms Freund und Schwager Lewis Gordon eine Heise aus Hannover zur Frau hatte, die die Schwester von Alexanders Mutter war. Nicht lange nach Wilhelms Tode wurde er Leiter von Siemens-Bros. in London. Seiner Ehe mit Frances Dodwell entstammen nur Töchter.

Rückblick.

Die idioplasmatische Grundlage der Erfindergabe in der Familie Siemens steht außer allem Zweifel. Das Auftreten eines so scharf ausgeprägten Merkmals bei einer Reihe von Brüdern — in der Ohlhofer Linie —, sowie bei einem Vater und zwei seiner Söhne — in der Weddinger Linie — kann gar nicht anders als durch Erbfaktoren erklärt werden. Wenn es uns trotzdem nicht möglich ist, genauere Einblicke in die Art der idioplasmatischen Verhältnisse zu gewinnen oder gar einen bestimmten Vererbungsmodus zu postulieren, so liegt die Schuld daran an dem Umstande, daß eben die exakte Erblichkeitsforschung noch in den Kinderschuhen steckt. Es kann deshalb in einem zusammenfassenden Rückblick unsere Aufgabe nur darin bestehen, im Vorbeigehen auf einige Punkte hinzuweisen, die uns einer näheren Beachtung wert scheinen.

Die Schwierigkeit, den Erblichkeitsbedingungen näherzukommen, liegt hier zuvörderst darin, daß wir es mit einer geistigen Eigenschaft zu tun haben, die wohl durch manche anderen Faktoren der Gesamtpersönlichkeit mitbestimmt und durch Umwelteinflüsse (z. B. die Einförmigkeit des Landlebens) viel stärker modifiziert wird als eindeu-

tige anatomische Merkmale. Als ganz ausgesprochene Erfindernaturen kommen mit Bestimmtheit eigentlich nur sechs in Betracht: drei in der Ohlhofer und drei in der Weddinger Linie.[1]) Die übrigen durch Schwärzung des Quadrats hervorgehobenen Personen (Tafel V) zeigen dagegen wechselnde Eigenschaften, die in einigen Fällen offensichtlich (z. B. Louis, Hans, Karl), in anderen jedoch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit mit der im Mittelpunkt unserer Betrachtung stehenden Erfinderbegabung zusammenhängen. Subjektivitäten ist daher bei „Erklärungs"-versuchen ein weiter Spielraum gelassen; ein Umstand, der allein schon genügen würde, uns von der Aufstellung zweifelhafter Vererbungshypothesen abzuhalten.

Nur eins scheint uns der Überblick über Hans Hennings Nachkommen mit Sicherheit zu lehren: daß wir es nicht mit einem „Familientypus" zu tun haben, d. h. mit einer dominant vererbenden Eigenschaft, die entsprechend der Habsburger Prognathie Generationen hindurch einzelne Zweige einer Familie kennzeichnet.[2]) Zwar haben wir in Franz Ernst mit seinen beiden Erfindersöhnen ein sehr auffallendes Beispiel direkter Vererbung vom Vater auf den Sohn; um so sicherer können wir aber einen derartigen Vererbungsmodus bei Christian Ferdinand und seinen berühmten Erfindersöhnen ausschließen. Dominant könnte die Begabung höchstens sein, wenn sie von anderen selbständig mendelnden Erbfaktoren abhängig und diesen gegenüber hypostatisch wäre. Bei den Ohlhofer Erfinderbrüdern muß auch an die Möglichkeit einer nichterblichen „Kombination" (Baur) gedacht werden. Ein bestimmtes Urteil hierüber scheint jedoch der Natur der Sache nach vorläufig noch nicht möglich.

Im übrigen könnte die Eigenschaft rezessiv sein; dafür spräche die Tatsache, daß nicht nur überhaupt die Hauptmasse aller pathologischen[3]) Erbanlagen rezessiv geht[4]), sondern daß auch speziell für psychische Eigenschaften — besonders für die meisten Psychopathien und Geisteskrankheiten — dieser Vererbungsmodus allgemein als gültig angenommen wird. Andererseits ist der Rezessivgang für mehr oder weniger isoliert auftretende Eigenschaften immer eine sehr billige Erklärungsart; nimmt man eine gehörige Anzahl von Personen als Heterozygoten an, so kann man eigentlich jede spontan auftretende Anlage auf diese Weise erklären, ohne daß es jemand möglich wäre, das Gegenteil nachzuweisen. Hinwiederum ist vielleicht — wie oben angedeutet — der Rezessivgang von Anlagen so verbreitet, daß man bei den meisten

1) Auf Tafel V durch ■ kenntlich gemacht.

2) Die Korrektheit des Ausdrucks „Erfindergeschlecht" kann daher im Gegensatz zur Ansicht Kekules von Stradonitz bestritten werden.

3) Abnorme geistige Begabung ist aber eine pathologische Anlage. Vgl. Fritz Lenz, Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes. Jena 1912.

4) Fritz Lenz, l. c.

sporadisch auftretenden idioplasmatisch bedingten Eigenschaften mit seiner Annahme in Wahrheit das Richtige trifft. Entscheiden läßt sich das z. Z. meines Wissens nicht. Doch spricht noch ein Umstand dagegen, daß die Familie Siemens die Erfindergabe rezessiv mitschleppt: das negative Resultat der Inzucht. Ich denke hier vor allen Dingen an die Ehen des Georg Andreas und seines Sohnes Johann Georg Heinrich. Georg Andreas' Sohn Stephan August zeigt allerdings in auffälliger Weise naturwissenschaftlich-technische Anlagen; Johann Georg Heinrichs zahlreiche Söhne lassen uns jedoch völlig im Stich.

Die Diskussion über den Rezessivgang führt uns auf die Bedeutung der angeheirateten Frauen, die die rezessiven Anlagen ihrer Familie mit gleichartigen rezessiven Anlagen der Familie Siemens vereinigen könnten mit dem Resultat der Homozygotenerzeugung. Dazu will ich noch auf die verbreitete Anschauung aufmerksam machen, daß der Mann überhaupt die wesentlichsten Teile seiner Intelligenzanlagen von der Mutter erbe[1]), sowie auf die Bedeutung, die Robert Sommer der mütterlich-mütterlichen Urgroßmutter und ihren Vorfahren für die Vererbung beimißt.[2]) Gerade über diesen Punkt gibt allerdings das vorliegende Material kaum Auskunft. Neben Sabine Bruel und Georgine Müller würde uns hier besonders Eleonore Deichmann interessieren. Die von mir bisher über sie gesammelten Daten (Tafel IX) geben ein negatives Resultat. Immerhin sind sie zu einer bestimmten Schlußfolgerung lange nicht ausführlich genug.

Zum Schluß sei darauf aufmerksam gemacht, daß es sich bei der Erfinderbegabung in der Ohlhofer und der Weddinger Linie möglicherweise um zwei ganz verschiedene Anlagen handelt, zwischen denen ein erblicher Zusammenhang gar nicht besteht. Das Auftreten der Begabung in zwei isolierten Herden ist jedenfalls augenfällig (vgl. Tafel V).

Wir kommen also — wie im voraus bemerkt — bei dem heutigen Stande unserer Erkenntnis der Vererbungsvorgänge zu keinem klaren Resultat. Dessenungeachtet behält die Geschichte der Familie Siemens durch das reiche Material, das sie uns liefert, für die Vererbungsforschung ihren Wert, und wenn uns unsere Hoffnung nicht täuscht, so wird die mächtig aufblühende Vererbungswissenschaft auch noch einmal in dieses Dunkel das ersehnte Licht bringen.

---

1) Fritz Lenz, l. c.

2) Robert Sommer, Bericht über den II. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. Halle 1912, Seite 13. — Ders., Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Leipzig 1908. — Ders., Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908.

Kleinere Mitteilungen.

Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen.

Von

Sanitätsrat Dr. Weinberg, Stuttgart.

In einer unter diesem Titel in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege", 1916, S. 313, erschienenen Arbeit habe ich mich eingehend mit dieser Frage beschäftigt, zu der ich auch in dieser Zeitschrift einige kleinere Beiträge und Referate geliefert habe, und die Hansen ausführlich hier behandelt hat. Ich bin zu dem Ergebnis gelangt, daß es sich hier um ein statistisches Trugbild handelt, das teils durch Unsicherheit über die faktische Geburtenstellung der Minderwertigen, hauptsächlich aber durch eine falsche, die möglichen Fehlerquellen nicht berücksichtigende Methodik des Vergleiches der erwartungsmäßigen und faktischen Verteilung der Minderwertigen nach der Geburtenstellung zustande kommt. Diese Fehlerquellen sind:

1. Die unrichtige Berechnung der erwartungsmäßigen Fälle aus der summarischen Häufigkeit des untersuchten Merkmals bei der Gesamtheit der Mitglieder der untersuchten Familien. Diese Berechnung ist nicht angängig, wenn das Merkmal mit der wechselnden Größe der Familien an Häufigkeit wechselt; in diesem Falle muß für jede Familiengröße die wahrscheinliche Verteilung der Minderwertigkeiten aus der spezifischen Häufigkeit des Merkmals bei eben dieser Familiengröße berechnet werden, und es sind dann die für dieselbe Geburtennummer bei verschiedenen Familiengrößen zu erwartenden Zahlen zu einer erwartungsmäßigen Gesamtzahl zu summieren. Das Verfahren gestaltet sich da, wo eine gleiche Zahl von Kindern für jede Geburtennummer in Familien gleicher Kinderzahl anzunehmen ist, sehr einfach, wie ich bereits in meinen „Kindern der Tuberkulösen" gezeigt habe.

Das klinische Material, auf dem die Untersuchungen über die Geburtenstellung der Minderwertigkeiten beruhen, zeigt infolge der einseitigen Auslese der erfaßten Familien nach dem Besitz des Merkmals notwendig eine mit der Kinderzahl abnehmende Häufigkeit des Merkmals und aus demselben Grunde ebenso notwendig eine anscheinende Überbelastung der ersten Kinder auch dann, wenn in der Gesamtbevölkerung, der das klinische Material entstammt, weder Familiengröße, noch Geburtenfolge die Häufigkeit des Merkmals beeinflussen. Es kann daher solches Material nur nach der von mir angegebenen spezifischen Methode (Methode B) der Berechnung der erwartungsmäßigen Verteilung nach der Geburtenfolge untersucht werden. Wie verschieden sich dies Verhältnis zwischen Erfahrung und Erwartung nach meiner spezifischen und nach der falschen summarischen Methode gestaltet, geht aus folgender Tabelle hervor.

Auf je 100 erwartungsmäßige Fälle kommen eingetroffene

a) nach Pearson-Hansen-Methode

b) nach meiner Methode

bei	bei den Kindern mit Geburtennummer									
	1		2		3—5		6—10		11—x	
	a	b	a	b	a	b	a	b	a	b
Albinismus	162	112	124	99	99	100	60	85	57	106
Geistesschwäche	140	100	99	80	92	96	87	126	68	158
Mongolismus	110	78	92	71	84	88	116	182	167	286
Epilepsie	146	99	137	112	99	99	58	87	92	144
Geisteskrankheit	140	103	107	89	102	103	70	93	59	118
Verbrechern	188	125	171	133	88	85	56	78	42	89
Tuberkulose Hansen I	164	110	125	102	95	104	56	86	49	154
„ „ II	151	110	124	99	100	99	62	90	51	105
„ Pearson	168	120	123	100	86	90	59	76	52	138
Dementia praecox nach Rüdin [1])	148	99	123	97	102	103	73	100	73	100

Die scheinbare starke Belastung der ersten Kinder erscheint nach meiner Methode teils wesentlich geringer, teils verschwindet sie und geht in eine Überbelastung der letzten Kinder über.

Auch der Vergleich, den Hansen zwischen der relativen Häufigkeit der Erstgeborenen unter den Mitgliedern der erfaßten Familien überhaupt und unter den erfaßten Tuberkulösen zieht, ist aus diesem Grunde falsch, die Seltenheit der Erstgeborenen unter ersteren ist außerdem die Folge der mit der Auslese nach dem Besitz des Merkmals verbundenen Auslese nach der Fruchtbarkeit.

2. Bei erst im Laufe des Lebens auftretenden Merkmalen ist dem Umstande Rechnung zu tragen, daß die Sterblichkeit bei gleicher Kinderzahl mit der Geburtenfolgenummer steigt, und zwar, wie ich zeigen konnte, nicht unerheblich. Dies ist bis zum Erscheinen meiner „Kinder der Tuberkulösen“ fast nirgends geschehen.

3. Ein genauer Vergleich müßte die Minderwertigen, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums zur Beobachtung gelangen, mit der in gleichem Alter stehenden lebenden Bevölkerung aus gleich großer Familie und mit gleicher Geburtenfolgenummer vergleichen. Dabei darf aber nicht angenommen werden, es seien aus Familien mit gleicher Kinderzahl, z. B. fünf, gleichviel Kinder jeder Geburtennummer vorhanden, oder es werden im gleichen Zeitpunkt gleich viele solcher geboren. Dies gilt nur unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung in jeder Hinsicht stationär bleibt. Wo aber eine Bevölkerung stark wächst, ist zu erwarten, daß die Zahl der Familien mit bestimmter endgültiger Kinderzahl, welche in einem gegebenen Augenblick ihr erstes Kind erzeugen, erheblich größer ist als diejenigen, welche im selben Augenblick ihr letztes erzeugen, weil eben das Wachstum der Bevölkerung auf dem Wachstum der Zahl der Familien beruht. Ich füge hier hinzu, daß bei wachsender Bevölkerung und gleichzeitiger Abnahme der Fruchtbarkeit dieser Umstand besonders bei den Familien von untermäßiger Größe in Betracht kommt. Der Einfluß des faktischen Wachstums der Völker ist, wie ich zeigen konnte, von sehr erheblicher Bedeutung, aber bisher übersehen worden.

1) Diese Statistik konnte erst nachträglich berücksichtigt werden.

Wenn daher Hansen die Verteilung der Tuberkulösen nach der Geburtenfolge aus Familien mit fünf Kindern, in denen die ersten zufällig ganz besonders schwer belastet erscheinen, mit der Erwartung nach den Überlebenswahrscheinlichkeiten der Kinder mit Geburtenfolgenummer 1—5 nach Lucien March vergleicht, so trägt er wohl dem Einfluß der Abhängigkeit der Sterblichkeit von der Geburtenfolge Rechnung, nicht aber den Folgen des Bevölkerungswachstums. Eine auch diesem Rechnung tragende Untersuchung wird, wie ich zeigen konnte, von der scheinbaren Minderwertigkeit der ersten Kinder kaum etwas übriglassen, hingegen wird sie die Minderwertigkeit der Kinder mit hoher Geburtenfolgenummer noch weit mehr hervortreten lassen, als dies bei Anwendung meiner B-Methode, ohne Berücksichtigung der unter 2 und 3 angeführten Fehlerquellen, bereits der Fall ist. Auch Crzellitzers Ergebnisse finden so ihre natürliche Erklärung.

Der Zusammenhang zwischen der scheinbaren Minderwertigkeit der Erstgeborenen und dem geringen Geburtsgewicht derselben, auf den Hansen hinweist, wird dadurch erheblich herabgesetzt, weil selbst in den ersten Lebensjahren die Erstgeborenen keine erheblich erhöhte Sterblichkeit aufweisen, wenn man meine Methode B anwendet. Eine Arbeit von Friedberger findet mit dieser überhaupt keine erhöhte Kindersterblichkeit der Erstgeborenen. Nebenbei bemerkt, müßte auch die Frage des Geburtsgewichts der ersten Kinder ebenfalls erst nach meiner Methode untersucht werden.

Die faktische erhöhte Minderwertigkeit der späten und letzten Kinder kann als ein Beweis von Änderungen des elterlichen Keimplasmas mit zunehmendem Alter angesehen werden, wofür die sich verstärkende Wirkung des chronischen Alkoholismus eine verständliche Erklärung bietet. Sie gilt nur für bestimmte Familien und bildet daher ebensowenig ein Argument für die Beschränkung der Kinderzahl, wie die angebliche Minderwertigkeit der ersten Kinder ein Argument gegen diese darstellte.

Zur Geschichte der Rassenhygiene. Im vorigen Jahrgang des Archivs hat Prof. Dr. P. Mombert, Freiburg, eine Notiz zur Geschichte der Rassenbiologie gebracht, nach der Ehrenberg i. J. 1842 die Furcht vor Entartung für unbegründet erklärt habe. Ich bin nun durch das Buch von Bateson darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein englischer Forscher schon sehr viel früher treffendere Ansichten darüber geäußert hat. Sir W. Lawrence hat Anfang des 19. Jahrhunderts ein Buch herausgegeben mit dem Titel: „Lectures on Physiology, Zoology and the Natural History of Man", London 3rd. Ed. 1823. Darin heißt es: „Die erbliche Übertragung physischer und moralischer Eigenschaften, die man bei domestizierten Tieren so gut kennt und hier so vorzüglich zu beeinflussen versteht, ist die gleiche beim Menschen. Eine hochstehende Menschenrasse kann nur durch Auslesen und Ausschließen, ähnlich dem, wie es beim Züchten unserer wertvolleren Tiere so erfolgreich ausgeführt wird, geschaffen werden. Und doch wird beim Menschen, wo die Folgen so bedeutungsvolle wären, dieses Prinzip fast völlig übersehen. Daher werden alle die angeborenen geistigen und körperlichen Deformitäten, welche bei unserer unnatürlichen Lebensweise in so großer Zahl entstehen, auf die Nachwelt übertragen und drohen durch ihre Vermehrung und Ausbreitung das Menschengeschlecht zu degradieren". Man sieht, eine Rassenhygiene in nuce in vordarwinscher Zeit.

Fritz Lenz.

Kritische Besprechungen und Referate.

Allgemeine Biologie. Herausgegeben von † Chun und W. Johannsen. Kultur der Gegenwart IV, 1. 691 S. 115 Textabbildungen. Leipzig 1915, B. G. Teubner.

Der vorliegende Band ist keine „allgemeine Biologie" im Sinne eines Lehrbuches, in dem jedes wichtige Lebensproblem besprochen wird. Der Herausgeber Johannsen sagt selbst, daß der Band eine recht bunte Mosaikdarstellung gibt, in der die einzelnen Steine nicht immer die ihrer Bedeutung adäquate Größe erhalten haben. Viele Kapitel der allgemeinen Biologie, z. B. Verdauung, Atmung, Exkretion, Nervensystem, Sinnesorgane fehlen ganz, vielleicht weil sie in dem physiologischen Bande abgehandelt werden sollen. Dagegen ist die Fortpflanzung im Tierreich durch Godlewski, im Pflanzenreich durch Claussen geschildert worden. Przibram gibt eine Übersicht über die Regeneration und Transplantation bei Tieren, Baur über diejenigen bei Pflanzen. Johannsen behandelt Variabilität und Vererbung und die Periodizität im Leben der Pflanzen, Hartmann die allgemeine Biologie der Protisten, Laqueur die Entwicklungsmechanik und Schleip Alter und Tod des Individuums. Schon diese Auswahl von Namen unserer besten Gelehrten zeigt, daß wir es hier mit einer streng wissenschaftlichen und wichtigen Publikation zu tun haben, welche von jedem Biologen beachtet werden muß. Jede Abhandlung ist mit einem Verzeichnis der wichtigsten Literatur versehen. Die Zahl der Abbildungen ist etwas knapp. Ein ausführliches Sach- und Autorenregister erleichtert die Benutzung des Bandes. Es würde viel zu weit führen, wollte ich von den 22 gediegenen Abhandlungen eine Inhaltsübersicht geben; ich greife eine Anzahl zu näherer Besprechung heraus und verweile naturgemäß besonders bei denjenigen Punkten, in denen ich anderer Meinung bin als der Autor. Der Leser möge aber hieraus nicht schließen, daß dieser Band sich nicht würdig der glanzvollen Reihe früherer Bände der „Kultur der Gegenwart" anschließt, sondern daraus nur entnehmen, daß es ohne Kritik kein wissenschaftliches Leben gibt.

E. Rádl gibt als Einleitung des ganzen Werkes eine gute Übersicht über die Geschichte der Biologie von Linné bis Darwin, in welche aber einige Irrtümer sich eingeschlichen haben. Er schildert Cuviers Verdienste auf dem Gebiete der Anatomie und Paläontologie und erwähnt dabei seine Kataklysmentheorie. Cuvier hat aber nicht behauptet, daß nach jeder Erdkatastrophe in die verödeten Gebiete neue Tiere und Pflanzen aus den unversehrten Regionen einwanderten, sondern nahm im Gegenteil an, daß neue Faunen und Floren durch ein Wunder geschaffen würden; er war also ein ausgesprochener Anhänger der Artkonstanz und der Schöpfungslehre, was von Rádl merkwürdigerweise nicht hervorgehoben wird. Ein anderer Irrtum ist, daß der Entdecker des Pepsins, Th. Schwann, als Belgier bezeichnet wird, obwohl er 1810 zu Neuß geboren

und aus der Berliner Schule von Johannes Müller hervorgegangen ist. Auch wird er ganz mit Unrecht als „Begründer der Zellenlehre" gefeiert, obwohl vor ihm zuerst die Pflanzenzellen durch Malpighi und Grew, die tierischen Zellen durch Purkinje, Henle u. a. nachgewiesen wurden. Daß er später als Professor in Löwen und Lüttich wirkte, rechtfertigt es nicht, ihm seine deutsche Herkunft abzusprechen. Unrichtig ist auch die Angabe, daß C. v. Nägeli zu den Lamarckisten gerechnet wird, denn sein Idioplasma ist in der Hauptsache identisch mit dem Keimplasma von Weismann, und er hat die Auffassung, daß äußere Einflüsse erbliche Eigenschaften hervorrufen, scharf bekämpft. Den Begriff des Darwinismus möchte Rádl möglichst weit fassen zur Bezeichnung jener Weltanschauung, welche von der Entwicklungslehre ausgeht und alle philosophischen, ethischen und anderen Probleme genetisch zu erklären sucht und sich in scharfen Gegensatz zu den kirchlichen Lehren stellt. Diese Anschauung hat natürlich eine gewisse Berechtigung, obwohl damit eher das Ziel ausgesprochen wird, dem Darwin zustrebte als die Gedanken und Theorien, welche er selbst vertreten hat. Wenn Rádl diese Betrachtungsweise dadurch herabzuziehen sucht, daß er ihr vorwirft, ihr fehle „die charakteristische Eigenschaft des Historischen, das Datum", so verfällt er in den Fehler, eine reine Äußerlichkeit für die Hauptsache zu halten. Andererseits hebt er mit Recht hervor, welchen Umschwung in den Anschauungen die Entwicklungslehre bewirkt hat. „In älteren Zeiten galt die Astronomie und Mathematik für die höchste Wissenschaft; im 18. Jahrhundert nahm die Physik die erste Stelle ein; dank den Entwicklungstheoretikern wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Lehre vom Leben als die höchste unter den Wissenschaften angesehen."

Aus dem Aufsatz von A. Fischel über die Richtung und Methoden der biologischen Forschung sei der gewiß richtige Gedanke wiedergegeben, daß die deszendenztheoretischen Untersuchungen zwar sehr wichtig sind, aber nicht die vornehmste Aufgabe der Biologie bilden; diese kann nur in der Ermittlung jener Kräfte gesehen werden, welche das Leben bedingen und beherrschen, d. h. die Wissenschaft muß danach trachten, das Leben soweit als möglich in physikalischem und chemischem Sinne zu erfassen. Spemann verdanken wir eine sehr interessante Studie über den Homologiebegriff, welche von historischen Betrachtungen ausgeht. Owen nannte zuerst die morphologisch gleichwertigen Teile homolog, die funktionell gleichwertigen analog. Dabei galt es als selbstverständlich, daß homologe Organe nur an Tieren auftreten, welche denselben Bauplan besitzen, also zu demselben Typus gehören, und als ihr Kriterium galt die gleiche Lage innerhalb dieses Bauplans. In dieser ersten idealistischen Periode der Morphologie wurde also der Begriff der Homologie der Idee des Typus untergeordnet. Mit dem Aufkommen des Deszendenzgedankens erfuhr diese Begriffsbestimmung eine Änderung. Sie erhielt eine historische Begründung. Haeckel, Gegenbaur und ihre Anhänger erklärten solche Organe für homolog, welche aus der gleichen phyletischen Anlage hervorgegangen sind. Nun sind viele Organe und Vorgänge bei nahe verwandten Tieren bekannt, welche offenbar unabhängig voneinander entstanden sind, weil in diesen Tieren infolge ihrer Blutsverwandtschaft die Tendenz lag, auf gleiche Reize ungefähr in derselben Weise zu reagieren (Reduktion der Hinterzehen in verschiedenen Familien der Huftiere). Solche Erwägungen haben Ray Lankester 1870 dazu geführt, den Begriff der

Homologie in zwei Unterbegriffe aufzulösen: Homogenie und Homoplasie. Homogenetische Organe leiten sich von derselben Anlage eines gemeinsamen Vorfahren ab, homoplastische hingegen entstehen unabhängig voneinander auf Grund gleicher oder ähnlicher äußerer und innerer Verhältnisse. Homogenetische Organe sind monophyletisch, homoplastische polyphyletisch entstanden. Spemann weist nun darauf hin, daß uns die entwicklungsmechanischen Untersuchungen vor neue Schwierigkeiten stellen. Die Linse eines Triton geht für gewöhnlich aus der Epidermis hervor, kann aber auch bei der Regeneration von der Iris aus entstehen. Ersteres ist die homogenetische, letzteres die homoplastische Entwicklung. Dasselbe Organ scheint also beide Gegensätze in sich zu vereinigen, und Spemann meint daher, daß „der Homologiebegriff in der Fassung der historischen Periode sich unter unseren Händen auflöst, wenn wir auf kausalem Gebiet mit ihm arbeiten wollen". Zu dieser Auffassung kann ich mich nicht bekennen. Der Homologiebegriff ergibt sich ganz klar aus dem Grundgedanken der Abstammungslehre, daß ein Organ im Laufe der Phylogenie mannigfache Wandlungen durchmachen kann. Er wird dadurch nicht erschüttert, daß es oft sehr schwer ist, solche Homologien unzweifelhaft nachzuweisen. Er würde auch bestehen bleiben, wenn man kein einziges annähernd oder ganz sicheres Beispiel für ihn anführen könnte. Er wird auch nicht erschüttert durch experimentell erzeugte Mißbildungen, z. B. wenn ich an einem Embryo statt eines Kopfes zwei Köpfe hervorrufe, oder durch abnorme Entwicklungsvorgänge eines einzelnen Individuums (regenerierte Tritonlinse). Der zweite Kopf und die regenerierte Linse sind Neubildungen, welche nicht unter den Begriff der Homologie fallen, denn von dieser kann man nur sprechen, wenn ein Organ vorher vorhanden war, von dem das Homologon sich ableitet. Der zweite Kopf und das Linsenregenerat haben aber keine Vorgänger. Der Begriff der Homologie ist auch unabhängig von dem Nachweis der physiologischen Kräfte (z. B. der Erbfaktoren), welche das ontogenetische Geschehen beeinflussen oder veranlassen. Die physiologische Betrachtung des lebenden Individuums hebt die historische nicht auf, sondern beide sind gleichberechtigt und können sich wechselseitig anregen und ergänzen. Der Versuch von Ray Lankester, den Begriff der Homologie in Homogenie und Homoplasie aufzulösen, ist verfehlt, denn die letztere bezeichnet einen ganz neuen, grundverschiedenen Vorgang. Die Kiemen der Schnecken lassen sich trotz aller Wandlung bei den allermeisten Familien als homologe Organe erkennen. Wenn nun eine Patella neue akzessorische Kiemen erhält, so sind diese homoplastische oder, wie ich sie früher einmal genannt habe, homoiologe Organe. Durch solche Neubildungen wird der Begriff der Homologie nicht beeinträchtigt. Homologie und Homoplasie sind Begriffe, welche nichts miteinander zu tun haben und daher nicht durcheinandergeworfen werden dürfen, selbst wenn es im einzelnen Falle schwer oder unmöglich ist, das homologe und das homoplastische Organ voneinander zu unterscheiden.

Sehr ausführlich (S. 87—149) äußert sich O. zur Strassen über die Zweckmäßigkeit, welche er als das Grundproblem der Biologie ansieht. Diese Bewertung geht wohl etwas zu weit, denn es gibt viel Unzweckmäßiges unter den Lebewesen, so daß die Zweckmäßigkeit durchaus nicht als ein beständiges Attribut jedes organischen Geschehens bezeichnet werden kann. Das Grundproblem der Biologie sind die Stoffe und Kräfte der Lebewesen. Aber immerhin sind alle Forscher darüber einig, daß die Zweckmäßigkeit eine außerordentlich wichtige

Frage der Biologie ist. Verfasser möchte alle solche Eigenschaften zweckmäßig nennen, welche zur Erhaltung eines Objekts beitragen. Er spricht daher auch von einer anorganischen Zweckmäßigkeit. Ich kann ihm hierin nicht folgen, sondern meine, man sollte den Begriff nur auf Leben erhaltende Merkmale anwenden, ihn also auf die Organismen beschränken. Zur näheren Begründung verweise ich auf mein Buch: Selektionsprinzip 1913, IV. Aufl., S. 38. In der Hauptsache aber stimme ich den Ausführungen des Verfassers unbedingt bei, da er zu dem Schluß kommt, daß zur Zeit keine zwingenden Gründe vorliegen, von der mechanistischen Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit abzugehen und den Supranaturalisten oder den Vitalisten bzw. Psychovitalisten zu folgen. Durch die ganze Abhandlung zieht sich als roter Faden der Gedanke, daß die organische Zweckmäßigkeit mechanistisch verständlich ist, und dieser Gedanke ist sicherlich richtig. Da nach dem Prinzip der Sparsamkeit die einfachere Erklärung bis zum Beweise ihrer Unrichtigkeit angewandt werden muß, so ist an der mechanischen Erklärung festzuhalten, da bis jetzt kein sicherer Fall vorliegt, wo sie versagte. Damit ist schon angedeutet, daß die ganze Abhandlung im Darwinschen Sinne auf Anerkennung des Selektionsprinzips als Ursache der organischen Zweckmäßigkeit hinausläuft. „Der Zufall ist die einzige Geschehensform, die überhaupt Zweckmäßiges de novo entstehen läßt. Denn »höhere und höchste« Methoden des Zweckmäßigen, das Lernen aus Erfahrung, das unmittelbar zweckmäßige Geschehen leisten ja gar nichts anderes, als dasjenige festzuhalten und dauernd zu bewahren, was glücklicher Zufall schenkte." Stimme ich so in der Hauptsache mit dem Verfasser überein, so gibt doch seine Darstellung im einzelnen Veranlassung zu mancherlei Einwendungen. Zur Strassen bemüht sich, durch neue Termini seinen Gedanken einen originellen Anstrich zu geben; er spricht nicht von Variabilität, sondern von „Überproduktion von Gelegenheiten" und von „Schrotflintenprinzip". Diese Bezeichnungen sind nicht gut gewählt. In dem ersteren fehlt das, worauf es ankommt, der Hinweis auf die Verschiedenartigkeit des Überproduzierten. Die Natur schießt nicht absichtlich viele ähnliche Variationen nach einer Richtung, damit eine ihr Ziel zufällig erreicht, wie es der Jäger mit den Schrot tut, sondern sie streut viele ganz verschiedene Variationen nach den verschiedensten Richtungen aus. Viel eher könnte man von einem Granaten- oder Lotterieprinzip sprechen. Aber alle solche Vergleiche hinken und haben nicht den geringsten Wert. Zur Strassen geht aber sogar so weit, zu behaupten, daß die Mendelsche Regel „einer unerwünschten Verwässerung der nach dem Schrotflintenprinzip auftretenden Variationen" entgegenwirkt. Anstatt klar und einfach von einer Variabilität des Keimplasmas zu sprechen, redet er von stammesgeschichtlicher Überproduktion, worunter alles mögliche verstanden werden kann. Diese gekünstelte Ausdrucksweise erschwert die Lektüre der Abhandlung außerordentlich. Bezüglich der direkten Anpassungen, welche bei allen Individuen einer Art auf Grund einer ererbten Keimplasmakonstitution vorhanden sind (zweckmäßige Instinkte, Reflexe, Organe, Mimikry, Regeneration u. dgl.), kommt zur Strassen zu dem Schluß, daß man sich nicht vorstellen kann, daß sie bei ihrem ersten Auftreten sofort von allen Individuen erworben wurden, sondern daß nur die Vorstellung befriedigt, daß sie auf Mechanismen beruhen, welche in der Stammesgeschichte durch zufällige Abweichungen entstanden sind, d. h. sie traten zuerst bei einem oder bei wenigen Individuen auf und breiteten sich allmählich

über die ganze Art aus. Also auch hier bleibt das Selektionsprinzip der einzige Rettungsanker. Da hierhin auch diejenigen Fälle von Regeneration gehören, von denen die Vitalisten immer behaupten, daß sie sich einer mechanischen Erklärung entzögen, ist es bedauerlich, daß der Verfasser nur ganz kurz auf sie eingeht. Gerade die „Kultur der Gegenwart" wird weniger von Fachleuten, als von naturwissenschaftlich interessierten Laienkreisen benutzt, die eine ausführliche Zurückweisung der Vitalisten beachtet haben würden.

Das Bestreben, sich möglichst von der hergebrachten Ausdrucksweise zu entfernen, bringt den Verfasser dazu, allbekannte Worte in völlig verändertem Sinne zu gebrauchen, was unweigerlich zu einer Verwirrung führen muß, wie sie in ähnlicher Weise in der Philosophie existiert. Jeder Mensch weiß, daß „Lernen durch Erfahrung" und „sich einprägen" geistige Prozesse sind, und daß die Resultate solcher psychischer Vorgänge nicht erblich sind. Zur Strassen aber spricht von „Lernen durch Erfahrung", wenn irgendeine schon vorhandene Fähigkeit des Körpers eine Verbesserung erfährt, wenn z. B. bei einem Säugetier die Fähigkeit zur Bildung einer Hornschwiele sich dadurch vervollkommnet, daß die Schwiele erblich wird, oder wenn die an sich schon vorhandenen Seitenketten der Eiweißmoleküle nach Ehrlich zufällig Immunität hervorrufen. Zur Strassen braucht also diese psychologischen Ausdrücke bei Veränderungen, die durchaus nicht psychischer Natur sind. Wenn die Schwielenbildung oder die Vergrößerung eines Muskels durch Gebrauch erblich wird, so nennt er das „eine Einprägung" oder ein „sich einprägen" oder „eine Erfahrung machen", was doch unbedingt die Vorstellung erwecken muß, daß zur Strassen die Vererbung auf die Tätigkeit geistiger Kräfte zurückführt. Aber davon ist bei ihm gar nicht die Rede. Er spricht von „der Verallgemeinerung des Gelernten", von „physiologischer Abstraktion" und von „Phantasie", denkt dabei aber nicht an geistige Vorgänge. Anpassungen, welche als zufällige Keimplasmavariationen aufgetreten sind, werden als „angeborene Lernmechanismen" bezeichnet. Warum der Verfasser zu dieser gekünstelten anthropomorphistischen Ausdrucksweise greift, die Irrtümern Tür und Tor öffnen muß, ist mir nicht klar geworden. Auch sonst gebraucht der Verfasser psychologische Ausdrücke, wo sie gar nicht am Platze sind. Wenn das Keimplasma einer Art infolge einer Klimaänderung variiert, so nennt er dies ein „Suchen nach Variationen", und wenn zufällig unter vielen schlechten Variationen eine zweckmäßige auftritt, so spricht er von „finden". Von der Mimikry schreibt er z. B.: ein solcher Fall „kann in der Stammesgeschichte durch Überproduktion von Gelegenheiten — hier Variationen — gesucht und gefunden werden". Es ist klar, daß in einem solchen Falle niemand sucht und niemand findet. Die ganze Ausdrucksweise ist falsch und erschwert natürlich das Verständnis der Abhandlung außerordentlich. Während Verf. behauptet, eine Vererbung erworbener Eigenschaften könne man sich nicht als eine allgemeine Grundeigenschaft des Lebens denken, scheint mir eine solche Vorstellung auf keine mechanistischen Schwierigkeiten zu stoßen. Man braucht nur anzunehmen, daß die somatischen und die im Keimplasma befindlichen homologen Determinanten irgendwie „dynamisch" aufeinander abgestimmt sind, so daß sie sich pari passu verändern. Ich verstehe auch nicht, wie man bezweifeln kann, daß es völlig nutzlose, nichtselektionswertige Eigenschaften gibt, denn die Erfahrung am eigenen Leibe zeigt, daß wir manche rudimentäre Organe (Blinddarm, Weisheitszahn, Ohrmuskeln, Schwanzmuskeln) entbehren

können, ohne in unserer Lebenskraft im geringsten geschädigt zu werden. Sobald ein Organ auf ein gewisses morphologisches Minimum reduziert ist, muß es auch physiologisch wirkungslos werden.

In allen seinen Erörterungen konstruiert zur Strassen einen Gegensatz zwischen Onto- und Phylomechanismen des zweckmäßigen Geschehens, den ich für überflüssig halte. Bei den ersteren variiert das Keimplasma direkt derartig, daß sofort etwas Zweckmäßiges während der Ontogenie entsteht, z. B. eine Verhornung infolge eines Druckreizes. Beim Phylomechanismus entsteht eine Veränderung des Keimplasmas, die aber sich nicht sofort am Soma äußert, weil der nötige äußere Reiz (in diesem Beispiel der äußere Druck) fehlt, sondern sie wird vielleicht durch viele Generationen hindurch mitgeschleppt, ehe sie eine Gelegenheit findet, sich zu betätigen. Zur Strassen glaubt die Entstehung mancher allgemeiner biologischer Erscheinungen (starke Variabilität, Mendelsches Gesetz, biogenetische Regel) durch solche Phylomechanismen des Keimplasmas erklären zu können. Er meint, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer im gegebenen Fall nötigen Variation werde durch diese Hypothese erhöht. Mir scheint umgekehrt die Wahrscheinlichkeit sehr groß zu sein, daß solche latente Keimplasmaeigenschaften rasch wieder verschwinden, da ja die Selektion gar nicht zu ihrer Erhaltung beiträgt. Ich glaube daher, daß man diesen Begriff des Phylomechanismus vollständig entbehren kann. Zur Strassen erklärt ja selbst: „als ein Erklärungsmittel . . . der Entstehung zweckmäßiger Ontomechanismen von starker Komplikation kommt das phyletische Lernen danach kaum in Frage". Also wozu dann überhaupt diese Hypothese, die da versagt, wo allein Hilfe not tut! Verfasser verfällt hier in denselben Fehler wie De Vries, welcher seine Mutationstheorie durch latente „Prämutationen" zu stützen suchte. Nach dem von zur Strassen mit Recht vertretenen Prinzip der Sparsamkeit ist dieser Begriff des Phylomechanismus zu vermeiden, denn er ist nicht beweisbar, und man kommt ohne ihn sehr gut aus.

Gegenüber diesen häufig so dunklen Ausführungen ist es ein Genuß, sich in zwei Aufsätze von W. Ostwald und W. Roux zu vertiefen, welche ebenfalls den mechanistischen Standpunkt vertreten, aber in einfacher klarer Ausdrucksweise geschrieben sind. W. Ostwald bespricht „die allgemeinen Kennzeichen der organisierten Substanz". Ich stimme mit dem Verfasser freilich nicht überein, wenn er gleich eingangs hervorhebt, Vitalismus und Mechanismus sind keine wirklichen Gegensätze, in beiden steckt ein wahrer Kern. „Die spezielle Kombination, die Auswahl und die besondere räumliche und zeitliche Verknüpfung physikalisch-chemischer Vorgänge ist das »spezifisch Biologische«." Das hat wohl noch kein Mechanist bestritten, denn es ist ebenso selbstverständlich, wie daß in jeder Maschine eine besondere Kombination vorliegt. Aber diese Kombination als Eigengesetzlichkeit zu bezeichnen und zu glauben, sie sei dem physikochemischen Geschehen übergeordnet, darin besteht der Fehler der Vitalisten. Ostwald geht übrigens auf diese Streitfragen nicht näher ein und berührt auch nicht das psychische Problem. Er kommt zu dem Schluß, daß die Lebewesen charakterisiert sind in chemischer Hinsicht durch das beständige gleichzeitige Vorhandensein von Eiweiß, Lipoiden, Salzen und Wasser, durch Oxydations- und Reduktionsprozesse und durch die große Rolle von Fermentreaktionen; in physikalischer Beziehung durch ihren kolloidalen Zustand, der nicht nur den merkwürdigen, zwischen

fest und flüssig stehenden Aggregatzustand der lebenden Substanz, sondern auch eine Fülle physikalisch-chemischer Besonderheiten erklärt, und in biologischer Beziehung durch das in ein und demselben Objekt nachweisbare Vorhandensein von Ernährung, Wachstum, Erhaltung, selbsttätigen Bewegungen, Fortpflanzung, Vererbung und regulatorischen Verknüpfungen aller dieser Prozesse untereinander. Diese biologischen Merkmale der Lebewesen behandelt Roux in einem geistvollen Aufsatz über das „Wesen des Lebens" ausführlicher. Das Leben läßt sich chemisch nicht definieren, weil die Konstitution des Eiweiß, weder des lebenden noch des toten, bekannt ist. Auch eine physikalische Begriffsbestimmung ist zur Zeit nicht möglich; es bleibt daher nur eine funktionelle Definition, welche diejenigen charakteristischen Prozesse und Fähigkeiten aufzählt, durch welche das Leben sich erhält. Es sind dies: beständige Veränderung der stofflichen Zusammensetzung (Dissimilation), Ausscheiduug der unbrauchbaren Stoffe, Aufnahme neuer Substanzen, Umwandlung derselben in die eigene Lebenssubstanz (Assimilation) [diese vier können als Stoffwechsel zusammengefaßt werden], Wachstum, aktive Bewegung, Vermehrung, Vererbung und, abgesehen von den Protisten, auch Entwicklung aus einer Eizelle. Die Ursachen dieser neun Fähigkeiten liegen nach Roux im Organismus selbst und werden als Determinationsfaktoren zusammengefaßt. Sie sind für jede Art spezifisch. Damit sie sich betätigen können, sind aber noch gewisse „Realisationsfaktoren" (Sauerstoff, Wasser, Licht, eine gewisse Temperatur usw.) notwendig, welche für ganz verschiedene Lebewesen gleich sein können. Dieser Gegensatz scheint mir zur Charakteristik eines Lebewesens nicht nötig zu sein, denn er gilt für jede Maschine in derselben Weise. Stets ist eine äußere Energiezufuhr nötig, welche den spezifischen Mechanismus in Tätigkeit setzt. Den Begriff der „Autoergie", der Selbsttätigkeit, kann man also aus dem Begriff eines Organismus fortlassen. Dagegen ist um so wichtiger die Fähigkeit der „Selbstregulation", daß alle die organischen Fähigkeiten nicht nach einem strengen Schema sich abspielen, sondern mit Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse sehr verschiedenartig ineinandergreifen und dadurch die wunderbare Dauerfähigkeit oder Anpassungsfähigkeit der Lebewesen bedingen. Roux betont weiter, daß es zwar sehr bequem, aber wertlos ist, als letzte Ursache der in einem Organismus sich abspielenden Vorgänge eine zwecktätige „Entelechie" (Driesch) zu behaupten, weil diese experimentell nicht faßbar ist. Der Naturforscher hat die unendlich schwierigere Aufgabe, die ganze Harmonie des Lebens und die Selbstregulation „möglichst weit ohne zwecktätige" gestaltende Seele zu erklären. Ich schließe mich in dieser Hinsicht an Roux an, glaube aber doch, daß eine Charakterisierung eines Organismus unvollständig ist, wenn nicht auf die Fähigkeit der Empfindung, anders ausgedrückt: der Reizbarkeit, also auf einen psychischen Faktor hingewiesen wird. Man kann meines Erachtens jedem Organismus ruhig eine Seele zuschreiben, vorausgesetzt, daß man darunter auf der niedersten Stufe nichts weiter als unbewußte Reizbarkeit versteht. „Seele" ist dann ein rein deskriptiver Begriff zur Bezeichnung gewisser Eigenschaften, welche wir von uns kennen und durch einen Analogieschluß auf andere Organismen übertragen. Wenn Ostwald und Roux einen solchen psychischen Faktor nicht zu den charakteristischen Merkmalen eines Organismus rechnen, so geschieht es wohl nur, weil der Begriff der Seele von vielen Forschern auf die mit Bewußtsein verlaufenden Vorgänge oder auf die höheren psychischen Erscheinungen (Ge-

dächtnis, Willen, Denken) beschränkt wird. Zwischen der Reizbarkeit einer Amöbe und derjenigen einer menschlichen Sinnes- oder Ganglienzelle besteht aber keine scharfe Grenze, und deshalb ist es schon richtiger, mit dem alten Aristoteles als das wichtigste Merkmal eines Lebewesens seine Beseelung anzusehen. Ein Naturforscher wird dabei nicht gleich in den Fehler fallen, darunter irgendein rätselhaftes „immaterielles" Prinzip zu sehen, denn damit würde er aus dem Rahmen der Wissenschaft heraustreten. Seelische Vorgänge sind für die höheren Tiere und für den Menschen mit Sicherheit nachgewiesen, und bei der großen Übereinstimmung aller Lebewesen ist es unwahrscheinlich, daß sie in irgendeinem Punkte der Metazoenreihe zuerst aufgetreten sind. Alle Beobachtungen sprechen dafür, daß auch eine Amöbe das Gefühl des Hungers kennt, Temperaturunterschiede wahrnimmt usf. Wir haben daher allen Grund, die Reizbarkeit der Protisten auf Empfindung zurückzuführen und psychisch zu deuten.

Aus dem interessanten und sehr ausführlichen Aufsatz von Lidforß über das Protoplasma sei hervorgehoben, wie der Verfasser die Bedeutung des kolloidalen Zustandes beurteilt. Der Grund kann nicht Vergrößerung der inneren Oberfläche sein, denn diese ist in einer gewöhnlichen Lösung noch weit größer, da die Teilchen in ihr noch feiner verteilt sind. Die Zellkolloiden sind größtenteils nur begrenzt quellbar, d. h. sie nehmen nur eine bestimmte Menge Wasser in sich auf und können dadurch eine bestimmte Gestalt bewahren trotz gleichzeitigen lebhaften Stoffwechsels. Die Eigentümlichkeit der Zellen, bestimmte Strukturen zu bilden und trotz aller Umsetzungen zu bewahren, beruht zum großen Teil auf der Kolloidnatur ihres Inhalts. Wäre das Protoplasma rein flüssig, so wäre eine solche Organisation nicht möglich. Wäre es fest, so würde ein energischer Stoffumsatz ausgeschlossen sein. Nur die Kolloide gestatten einen regen Stoffwechsel bei Erhaltung der räumlichen Form. L. Plate.

Miehe, H. Allgemeine Biologie. Einführung in die Hauptprobleme der organischen Natur. Zweite Auflage der „Erscheinungen des Lebens". 144 S. Mit 52 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner. 1.25 M.

Miehes „Allgemeine Biologie" fügt sich nach Anlage und Durchführung ganz vorzüglich in den Rahmen der bedeutenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ein. Sie ist aus den „Erscheinungen des Lebens" hervorgegangen und wurde in einigen Kapiteln besonders im Hinblick auf neuzeitliche Fortschritte recht erheblich überarbeitet. Der neue Buchtitel bezieht sich sowohl auf Auswahl und Darstellung des Stoffes als auch auf den Begriff der Biologie. Diese ist — mit Recht — die Lehre vom organischen Leben überhaupt. Demzufolge werden in den einzelnen Abschnitten behandelt: das Protoplasma, die Zelle, die Gewebe, die Bakterien, die Ernährung, die Atmung, die Sinnesfunktionen, die Fortpflanzung, die Entwicklung und der Tod der Organismen, ihre Systematik, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihr Entstehen und ihr wahrscheinliches Vergehen (Entropie). Aus der Vererbungslehre wurden die Genentheorie, der Mendelismus, die Bastardierung und die Geschlechtsbestimmung herausgegriffen. Im ersten Kapitel werden die für die exakte Naturwissenschaft prinzipiell wichtigen heuristisch-methodischen Vorteile der mechanistischen Weltanschauung gegenüber der vitalistischen, die schon Philosophie, d. h. Reflexion sei, entwickelt; Erörterungen, die von vornherein den Leser orientieren und

so die Darstellung und Verständigung in der Deutung vieler Vorgänge erleichtern. — Die zu Gebote stehende, ungeheuer reiche Stoffülle wurde im allgemeinen geschickt und mit bester Sachkenntnis ausgewählt. Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist die Beziehung der Formen- und Erscheinungsfülle auf die gestellten Gesichtspunkte. Da dies überall in ganz vorzüglicher Weise geschehen ist, dürfte der Endeffekt des Büchleins, in großen Umrissen eine Totalansicht der organischen Natur zu vermitteln, erreicht worden sein. Der Verfasser verfügt zudem über eine klare und überaus anschauliche Darstellungsweise, die nie in den trockenen Gelehrtenton verfällt, belebt das Ganze oft durch anregende Vergleiche, ist kritisch und vorsichtig zugleich und geht an den modernsten Strömungen und Ansichten nicht vorüber, wenn letzteres auch nur der Eingeweihte gewahr wird.

Das Büchlein kann zur Einführung in die Biologie oder zur allgemeinen Orientierung für „gebildete Laien" angelegentlichst empfohlen werden.

Das Gesamturteil können kleine, leicht zu beseitigende Mängel nicht beeinflussen. Wenn Gifte (S. 72) als chemische, in kleinen Mengen schädigend auf das Plasma wirkende Stoffe gedeutet werden, dann ist die Auffassung von artfremden Eiweißen als starke Gifte (S. 7), die einem Organismus subkutan oder intravenös eingespritzt werden, zum mindesten in dieser Allgemeinheit eine Übertreibung. Pferdeserumeiweiße z. B. wirken im Kaninchenblut nur ausnahmsweise (Anaphylaxie) schädigend, vorausgesetzt, daß die Eingriffe in das Getriebe der physiologischen Prozesse nicht zu gewaltsame sind und die anaphylaktischen Erscheinungen nicht absichtlich erstrebt werden, was unter gewissen Voraussetzungen (z. B. Sensibilisierung, Reinjektion, Einhalten von bestimmten Zeitintervallen) leicht möglich ist. Da die Möglichkeit überhaupt besteht, Eiweißkörpern ihre „Gift"natur, die immer von indirekter Wirkung und vornehmlich auf die Gegenkomponente angewiesen ist, zu nehmen, darf höchstens von bedingter Giftwirkung gesprochen werden. Parenteral eingeführte Eiweiße, Fette und Kohlehydrate werden durch mobil gemachte oder bereits vorhandene Fermente ebenso wie per os aufgenommene Nahrung in indifferente Grundbestandteile zerlegt (Abderhalden), also im Stoffwechsel verbraucht, verdaut, was mit aller zweckmäßigen Nahrung geschieht. Die von Miehe vertretene Gegensätzlichkeit (S. 7) ist überholt. Der Hinweis auf die Serumdiagnostik für die chemischen Blutunterschiede ist zu abstrakt und für nicht orientierte Leser wertlos. Die Methode müßte z. B. durch eine Fußnote skizziert bzw. erläutert werden. Auf Irrtum beruht, daß „Fische das Wasser verschlucken" (S. 45); daß Nervenzellen usw. Reize „magazinieren", ist zwar richtig, aber doch zum mindesten unschön ausgedrückt (S. 63 u. 68). S. 64 Z. 8 von oben ist „Er" durch „Es" zu ersetzen! Die Abkürzungen im Text auf S. 91 stimmen mit denen von Fig. 45 nicht überein. Da Hydra viridis und Hydra fusca sich gut unterscheiden — erstere hat 6—12 Tentakel von nicht Körperlänge, letztere 6—8, die den Körper an Länge übertreffen und fadenförmig ausgestreckt werden können (Fig. 35) —, ist deren Identifizierung unzulässig (S. 141). Unter den im allgemeinen vortrefflichen, leider manchmal doch zu schematisch gehaltenen Zeichnungen (z. B. Fig. 12) sind einige recht dürftige. Der Längsschnitt durch die Hyazinthenwurzel ist geradezu wertlos (Fig. 5). Die Figg. 35 (Hydra fusca) und 38 (Penicillium glaucum) sind zu unscheinbar und können unmöglich naturgetreue Vorstellungen erzeugen. Fig. 8 würde besser umgekehrt zu orientieren sein, da die größeren Basalzellen „oben" liegen, was Anfänger leicht irreführt.

Thiem.

Brehms Tierleben, herausgegeben von O. zur Strassen. Bd. XII. Leipzig 1915, Bibliographisches Institut.

Der neue Brehmband ist durch das verständnisvolle Zusammenarbeiten von zweien unserer besten Säugetierkenner, von Prof. Heck und Dr. Hilzheimer, entstanden. Ersterer behandelt die Wale, Elefanten, Klippschiefer und Unpaarhufer, während letzterer die Raubtiere und Seekühe bearbeitet hat. Gerade bei diesen Abteilungen hat die Forschung der letzten Jahrzehnte manche wichtige Ergebnisse zutage gefördert, so daß nach jeder Richtung hin der Text sehr verbessert werden konnte, namentlich auch durch Benutzung paläontologischer Tatsachen. Die Systematik wurde weitgehend berücksichtigt, so daß statt der 225 Arten und Unterarten der letzten Auflage 400 geschildert werden. Die vom Standpunkt der Abstammungslehre besonders wichtige Spaltung der Arten in Unterarten und Rassen, welche deutlich zeigt, wie neue Formen in Anpassung an neue geographische Lebensbedingungen entstehen, wird dem Leser besonders an den Beispielen der Falbkatze, des Löwen, des Tigers, des Leoparden, braunen Bären, afrikanischen Elefanten und des Quagga erläutert. Da es zwischen Wölfen und Hunden alle Übergänge gibt, so vereinigt Hilzheimer alle Caniden mit 42 Zähnen zur Gattung Canis, welcher dann die Gattungen mit anderen Gebißverhältnissen (Otocyon, Cuon, Lycaon, Speothos) gegenüberstehen. Gerade auf diesem Gebiet ist die Systematik außerordentlich schwer, die Arten scheinen noch im phyletischen Fluß sich zu befinden, so daß Lönnberg schreiben konnte: „die Arten der Caniden variieren mehr, als irgendein moderner Bearbeiter scheint zugeben zu wollen". Es hängt dies offenbar damit zusammen, daß diese klugen und behenden und dabei infolge ihrer meist geringen Körpergröße bezüglich der Nahrungsmenge nicht allzu anspruchsvollen Geschöpfe die Fähigkeit zu geographischer Ausbreitung im hohen Maße besitzen und dadurch immer wieder neue Rassen bilden. Allein von den Graufüchsen des südlichen Nordamerikas, welche etwa vom 35. Breitengrad bis nach Guatemala reichen, werden 17 Lokalformen unterschieden. Nichtfachmännische Kreise wird es interessieren, daß die viel besungene Schlauheit unseres Fuchses in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, sondern daß ihm das Zeugnis ausgestellt wird, „daß er kein durch besonders hervorragende Begabung vor andern ausgezeichnetes Geschöpf" ist. Das bezieht sich natürlich nur auf einen Vergleich mit andern Raubtieren. Auch unter den Wölfen ist die Variabilität der Färbung sehr groß. Beim amerikanischen Canis variabilis Wied sollen in demselben Rudel schwarze, graue bis fast weiße Exemplare vorkommen. Aus den neueren Vererbungsforschungen wird dies verständlich. Offenbar entsteht die Färbung der Haare wie bei der Hausmaus durch eine größere Anzahl von Erbfaktoren, welche zum Teil verlorengehen können und dadurch neue Färbungen hervorrufen. Sehr häufig ist der Melanismus bei Wölfen und hat zur Aufstellung mancher besonderer Arten geführt. Da aber bei diesen großen kräftigen Raubtieren eine Selektion der Farben nicht eintritt, so können sie alle nebeneinander existieren. Anders wird die Sache im hohen Norden, wo die weiße Farbe beim Beschleichen der Beute von großem Wert ist. So sehen wir in Amerika etwa vom 40. Grad nördlicher Breite an sich weiße Wölfe unter die grauen mischen, und weiter nach Norden wird die Zahl der grauen immer kleiner, bis schließlich nur noch weiße übrigbleiben, die als Polarwölfe (C. lupus tundrarum Mill. in Nordamerika, C. lupus albus Kerr in Sibirien) be-

kannt sind. Bezüglich der Abstammung der Haushunde hält Hilzheimer an der alten Nehringschen Anschauung fest, daß nur Wölfe und Schakale, aber nicht Füchse in Betracht kommen. Wie viele Arten aber als Ausgangsformen anzusehen sind, wird sich schwerlich jemals sicher nachweisen lassen. Damit stimmt gut überein, daß Kreuzungen von Hunden mit Wölfen und Schakalen keine Schwierigkeiten machen, aber mit Füchsen nie gelingen. Bei der Psychologie des Haushundes wird leider der Mannheimer Rolf nicht erwähnt, obwohl derselbe jetzt schon von so vielen einwandfreien Beobachtern studiert worden ist, daß an seiner Verstandestätigkeit kein Zweifel ist. Dasselbe gilt übrigens auch weiterhin für die Beurteilung der Pferde durch Heck. Der Pfungstsche Standpunkt, daß bei den Krallschen Pferden unbewußte Dressur vorliegt, ist vollständig widerlegt durch die gleichlautenden Erfahrungen solcher Forscher, welche die Tiere wirklich selbst und allein geprüft haben. Die Gegner setzen sich nur aus Leuten zusammen, welche entweder nicht in Elberfeld waren, oder die Tiere nicht in Stimmung angetroffen haben, was natürlich bei jeder höheren geistigen Leistung vorkommen kann. Wenn diese überaus wichtigen Ergebnisse der modernen Tierpsychologie noch vielfach mit Stillschweigen übergangen oder gar mit allen möglichen, häufig sogar gehässigen Argumenten befehdet werden, so scheint darin unbewußt das Gefühl mitzusprechen, daß der Mensch nicht entthront werden darf in seiner Stellung als einziges mit Verstand begabtes Geschöpf. Es ist derselbe Kampf in veränderter Form wie im Mittelalter, als die geozentrische Stellung der Welt durch Kopernikus umgestürzt wurde. Wir verstehen jetzt kaum, warum die katholische Kirche damals über dieses Ergebnis der Wissenschaft so entsetzt war, und so ist zu hoffen, daß später auch allgemein anerkannt werden wird, daß man einzelne besonders intelligente Hunde oder Pferde durch systematischen Unterricht dazu bringen kann, leichte Rechenaufgaben zu lösen und auf manche Fragen sinngemäße Antworten zu erteilen. Daß die Elberfelder Pferde keine Kubikwurzeln ausziehen können, glaube ich selber gezeigt zu haben („Nat. Wochenschrift" 12, 1913, S. 263—268). Bei den Sirenen hat Hilzheimer leider die Gattung Manatus als Trichechus bezeichnet. Das Laienpublikum wird nun leicht glauben, daß Seekühe und Walrosse nahe verwandte Formen sind. Dieser Fall zeigt wieder einmal recht deutlich, zu welchen Mißhelligkeiten die strikte Anwendung des Prioritätsgesetzes führt, und wie wichtig die Liste der nomina conservanda ist. Bei den Walen ist Heck in dankenswerter Weise auf manche anatomische Einzelheiten eingegangen, um auch weiten Kreisen die zahlreichen Anpassungen an den andauernden Wasseraufenthalt verständlich zu machen. Wie schon Dahl und Schnee hervorgehoben haben, sieht man den Atemstrahl der großen Wale auch bei warmer Luft auf weite Entfernungen hin sehr deutlich. Ich kann diese Angaben bestätigen, da ich im August 1913 auf der Höhe von Lissabon bei einer Lufttemperatur von etwa 25 Grad Celsius dieselbe Erscheinung wiederholt gesehen habe bei Walen, die 3—500 m neben dem Schiff herschwammen. Portier behauptet, daß auch in solchen Fällen der Wasserdampfnebel durch plötzliche Abkühlung der entspannten Atemluft entstünde. Diese Erklärung will mir nicht einleuchten, denn sie setzt voraus, daß die Atemluft im Nasengang im komprimierten Zustand sich befindet; dann würde sie aber in die umliegenden Gewebe gepreßt werden. Aus den Beobachtungen in warmer Luft geht nach meiner Meinung mit Sicherheit hervor, daß tatsächlich etwas Wasser durch das

Nasenloch in den Gang einsickert und dann beim Ausströmen der Atemluft in fein zerstäubter Form nach außen geworfen wird. Durch Ringmuskeln kann dieses eingedrungene Seewasser daran gehindert werden, weit nach innen vorzudringen. Es bleibt vermutlich dicht unter der äußeren Öffnung stehen. Bezüglich der Illustrationen dieses Bandes ist die große Zahl schöner Photographien hervorzuheben.

L. Plate.

Buchner, P. Praktikum der Zellenlehre. I. Allgemeine Zellen- und Befruchtungslehre. Mit 160 zum Teil illustrierten Textfiguren. 336 S. Berlin 1915, Borntraeger.

Auf dem Gebiete der Zellen- und Befruchtungslehre haben die letzten Dezennien solche Fortschritte gebracht und so deutlich gezeigt, daß ein tieferes Verständnis der Vererbungserscheinungen nur möglich ist auf Grundlage einer Einsicht in die bei der Eireifung und Befruchtung sich abspielenden Prozesse, daß das vorliegende klar geschriebene und schön illustrierte Werk auf eine weite Verbreitung rechnen kann. Es ist kein Lehrbuch der Zytologie in dem Sinne, daß es alle wichtigsten Tatsachen systematisch schildert, sondern es setzt eine ungefähre Kenntnis des Gebietes voraus und geht dafür um so mehr auf die schwierigen Punkte und strittigen Probleme ein. Jedem Abschnitt ist ein Literaturverzeichnis und eine Beschreibung des Materials und der technischen Untersuchungsmethoden beigefügt, und gerade hier wird der Leser viele Winke und praktische Erfahrungen finden, da das Buch nicht entstanden ist aus einer kritischen Verarbeitung der Literatur, sondern aus einer langjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstande. Der Verfasser ist vorsichtig in seinen Schlüssen und folgt nicht einfach der herrschenden Tagesmeinung: das Zentrosom gilt ihm z. B. nicht einfach als ein sicheres Organell der Zelle, sondern als ein problematisches, aus dem Kern entstehendes Gebilde, als eine Art Kraftzentrum, welches auch fehlen kann. Sosehr Buchner die Bedeutung der Chromosomen als Träger der Vererbung würdigt, so verschließt er sich nicht der Vorstellung, daß auch dem Plasma eine ähnliche, wenngleich zur Zeit noch ganz unklare Rolle zukommen mag. Nach einer kurzen Einleitung über Zellkern und Protoplasma und über Zellteilung bei Metazoen und Protozoen, schildern die folgenden Kapitel die Geschlechtszellen in ihrem Bau und ihrer Entstehung, die Reifeteilungen, die Befruchtungserscheinungen, die parthenogenetischen Eier, die zytologischen Grundlagen der Geschlechtsbestimmung, die Möglichkeit einer Vererbung durch das Zellplasma und das Problem der Keimbahnbestimmung. Dem in Aussicht gestellten zweiten Teil, welcher die Zelle als Träger somatischer Funktionen behandeln soll, sehen wir mit Interesse entgegen. L. Plate.

Birkner, F. Der diluviale Mensch in Europa. 2. verm. Aufl. 102 Seiten. 2 Tafeln u. 186 Textfiguren. München 1916, Verlag Natur u. Kultur. — Brosch. 2.50 M.

Die bereits in 2. Auflage vorliegende kleine Schrift ist aus einem Vortrag in der Münchner anthropologischen Gesellschaft hervorgegangen und kann ihrer leichtfaßlichen Darstellung wegen zur allgemeinen Orientierung über die ältesten Reste des Menschen in Europa bestens empfohlen werden. Verf. war bestrebt, den heutigen Stand der Frage objektiv darzustellen und die noch strittigen Punkte möglichst beiseite zu lassen. Dies ist ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen,

aber in manchen Fragen, wie derjenigen nach Herkunft und Wertung der Eolithen, nach der Stellung des Homo Neandertalensis zu Homo sapiens, nach der Bedeutung des Homo Aurignacensis Hauseri u. a. m. mußte er sich naturgemäß doch auf einen bestimmten Standpunkt stellen.

Der erste Abschnitt enthält eine gute Übersicht über die einzelnen paläolithischen Stufen, die durch zahlreiche Abbildungen wesentlich unterstützt wird. Auch die Fundstellen, besonders die Felsenschutzdächer und Höhlen, sind in seltener Vollständigkeit im Bild vertreten. In einem zweiten Abschnitt wird dann an Hand der künstlerischen Produkte der Diluvialzeit versucht, einen Einblick in die geistigen Eigentümlichkeiten der Paläolithiker zu gewinnen. Daß dabei die neu entdeckten Wandmalereien der sogenannten südfranzösisch-kantabrischen, sowie der ostspanischen quartären Kunstprovinz eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Über den Zweck dieser Felsenmalereien wie der Gravierungen und Skulpturen vermag der Verf. allerdings keine positiven Angaben zu machen. Er schließt sich der heute wohl am meisten verbreiteten Ansicht an, daß es sich um eine Art von Jagdfernzauber handelt, d. h., daß diesen Darstellungen eine religiös-mystische Bedeutung zukommt. Aus den Bestattungsgebräuchen wird ferner auf einen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode geschlossen.

Im dritten Abschnitt zählt der Verf. die wichtigsten Fundstellen für den diluvialen Menschen auf und gibt eine summarische, sich auf die wesentlichsten Merkmale beschränkende Beschreibung vom Bau des Homo Neandertalensis. Im Gegensatz zu Schwalbe wird dieser nicht als selbständige Art, sondern als eine Rasse des Homo sapiens aufgefaßt. Eine kurze Schilderung ist dann noch den sich anschließenden Rassen, besonders der Cro-Magnon-Rasse, zu der auch die Menschen der Grimaldigrotten gerechnet werden, gewidmet. Der Verf. schließt seine Betrachtung mit der Kollmannschen Annahme, „daß die jetzt lebenden Rassen sogenannte Dauertypen darstellen, deren Wurzeln bereits während der Eiszeit in Erscheinung traten". Ein Verzeichnis der benutzten Publikationen beschließt die kleine lesenswerte Schrift. R. Martin.

Hertz, Dr. Friedrich. Rasse und Kultur. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Moderne Rassetheorien". 421 S. Leipzig 1915, Kröner. Geb. 6 M.

Dieses Buch wendet sich gegen die sogenannten Rassentheorien, besonders ist es eine Streitschrift gegen H. St. Chamberlain und dessen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts"; es ist zum großen Teil geschickt geschrieben und zeugt von Fleiß und Belesenheit. Gegenüber der ersten Auflage ist die Argumentation reichhaltiger und stärker und durch vieles Material aus neuen Arbeiten gestützt. Am Anfang findet sich ein sehr beherzigenswerter Satz: „Alle Verurteilungen des Rassenwahnes treffen natürlich nur die Annahme, daß die Menschheit dauernd in edle und unedle Rassen geschieden und deren Abstand unüberbrückbar sei. Niemand aber fällt es bei, die tatsächlichen physischen und geistigen Verschiedenheiten unter den Menschen zu leugnen". Leider aber bleibt Verf. nicht bei dieser besonnenen Haltung, sondern der ganze Inhalt des Buches geht dahin, die Bedeutung der Rassenanlagen überhaupt zu leugnen. Eine Zusammenfassung des eigentlichen Inhalts gibt etwa der Satz auf S. 372: „Die einzige von der Völkerkunde zugelassene Annahme ist, daß nicht eine feststehende Rassenanlage, sondern

äußere Umstände, Klima, Boden, Wanderungen usw., die Entwicklung eines Volkes bestimmen". Jeder kritische Leser wird gegen eine so ausschließliche Behauptung mißtrauisch sein und sich sagen, daß selbstverständlich beides, sowohl die Umwelt als auch die Rassenanlagen, für das Schicksal eines Volkes von Bedeutung sind. Eine wahrhaft vorurteilsfreie Forschung kann also nur das relative Verhältnis dieser beiden Faktoren und die Bedeutung der einzelnen Elemente festzustellen suchen. Bei Hertz aber fügen sich die „Tatsachen" überall seiner vorgefaßten Meinung.

Die Grundlage für die Erkenntnis der Bedeutung der Rassenanlagen bildet die strenge Erblichkeit im ganzen Reich des Organischen. Verf. sucht also diese Tatsache gleich anfangs zu beseitigen, indem er den Lamarckismus, d. h. die Lehre von der primären, nicht auf Auslese beruhenden Anpassung als ausgemachte Sache hinstellt. Er tut so, als sei die Lehre eines Kammerer die letzte, modernste und endgültige Wahrheit. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß er sich dabei auch auf Johannsen beruft. Hätte er dessen Werk, das er als die „neueste Biologie" preist, wirklich gelesen, so würde er gesehen haben, daß gerade dieser große Forscher jene Vorstellungen, die ihm so lieb sind, mit rücksichtsloser Kritik und zum Teil mit grimmem Hohne zerstört hat. Johannsen kann unter den modernen Forschern geradezu als der extremste Verfechter der genotypischen Festheit der Organismen und damit der Rassenanlagen bezeichnet werden. Auch auf Schallmayer beruft Hertz sich durchaus zu Unrecht; denn auch dieser Denker bekämpft die sogenannte „Vererbung erworbener Eigenschaften" und tritt für die Festigkeit der Erbanlagen ein; das ist geradezu eine der wesentlichsten Grundlagen seines großen Werkes.

Bei Hertz kommt es überall auf das Bestreben hinaus, den Wesensunterschied zwischen Juden und Nichtjuden, zwischen „Semiten" und „Ariern" zu verwischen. Es ist nun unter diesem Gesichtswinkel eine sehr interessante Tatsache, daß die mehr oder weniger wissenschaftlichen Vertreter der „Vererbung erworbener Eigenschaften" zum größten Teil von jüdischer Abstammung, während ihre Gegner so gut wie ausnahmslos Nichtjuden sind. Wegen der Regelmäßigkeit dieser Erscheinung dürfte sie schwerlich auf Zufall beruhen. Man muß vielmehr schließen, daß entweder eine Verschiedenheit der Rassenbegabung hier im Spiele ist, oder daß Gefühlsmomente unbewußt den Ausschlag geben. Ich zweifle gewiß nicht an der subjektiven Ehrlichkeit der meisten Autoren, die in diesen Streit eingegriffen haben, glaube aber doch, daß die genannten beiden Momente eine Rolle spielen, auch bei Hertz.

Selbst wenn übrigens eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" stattfände, so würde das die Bedeutung der Rassenunterschiede keineswegs aufheben, obwohl es sie natürlich einschränken würde. Ein verhältnismäßig so klarer Vertreter dieser Lehre wie Semon hat das durchaus gesehen. Gemäß der Lehre des Lamarckismus wären alle Unterschiede der Organismen auf direkte Wirkung der Umwelt bzw. Anpassung daran zurückzuführen. Auch der Unterschied zwischen einem Gorilla und einem Neger wäre also dadurch entstanden. Aber Hertz wird wohl selber nicht glauben, daß man diesen Unterschied durch Erziehung beseitigen könne, selbst nicht in mehreren Generationen. Seine Leugnung der Wesensunterschiede innerhalb der Spezies Mensch nähert sich also bedenklich der alten Linnéschen Typenlehre, welche auch alle Abweichungen vom Urtypus nur als gelegentliche und reversible Naturspiele ansah.

Soviel über die biologischen Voraussetzungen des Buches, welche seine schwächste Seite darstellen.

Die starken Seiten des Buches hat Schallmayer seinerzeit bei der Besprechung der ersten Auflage gebührend hervorgehoben. Recht gut ist das, was über die gegenwärtigen Rassenverhältnisse Europas gesagt wird, wenigstens das Negative. Soviel ich beurteilen kann, ist auch das über die Geschichte der Völker Gesagte größtenteils zutreffend. Die kritischen Betrachtungen von Hertz dürften bei manchem naiv Rassegläubigen Entrüstung hervorrufen und für die Urteilsfähigeren unter ihnen eine peinliche Lektüre sein; wem aber die vorgebrachten Einwände und ihre Berechtigung nicht neu sind, der wird die Wutausbrüche des Verfassers weniger tragisch nehmen.

Sehr sympathisch berührt mich die warme Verteidigung des Judentums und der semitischen Kulturen durch den Verf., der selber väterlicherseits von jüdischer Abstammung ist. Nur bin ich freilich der Meinung, daß die Rassenzusammensetzung der Semiten für ihre Kulturschöpfungen von großer Bedeutung war und ist. Gerade die Juden haben doch keinen Grund, sich ihrer Rasse zu schämen. Hertz preist die Metaphysik der Brahmanen, doch sollen die großen indischen Denker ihre Resultate nicht ihrer Rasse, sondern der Umwelt verdanken. Mir scheint die Tatsache, daß die indische Kultur mit der Einwanderung der Arier aufblühte und nach ihrem Aussterben verdorrte, doch sehr im umgekehrten Sinne zu sprechen. Für typisch indisch möchte ich auch die Jesusgestalt des Johannesevangeliums halten, während Hertz sie für jüdisch erklärt. Im übrigen dürfte der Streit, ob Jesus ein Jude gewesen sei, durch die Forschungen und Auseinandersetzungen von Drews gegenstandslos geworden sein.

Goethe und Beethoven werden von Hertz dem alpinen Typus zugerechnet, und er bringt gewichtige Belege dafür, daß ihr Typus wenigstens nicht rein nordisch war. Auch ich habe mich nie überzeugen können, daß Goethe der Typus des nordischen Geistesheroen sei, wie viele Rassegläubige behaupten; auch der Charakter seiner Werke scheint mir sehr dagegen zu sprechen. Im übrigen tut man gut, sich zu vergegenwärtigen, daß wegen der gegenseitigen Unabhängigkeit der einzelnen Erbeinheiten in gemischten Völkern der äußere Typus einen viel weniger sicheren Wahrscheinlichkeitsschluß auf die geistige Eigenart eines Menschen gestattet als seine Herkunft aus einem bestimmten Bevölkerungskreise. Es ist gewiß nicht nur ein Vorurteil, wenn man einen Mann aus niedersächsischem Bauerngeschlecht anders beurteilt als einen solchen aus jüdischen Handelskreisen oder aus ostelbischem Adel; dabei kann es aber vorkommen, daß einzelne Individuen aus so verschiedenen Gruppen im äußeren Typus nicht zu unterscheiden sind. Der Volksinstinkt gibt daher auf die Herkunft nicht ohne Grund so viel; es besteht in der Tat eine große Wahrscheinlichkeit, daß ein Mensch in seinen psychischen Anlagen dem Durchschnitt der Bevölkerungsgruppe, aus der er stammt, nahesteht. Nur sollte man nicht immer gleich moralische Werturteile damit verquicken; in der Zurückweisung solcher Versuche ist Hertz zweifellos im Recht.

Der große Physiker Heinrich Hertz, welcher für die Erkenntnistheorie der Naturwissenschaft so bahnbrechend gewirkt hat, war meines Wissens nicht ein Halbjude, wie der Verfasser angibt; er stammte väterlicherseits aus einer evangelischen Pastorenfamilie.

Die Kulturbegabung der Finnen kann man nicht gegen die Rassenlehre aus-

spielen, da sie ganz überwiegend von nordischer, also derselben Rasse wie die Germanen sind. Anderseits hat freilich Hertz durchaus recht, daß die arischen Völker von sehr verschiedener Rasse sind. Gerade in allerjüngster Zeit ist ja die Sprache der Hethiter von Hrozný als indogermanisch erkannt worden, während Chamberlain die Hethiter direkt als Antipoden der Arier hingestellt hat.

Bei Hertz gewinnt es den Anschein, als ob alle bedeutenden Denker Gegner des Rassenglaubens seien; und da die meisten seiner Leser weder in der Lage, noch geneigt sein dürften, seine Behauptungen nachzuprüfen, so wird er sicher viel Anklang damit finden. Auch Nietzsche wird von Hertz als Eideshelfer in Anspruch genommen. Das ist nun eine so ungeheuerliche Behauptung, daß ich mich etwas länger dabei aufhalten muß. Daß Nietzsche „eine Zeit lang selbst rassengläubig" war, gibt auch Hertz zu. Dann aber habe er gründlich umgelernt. Als Beweis führt er ein Zitat an: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen". Hertz gibt dabei nicht an, daß dieser Satz gar nicht aus einem bei Lebzeiten gedruckten Werke, sondern aus dem Nachlaß von 1886 stammt. Gerade die Werke aus dieser Zeit, „Also sprach Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse" und die „Genealogie der Moral" sind aber auf eine extreme Rassenwertung gegründet; das ist so offenkundig, daß ich das Papier nicht mit Zitaten belasten will. Und auch der von Hertz angeführte Satz selber will etwas ganz anderes besagen, als dieser ihm unterlegt; schon das Wort „Mischmasch-Europa" mit seiner unverkennbaren negativen Wertbetonung hätte gar keinen Sinn ohne die Voraussetzung des Wertes reiner Rasse. Nietzsche hat sich darin also zweifellos nur gegen jenen kritiklosen Rassenwahn wenden wollen, der die Sprachgenossenschaften zu Rassen stempelt, der eine slawische und keltische einer germanischen „Rasse" gegenüberstellt, der die Finnen als Mongolen nimmt usw. Daß ein im Nachlaß vorgefundener Satz einmal nicht ganz sorgfältig ausgefeilt und daher nicht glücklich formuliert ist, ist doch nicht verwunderlich. Gerade in der Zarathustraperiode mit ihrer realistischen Denkweise spielt die Rasse bei Nietzsche eine noch größere Rolle als vorher, wo teils der Schopenhauersche pessimistische Idealismus, teils die intellektualistische Aufklärung seinem Denken den Stempel aufdrückte. Was nun die letzten Werke Nietzsches betrifft, so habe ich mir anläßlich der Hertzschen Behauptung noch einmal den „Willen zur Macht" und die „Götzen-Dämmerung" hergenommen. Auch dort wird immer wieder von „Mischmasch-Menschen", von „Zucht und Züchtung" usw. geredet und genau wie vorher der Rasse eine grundlegende Bedeutung zuerkannt. Eine besonders schlagende Stelle möchte ich Hertz nicht vorenthalten; Nietzsche sagt dort von den auf Reinhaltung des Blutes gerichteten Gesetzen des Manu: „in ihnen haben wir einmal die arische Humanität, ganz rein, ganz unvermischt — wir lernen, daß der Begriff ‚reines Blut' der Gegensatz eines harmlosen Begriffs ist. Anderseits wird klar, in welchem Volk sich der Haß, der Tschandala-Haß gegen diese ‚Humanität' verewigt hat". Etwas weiter fährt er fort: „Das Christentum, aus jüdischer Wurzel und nur verständlich als Gewächs dieses Bodens, stellt die Gegenbewegung gegen jede Moral der Züchtung, der Rasse, des Privilegiums dar". Ob diese unverkennbar antisemitischen, aus dem aristokratischen Rasseglauben Nietzsches geborenen Äußerungen berechtigt seien, will ich dahingestellt sein lassen; Hertz aber dürfte nach dieser Probe wohl von Nietzsche abrücken.

Bei Hertz sind alle Wertungen an dem Prinzip des demokratischen Sozialeudämonismus orientiert, für den Nietzsches Werk einen Schlag ins Gesicht bedeutet. Diese Anschauungen blicken überall zwischen den moralisch entrüsteten Ausführungen von Hertz hervor, und sie finden einen schlagenden Ausdruck in einem Satze, der von sehr geringem psychologischem Verständnis zeugt: „Die Rassentheorien sind nichts anderes(!) als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses“ (S. 387). Auch sonst fehlt ihm die kühle Ruhe des Blickes, die für einen vorurteilslosen Forscher unerläßlich ist. Er sagt zwar auf S. 407, der „sozial Gebildete“ werde seinen Gegner „bekämpfen, aber nicht beschimpfen“; doch verstößt er selber fast auf jeder Seite gegen diesen löblichen Vorsatz. Ich habe niemals viel von Chamberlain gehalten; aber Hertz hat ihn mir näher gebracht.

Zusammenfassend möchte ich über das Buch sagen: Man kann fast alle von Hertz vorgebrachten Tatsachen zugeben und doch der Rasse eine große, ja die ausschlaggebende Bedeutung in der Welt zuerkennen. Fritz Lenz.

Boas, Franz. Kultur und Rasse. 256 S. Leipzig 1914, Veit & Co. 6.20 M.

Das vorliegende Buch des bekannten New Yorker anthropologischen Forschers ist eine Neubearbeitung der im Jahre 1911 in englischer Sprache erschienenen Schrift "The Mind of Primitive Man". Diese Überschrift wäre auch für die gegenwärtige Bearbeitung bezeichnender gewesen; denn es werden viele mehr oder weniger interessante Dinge erzählt, die mit dem Thema „Kultur und Rasse“ kaum irgendwelche Berührung haben; ein Buch mit der alten Überschrift würde in Deutschland allerdings wohl auf geringeres Interesse rechnen können. Ich gehe auf den Inhalt, soweit er mir nicht zur Sache zu gehören scheint, absichtlich nicht ein.

Das Buch von Boas, der übrigens jüdischer Abkunft ist, ist eine Schrift von derselben Tendenz wie das von Hertz. Es richtet sich gegen die „Unklarheit des ganzen Denkens, auf dem unsere Rassenvorurteile begründet sind“, insbesondere dagegen, daß die „weiße Rasse“ etwa eine höhere Kulturbegabung habe als die farbigen. Die Absicht, einen Wesensunterschied zwischen Juden und Nichtjuden zu leugnen, tritt weniger offen zutage als bei Hertz. Auf S. 224 werden „geistige Vorzüge einzelner Rassen“ als „ein unterstützendes Element der Kulturentwicklung“ zugegeben; auf S. 229 aber heißt es, daß „die angeblichen spezifischen Unterschiede zwischen Völkern verschiedener Kulturstufen auf gleichartige geistige Eigenschaften zurückgeführt werden müssen“. Seine Polemik gegen die „Identifikation von Rasse und Nation“ ist natürlich im Recht, sein daraus gezogener Schluß, daß die Rasse ohne wesentliche Bedeutung sei, dagegen nicht. Nachdem er ganz richtig auseinandergesetzt hat, daß Typus, Sprache und Kultur nicht parallel gehen, folgert er, daß überhaupt keine Beziehung dazwischen vorhanden sei, noch je vorhanden war. Dieser Fehlschluß dürfte sich zum guten Teil daraus erklären, daß er die Rassenunterschiede innerhalb der einzelnen Völker unterschätzt, d. h. also, daß er die Verschiedenheit von Rasse und Volk nicht tief genug erfaßt hat. Nach Boas werden die „individuellen Unterschiede in einer Menschengruppe dadurch erhalten, daß jedes Individuum in seinen von der Erblichkeit bestimmten Einzelmerkmalen auf den Individualtypus von Vater oder Mutter oder entfernterer Ahnen zurückschlägt“. Er stellt also als „individuell“ solche Unterschiede dar, die selber erblich, d. h. aber Rassenunterschiede sind; kein Wunder, daß er dann keinen Wesensunterschied zwischen individuellen und Rassenunterschieden findet.

Boas ist besonders durch seine Untersuchungen an europäischen Einwanderern in Amerika und deren Nachkommen bekannt geworden, und die Leugner der Rasse haben seine Befunde weidlich ausgebeutet. Es ist daher interessant, festzustellen, daß er selbst nicht behauptet, es habe eine erbliche Änderung stattgefunden; nur die „Plastizität" beweisen nach Boas seine Befunde. An einer nicht erblichen Plastizität durch äußere Einflüsse (Modifizierbarkeit) der Menschenrassen aber hatte ja niemand gezweifelt, so daß also seine Ergebnisse herzlich wenig bedeuten. Mit den meisten Autoren ähnlicher Gefühlsrichtung teilt Boas die Abneigung gegen die Selektionstheorie. Daß unter diesen Umständen seine Ausführungen über die Rassenhygiene bzw. Eugenik unentschieden und schwankend sind, ist nicht verwunderlich.

Im letzten Kapitel schickt Verf. sich an, aus seiner „wissenschaftlichen Betrachtung des Rassen- und Kulturproblems" die praktischen Konsequenzen zu ziehen, d. h. er redet gegen die Bewertung der Rassenreinheit, gegen die Übergriffe des Nationalitätsgefühls, gegen eine praktische Rassenzucht usw., kurz es leuchtet hier wie überall hervor, daß in Wahrheit die Betrachtungen unbewußt aus den praktischen Konsequenzen gezogen werden, und nicht umgekehrt. Eine Kritik an Einzelheiten in Boas' Buch verlohnt sich nicht. Möge es zur Scheidung der Geister beitragen! Fritz Lenz.

Häcker, V. Entwicklungsgeschichtliche Eigenschafts- oder Rassenanalyse. Z. f. ind. Abstammungs- u. Vererbungslehre. 14. 1915. S. 260.

Die entwicklungsgeschichtliche Eigenschafts- oder Rassenanalyse (Phänogenese) sucht morphogenetisch und entwicklungsphysiologisch die Wurzeln der Außeneigenschaften des fertigen Organismus bis in möglichst frühe Entwicklungsstadien zurückzuverfolgen, indem sie auf die Zwischenprozesse und Zwischeneigenschaften der Entwicklung Schritt für Schritt zurückgeht. Speziell auf dem Gebiete der Rassen- und Vererbungslehre hat sie den scheinbaren Gabelpunkt der Varianten der Außeneigenschaften mit Hilfe der jetzigen Methoden festzustellen, ihre weitere Aufgabe besteht darin, unter weiterer Vervollkommnung der Methoden bis zu den Keimzellen zu gelangen, deren strukturelle und chemische Elementareigenschaften aufzudecken und so schließlich den wirklichen Gabelpunkt zu erreichen. Dieses Endziel ist nach Häcker nicht mehr als unerreichbar zu betrachten. Er weist auf die Forschritte in der Chemie der Pflanzenfarbstoffe hin, aber auch für die direkte Verbindung gewisser Außeneigenschaften mit strukturellen Verhältnissen der Keimzellen sind bereits die ersten Richtlinien gezogen. Auf die einzelnen Probleme, an denen Häcker sein Verfahren auseinandersetzt, kann hier nicht eingegangen werden, da es unmöglich ist, die Darstellung noch weiter zu kürzen, als dies Häcker selbst schon getan hat. Weinberg, Stuttgart.

Conard u. Davenport. Hereditary fragility of bone (fragilitas osseus[1]), osteopsathyrosis). Eugenics record office Bulletin No. 14. Cold Spring Harbour, Long Island, New York 1915. 15 cts.

Die erbliche Brüchigkeit der Knochen, erstmals 1833 von Lobstein beschrieben, unterscheidet sich von der Osteomalacie durch ihr frühes Auftreten, von der Rachitis durch das Fehlen anderweitiger Veränderungen am Skelett. Nach Lo-

1) Soll wohl heißen ossium.

wett und Nichols entstehen bei ihr die Trabekeln durch direkte Metaplasie von Knorpelzellen, statt durch Ansatz von Knochensubstanz an den Knorpel; es ist ferner die Plättchenstruktur der Trabekeln unvollständig oder fehlt ganz. In der Rindensubstanz des Knochens bildet das Periost statt einer zusammenhängenden Lage normalen Knochens vereinzelte Platten von nicht oder unvollständig blättchenförmige Struktur zeigenden dichtem Knochen mit eingebetteten runden Knochenzellen. Das Haversische System fehlt, an Stelle der Haversischen Kanäle treten lange enge Hohlrinnen. Es handelt sich also um einen unvollständigen Entwicklungsprozeß des Knochens.

Äußere Umstände oder der Zustand der Mutter bei der Schwangerschaft haben keine ursächliche Bedeutung. Das wird durch das verschiedene Verhalten von Zwillingen und durch das zuweilen fötale Auftreten der Krankheit bewiesen. Die Erblichkeit der Anlage wird durch einzelne Fälle ohne positive Familienanamnese nicht widerlegt.

Bei der Untersuchung der Vererbung dieser Anlage haben die Verfasser die ganze vorhandene Literatur und einige neue Fälle verwertet, in denen mindestens zwei Fälle in einer Familie vorkamen.

Im allgemeinen vererbt sich die Anlage nur direkt, ist also dominant. In den betroffenen Sippschaften machten die Träger der Anlage über 50% aus. Es besteht nach Eddowes eine absolute Korrelation zwischen Brüchigkeit der Knochen und blauer Lederhaut des Auges, die ebenfalls eine Entwicklungsstörung darstellt. Die Knochenbrüche können in verschiedenem Alter erstmals auftreten.

Weinberg, Stuttgart.

Boven, W. Similarité et Mendelisme dans l'hérédité de la démence précoce et de la folie maniaque-dépressive. (Lausanner Dissertation.) Vevey 1915. 247 S.

Boven hat aus dem Material der Irrenanstalt Cery im Kanton Waadt je 30 Fälle von Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein rein zufällig ausgesucht und deren Familiengeschichte in mindestens drei Generationen auf psychische Minderwertigkeiten durchforscht. Die Krankengeschichten der 60 Probanden und ihre Sippschaftstafeln sind ausführlich mitgeteilt. Er erörtert an diesem kleinen, aber sorgfältig durchforschten Material folgende drei Fragen:

Besteht bei Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein Vererbung; ist diese Vererbung gleichartig und findet die Vererbung nach Mendels Regeln statt?

Die erste Frage bejaht er, indem er darauf hinweist, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ein äußerer Anlaß für den oft plötzlichen Ausbruch der Krankheit nicht zu finden war, während andererseits ein großer Teil schon in der Kindheit geistig abnorm war, und daß eine starke gleichartige Belastung in den Familien der 60 Kranken bestand. Seine Belastungsziffern sind wesentlich höher als bei Koller und Diem.

Bei der Frage nach der Gleichartigkeit der Vererbung verlangt Verfasser eine klare Bestimmung dieses Begriffes. Von einer absolut gleichartigen Vererbung kann keine Rede sein, sondern nur von einer relativen, indem unter den in der Familiengeschichte auffindbaren Psychopathen jeweils Abnormitäten vorwiegen, die sich in der Richtung der Krankheit der Ausgangsperson bewegen und häufig als Vorstadien dieser Krankheit erscheinen. Eine gleichartige Vererbung in direkter Linie findet sich nur bei dem manisch-depressiven Irresein häufig, während sie

bei Dementia praecox fehlt (bzw. selten ist), ihr kann auch manisch-depressives Irresein der Eltern vorausgehen.

Als Nebenfrage wird die nach dem Antizipieren erhoben und im allgemeinen abgelehnt.

Boven schickt nun der Erörterung der Frage nach dem Zutreffen der Mendelschen Regeln eine kurze Darstellung dieser und außerdem eine Kritik der Weismannschen Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas voraus, deren strenger Determinismus ihm mit dem Einfluß äußerer Ursachen nicht vereinbar erscheint. Auch die Mendelsche Theorie mit ihrer Annahme einer Unveränderlichkeit der Erbanlagen erscheint ihm nicht nur unvollständig, sondern direkt problematisch.

Er zeigt sodann mit Hilfe der ausführlich dargestellten Probandenmethode des Referenten, daß die einfachen Mendelschen Regeln bei den genannten Krankheiten nicht zutreffen. Er findet nämlich bei den über 20 Jahre alten Geschwistern der Probanden mit Dementia praecox ebenfalls

Dementia praecox in	7,4%
andere Psychose in	5,8%
Psychopathen in	30,6%
zusammen in	43,8%,

wobei im einfachsten Fall sämtliche Eltern als Heterozygoten (DR) aufzufassen, also nur die Kreuzung DR $\times$ DR als vorliegend anzunehmen sind.

Bei den Probanden mit manisch-depressivem Irresein findet er in den Fällen, in denen die Eltern als Kreuzung zweier Heterozygoten (DR $\times$ DR) aufgefaßt werden können, die entsprechenden Zahlen 4,2%, 2,1%, 10,7%, hingegen bei den Fällen einer Kreuzung eines Heterozygoten mit einem Homozygoten DR $\times$ RR 20%, 6%, 24%.

Auch unter Berücksichtigung der möglichen Fehlerquellen scheinen ihm diese Zahlen mit der Mendelschen Theorie nicht übereinzustimmen. Wenn man Dementia praecox und paranoide Psychopathen zusammenfaßt, erhält man allerdings aus DR $\times$ DR statt 25% die damit nahe übereinstimmende Zahl 29% und für manisch-depressives Irresein bei Mitzählung der gleichgerichteten Psychopathen 40% statt theoretischer 50%. Aber mit einer solchen Zusammenfassung würden sich auch Änderungen in der Auffassung der elterlichen Kreuzungen und damit andere theoretische Zahlen ergeben. Auch die Auffassung des manisch-depressiven Irreseins als einer dominanten Eigenschaft führt zu Ergebnissen, die sich mit der Theorie nicht vertragen.

Nicht gestreift ist die Frage, ob die anderweitigen Psychosen in Familien mit Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein ebenfalls auffällig häufig vorkommen. In dieser Hinsicht wird man sich nun dem Autor nicht leicht anschließen. Auch bei zugegebener Veränderlichkeit des Keimplasmas behalten die Mendelschen Regeln, richtig aufgefaßt, ihren Wert, und es ist nicht verständlich, warum sie gerade vor den geistigen Eigenschaften haltmachen sollten. Die Veränderlichkeit des Keimplasmas stellt nur ein den Nachweis der Mendelschen Regeln erschwerendes Moment dar. Wir können zunächst aus den Zahlen des Autors nur schließen, daß die einfachen Mendelschen Regeln nicht nachweisbar sind, wenn man nur die typischen Fälle von Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein in Betracht zieht und die Psychopathen außer Betracht läßt. Die Frage ist, wenn man beide zusammenfaßt,

die, warum es bei Annahme der einfachsten Regeln im einen Fall bei der einfachen Psychopathie bleibt, im andern Fall zur schweren typischen Geisteskrankheit kommt. Man kann dabei wohl an einen Dihybridismus als Ursache denken, oder an das Auftreten eines weiteren ursächlichen Moments. Ein solches braucht nicht unbedingt außerhalb des Individuums zu liegen, es kann auch im Soma gegeben sein, das sich ja dem Keimplasma auch noch als Außenwelt gegenüberstellen läßt, und etwa auf Störungen der inneren Sekretion beruhen kann. Genauere Übereinstimmung von Theorie und Erfahrung läßt sich bei so kleinem Material nicht erwarten, und man darf deshalb in den Schlüssen nicht zu weit gehen; es dient mehr der Demonstration der Methodik. Die Ergebnisse decken sich übrigens trotz dieser Kleinheit ziemlich gut mit denen anderer Arbeiten, wie derjenigen Wittermanns und auch Davenports, über die bereits berichtet ist. Letztere konnte der Verfasser ja leider nicht mehr berücksichtigen, ebenso nicht die Rüdins.

Die Arbeit Bovens zeugt von eifrigem Streben, die sachlichen und technischen Schwierigkeiten der vorliegenden Probleme zu verstehen und zu bewältigen, und enthält manche treffende Bemerkung. Weinberg, Stuttgart.

Davenport, C. B. The feebly inhibited. Nomadism or the wandering impulse with special reference to heredity. Inheritance of temperance. Washington DC. Veröffentlichung der Carnegie-Institution. 1915. 158 S.

Dieses Buch enthält die zweite und dritte Untersuchung über „Hemmungsschwache“, die D. als den Geistesschwachen koordiniert ansieht, ohne sie als solche aufzufassen. Über den Wandertrieb ist außerdem ein Eigenbericht in den Proc. of Nat. Acad. of Sc. I, S. 20, 1915 erschienen.

1. Wandertrieb.

Davenport faßt alle Formen von Wandertrieb[1]) ohne Rücksicht auf die Ursachen zusammen. Daß es sich dabei um einen allgemein verbreiteten, tief im Wesen des Menschen begründeten Teil handelt, dafür spricht nach seiner Ansicht das Wanderleben der Affen, der Urvölker, der Kinder, die eben erst gehen lernten, und der Wandertrieb im Jünglingsalter im Zusammenhang mit dem Paarungstrieb. Er kommt nach einer sich auf 100 Familien erstreckenden Untersuchung wesentlich öfter beim Mann als beim Weib vor (171 : 15 Fälle). Dies weist auf ein geschlechtsbegrenztes Merkmal hin, und die Untersuchung des Materials bestätigt diese Annahme. Es vererbt sich nach demselben Schema, wie Rotblindheit, Bluterkrankheit, und beruht auf einer minderwertigen weiblichen Anlage, die der normalen weiblichen gegenüber rezessiv ist, also bloß bei homozygoten Frauen äußerlich in Erscheinung tritt, hingegen stets bei dem damit heterozygot behafteten Mann. Die Söhne von Frauen mit Wandertrieb weisen ihn daher stets auf, Töchter solcher Frauen nur, wenn auch die Väter den Wandertrieb haben, Söhne weiblicher Konduktoren mit normalen Vätern zur Hälfte, Töchter weiblicher Konduktoren mit normalen Vätern nie, Töchter weiblicher Konduktoren mit Vätern mit Wandertrieb zur Hälfte, Söhne weiblicher Konduktoren mit Vätern mit Wandertrieb stets.

Die Zahlen Davenports stimmen ziemlich genau mit der Erwartung überein,

1) Er nimmt statt dieses von ihm als zutreffend anerkannten Wortes das Wort „Wanderlust“ in den englischen Sprachschatz auf.

Abweichungen davon erklärt er teils mit ungenauer Familiengeschichte teils als Folge der Mitzählung der Probanden. Das Probandenproblem ist damit von Davenport anerkannt, ohne daß er aber die Quelle nennt oder sich bemühte, die Wirkung der Mitzählung der Probanden auszuschalten. Die Familiengeschichten sind ausführlich mitgeteilt.

Die häufige Verbindung von Wandertrieb mit Geisteskrankheit erklärt Davenport wie folgt: Vererbt wird nicht der Wandertrieb, sondern die verschieden starke Fähigkeit, ihn zu unterdrücken. Unter dem Einfluß der Kultur wird er unterdrückt und kommt nur anfallsweise oder periodisch zum Vorschein, wenn eben die normale Hemmungsvorrichtung gelähmt wird. Bei Geistesschwäche und Dementia praecox sind die Hemmungsvorrichtungen schwach entwickelt, daher die ständige Unruhe mit diesen Krankheiten Behafteter. Die geistige Störung ist also nicht die Ursache des Wandertriebes, dieser stellt bei Geisteskrankheit nichts Spezifisches dar.

Diese Untersuchung ist dadurch bemerkenswert, daß hier ein bestimmtes Krankheitsmerkmal und nicht eine bestimmte Krankheit auf ihre Erblichkeit untersucht wird. Es entspricht dies einem Rate, den Berichterstatter mehrfach deutschen Psychiatern gegeben hat, und der sich auch mit dem weiteren einer Nachprüfung der Vererbung sogenannter Degenerationszeichen deckt.

2. Temperament.

In dieser Arbeit macht Davenport einen Versuch, die Verteilung des Temperaments oder seinen Ausdruck in der Stimmung (mood) zu untersuchen und die Annahme ihrer Abhängigkeit von erblichen Faktoren zu prüfen. Er nimmt ein normales Durchschnittstemperament an und findet, daß häufig die Stimmung entweder mit erhöhter Tätigkeit und Erregbarkeit oder dem Gegenteil verbunden ist; so konstruiert er als abweichend vom normalen Typus je zwei hyperkinetische und hypokinetische Typen des Temperaments, daneben kommt ein Wechsel zwischen Hyperkinese und Hypokinese bei denselben Personen vor. Die normale Stimmung zeichnet sich durch gleichmäßige Heiterkeit ohne Ungestüm, durch Gewandtheit, Ruhe, Empfänglichkeit, soziales Verhalten, Maßhalten in Arbeit und Spiel, in Lachen und Weinen, Offenheit im Antworten und Bereitschaft zum Zusammenwirken aus. Auf den Zusammenhang der kinetischen Varianten mit Veränderungen des Blutdruckes und den Änderungen der inneren Sekretion seitens der Nebennieren wird hingewiesen. Cholerisches und nervöses oder sanguinisches Temperament einerseits, phlegmatisches und melancholisches andererseits fallen unter den Begriff der Hyper- und Hypokinese, ebenso der romantische und klassische Typ Ostwalds unter den großen Männern und die verschiedenen relativ normalen Typen der Gesamtheit im Gegensatz zu den besonders interessanten Typen funktioneller Geistesstörung.

Aus dem gleichartigen Verhalten identischer Zwillinge gegenüber denselben Einwirkungen der Außenwelt geht hervor, daß das erblich-konstitutionelle Moment die spezifische Reaktion bedingt. Davenport stellt nun, um die Vererbung des Temperaments zu analysieren, die Arbeitshypothese auf, daß ein Faktor E mehr oder weniger periodische Zustände der Erregung, d. h. starke Reaktion auf Reize bringt, sein Fehlen (e) ruhiges Verhalten, und daß ferner ein Faktor C normale Heiterkeit des Gemüts bedingt, während sein Fehlen (c) zu mehr oder weniger periodischer Verstimmung führt. Beide Faktoren werden getrennt, d. h. durch verschie-

dene Chromosomen vererbt. Auf Grund dieser Hypothese ergibt sich die Aufstellung von 9 Biotypen:

E_2C_2 cholerisch heiter
E_2Cc cholerisch phlegmatisch
E_2c_2 cholerisch melancholisch
EeC_2 nervös heiter
$EeCc$ nervös phlegmatisch
Eec_2 nervös melancholisch
e_2C_2 (normal) ruhig heiter
e_2Cc ruhig phlegmatisch
e_2cc ruhig melancholisch

und ein System von 45 Kreuzungstypen, von denen er aber nur 29 als in seinem Material beobachtet anführt. In diesem fanden sich in 89 Familien 146 genügend charakterisierte Kreuzungen, deren Ergebnisse so nahe wie möglich mit der Erwartung auf Grund der aufgestellten Hypothese übereinstimmen. Unter gleichzeitiger Berücksichtigung der bisherigen psychiatrischen Literatur über Vererbung des Temperaments kommt er zu dem Ergebnis, daß Hyperkinese ein (unvollkommen?) dominantes, Hypokinese ein (unvollkommen?) rezessives Merkmal ist.

Eine Untersuchung der 146 Ehen ergibt ferner, daß bei der Gattenwahl die Neigung zur Vereinigung entgegengesetzter Temperamente vorherrscht. Ein besonderes Kapitel ist dem Selbstmord gewidmet. Es ergibt sich eine familiäre Neigung zur Wahl derselben Selbstmordart, wobei es unentschieden bleibt, ob hier unbewußte Suggestion oder erbliche Auslese vorliegt.

So kommt Davenport zu dem Ergebnis, daß die funktionellen Geisteskrankheiten Symptomenkomplexe darstellen, die nicht selbst, sondern deren Elemente getrennt erblich sind, namentlich auch bei manisch-depressivem Irresein. Diese Ansicht deckt sich mit den nicht zitierten Ausführungen Eschles und liegt grundsätzlich in derselben Richtung, wie die Auffassung des Wandertriebs in seinem Verhältnis zu verschiedenen Geistesstörungen.

Dieser Erblichkeitshypothese stehen drei andere mögliche Hypothesen gegenüber: die familiäre Nachahmungs- oder Suggestionshypothese, die Hypothese der zu großen Kompliziertheit und Abhängigkeit des Temperaments von zahlreichen heterogenen Ursachen, Vererbung und Umwelt, endlich die eines einfacheren Vererbungstypus. Diese werden zurückgewiesen, erstere mit dem Hinweis auf die große Verschiedenheit der Kinder aus bestimmten Kreuzungen, die zweite mit der erblichen Bedingtheit mancher Gelegenheitsursachen, wie Verstopfung oder übermäßige Adrenalinsekretion, und dem Argument, daß dieselbe äußere Lage je nach dem Temperament verschiedene Reaktionen auslöst, die dritte Hypothese endlich mit der Unmöglichkeit der Erklärung der faktisch gefundenen Erbzahlen. Allenfalls ist Davenport geneigt, eine noch kompliziertere Art der Vererbung des Temperaments als die von ihm zunächst behauptete als möglich anzuerkennen. Eine ausführliche Wiedergabe der 89 Sippschaftstafeln nebst Angabe der Probanden bildet den Schluß dieses Kapitels. Die Probanden sind großenteils Selbstmörder und pathologische Individuen. Hieraus geht hervor, was am Anfang des Kapitels nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß die stark pathologischen Varianten des Temperaments die Auswahl des Untersuchungsmaterials bestimmten.

Diese Arbeit ist sowohl in ihren Voraussetzungen und Ergebnissen, wie in

methodologischer Hinsicht zweifellos von hoher Bedeutung, wenn sie auch in mancher Hinsicht Widerspruch, namentlich seitens der Psychiater, erfahren dürfte. Sie wirbt stark für den auch vom Berichterstatter mehrfach mündlich ausgesprochenen Gedanken der Zerlegung der psychiatrischen Diagnosen in ihre Komponenten bei der Untersuchung auf Vererbungsgesetze, der sich ihm bei dem Versagen des Nachweises einfacher Erbformeln bei der Dementia praecox notwendig aufdrängte. Nicht die Diagnose mendelt, sondern das Merkmal. Weinberg, Stuttgart.

Davenport, C. B. Huntington's Chorea in relation to heredity and Eugenics. Proc. of nat. Academy of science. I. S. 283. 1915.

Huntingtons Chorea wird durch folgende vier Merkmale gekennzeichnet: fortwährende Zuckungen im ganzen Körper, Auftreten derselben in mittlerem oder höherem Alter, zunehmende Heftigkeit der Zuckungen, zunehmende Geistesstörung. Diese Merkmale treten häufig verbunden auf; die Frage ist, ob diese Verbindung notwendigerweise auftritt.

Das Studium von vier Familienkomplexen in Long Island, Südwest-Connecticut, Südzentral-Connecticut und Ost-Massachusets ergab in einem Verwandtschaftskreis von etwa 4000 Personen 962 Fälle von Huntingtons Chorea; diese ließen sich so gut wie vollständig auf etwa sechs Individuen zurückführen, von denen drei vermutlich Brüder und im 17. Jahrhundert eingewandert sind. Es sind aber bereits zahlreiche Biotypen mit spezifischem Verhalten der Vererbung aufgetreten, bei denen nur Geistesstörung, nicht aber Zuckungen auftreten, ein anderer mit Zuckungen ohne Geistesstörung, ein anderer ohne progressiven Charakter der Zuckungen und einer mit frühzeitigem Einsetzen der Zuckungen. Im ganzen ist der Symptomenkomplex in verschiedenen Linien verschieden. Durch die starke Vermischung wird die Prägnanz der verschiedenen Biotypen abgeschwächt.

Die Zuckungen überspringen im allgemeinen niemals eine Generation und erweisen sich auch sonst deutlich als dominierendes Merkmal, die Geistesstörung hat meist hyperkinetischen oder manischen Charakter und erweist sich ebenfalls als dominierendes Merkmal. Die Abnahme des Alters beim Auftreten beruht jedenfalls zum größten Teil auf einer Ausleseerscheinung, indem die letzte Generation stets Personen enthält, die infolge frühen Einsetzens der Zuckungen nicht zur Heirat gelangen, die Eltern und Großeltern aber nicht. Beim Vergleich mehrerer Generationen von Eltern verschwindet daher das Gesetz der Antizipation.

Unter den 3000 Verwandten der 962 Choreatiker traten viele Störungen des Nervensystems auf: Epilepsie 39 mal, infantile Krämpfe 19 mal, Gehirn- und Hirnhautentzündung 51 mal, Wasserkopf 41 mal, Geistesschwäche 73 mal, Sydenhams Chorea 11 mal, Tic 9 mal, meist in einer kleinen Familie. Diese für eine unausgelesene Masse hohen Ziffern legen den Gedanken nahe, daß Huntingtons Chorea in Familien mit allgemeiner neuro- und psychopathischer Anlage auftritt.

Obwohl der familiäre Charakter der Krankheit seit langem bekannt ist, läßt sich nicht nachweisen, daß die Angehörigen dieser Linien freiwillig auf die Ehe verzichteten oder davon bewußt ausgeschlossen wurden. Weinberg, Stuttgart.

Riebold. Die Erblichkeit der Struma. Z. f. ind. Abstammungs- u. Vererbungslehre. 14. 1915. S. 1.

Infolge der ungleichen Verteilung von 65 Kröpfen auf beide Geschlechter (14 ♂, 51 ♀) allein erscheint dem Verfasser die Bedeutung exogener Ursachen

bei der Entstehung des Kropfes ausgeschlossen. Es handelt sich um ein geschlechtsbegrenztes Merkmal, das beim Manne nur auftritt, wenn er in bezug auf die Anlage dazu homozygot ist. Daher stammen strumakranke Knaben nur aus Ehen kropfkranker Frauen mit heterozygoten, äußerlich gesunden oder mit kropfkranken Männern. Nur die sicheren Anamnesen werden verwertet. Nur eine Familie, in der zwei gesunde Brüder eines Kropfkranken (die ihrerseits von einer stark kropfkranken Mutter stammten) mit zwei gesunden Frauen neben einer gesunden Tochter drei kropfkranke und zwei gesunde Söhne hatten, spricht dagegen.

Dieser Vererbungstypus ist dem sonst beim Menschen bekannten Typus geschlechtsbegrenzter Vererbung anscheinend entgegengesetzt, und es wird nicht leicht sein, hier eine andere befriedigende Lösung zu finden, als daß man annimmt, es handle sich nicht um Korrelation, sondern um eine Epistase. Weiteres Material hierüber ist abzuwarten. Zwischen Basedow- und anderen Kropfformen ist nicht unterschieden. Weinberg, Stuttgart.

Rosenhaupt, Heinrich. Kasuistischer Beitrag zur Vererbungsfrage bei akuter Leukämie. Kinderarzt 26. 1915. Nr. 4.

Verfasser hat bei einem mit 20 Monaten nach Mumps an geschwüriger Zahnfleischentzündung und Leistendrüsenschwellung erkrankten und rasch an akuter Leukämie gestorbenen Kinde anamnestisch festgestellt, daß die noch lebende Großmutter ebenfalls an Leukämie litt, während die Mutter des Kindes einen gesunden Eindruck machte. Eine Obduktion fand nicht statt, nur eine Blutuntersuchung; ebenso ist die Großmutter anscheinend nicht vom Verfasser untersucht. Er nimmt an, daß eine dysämische Konstitution sich durch die gesunde Tochter auf den Enkel vererbt hat, und daß auf dieser Grundlage der Krankheitsbereitschaft durch den Mumps die akute Leukämie schwerster Form ausgelöst wurde. Es würde sich also um eine rezessive Anlage handeln. Weinberg, Stuttgart.

Kantorowicz, Privatdoz. Dr. A. Die Progenie und ihre Vererbung. S.-A. aus der Deutschen Monatsschrift für Zahnheilkunde. 1915. H. 3. 24 S.

Vorliegende Arbeit, die den Charakter einer vorläufigen Mitteilung trägt, ist in mehrfacher Beziehung für die Auffassung der Progenie und ihrer Erblichkeit wichtig. Verf. bezeichnet als Progenie einen Symptomenkomplex, bei dem abnorme Größe des Unterkiefers, eingedrückter Oberkiefer, dicke Lippe und hohes Kinn mit vorstehenden Zähnen zusammenbestehen. Er weist die Ansicht zurück, welche die Progenie als Folge gewohnheitsmäßigen Vorschiebens des Unterkiefers oder auch adenoider Wucherungen auffaßte. K. ist vielmehr der Meinung, daß die Progenie in der Regel auf erblicher Grundlage entsteht, und zwar erklärt er die Anlage dazu für dominant. Dieselbe Anlage kann bei Mitgliedern derselben Familie zu Progenie verschiedenen Grades führen. Auch der sogenannte Kopfbiß, bei dem Schneidezahn auf Schneidezahn trifft, kann bereits auf Progenie beruhen. In unserer Bevölkerung seien etwa 1,5% aller Leute progenisch.

An der Hand von Bildern wird die Progenie im Hause Habsburg verfolgt. Gegenüber den Arbeiten von Strohmayer, Haecker u. a. scheint mir der Wert des Beitrages von Kantorowicz in der genaueren Erfassung der anatomischen Grundlagen zu liegen. Insbesondere ist die Betonung der Einziehung des Oberkiefers meines Wissens neu, aber sehr einleuchtend.

Ebenso wie die Progenie, deren wichtigste Grundlage abnorme Größe des Oberkiefers ist, werde auch abnorme Kleinheit des Unterkiefers, welche nach K. „Prognathie" bewirkt, dominant vererbt; weiter auch ein abnormer Spalt zwischen den mittleren Schneidezähnen (Diastema). Ref. möchte hinzufügen, daß er eine Familie kennt, bei der sich das Fehlen der äußeren oberen Schneidezähne anscheinend rezessiv vererbt.

K. gebraucht manche Termini, wie „reine Linie", „alternierende Vererbung", in anderem Sinne als gewöhnlich, was leicht zu Mißverständnissen führen kann. Man wird dem Erscheinen seiner ausführlichen Arbeit mit Spannung entgegensehen dürfen. Fritz Lenz.

Nowosselsky, S. Organisation und Hauptergebnisse der amtlichen Bevölkerungs- und Medizinalstatistik in Rußland. Arch. f. soz. Hyg. u. Demogr. Bd. X. 1915. S. 1—76.

Der Verfasser gibt einen sehr lesenswerten Überblick mit historischen und internationalen Vergleichen. Indem ich wegen letzterer auf die Arbeit selbst verweise, gebe ich hier nur einen Auszug über die wichtigsten demographischen Unterschiede zwischen Rußland und Deutschland.

Von je tausend der stehenden Bevölkerung waren in

	Rußland 1897:	Deutschland 1900:
0—15 Jahre alt	384	348
15—20 „ „	97	94
20—60 „ „	447	480
über 60 „ „	69	78
verheiratet und verwitwet		
Männer	698	610
Frauen	775	682
blind	1,97	0,61
taubstumm	0,99	0,86
geisteskrank	0,94	—

Die russische Bevölkerung ist also gekennzeichnet durch einen jugendlicheren Altersaufbau als die deutsche, dies hängt mit ihrer größeren Fruchtbarkeit zusammen, die schlechteren hygienischen Verhältnisse kommen hauptsächlich in der großen Blindenzahl zum Ausdruck.

Die Ehefrequenz beträgt 8,3 ‰ der Bevölkerung gegen 7,7 ‰ bei uns (1897—99). Die Ehen werden in Rußland viel häufiger in jugendlichem Alter geschlossen als bei uns, ganz besonders auf dem Lande. Es standen von je 1000 heiratenden

	Männern		Frauen	
im Alter	in Rußland 1900—04	in Deutschland 1905—09	in Rußland 1900—04	in Deutschland 1905—09
unter 20 Jahren	325	6	571	161
20—25 „	341	397	297	488
25—30 „	193	367	69	219
über 30 „	141	230	63	132

Dieses jugendliche Heiratsalter trägt jedenfalls nicht unwesentlich zu der starken Geburtenziffer Rußlands bei. Diese betrug 1911 45,1 ‰ gegen 28,6 ‰ der Bevölkerung in Deutschland. Die eheliche Fruchtbarkeit betrug 300,3 ‰ der verheirateten 15—50jährigen Frauen gegen 247,3 ‰ in Deutschland, die uneheliche

16,5‰ gegen 25,9‰. Der Unterschied der ehelichen Fruchtbarkeit ergibt sich aber als fast vollständig durch den verschiedenen Altersaufbau der Verheirateten bedingt. Von der 105,44% Knaben betragenden Sexualproportion Rußlands weicht die jüdische Bevölkerung mit 127,72‰ wesentlich ab. Verfasser führt dies auf die mangelhafte Buchung der Mädchen bei den russischen Juden zurück. Mehrlingsgeburten sind mit 12,2‰ nicht auffallend häufig.

Die Gesamtsterbeziffer betrug 27,4‰ gegen 17,3 in Deutschland, die Sterblichkeit ist in fast allen Altersklassen abnorm hoch und wird nur teilweise noch durch die Bulgariens übertroffen.

Die mittlere Lebensdauer betrug 1896—97 31,6 gegen 42,2 Jahre für Deutschland (1891—1900).

Von den Lebendgeborenen starben 1903—07 im ersten Lebensjahr 24,1% gegen 17,3% in Deutschland. Die Übersterblichkeit Rußlands wird durch Pocken, Masern, Scharlach, Typhus, Tuberkulose, Magendarmkrankheiten, gewaltsamen Tod hauptsächlich bedingt. Infolge der hohen Geburtenziffer aber ist der Geburtenüberschuß Rußlands 1911 mit 17,6‰ der Bevölkerung wesentlich höher gewesen als in Deutschland mit 11,3‰! Dieser Unterschied bedarf keines Kommentars. Die Auswanderung nach Nordamerika und Sibirien hat beträchtlich zugenommen; erstere bildet bekanntlich bereits einen Gegenstand der Sorge der amerikanischen Rassenhygiene.

Die auf einer Verpflichtung zur Anzeige aller Krankheiten beruhende Morbiditätsstatistik steht einzig da, auch wenn nicht alles vor der Kritik standhalten dürfte. Groß sind die Zahlen für Malaria mit 217,5 und der Syphilis mit 78,6 ‱ der Bevölkerung, wir wissen aber nicht, wieviel Ersterkrankungen darunter sind. Zum Schluß wird das mangelhafte Sanitätswesen Rußlands durch einige Zahlen vergleichend erläutert.

Für Rußland bestehen noch weit weniger begrenzte Möglichkeiten der hygienischen Verbesserungen als im Deutschen Reich, das mögen diejenigen beherzigen, welche die weitere zahlenmäßige Überflügelung Deutschlands durch Rußland lediglich durch den Ausbau des Gesundheitswesens verhüten zu können glauben.

Weinberg, Stuttgart.

Wohlin, Prof. N. Den äktenskapliga fruktsamhetens tillbakagång på Gottland. Stockholm 1916. (Der Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit auf der Insel Gotland, Schweden.)

Die interessante Untersuchung des bekannten schwedischen Statistikers Prof. Wohlin behandelt in weitblickender Weise eine besonders wichtige Frage, welche sich vielerorts in Westeuropa immer mehr in den Vordergrund drängt.

Schade nur, daß man auf statistischem und historischem Wege nicht zum eigentlichen Kernpunkt dieser Frage gelangt. Es gelingt zwar, wie es der Verf. dieser Arbeit gezeigt hat, einen unzweideutigen Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit, vorzugsweise beim Bauernstand der Insel nachzuweisen, aber wenn es gilt, die Ursachen hierfür aufzuklären, bleibt uns die allgemeine Bevölkerungsstatistik infolge der Unzulänglichkeit des Materials die Antwort schuldig. Hier hat die genealogische und medizinische Forschung zweifelsohne ein neues weitgestecktes Arbeitsfeld zu pflegen und zu bearbeiten, worauf der Verf. auch selbst mehrfach hinweist.

Die Demographie vermag ja nicht selten, eine ganze Reihe bedeutungsvoller sozialer Probleme aufzustellen und in einem gewissen Grade zu beleuchten, aber

es obliegt meistens anderen Wissenschaften, wie der Soziologie, der Biologie und der Medizin, solche Phänomene von Grund auf zu analysieren, ihre Ursachen aufzuklären und die Richtlinien für unser Handeln für die Zukunft anzugeben. Es ist speziell die moderne Rassenbiologie und Rassenhygiene, die hier wichtige Aufgaben zu erfüllen hat.

Bereits vor mehreren Jahren ist Ref. nach einer auf der Insel vorgenommenen Reise und durch Studium der Bevölkerungsverhältnisse dieser Insel zu der Ansicht gekommen, daß eine gründliche rassenbiologische Untersuchung mehr oder weniger große Teile der Inselbevölkerung umfassend (in ganzen Kirchspielen oder sogar Bezirken), zustande gebracht werden sollte. Eine solche Untersuchung würde zwar viel Zeit erfordern und große Kosten verursachen, aber sie würde in vielen Beziehungen sehr lohnend sein.

Man würde mit Hilfe von Stamm- und Ahnentafeln in exakt wissenschaftlicher Weise die Frage lösen können, ob die zahlreichen Verwandtenehen auf der Insel die Hauptursache für die Stagnation und den Rückgang des Bauernstandes gewesen sind oder nur dazu beigetragen haben; ferner ob und in welchem Grade dieser Bauernstand degeneriert ist.

Ähnliche damit zusammenhängende Fragen müßten an Orten, die hierfür besonders geeignet sind, eingehend studiert werden. Gotland dürfte infolge seiner abgesonderten Lage gerade ein solches Gebiet sein. Wohlin hat gezeigt, daß in neuerer Zeit immer mehr Einwanderer aus Schweden vom Festlande kommen, die sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischen und diese ersetzen. Auch dieser Prozeß wäre rassenbiologisch sorgfältig zu studieren.

Im Kapitel 2 behandelt Verf. die Bevölkerungsverhältnisse Gotlands während des Zeitraumes von 1750—1910. Aus nachstehender Tabelle, einem Auszug aus Tabelle I des Verf., geht hervor, daß sich die Bevölkerung Gotlands von 24122 Personen im Jahre 1750 auf 55217 im Jahre 1910 erhöht hat, daß aber der Zuwachs langsamer gegangen ist als im übrigen Schweden, indem er 1750 1,35% der Volksmenge des ganzen Landes und 1910 nur 1% betragen hat.

Jahr	Volksmenge Gotlands	in % des ganzen Reiches
1750	24122	1,35
1800	31291	1,33
1850	44572	1,28
1900	52781	1,03
1910	55217	1,00

Die reine Geburtenstatistik weist eine Abnahme der Geburtenzahl während der Zeit vor 1860 auf. Verf. versucht in einem besonderen Kapitel aufzuklären, ob diese Abnahme auf Veränderungen in der Alters- und Zivilstandszusammensetzung der Bevölkerung beruht haben kann, und kommt zu dem Resultate, daß die geringere Geburtenziffer nicht aus einer Verminderung der fortpflanzungstüchtigen Altersklassen erklärt werden kann. Dagegen kann eine Verschiebung der Zivilstandsgruppe der verheirateten Personen nach höheren Altern hin, die auf eine geringere Ehefrequenz zurückzuführen ist, konstatiert werden. Diese Ursache ist jedoch kein genügender Erklärungsgrund für die starke Abnahme der Geburtenziffer.

Während der Periode 1860—90 nahm die fortpflanzungsfähige Altersgruppe

der Bevölkerung im Verhältnis zu den anderen Altersgruppen sehr stark ab. Die vornehmlichste Ursache hierfür war die Auswanderung. Dagegen trat keine relative Verminderung der Gruppe der Verheirateten ein. Ein größerer Prozentsatz der verheirateten Frauen unter 45 Jahren gehört jedoch immer noch zu den höheren Altersgruppen von 35—40 und 40—45 Jahren in den übrigen Teilen des Reiches. Ferner wurde beobachtet, daß auf Gotland der Prozentsatz der fruchtbaren Ehefrauen unter 30 Jahren im allgemeinen etwas zurückgegangen ist.

Die eheliche Fruchtbarkeitsziffer für Gotland während der Periode 1861—70 betrug 220, gegenüber der Reichsziffer um 70 weniger. Während der Periode 1871—80 sank die Fruchtbarkeitsziffer auf 211 und 1881—90 auf 189, welche von allen Zahlen des Verf. die niedrigste ist. Für die Perioden 1891—1900 und 1901—1910 wurde die bemerkenswerte Erscheinung einer geringen Verbesserung der ehelichen Fruchtbarkeit auf Gotland beobachtet, nämlich 195 bzw. 200, während die allgemeine eheliche Fruchtbarkeitsziffer im Reiche fortfuhr, auf 276 bzw. 259 zu sinken. Die Unterschiede wurden dadurch auf 81 bzw. 59 reduziert. Es zeigte sich, daß diese Zunahme auf einer vermehrten Fruchtbarkeit der verheirateten Frauen in jüngeren Altern beruhte.

Die eheliche Fruchtbarkeit ist in den verschiedenen Gegenden verschieden stark. So weist sie in dem nordwestlichen und nördlichen Teile der Insel höhere Ziffern auf als in den östlichen, südlichen und südwestlichen Teilen.

Der Verf. findet durch seine Untersuchung, daß die Fruchtbarkeitsverhältnisse des gotländischen Bauernstandes für die ungünstigen Geburtenziffern ausschlaggebend gewesen sind. Es ist eine lange bekannte Tatsache, daß die Fruchtbarkeit der begüterten Kleinbauernklasse auf der Insel abnorm niedrig ist.

Wohlin versucht wenigstens einen Teil der Ursachen für die geringe eheliche Fruchtbarkeit anzugeben. Er führt da an, daß die verheirateten Frauen auf Gotland (im Alter unter 45 Jahren) während der letzten Jahrzehnte in einem größeren Prozentsatz den höheren Altersgruppen von 35—40 und 40—45 Jahren angehört haben, als es sonst im Reiche im Durchschnitt der Fall gewesen ist; ferner daß während der Zeit 1860—1900 die Prozentzahl der verheirateten Frauen in der Altersgruppe von 30—45 Jahren auf Gotland zugenommen hat. Dieser Umstand deutet auf ein höheres Durchschnittsalter der Frauen bei der Heirat. Eine unbestreitbare Tatsache ist, sagt der Verf., daß die Fruchtbarkeit der verheirateten Frauen von 25—45 Jahren gering ist, aber diese Tatsache darf nicht als Ausdruck eines „Systems", die Kinderzahl auf 1—3 zu begrenzen, aufgefaßt werden. Doch kann eine solche Tendenz, welche sich seit langem in hohem Grade geltend gemacht hat, nicht ganz und gar zurückgewiesen werden. Welche Mittel hierbei zur Anwendung kommen, scheint noch eine offene Frage zu sein. Coitus interruptus wird doch, wie es scheint, recht allgemein angewendet. Eine andere wahrscheinliche Ursache ist in den zahlreichen Verwandtenehen zu suchen. Irgendwelche bindenden Beweise hierfür gibt er jedoch nicht an. Das Material vermag nicht dieser Frage auf den Grund zu gehen. Ein großer Teil der Beamten dieser Insel scheint aber dieser Ansicht zu sein. Gewisse Eigentümlichkeiten im gotländischen Volkscharakter, welche mit der Zeit immer deutlicher zum Vorschein kommen, wie eine gewisse Trägheit und Bequemlichkeit, neben einer immer größer werdenden Unlust der Weiber, sich einer größeren Anzahl Kindbetten zu unterziehen, tragen ebenfalls dazu bei, den alten Bauernstamm zu untergraben. Er

wird deshalb immer mehr von den zuziehenden Elementen verdrängt, die glücklicherweise ebenfalls nordischer Abstammung sind.

Hermann Lundborg, Uppsala.

Lemanczyk, Albert. Die Geburtenfrequenz in den vorwiegend katholischen und den vorwiegend protestantischen Teilen Preußens und ihre Entwicklung. 78 S. München u. Leipzig 1915, Duncker & Humblot. 2,20 M.

In vorliegendem Buche gibt Verf. eine Zusammenstellung aller der Gründe, die ihm zu beweisen scheinen, daß das Bekenntnis bei der Häufigkeit der Geburten von ausschlaggebender Bedeutung ist. Er setzt sich in Gegensatz zu anderen Theorien, insbesondere der Rassentheorie und der Wohlstandstheorie, und behauptet, daß die verschiedene Beschäftigung, der Reichtum usw. einer Gegend für die Geburtenhäufigkeit nicht ausschlaggebend sei, es soll lediglich das Bekenntnis der meisten Bewohner dafür verantwortlich gemacht werden.

In dem ersten Kapitel sucht er dies an den allgemeinen Geburtenziffern nachzuweisen, indem er für die einzelnen Regierungsbezirke die Geburtenziffern angibt und auch den Geburtenrückgang aus den letzten Jahrzehnten, und indem er diese Regierungsbezirke in protestantische und katholische teilt. In der gleichen Weise wird im zweiten Teil der Geburtenüberschuß, im dritten die eheliche Fruchtbarkeit abgehandelt. Dieses Kapitel enthält am Schluß noch eine theoretische Abhandlung über die inneren Ursachen für die bei den Katholiken und Protestanten verschiedene Fruchtbarkeit.

Im vierten und letzten Kapitel wendet sich der Verf. sodann gegen die Wohlstands- und Rassentheorie insbesondere, und in einem Schlußworte weist er auf die möglichen Folgen hin, die die stärkere Vermehrung des katholischen Anteils in Deutschland für die Zusammensetzung des Volkskörpers haben kann.

Es kann natürlich gar nicht bestritten werden, daß in den katholischen Bezirken unseres Vaterlandes im allgemeinen größere Fruchtbarkeit zu finden ist, wie in den protestantischen. Die Tabellen, die der Verfasser zusammengetragen hat, zeigen, daß diese Differenzen wirklich und fast überall bestehen. Aber ob das lediglich auf die Gründe, die er angibt, zurückzuführen ist, dürfte daraus doch nicht ohne weiteres zu schließen sein.

Es fragt sich aber, ob nicht auch der Kern seiner Darstellung, daß nämlich der Katholizismus an sich einen unübersteiglichen Wall für die Geburtenprävention darstellt, unrichtig ist. Auf Seite 40 wird gesagt: „In dieser Hinsicht (Verhinderung der Prävention) steht aber die katholische Kirche infolge ihrer Einrichtungen und Gnadenmittel, infolge der stärkeren Bindung ihrer Bekenner an Dogmen und Sakramente, infolge ihrer strengen geordneten Weltanschauung viel gesicherter da als die protestantische; sie verfügt vor allem im Bußsakrament über ein für eine noch gläubige Bevölkerung recht wirksames Kontrollmittel darüber, ob die Eheleute nach dem kirchlichen Sittengebot leben, eine Einrichtung, mittels deren die immer weiter um sich greifenden Tendenzen des Neomalthusianismus wirksam bekämpft werden können, und der die protestantische Kirche keine gleichwirkende gegenüberzustellen vermag". Wenn dies der Fall wäre, in dem Umfange, wie es Lemanczyk angibt, so müßte die katholische Kirche allerdings

einen unübersteigbaren Wall darstellen, die Erfahrung lehrt jedoch, und es geht das auch mit klarster Deutlichkeit aus des Verfassers eigenen Tabellen hervor, daß auch bereits in den katholischsten Gegenden ein Geburtenrückgang sich geltend macht, der allerdings vorläufig geringer ist, wie in den protestantischen.

Der Protestantismus ist aus dem Fortschritt geboren worden. Er brach zuerst mit der alten Tradition. Seine Bekenner waren besonders auch durch sein Ideal der individuellen Freiheit für die Ausgestaltung des modernen Kulturideals geeignet. Der Geist des Protestantismus ist es, der die Fortschritte in den Natur-, wie in den Geisteswissenschaften hervorgebracht hat. Alle diese Fortschritte zusammen aber erzeugten den Geist des 20. Jahrhunderts mit seiner Rationalisierung des gesamten Lebens. Wir alle wissen, wie intensiv dieser Geist Denken und Fühlen, Wollen und Handeln unserer Zeitgenossen durchsetzt hat. Er ist der Grund für die beispiellose Kulturentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, das kann gar nicht genug betont werden. Er ist der Geist, der sich gerade in Deutschland am gründlichsten verbreitet findet. Durch ihn sind wir zu allen Vorsprüngen, die wir vor den andern Nationen haben, befähigt worden. Nur durch ihn können wir auch in dem gewaltigen Völkerringen, in dem wir stehen, den Sieg davontragen. Es geht daher auch nicht an, ihn als eine beklagenswerte Erscheinung zu verleumden. Um so weniger können wir ihn verfluchen, als nur durch ihn und die Fortschritte, die er brachte, ja die ungeheure Vermehrung der Kulturvölker im 19. Jahrhundert möglich wurde. Er schuf die Vorbedingungen zur modernen Hygiene, er brachte die Verminderung der Sterblichkeit, besonders bei den Kindern, er weckte Handel und Wandel zu unerhörter Blüte und schuf dadurch erst die Lebensmöglichkeit für viele, viele Millionen! Jetzt scheint seine Wirkung ins Gegenteil verkehrt zu werden. Ist das ein Grund, ihn nun plötzlich zu bekämpfen? Ist es nicht vernünftiger, statt dessen mit ihm die Lösung der Fragen zu suchen?

Aber diesem Geist kann ja auch gar nichts, selbst die Kirche nicht widerstehen. Auch an den festen Traditionen der katholischen Kirche, das gesteht Lemanczyk selber ein, fängt er bereits an zu rütteln. Die katholische Kirche hat ihn schon gespürt, das zeigen klar und deutlich die Bullen und Enzykliken gegen den Modernismus des Papstes Pius X. Auch in den Teilen Deutschlands, wo der Katholizismus noch ausschlaggebend ist, zeigt sich infolgedessen bereits der Geburtenrückgang. Diesem Geiste kann keine Konfession Halt gebieten, da er in der Zeit und der Kulturentwicklung begründet liegt. Wie uns Theilhaber gezeigt hat, haben ihm ja sogar die strengen Gesetze der Juden weichen müssen. Es würde infolgedessen auch nichts helfen, wenn man heute z. B. die Bekehrung zum Katholizismus als Abwehrmaßregel gegen den Geburtenrückgang empfehlen würde.

Nur dann ist eine Fortentwicklung zur Vollkultur möglich, wenn es gelingt, aus diesem Geist heraus die Mittel zu holen, die dem Absterben der Volkskraft ein für allemal entgegentreten. Die Mittel, die früher einmal wirksam waren, heute aber immer weniger tauglich werden, können darum nicht immer wieder frisch empfohlen werden. Ihre Rolle ist ausgespielt, damit hat man sich abzufinden, und neue müssen an ihre Stelle gesetzt werden. Gegen die Rationalisierung des Geschlechtslebens gibt es nur ein Mittel, sagt Grotjahn, noch mehr rationalisieren! Nur auf diese Weise wird es und muß es gelingen, dem Geburtenrückgang zu steuern.

K. E. F. Schmitz.

Laraß, Untersuchungen zum Geburtenrückgang in der Provinz Posen. Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung. 5. Band. 5. Heft. 28 S. 1 M.

Der Verfasser unterzieht den in der Provinz Posen auch unter der Landbevölkerung in letzter Zeit deutlich merkbar werdenden Geburtenrückgang einer Untersuchung, um die Ursachen festzustellen. Er kommt zu dem Schluß, daß nicht eine Verminderung der Fruchtbarkeit oder eine gewollte Beschränkung der Kinderzahl stattfände, sondern der Geburtenrückgang eine Folge der Wanderbewegung sei, indem die Abwanderung gerade der Frauen und Männer im kräftigsten Alter besonders stark sei. Er zeigt dies an verschiedenen großen Tabellen und Kurven. Wir sehen dort, daß das Lebensalter von 15—30 Jahren in dem Zeitraum von 1867—1910 von 24,9% auf 20,6% (Männer) und von 28,1% auf 23,6% (Frauen) gesunken ist. Aber auch das Lebensalter von 30—45 Jahren sank von 18% auf 14,8%, bzw. von 17,3% auf 15,7%. Das Lebensalter darüber erfuhr keine wesentliche Änderung.

Eine andere Kurve zeigt, daß zwischen dem Lebensalter der verheirateten Frauen in Posen und denen der übrigen preußischen Landesteile sich ebenfalls Unterschiede herausgebildet haben. In Posen kann eine Erhöhung des Durchschnittsalters der verheirateten gebärfähigen Frauen festgestellt werden, in den übrigen Landesteilen Preußens eine Verringerung dieses Durchschnittsalters.

Daß in Posen nicht der Wunsch geringerer Kindererzeugung der Grund der Geburtenabnahme sei, sucht Verfasser aus seiner eigenen ärztlichen Erfahrung und dem kulturellen Zustande der Provinz zu beweisen. Außerdem weist er darauf hin, daß Kinderreichtum auf dem Lande noch keine wirtschaftliche Belastung, sondern eine wirtschaftliche Stärkung bedeutet, da die Kinder zu allerlei Arbeiten nutzbringend verwandt werden. Es wird das auch dadurch bewiesen, daß bei Fehlen von eigenen Kindern hier häufig fremde Kinder gegen Entlohnung angestellt werden.

K. E. F. Schmitz.

Theilhaber, Felix A. Das Geburtenproblem und der Krieg. Zeitschrift für Sexualwissenschaft. Band 2. Heft 6.

In der vorliegenden kleinen Schrift beschäftigt sich Theilhaber mit den zu erwartenden Kriegsverlusten und ihrem Verhältnis zu dem allbekannten Geburtenrückgang.

Zunächst gibt er eine Übersicht über die Verluste des Siebziger Krieges und zeigt, daß damals, bezogen auf die Zahl der Männer im Alter von 20—45 Jahren, ungefähr 1% durch den Krieg dahingerafft wurden. Wenn man außerdem bedenkt, daß vor dem Kriege 70—71 eine lebhafte Auswanderung junger Leute bestand, so wird klar, daß die Beeinträchtigung des Volkes durch den Krieg nicht bedeutend gewesen ist. Damit verglichen, hat der Weltkrieg eine ganz andere Bedeutung. Die Verluste unseres heutigen Krieges sind um das Vielfache höher als bei dem Kriege 70—71. Aber auf der andern Seite ist auch die Besetzung der einzelnen Altersklassen heute bedeutend größer. Verfasser berechnet die Zahl der Männer, die heute zwischen dem 18. und 45. Lebensjahre stehen, auf über 13 Millionen, die natürlich nicht alle im Felde stehen, daher

auch nicht alle von der Fortpflanzung ausscheiden. Bezogen auf diese 13 Millionen Männer, wäre ein Verlust von 1 Million etwa 8% und erst 1,3 Millionen 10%.

Verf. weist dann auf die im übrigen günstigen Umstände unseres heutigen Krieges hin. Er hebt hervor, daß der Nachwuchs von zwei Jahrzehnten, etwa 32 Millionen Kinder, verschont blieben und auch darauf, daß die „Ausrottung" nicht nur die kerngesunden und jungen, sondern auch die kränklichen und älteren Männer trifft, die durch die gewaltige Ausdehnung des Krieges alle zu den Waffen gerufen werden mußten.

Doch droht nach dem Kriege noch eine ganz andere Gefahr. Es ist die ungeheure Schuldenlast, die die Verhältnisse für den Nachwuchs außerordentlich erschweren werden, und der Verfasser glaubt, daß die Einwirkung der schlechten finanziellen Lage deutlich in der Geburtenkurve zu sehen sein wird. Aber er vertritt doch die Ansicht, daß das deutsche Volksmassiv so stark ist, daß es den Krieg rasch überstehen wird.

Man wird sich den Meinungen des Verfassers wohl im großen und ganzen anschließen dürfen, jedoch wäre zu wünschen gewesen, daß er in ausführlicherer Art, als er es getan hat, auf die Bedeutung der Tatsache hingewiesen hätte, daß es uns in dem gegenwärtigen Ringen doch gelungen ist, die Seuchen so vollkommen von unserm Volke fernzuhalten. Wenn man die ungeheuren Verluste, die die Seuchen in früheren Kriegen verursachten, vergleicht mit dem, was der heutige Krieg an Verlusten bringt, so ist der Abstand gar nicht mehr so weit. Denken wir daran, daß Preußen 1866 120000 Menschen an der Cholera und 1871 129000 Menschen an den Pocken verlor, so ist das schon Beispiels genug, um zu zeigen, was ein Volk an Verlusten aushalten kann, bevor es bis ins Mark getroffen ist. Gewiß sind die Verluste äußerst beklagenswert, aber unersetzlich sind sie noch nicht und werden sie wohl auch schwerlich werden.

Das Geburtenproblem aber wird den Krieg überdauern. Es wird vielleicht von ihm noch vergrößert werden, und der Kampf wird mit aller Tatkraft aufgenommen werden müssen. Vielleicht aber werden spätere Geschlechter diesem Kriege noch dankbar sein, daß er die Aufmerksamkeit so stark auf die Bevölkerungsfragen geleitet hat. K. E. F. Schmitz.

Madzsar, Dr. Josef. Die Säuglingssterblichkeit in Budapest während des Krieges. (In ungarischer Sprache.) Városi Szemle, Budapest 1915, Nov.-Dez. Heft 11—12, S. 836—840.

Die Säuglingssterblichkeit in Budapest ist ungefähr ebenso hoch wie in Berlin. Von 100 Säuglingen starben in den Jahren 1911 und 1912 in Berlin 14,2, in Budapest 14,1. Von kleinen Schwankungen abgesehen, läßt sich eine ungünstige Einwirkung des Krieges auf die Säuglingssterblichkeit in Budapest kaum feststellen. Während jedoch in west- und anderen mitteleuropäischen Staaten die großstädtische Säuglingssterblichkeit vom Landesdurchschnitt nur unbedeutend abweicht, nimmt die Hauptstadt Ungarns (und ebenso Wien) eine Sonderstellung ein; die Säuglingssterblichkeit in ganz Ungarn ist 20 v. H. Somit ist es möglich, daß die Einflüsse des Krieges im übrigen Ungarn stärker fühlbar sein werden, als in der Hauptstadt.

G. v. Hoffmann, Berlin.

Madzsar, Dr. Josef. Der Schutz des kommenden Geschlechts und der Krieg. (In ungarischer Sprache.) Vortrag, gehalten in der Soziologischen Gesellschaft in Budapest, mit Diskussionsreden. 36 S. Budapest 1916, Pollitzer. 1 Kr.

Die Soziologische Gesellschaft in Budapest neigt, im Gegensatze zu der auf nationalem Boden stehenden Ungarischen Soziologischen Gesellschaft, dem Standpunkte der Sozialdemokratie zu. Für Rassenhygiene bekundet sie Interesse. Vor einigen Jahren veranstaltete sie bereits eine Vortragsfolge über rassenhygienische Fragen. Das Ergebnis war eine starke Betonung der sozialen Seite unter Vernachlässigung der rein biologischen Gesichtspunkte. Auch diesmal fehlte es in der Aussprache nicht an Äußerungen, daß ohne eine sozialistische Umgestaltung der Gesellschaftsordnung oder ohne Einführung des Frauenwahlrechtes an eine Gesundung des Volkskörpers nicht zu denken sei, aber der Vortrag selbst hielt sich von Übertreibungen vollkommen fern und stand durchaus auf der Höhe unserer heutigen rassenhygienischen Kenntnisse. Dem Inhalte sei folgendes entnommen: Der Menschenverlust im Kriege beruht auf der Sterblichkeit im Heere, der erhöhten Sterblichkeit der Zivilbevölkerung und dem Ausfall an Geburten. Für Ungarn schätzt der Vortragende (im November 1915) für eine zweijährige Kriegsdauer die Zahl der Gefallenen und sonst Verstorbenen im Heere auf höchstens 100000; die erhöhte Sterblichkeit der Zivilbevölkerung fordert seiner Berechnung nach mehr als 100000 Menschen, während der Geburtenausfall 5—600000 beträgt. Übrigens sind die Gesamtverluste dieses Krieges kaum viel höher als die bisherige Auswanderung aus Ungarn. Die Richtigkeit der Berechnungen, nicht der Grundgedanke, ist in der folgenden Aussprache angefochten worden. — Seit Mai 1915 übersteigt in Ungarn die Sterbeziffer die Geburtenzahl. — Dr. Madzsar betont, daß der Ausfall durch erhöhte Geburtenzahl nach dem Kriege nicht notwendigerweise wettgemacht wird, denn die Grundbedingung ist die starke Lebenskraft des betreffenden Volkes; nach 1871 ersetzte Deutschland in vier Jahren die Verluste, während Frankreich erst nach 25 Jahren die vor dem Kriege vorhandene Bevölkerungszahl erreichte. Der Vortragende weist auf die auch vom Referenten ausgesprochene Gefahr hin, die in der durch das Kriegsleben erweckten Wanderlust breiter Volksschichten besteht. — Einige Sätze verdienen eine wortgetreue Wiedergabe: „Die sogenannte rationalisierte Fortpflanzungsweise kann nur insofern vernunftgemäß genannt werden, als sie die Kinderzahl von der Einsicht abhängig macht. Aber sie ist insofern irrationell, als diese Einsicht nicht vom Interesse der Rasse, sondern vom Augenblicksinteresse der Einzelfamilie, des Einzelwesens ausgeht, was heute oft das Gegenteil des Rasseninteresses bedeutet." „Der wirtschaftliche Wert der Arbeitsleistung der in der Industrie arbeitenden Frauen erreicht zweifelsohne nicht im entferntesten jenen wirtschaftlichen Wert, den sie hervorbringen würden, wenn sie statt der Fabrikarbeit Kinder zur Welt bringen würden."

G. v. Hoffmann, Berlin.

Wingen, Oscar. Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre. Ein Beitrag zum Problem des Geburtenrückganges. Münchener volkswirtschaftliche Studien. 205 S. Stuttgart und Berlin 1915. J. G. Cotta Nachf. 5 M.

Wingen bekennt sich in seinem Buche als Anhänger der Wohlhabenheitstheorie von Brentano, Mombert u. a. Er spricht die verschiedenen anderen Theorien vom Standpunkte seiner Anschauung aus durch und begründet, warum er dieselbe gegen jene aufrechterhält. Wie allgemein üblich werden zuerst die Verhältnisse der

verschiedenen Staaten auseinandergesetzt. Dann wird untersucht, ob es sich vielleicht um eine physiologische Erscheinung handelt, eine Abnutzung der Volkskraft, und Verf. schließt sich der heute wohl allgemein obsiegenden Ansicht an, daß der Geburtenrückgang einer gewollten Regelung der Geburten entspringt.

Im vierten Kapitel kritisiert Verf. jene Ansicht, nach der durch die Verminderung der Sterblichkeit, insbesondere der Säuglingssterblichkeit, der Geburtenrückgang hervorgerufen sei, wie es schon Quetelet im Jahre 1835 ausdrückte: Le nombre des naissances est reglé par le nombre des décès. Der Verf. wendet sich aus statistischen Gründen gegen diese Annahme. Auch die anderen in dieser Richtung gemachten Bemerkungen, daß durch die Verlängerung des Lebensalters Erbschaften weiter hinausgeschoben würden und die Selbständigkeit der Kinder länger verzögert würde, lehnt Verfasser als nicht allgemein gültig ab.

Sodann geht der Verf. im fünften Kapitel auf die Wohlstandstheorie näher ein. Wie Brentano lehrt, ist der Geburtenrückgang ein gewollter und entspringt dem Eingreifen der Vernunft in das menschliche Triebleben. Er ist also die Folge einer ökonomisch-geistigen Entwicklung. Diese geistige Entwicklung ist ihrerseits Folge des Wohlstands der Völker. Mit diesem Wohlstande hat sich der Bildungsstand gehoben, und zugleich sind die Ansprüche an die Lebenshaltung gewachsen.

In diesem Kapitel wird noch darauf hingewiesen, daß ähnliche Epochen bereits des öfteren in der Geschichte vorhanden gewesen sind, so in Griechenland (Polybius), in Rom (Ovid, Varro) usw. Es wird nun festgestellt, daß tatsächlich in den Ländern des Geburtenrückganges der Nationalreichtum außerordentliche Steigerung erfahren hat, und es wird der Einfluß dieser Umwandlung der äußeren Verhältnisse auf die inneren der Völker untersucht. Als Beispiel für den Ablauf der Entwicklung werden auch die von Theilhaber angegebenen Verhältnisse bei den Juden herangezogen.

Im sechsten Kapitel nimmt der Verf. Stellung zu den Einwendungen, die besonders von Wolf gegenüber der Wohlstandstheorie gemacht worden sind. Nach Ansicht Wolfs ist es nicht der erhöhte Wohlstand, sondern die erhöhte und fortschreitende elementare Bildung der Massen, die den Geburtenrückgang herbeiführt, folglich eine direkte Wirkung der Kultur. Die Kultur der Masse ist nach des Verf. Ansichten nur bedingt durch die Zunahme des Massenwohlstands, und wenn man auch zugibt, daß erhöhte Bildung erst die nötige Vorbedingung für die Rationalisierung der Fortpflanzung abgibt, so ist doch als letzter Grund hierfür Erhöhung des Wohlstands festzustellen.

Im siebenten Kapitel werden die in den letzten zwei Jahrzehnten immer stärker hervortretenden Teuerungsverhältnisse und ihr Einfluß auf die Familienhaltung untersucht. Verf. kommt zu dem Schluß, daß die Lohnaufbesserung im ganzen die Lebensteuerung übertroffen habe.

Das achte Kapitel beschäftigt sich mit der Behauptung der geburtenmindernden Wirkung der Sozialdemokratie. Auch diese Theorie wird vom Verf. abgelehnt unter eingehender Begründung.

Das neunte Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, ob, wenn nicht die politischen Bekenntnisse, so doch die religiösen es vermöchten, einen Unterschied hervorzubringen; insbesondere der katholischen Kirche war ja von verschiedener Seite, besonders wieder von Wolf, die Fähigkeit zugeschrieben worden, als kräftiger Damm gegen den Neomalthusianismus zu wirken. Er betont, daß auch die kirch-

lich gestattete Konzeptionsverhinderung durch Verlegung des Kohabitationszeitpunktes eine Prävention ist, die genau denselben sündigen Motiven dient, wie die übrigen Mittel. Sodann geht er zu der Frage über, ob die katholische Kirche überhaupt die Macht habe, einen solchen positiven Befehl bei ihren Gläubigen durchzusetzen, und er kommt zu ihrer Verneinung. Wenn, wie das tatsächlich beobachtet ist, bei den Katholiken im Durchschnitt höhere Kinderzahl vorhanden ist, so liegt das daran, daß auch die Wohlhabenheit und dementsprechend die Volksbildung in diesen Kreisen weniger hoch entwickelt ist.

Im zehnten Kapitel wird der Einfluß der Urbanisierung besprochen. Es wird darauf hingewiesen, daß auch die Wohnweise auf die Kinderhaltung einen mächtigen Einfluß hat.

Im letzten Kapitel bespricht nun der Verf. noch die eigentlichen Mittel, durch die der Geburtenrückgang zustande kommt, die Prohibitivmittel und die Aborte. In einer Zusammenfassung wird dann darauf hingewiesen, daß wir vorläufig zwar noch einen erheblichen Geburtenüberschuß besitzen, daß aber die weitere Ausgestaltung des Zweikindersystems nicht nur zu einer Verringerung, sondern auch zu einer Verschlechterung der Rasse führen müßte, und er geht mit einigen Worten auf die Vorschläge ein, die als Maßregeln gegen den Geburtenrückgang empfohlen sind: Bodenreform, innere Kolonisation, Erziehungsbeiträge, Elternpensionen usw. Aber alle diese angegebenen Heilmittel erscheinen ihm nur als Palliativmittel. Nur eine völlige Änderung in der Lebensauffassung könnte hier Hilfe bringen, aber diese Änderung kann nicht mit Polizeimaßregeln herbeigeführt werden, denn daß geistige Bewegungen nicht auf gesetzgeberischem Wege zu unterdrücken sind, hat z. B. die sozialistische Bewegung zur Genüge dargetan. Die geistige Erneuerung, die hier den Umschwung herbeizuführen vermöchte, kann nur von innen kommen.

Man wird es dem Verf. und seiner fleißigen Arbeit zugestehen, daß er mit großem Geschick und vielem Erfolg die Verteidigung der Wohlstandstheorie unternommen hat. Die Einflüsse, die gerade das materielle Wohlbefinden auf die angezogenen Verhältnisse besitzt, sind ja auch zu offenbar, als daß sie geleugnet werden könnten, und daß die Wohlhabenheit nicht als solche, sondern erst auf dem Umwege der erhöhten Bildung der Geburtenprävention im Gefolge hat, das gibt ja auch die Wohlstandstheorie ohne weiteres zu.

Die Konkurrenz der Genüsse (Brentano) ist es, die die Sucht nach immer Neuem hervorruft und darum einer vernünftigen Lebenshaltung im Wege steht. Nach seiner Ansicht ist lediglich der gesteigerte Wohlstand, das erstliche Schmecken des Lebensgenusses daran schuld, daß immer weitere Genüsse gefordert werden. Aber ich glaube, daß dies doch nicht eine restlose Erklärung geben kann.

Es ist durchaus zweifelhaft, ob lediglich der „Tanz um das goldene Kalb" die Schuld daran trägt, ob nicht vielmehr viel feinere Zusammenhänge des menschlichen Lebens und Geistes all dieses verursachen. Zusammenhänge, die sich nicht statistisch erfassen lassen. Was bleibt dann von den Forderungen Wingens? Dürfen wir bei solcher Sachlage wirklich eine „völlige Änderung der Lebensauffassung" verlangen? Es scheint mir, daß Wingen und alle die, welche mit ihm übereinstimmen, mit dieser Forderung nicht viel Glück haben werden. Es geht aber auch gar nicht an, wie W. durchblicken läßt, die ganze Prävention als eine Folge der überhandnehmenden persönlichen Selbstsucht darzustellen. Solch eine Ansicht kann bei einem Volke nicht behauptet werden, von dem Millionen einzelner

die größte Opferfreudigkeit für die Allgemeinheit zeigen, wie sie auf den Schlachtfeldern und daheim tausendfach bewiesen haben.

Was ist nun aber in dieser Frage zu tun? Denn daß irgend etwas getan werden muß, das liegt doch klar auf der Hand. Es würden ja sonst die Verhältnisse in absehbarer Zeit unhaltbar werden. Die Sache geht in erster Linie den Staat an, und der Staat muß daher die Maßregeln zur Abhilfe in die Hand nehmen. Die Vorschläge hierfür, die bereits gemacht worden sind, führt Wingen ebenfalls kurz an, obwohl er von ihrer Nützlichkeit letzten Endes nicht sehr überzeugt scheint. Wenn wirklich diese Maßnahmen in ihrer Wirkung nicht ausreichen sollten, so sind nach meiner Ansicht eben weitere umfassendere vorzunehmen, aber zunächst sollte man sich einmal damit begnügen, das, was in dieser Richtung ernst vorgeschlagen ist, auch wirklich auszuführen. K. E. F. Schmitz.

Krieg und Volksvermehrung. 23. Kriegsnummer der Zeitschrift „Das Neue Deutschland". 59 S. Berlin 1916. 1 M.

Die „Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" hat in Gemeinschaft mit der Schriftleitung des „Neuen Deutschland" eine Sammlung von Aufsätzen über Geburtenfrage und Bevölkerungspolitik herausgebracht. In dem ersten dieser Artikel spricht Prof. Julius Wolf über Ziele und Wege der Bevölkerungspolitik in bekannter sachkundiger und eindringlicher Art. Er weist auf die furchtbaren Blutopfer des Krieges hin und meint, daß dadurch die Beweggründe zur Geburtenverhütung noch vermehrt würden, und die Erschwerung des Lebensunterhaltes nach dem Kriege werde ebenfalls in dieser Richtung wirken. Auch die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik — deren Begründer er ist — werde dem Geburtenrückgang nicht Einhalt tun können; sie hoffe ihn aber verlangsamen zu können. Weniger bescheiden als diese Äußerung ist Wolfs Behauptung: „Aufgaben dieser Art wurden bisher von keiner Organisation wahrgenommen, und es gab kaum irgendwelche, die vermöge ihres Programms sie in die Hände nehmen konnte." Es sollte doch Herrn Prof. Wolf wirklich nicht unbekannt geblieben sein, daß die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene seit Jahren der Geburtenfrage ihr Hauptinteresse zugewandt hat. Es gibt kaum irgendeinen Punkt in dem etwas unübersichtlichen Programm der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, welchen nicht vorher die Gesellschaft für Rassenhygiene in ihren Leitsätzen ausgesprochen hatte, und ich glaube nicht parteiisch zu urteilen, wenn ich sage, daß diese Leitsätze, die ein Produkt jahrelanger Entwicklung darstellen, sachlich dem Programm der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik überlegen sind. Diese ist im übrigen auch direkt auf die Leitsätze hingewiesen worden; unbekannt können sie ihr also nicht geblieben sein. Aber wenn schon Herr Prof. Wolf die Gesellschaft für Rassenhygiene nicht als Organisation mit bevölkerungspolitischem Programm anerkennt, so muß er das doch von der preußischen Regierung gelten lassen, die schließlich doch auch eine Organisation mit bevölkerungspolitischer Tätigkeit ist. Auf der Tagung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt im Oktober 1915 hat Geh. Medizinalrat Dr. Krohne als Vertreter des preußischen Ministeriums des Innern ausgeführt, daß die Geburtenfrage seit mehreren Jahren ein Gegenstand ernstester Prüfung durch die Regierung sei. Hauptsächlich ein Erlaß des Ministeriums aus dem Jahre 1912 habe die Frage des Geburtenrückganges und ihre Erörterung in breitester Öffentlichkeit in Fluß gebracht. Jedenfalls also nicht die Wolfsche Gesellschaft. Die Einberufung der

Tagung zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft durch die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, welche mit der preußischen Regierung in Fühlung steht, hat ebenfalls sehr wirksam den Boden vorbereitet, welchen die Wolfsche Gesellschaft dann sehr geschickt für ihre Zwecke auszunutzen verstand. Die Erlebnisse des großen Krieges haben natürlich ebenfalls das Ihrige zur Vorbereitung der öffentlichen Meinung getan. Im übrigen begrüße ich die Tätigkeit der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik trotz ihrer Ignorierung der gleichgerichteten Bestrebungen. Gerade die Übereinstimmung ihres Programms mit den Leitsätzen der Gesellschaft für Rassenhygiene ist ein um so erfreulicheres Zeichen, als kein Zusammenhang zwischen beiden besteht; denn es zeigt, daß Männer von gänzlich verschiedener Artung bei ernstlicher Inangriffnahme des Problems doch praktisch zu demselben Urteil in der Geburtenfrage kommen.

Der zweite Aufsatz der Sammlung, welcher die Überschrift trägt „Die Bevölkerungsvermehrung und das Sexualleben", stammt aus der Feder des Herausgebers des „Neuen Deutschland", Adolf Grabowsky. Trotz der mehr dichterischen als wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes sind seine Ausführungen den Wolfschen in einer Hinsicht überlegen, nämlich durch die Forderung: „Keine mechanische, sondern selektive Volksvermehrung".

In dem dritten Artikel „Neue Grundlagen der Bevölkerungspolitik" skizziert Prof. Arthur Schloßmann sein System einer staatlichen Kinderversicherung, das sich im wesentlichen mit den Forderungen der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene deckt. Der Staat übernimmt die Aufzuchtskosten der Kinder; diese bleiben aber in der Familie, so daß die Allgemeinheit gewissermaßen jedes Kind bei den eigenen Eltern in Pflege gibt. „Wer durch Aufzucht von Kindern für die Zukunft unseres Volkes etwas leistet, dem werden die Auslagen von der heutigen Volksgemeinschaft ersetzt." Schloßmann will dabei das Prinzip gewahrt wissen, daß derjenige, der durch seine Arbeit mehr leistet, auch Anspruch auf entsprechend höhere Zuwendungen hat. Daher soll das Einkommen der Beamten sich nach der Kopfzahl der Familien richten. Auch Schloßmann hat also einen selektiven Gesichtspunkt in seinen Vorschlägen. Zu bedenken möchte ich nur eins geben: Wenn man auch die Kosten des ersten und zweiten Kindes ersetzt, so werden die zahlreichen Ehepaare mit nur einem oder zwei Kindern geradezu für ihre Kinderarmut noch belohnt. Würde man aber nur die Kosten für das dritte und vierte Kind, allenfalls noch für das fünfte ersetzen, so könnte man mit einem viel geringeren Gesamtaufwand öffentlicher Mittel einen relativ größeren Erfolg erzielen. Die Kostenfrage aber wird gerade nach dem Kriege von einschneidender Bedeutung sein. Der Kostenersatz für Kinder von höherer Geburtennummer als fünf empfiehlt sich andererseits aus selektiven Gesichtspunkten auch wieder nicht, weil dann die Gefahr bestände, daß gerade minderwertige Elemente, die infolge ihrer Minderwertigkeit auch wirtschaftlich schwach sind, aus der Aufzucht von Kindern ein Geschäft machen könnten. Werden dagegen nur die Kosten für das dritte und vierte, eventuell noch fünfte Kind ersetzt, so hilft man den Familien gerade über die Scheidelinie zwischen Aussterben und Vermehrung hinweg und erzielt mit den verfügbaren Mitteln den denkbar größten Erfolg.

Der nächste Aufsatz stammt von Prof. Karl Oldenberg und behandelt „Die slawische Gefahr". Mit eindringlicher Gewalt führt Verf. dem Leser vor Augen, daß nach den neuesten statistischen Unterlagen der Geburtenüberschuß Rußlands

mehr als das Dreifache von dem des Deutschen Reiches betrug. In den letzten Jahren wurden in Rußland jährlich fast 8 Millionen Kinder geboren, was nach Abgang der Sterbefälle einen Geburtenüberschuß von über 3 Millionen ergibt. Die Ursachen für diese gewaltige Volksvermehrung findet Oldenberg in der ganz überwiegend landwirtschaftlichen Kultur und in der slawischen Sitte früher Heirat.

Der nächste Aufsatz von Oskar Wingen ist weniger bedeutend; er führt den oben erwähnten Gedanken Wolfs näher aus, daß die Erfahrung des Weltkrieges bei den Frauen ein tiefes Grauen vor der Kindererzeugung hervorrufe, weil sie fürchten müßten, doch nur „Kanonenfutter" zu gebären; aber auch die Männer würden im Hinblick auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Zukunft noch weniger fortpflanzungswillig sein als vorher.

Es folgt eine tapfere Darlegung von Prof. Erich Opitz über den „weiblichen Bevölkerungsüberschuß nach dem Kriege". Entgegen den durch den Krieg noch gestärkten feministischen Forderungen verlangt er im Interesse der Bevölkerungspolitik „erschwerende Bestimmungen für die weibliche Arbeit, soweit Männer als Mitbewerber in Frage kommen". Er zieht auch die eventuelle Zulassung polygyner Dauerehen in Betracht, obwohl er sich der furchtbaren Widerstände, welche in den überkommenen Wertungen liegen, bewußt ist.

Ein weiterer Aufsatz „über die Erwerbsarbeit der Frau und die Mutterschaft", der von einer Frauenrechtlerin stammt, sucht für die bekannten Forderungen der Bewegung zur Machtsteigerung des selbständigen Weibes Stimmung zu machen. Sie verlangt Aufhebung des „Zölibats der Lehrerinnen" und anderer Beamtinnen, ohne sich genügend Rechenschaft zu geben, daß dieselbe die Volksvermehrung nur beeinträchtigen würde, weil es eben trotz aller feministischen Behauptungen nie gelingen wird, den Mutterberuf und freie Erwerbsarbeit wirklich zu vereinigen.

Der nächste Aufsatz von Josef Graßl bedarf an dieser Stelle keiner Besprechung, da der Verf. dasselbe Thema, nämlich seine Forderung eines „Stillzwanges" kürzlich auch in diesem Archiv besprochen hat.

Des weiteren spricht der leider inzwischen verstorbene Prof. Albert Neißer über „Geschlechtskrankheiten und Bevölkerungspolitik". Er tritt für eine systematische Sexualpädagogik, zum mindesten eine eingehende Belehrung der Mütter und Lehrer ein. Besonders begrüßenswert erscheint mir seine Forderung einer allgemeinen sanitären Kontrolle der Syphilis und Gonorrhöe, was eine Änderung bzw. Ergänzung des Seuchengesetzes in bezug auf diese verderblichsten Volksseuchen nötig macht. Den größten Erfolg verspricht Neißer sich von der allgemeinen Einführung der Schutzmittel. Daß die Kondome zugleich geburtenverhütend wirken, sei kein stichhaltiger Einwand, weil „auch ohne Schutzmittel jedes Paar, das keine Kinder haben will, die Schwängerung in leichtester Weise vermeiden" kann.

Die beiden nächsten Aufsätze, der von Chr. J. Klumker über „Jugendfürsorge und Bevölkerungspolitik" und der von Rosenstock über „das uneheliche Kind", sind von geringerem Interesse. Ich halte Bestrebungen wie die von Rosenstock in dem Zusammenhange der Bevölkerungspolitik für nicht unbedenklich, weil sie die öffentliche Aufmerksamkeit, welche immer leichter für gefühlsmäßige als für sachliche Gründe zu haben ist, von dem, was wahrhaft not tut, ablenken.

Der praktisch bedeutsamste Aufsatz ist der von Wilhelm Schallmayer „über Beamtentum und Volksvermehrung", welcher als einziger in der ganzen Reihe den rassenhygienischen Gesichtspunkten gerecht wird. Er bekämpft das Übermaß von

Vorbereitungsjahren in der Laufbahn der höheren Staatsbeamten, um diesen frühe Eheschließung zu ermöglichen. „Und damit sie nicht Anlaß hätten, die Kinderzahl übermäßig klein zu halten, müßte für jedes das erste Jahr überlebende eheliche Kind, mindestens bis zum vierten Kind, ein Gehaltszuschuß gegeben werden, der die Mehrkosten, welche durch das Kind entstehen, wenigstens annähernd auszugleichen hätte." Die Ausführungen Schallmayers zeugen von gewohnter Meisterschaft.

Prof. Julius Pierstorf berichtet über „Erziehungsgelder als Mittel der Bevölkerungspolitik". Die Ausführungen berühren sich aufs nächste mit denen von Schloßmann und Schallmayer. Hier findet sich der bemerkenswerte Satz: „Vielleicht aber ließe sich die finanzielle Wirkung abschwächen und die bevölkerungspolitische verstärken, wenn man die Zulagen erst beim zweiten oder dritten Kinde beginnen und erst bei entsprechend größerer Kinderzahl enden ließe."

Prof. August Skalweit behandelt die Frage „Innere Kolonisation und Volksvermehrung". Die Ansiedlerstellen sollen nicht als freies Eigentum übergeben werden, sondern mit allen den Verfügbarkeitsbeschränkungen ausgestattet werden, die sie vor Veräußerung, Zerstückelung und Devastierung schützen. Sosehr man den Ausführungen Skalweits im ganzen zustimmen kann, so vermisse ich doch die unumgängliche direkte Verknüpfung des Innehabens der Siedelungen mit einer genügenden Kinderzahl. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Ausführungen in Heft 5 des vorigen Jahrgangs. Daß der von Skalweit erhoffte günstige Einfluß des Anerbenrechtes nicht ausreicht, hat schon Pierstorf in seinem Aufsatz ausgesprochen.

Das Thema „Volkskraft und koloniale Siedelung" behandelt Paul Leutwein. Da die Ausführungen des Verf. im wesentlichen von überseeischen Kolonien handeln, dürften sie leider bei den meisten Lesern jenen Zweck verfehlen, auf den gegenwärtig alles ankommt: Wir brauchen Land in Europa.

Der letzte Aufsatz über „Katholische Seelsorge und Bevölkerungspolitik" ist von dem Pfarrer a. D. J. Leute verfaßt. Er schildert den Einfluß des katholischen Seelsorgers, wie mir scheint, in gar zu rosigen Farben. Er glaubt, daß der Beichtvater durchaus von jedem Ehepaare wisse, ob es irgendwelche Maßnahmen treffe, dem Kindersegen auszuweichen, und daß daher der Erfolg seiner sittlichen Ermahnung unbedingt sicher sei. Beides bezweifle ich. Immerhin ist ein großer Einfluß natürlich zuzugeben, und der katholischen Kirche dürfte daher die Zukunft gehören. Ob dieser Vorgang für die Rassenqualität Deutschlands allerdings förderlich ist, kann man füglich bezweifeln. Leute und mit ihm die ganze katholische Sittenlehre bekämpft natürlich die rassenhygienische Unterscheidung der Erbqualitäten. Auch erblich schwache und kranke Leute sollen heiraten und Kinder erzeugen, weil sie sonst zu leicht der „Sünde" verfallen. Die Einleitung des künstlichen Aborts ist in keinem Falle gestattet, weder bei Gefährdung der Mutter noch aus rassenhygienischer Indikation. Als einzigen ausnahmsweise zugestandenen Ausweg in Fällen, wo kranke Kinder zu erwarten wären, gebe die katholische Moral den Rat, den ehelichen Verkehr in die intermenstruelle Zeit zu verlegen. „Eine Garantie leistet aber auch die Morallehre nicht, daß nicht doch etwa eine Konzeption eintrete." Es läßt sich wohl nicht behaupten, daß der Aufsatz Leutes in dieser Sammlung geschickt abgefaßt ist.

Zusammenfassend kann man über das ganze Heft sagen, daß wohl nirgends Forderungen aufgestellt werden, die nicht schon an anderer Stelle und zum Teil

sogar besser begründet worden sind. Die Bedeutung der Sammlung liegt vielmehr darin, daß das große Publikum sieht, daß eine große Reihe von Autoritäten für ein positives Programm der Bevölkerungspolitik eintreten, dem man im ganzen wohl zustimmen kann. Über den Anspruch so vieler Autoren — und nicht nur in diesem Hefte vertretener —, daß gerade sie die wesentliche Gefahr und die richtige Rettung zeigen, mag man lächeln; auch diese durchaus normal menschliche Erscheinung darf man begrüßen als ein Zeichen, daß die Erkenntnis über Tod und Leben der Völker zu dämmern beginnt. Fritz Lenz.

Tandler, Prof. Dr. Julius. Krieg und Bevölkerung. Wiener klinische Wochenschr., 1916, Heft 15.

In diesem Aufsatz, der einen vor der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien gehaltenen Vortrag wiedergibt, versucht Tandler, vom Standpunkt des Biologen „einem geringen Teil jener Veränderungen nachzugehen, welche der Krieg an dem lebenden Bevölkerungskörper setzt“. Dem Biologen handelt es sich darum, die Frage zu beantworten, inwiefern der Krieg dem Bevölkerungskörper nützt oder schadet, „wobei wir selbstverständlich die politischen Konsequenzen desselben ganz vernachlässigen können“. Vor allem geht T. auf die vielfach geäußerte Meinung ein, daß der Krieg einen selektorischen Wert habe, und er kommt zu dem Ergebnis, daß derselbe, soweit es sich um Personalauslese handelt, lediglich eine Begünstigung der nicht gefährdeten Minusvarianten bedeutet. Außerdem kommt die Ermöglichung der weiteren Ausbreitung der siegreichen Parteien in Betracht. T. ist der Anschauung, daß selbst, wenn dies bewiesen würde, es immer noch nicht sicher ist, ob damit die aufgewendeten Kosten gedeckt werden. Feststehend sind dagegen quantitative wie qualitative Schäden. Als quantitativer Schaden ist in der Hauptsache die Summe jener Individuen zu bezeichnen, „welche durch den Krieg unmittelbar oder mittelbar aus der gegebenen Bevölkerungsmenge durch den Tod ausgeschieden werden.“ Die kommende Generation erleidet auch einen quantitativen Schaden infolge des Ausfalls der im Kriege gebliebenen Männer. Bei einer Reproduktionszeit von 15 Jahren wird dieser Schaden für Österreich auf eine Million Geburten geschätzt. Eine weitere Geburtenminderung wird bedingt durch „die große Zahl derjenigen, welche mittelbar durch den Krieg sterilisiert wurden; mittelbar insofern, als der Krieg eine seuchenartige Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten herbeigeführt hat.“

Die qualitative Schädigung, die zunächst ins Auge springt, ist „durch die große Anzahl der Invaliden gegeben. Biologisch ist die Invalidität im gewöhnlichen Sinne des Wortes als nicht vererbbare Schädigung des Einzelindividuums nicht von hoher Bedeutung, erlangt aber dadurch Bedeutung, daß sie die Individuen sozial disqualifiziert und sie dadurch vielfach von der Fortpflanzung ausschließt. Die Wahrscheinlichkeit der Familiengründung wird geringer, die Möglichkeit, durch Arbeitslosigkeit auf ein tieferes soziales Niveau herabzusinken, wird größer.“ „Zu den chirurgischen Invaliden kommen noch jene, welche durch die Schädigungen des Krieges anderweitig derart erkrankt sind, daß ihnen daraus eine geringere Widerstandsfähigkeit im Kampfe ums Dasein erwächst. Über diese Art der Massenschädigung haben wir überhaupt kein statistisches Material. Dahin gehört die große Zahl der Herz- und Lungenkranken, Nierenkranken, Rheumatiker und Geisteskranken.“ Qualitativer Schaden erwächst der nächsten Generation „durch die

höhere Fortpflanzungsmöglichkeit der körperlich Untüchtigen", die den Kriegsgefahren entrannen, „und je gröber das Sieb der Assentierung wird, um so mehr bleiben die körperlich Miserablen für die Fortpflanzung erhalten, ein Umstand, der für die Degeneration der Bevölkerung nicht ohne Bedeutung ist. Zurück bleiben vor allem die Menschen mit Störungen der Sinnesorgane. Gerade diesbezüglich wissen wir, daß eine ganze Reihe von Anomalien der Sinnesapparate eine besondere Durchschlagskraft in der Vererbung besitzt. Dazu kommen noch die Konstitutionsanomalien ... Es ist selbstverständlich, daß auch diese mit konstitutionellen Anomalien versehenen Männer viel mehr zur Fortpflanzung kommen, und daß daher die Wahrscheinlichkeit der Zunahme dieser Anomalien für die nächste Generation wachsen muß." Außerdem führt T. noch mancherlei durch Veränderungen in der Lebensweise herbeigeführte biologische Schädigungen an, die sich teils schon in der gegenwärtigen, teils in der nächsten Generation geltend machen müssen.

Eine Schadensgutmachung durch Steigerung der Geburtenzahl hält T. für ausgeschlossen, und das mit Recht, denn namentlich wirtschaftliche Faktoren werden nach dem Kriege eine noch weitere Herabsetzung der Kinderzahl bewirken. Eher wäre es möglich, durch weitere Einschränkung der Sterblichkeit, namentlich der Kindersterblichkeit, die Einbuße an Menschen, den Ausfall an Geburten und die Schwächung der Reproduktionskraft wieder auszugleichen. Ferner käme für die quantitative Schadensgutmachung „eine energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Betracht. Es sind ja diesbezüglich mehr und minder radikale Vorschläge gemacht worden. Ihre Umsetzung in die Tat ist aber um so dringlicher, als diese Bekämpfung nicht früh genug eingeleitet werden kann".

Die Bestrebungen auf quantitative Schadensgutmachung bewegen sich schon vielfach auf dem Grenzgebiete zwischen biologischen und sozialen Maßnahmen. Die qualitative Schadensgutmachung ist noch viel mehr sozialer Natur. Dabei darf nicht vergessen werden: „Der Kampf ums Dasein ist nicht aufgebaut auf Mitleid und karitativer Tätigkeit, sondern er ist ein Kampf, in welchem der Stärkere und Tüchtigere schon im Interesse der Erhaltung der Art siegen soll und siegen muß". Nur dann werden die Folgen der Kontraselektion wieder beseitigt werden können. „Wir müssen uns darüber klar sein, daß gerade durch den Umstand, daß so viele Untüchtige, also Minusvarianten, infolge des Krieges zur Reproduktion kommen, die Gefahr der Vermehrung dieser Minusvarianten für die nächste Generation größer ist als für die heutige." Die immer mehr steigende Unterstützung dieser Minusvarianten erklärt T. für „menschenökonomisch unrichtig und rassenhygienisch falsch".

H. Fehlinger (im Felde).

Schmittmann, Hochschulprofessor Dr. jur. Wohnrenten für Kinderreiche durch Sparpflicht vor der Heirat. Sonderabdruck aus der Monatsschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft „Deutsche Arbeit" Nr. 3 vom 1. März 1916.

Die Wohnungsfrage des Proletariats ist eine Lohnfrage. Die Kleinwohnungen sind unrentabel und mit starkem Risiko verbunden. Die Erstellung derselben fällt dem Privatkapital zu. 90% derselben werden von diesem errichtet. Durch kinderreiche Familien werden die Wohnungen stark abgenutzt, und die kinderreichen Familien können den Mietzins oft nicht bezahlen. Die Weigerung der Hausbesitzer, kinderreiche Familien aufzunehmen, hat in der Mehrzahl wirtschaftliche

Gründe. Mit der steigenden Kinderzahl wächst die Gefahr der Obdachlosigkeit und der Zwang des Verdienens der Hausfrau außerhalb der Wohnung. Eine wirksame Lösung kann nur durch organisierte Selbsthilfe stattfinden. Die beste Form besteht in dem Versicherungszwang der Ledigen, sich eine Wohnung zu sichern. Im engen Anschluß an die Alters- und Krankheitsversicherung sollen die Ledigen Marken für die Wohnungsversicherung kleben. Die Höhe der Beitragsmarken schwankt zwischen 16 und 40 Pf. in der Woche. Auf diese Weise kämen 174 Millionen jährlich zusammen, von denen 131 Millionen im Jahr zu Bauten verwendet werden könnten. Die Beitragspflicht der Arbeitgeber ist nützlich auch im Interesse der Arbeitgeber selbst. Der einzelne hat nach einer gewissen Karenzzeit Anspruch an die Gesamtheit der Wohnungsversicherungsgelder. Das Reich muß Zuschuß leisten.

Diesem äußerst erwägsamen Weg, die Lösung der Wohnfrage zu beschleunigen, ist nach Meinung des Ref. ein zweiter Lösungsversuch anzugliedern. Die Not des Krieges hat im deutschen Volk die Sozialisierung aller Lebensverhältnisse mit ungeahnter Schnelligkeit und Ausdehnung beschleunigt. Eine gewisse Sozialisierung der Wohnung ist noch der der Nahrungsmittel anzufügen. Es ist eine Norm für den Wohnraum des einzelnen aufzustellen und jene Personen, deren Wohnraum diese Norm übersteigt, zugunsten des Wohnungsbedürfnisses der Arbeiter mit Abgaben zu belasten. Das Verschwinden vieler ganz unnötiger Räume, z. B. des „Salons“ in den Familien der Begüterten, wäre volkswirtschaftlich wahrlich kein Schaden. Hier liegen Millionenwerte völlig nutzlos brach. Graßl, Kempten.

Natorp, Paul. Die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Krieg. (In: Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, S. 194—206.) Leipzig 1915, S. Hirzel.

Schon mehren sich die Stimmen, die sich in ernster Sorge mit der Frage der Volksvermehrung nach dem Kriege befassen. So sagt auch Professor Natorp: „Was auch das Ergebnis des gegenwärtigen Krieges sei, gewiß ist, daß er Blutopfer von uns fordert, wie sie noch nie von einem Volke dargebracht worden sind. Und leider sind es gerade die kraftvollsten, die für die Fortpflanzung der Nation leiblich und geistig und sittlich entscheidenden Jahrgänge, deren stolze Reihen am grausamsten gelichtet werden. Der Krieg vollzieht eine wundervolle Auslese der Passendsten — für die Unsterblichkeit. Halten wir Umschau über unsere herrliche, so besonders hoffnungsreiche, akademische und auch nichtakademische Jugend, so muß wohl die bange Sorge uns beschleichen: Wo werden nach dem Kriege die Kräfte sein für die unabsehbar großen Aufgaben, die unser warten, wenn gerade alle die Kräfte, auf die wir rechneten, im Kriege aufgebraucht werden? Woher soll uns ein gleichstarker, edel gearteter Nachwuchs kommen, wenn nur die leiblichen, geistigen und sittlichen Krüppel übrigbleiben, um für den Nachwuchs zu sorgen?“ Um die Verluste vor allem in quantitativer Hinsicht auszugleichen, empfiehlt Prof. Natorp, dem arbeitenden Volke, auf das die Hauptlast bei der Erneuerung der Bevölkerung fällt, solche allgemeine Lebensbedingungen zu schaffen, „die im entgegengesetzten Sinne wirken, wie die jetzigen“. Das erste, was einer Reform bedarf, meint der Verf., ist die Steuergesetzgebung; das steuerfreie Existenzminimum und die Steuerprogression solle nicht auf den Kopf des einzelnen Steuerzahlers berechnet werden, sondern nach der Zahl der Personen,

für deren Lebensunterhalt er zu sorgen hat. Auch sonst sollen Erleichterungen des Fortkommens den kinderreichen Familien gewährt werden. Doch darf dabei nicht so weit gegangen werden, daß man dem Familienhaupte die Sorge um die Seinen völlig abnimmt und sie der Gesellschaft aufbürdet. „Eine zu weitgehende Befreiung von Erwerbssorgen würde das Gefühl der Verpflichtung gegen die Gemeinschaft abstumpfen, den Hang zum bequemen Genießen großziehen, der in allen Volksschichten den Rückgang des ehrbaren Hauslebens und der Familienbildung hauptsächlich verschuldet.“ Ein Hausleben, das der gesunden Aufzucht der Kinder nach jeder Richtung förderlich ist, soll dem ganzen Volke, und besonders der Arbeiterschaft, auf jede mögliche Weise sichergestellt werden. Dies Ziel zu erreichen, sieht Natorp nur einen Weg: die Bildung genossenschaftlicher Familienverbände („Nachbarschaftsgilden“), deren Zweck zunächst die gemeinsame Sorge für die Erziehung der vorschulpflichtigen Kinder sein soll. „Was der einzelne Hausstand für das einzelne oder einige wenige Kinder nicht oder nur unzureichend leisten kann, könnte von mehreren gemeinsam für die Kinder der ganzen Gruppe gut und sicher geleistet werden.“ Die Familiengenossenschaften dürften jedoch nicht isoliert stehen, sondern sie müßten Hand in Hand gehen mit Organisationen zu gemeinsamer Wirtschaftsfürsorge (wie es die Konsumvereine sind); überdies müßten sie verbunden werden „mit tauglichen Einrichtungen zu förderlicher Unterhaltung, Körperübung, Spiel, Bildungs- und Kunstpflege der Heranwachsenden wie der Erwachsenen“. Auf diese Weise soll eine einheitliche Organisation für allgemeine Volkskultur aufgebaut werden, die zwar auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit zu beruhen hätte, aber dadurch „etwas von obligatorischem Charakter annähme, daß jeder, der sich davon ausschlösse, zugleich der wirtschaftlichen, geselligen und Bildungsvorteile der gedachten Vereinigungen sich berauben würde“. Die Leitung dieser Organisationen sollte von staatlichen Zentralstellen aus erfolgen. Die für die Familiengenossenschaften und die mit ihnen verbundenen Einrichtungen erforderlichen Hilfskräfte könnten nach Natorps Ansicht gewonnen werden durch Einführung der weiblichen Dienstpflicht und zweckentsprechende Umgestaltung der militärischen Dienstpflicht der Männer. Dem weiblichen Geschlecht solle eine planmäßige soziale und nationale Erziehung zuteil werden, die auf Lebenserzeugung und Lebenserhaltung gerichtet ist. Leider sagt Natorp nicht des näheren, wie er sich diese Erziehung vorstellt. Die männliche Dienstpflicht sollte zeitlich vielleicht erweitert, dabei aber für mannigfache Friedenswecke nutzbar gemacht werden. „Die offenkundigen, für eine endlich mündig gewordene Nation nicht länger erträglichen Schäden der heutigen Militärorganisation ... würden dann am ehesten überwunden werden, indem die Ausbildung zum Waffendienst sich als genau das erweist, was sie ist: ein einzelnes Stück der allgemeinen sozialen und nationalen Erziehung. ... Damit aber würde die männliche Dienstpflicht sich der von uns geforderten weiblichen im ganzen Charakter beträchtlich nähern und um so leichter ein Handinhandarbeiten beider möglich werden. Und damit stünde dann ein gewaltiges Heer ... zur Verfügung, um Organisationen auch der umfassendsten Art zu allen friedlichen Zwecken des Volkslebens, zu allererst zu dem friedlichsten von allen, dem Aufbau eines gesunden Hauslebens des ganzen Volkes ins Leben rufen, erhalten und ständig bessern zu können.“ Die Organisation des Hauswesens würde in enger Beziehung mit dem Schulwesen

stehen, dessen Grundprinzip die „Einheitsschule" sein soll. Natorp hofft, daß man diese Forderung nicht länger im Sinne einer mechanischen Gleichmachung mißverstehen wird. „Zu fordern ist im Gegenteil eine organisierte Differenzierung einzig nach den Fähigkeiten. ... Gerade das tut not, daß nicht unterschiedslos das gleiche von allen gefordert, wohl aber allen gleiche Möglichkeiten geboten werden, die eigenste Begabung zu erkennen und auszubilden." Auf diese Weise könnte das deutsche Volk auch qualitativ wieder emporgehoben werden. Nur so wird mit denen, die aus dem Kriege zurückkehren, alles zu erreichen sein. H. Fehlinger, z. Zt. im Felde.

Vaerting, Dr. M. Mutterpflichten gegen die Ungeborenen. 76 S. Berlin 1915. 0.75 M.

Es stünde besser um die Rassenhygiene — wie überhaupt um alle Gebiete des Lebens —, wenn neun Zehntel der „Literatur" nie geschrieben würden. Zu dieser Majorität gehören auch die Schriften von Vaerting. Ich kann mir denken, daß so manche junge Frau und werdende Mutter die vorliegende Schrift wegen ihres Titels sich anschaffen und — da es ja ein „Doktor" als ausgemachte Ergebnisse der Wissenschaft hinstellt — vieles daraus glauben wird. Größer noch als die Gefahr, daß Urteilsunfähige dadurch zu verkehrten Vorstellungen kommen, ist jene, daß kritische Köpfe durch die Lektüre solcher Schriften geneigt werden können, rassenhygienische Bestrebungen überhaupt mit einem Achselzucken abzutun.

Bei Vaerting haben sich einige Vorstellungen festgesetzt, die durch die Tatsachen keineswegs gestützt werden, aus denen er aber gleichwohl in systematisierender Weise bindende Vorschriften fürs Leben ableitet. Die beherrschende unter diesen festen Vorstellungen ist die, daß die Qualität der Kinder um so besser sei, je älter die Mutter und je jünger der Vater sei; und zwar wird dem Alter als solchem diese Bedeutung beigemessen. Verf. verlangt daher, daß Jünglinge gleich nach dem Eintritt der Geschlechtsreife Frauen in vorgerücktem Alter heiraten sollen. Dann sei die Fruchtbarkeit der Ehen, die Tüchtigkeit und Begabung der Kinder am größten.

Der Zusammenhang der Tatsachen ist natürlich ein ganz anderer, als Verf. wähnt. Jung heiratende Männer sind nicht wegen ihres Alters fruchtbarer, sondern weil sie weniger von Gonorrhöe und Syphilis, von Alkohol- und Tabakmißbrauch durchseucht sind als alte Junggesellen. Aus dem gleichen Grunde sind ihre Kinder gesünder. Daß spät heiratende Frauen begabtere Kinder haben als der Durchschnitt, ist ebenfalls nicht eine Folge ihres Alters, sondern der leidigen Tatsache, daß geistig begabtere Frauen später zu heiraten pflegen als der Durchschnitt.

Ähnlich erklärt sich auch die von Vaerting herangezogene, empirisch geringere Qualität der Kinder von höherer Geburtennummer. Einerseits haben bei den späteren Kindern die keimschädigenden Einflüsse länger Gelegenheit zur Wirkung gehabt, anderseits aber sind es vorzugsweise leider Eltern von geringer Einsicht und Selbstbeherrschung, welche viele Kinder erzeugen. Es kann also keineswegs ein Schluß im malthusianischen Sinne daraus hergeleitet werden, wie Vaerting es tut. Dabei trägt seine Schrift den Untertitel: „Eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege".

Die Forderung früher Eheschließung für die Männer ist natürlich zu unterstützen, solange sie nicht den älteren Junggesellen die Abneigung gegen die Ehe steigert. Geradezu gefährlich aber ist die Forderung höheren Heiratsalters für die

Frauen, zumal sie einer Neigung des modernen Weibes entgegenkommt. Vaertings Lehren sind wissenschaftlich haltlos und praktisch höchst bedenklich. Das möge hier ein für alle Male festgestellt werden. Fritz Lenz.

Erkes, Dr. E. Japan und die Japaner. Mit 8 Abb. Leipzig 1915, Veit & Comp.

Der Verf. gibt eine Darstellung der Herkunft der Japaner, ihrer politischen Geschichte, kulturellen Eigenart und einiger ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen. Er sagt, es sprechen anthropologische Gründe dafür, die Japaner nicht als „reine Mongolen" gelten zu lassen. Als wahrscheinlich wird angenommen, daß vom Süden her ein malaiischer Einwandererstrom nach den japanischen Inseln kam, da manche Kulturelemente als malaiisches Erbgut zu betrachten sind. Die japanische Überlieferung weiß allerdings von einer solchen Einwanderung nichts. Ein weiterer Zweig des japanischen Volkes kam aus Korea. Auf die koreanische Verwandtschaft werden der schlanke Wuchs und die feinen Gesichtszüge zurückgeführt, die an Japanern häufig zu beobachten sind. Das letzte Drittel der Ansiedler ist nach E.s Ansicht aus Südchina gekommen. Der Ref. hält dafür, daß die große Mehrheit der Einwanderer nach Japan, welche die ehedem dort ansässigen Aino zurückdrängten, Südchinesen waren. Dafür spricht unter anderem, daß die japanische Kultur in fast allen Hauptmerkmalen mit der südchinesischen übereinstimmt. Beide haben sich gewiß erst in menschheitsgeschichtlicher Zeit getrennt und selbständig weiterentwickelt. Von der japanischen Kultur meint E., daß nahezu jedem Forscher ihre völlige Unselbständigkeit aufgefallen ist: „Alle Elemente der japanischen Kultur sind aus dem Auslande entlehnt, vor allem aus China, und man könnte die japanische Kulturgeschichte geradezu die Geschichte der fremden Einflüsse nennen." Hierbei taucht die Frage auf: Sollte nicht doch auch bei den Japanern, wie bei allen anderen Völkern, der Großteil des Kulturbesitzes Erbgut, nicht Lehngut sein? Die nahen Beziehungen der japanischen zur chinesischen Kultur lassen sich so erklären, daß erstere ein Zweig der letzteren ist. Mit der Ansicht des Ref. stimmt überein, was E. auf S. 29 schreibt, nämlich, „daß ein Volk auf die Dauer nur das entlehnen kann, was im Zuge seiner eigenen Entwicklung liegt". Richtig ist ferner, daß die oft gehörte Behauptung von der Europäisierung Japans unzutreffend ist. Japan hat seit seiner „Erschließung" keines der Hauptmerkmale seiner Kultur aufgegeben und keine der wichtigsten Bestandteile unserer Kultur dafür eingetauscht. Eisenbahnen und Fabriken sind weder Grundlagen unserer noch der japanischen Kultur. Weiter kann man E. zustimmen, daß auch der Nationalcharakter der Japaner derselbe blieb, der er vor dem Eintritt Japans in den modernen Weltverkehr war, denn er beruht selbstverständlich auf erblicher Veranlagung. Wenn sich z. B. die japanischen Gesetzgeber dazu verstiegen haben, für ihr Land ein bürgerliches Gesetzbuch nach europäischem Muster einzuführen, so werden sie damit kaum größere praktische Erfolge erzielen, als seinerzeit bei dem Versuch der Einführung der europäischen Kleidung erzielt wurden. Die Völkerpsyche ist für derlei Fremdgut nicht empfänglich, sie läßt sich auch durch keine Gesetzgebung ummodeln.

H. Fehlinger, z. Zt. im Felde.

Fritz, Georg, kaiserl. Geh. Reg.-Rat. Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß. 48 S. München 1915, J. F. Lehmanns Verlag.

Die Literatur über die Judenfrage ist durch wüste Leidenschaft in beiden Lagern gezeichnet. Um so wohltuender berührt die ruhige Sachlichkeit der vorliegen-

den Broschüre; neben der Sachlichkeit kommt jedoch eine warme Empfindung für das Wohl und die Zukunft unseres Vaterlandes nicht zu kurz. Verf. geht aus von der Forderung einer „Anerkennung der Rasse und der Rassenpflege als Grundlage aller Politik“. Die Übertreibungen der Germanenschwärmer weist er zurück; doch müsse dem deutschen Volke sein Nationalcharakter, der nicht zum wenigsten auf dem starken Einschlag germanischen Blutes beruht, bewahrt bleiben. In dieser Beziehung sind nach Verf. die Westjuden ungefährlich; sie gehören zum deutschen Volke und haben teil an der Vielseitigkeit des deutschen Wesens. Außerdem ist ihre Zahl nicht groß, und ihre durchschnittliche Fruchtbarkeit ist geringer als die ihrer Wirtsvölker (Ruppin); sie gehen an dem von ihnen selbst so stark geförderten Liberalismus, an ihrer Befreiung und Gleichstellung zugrunde, da die wirklichen biologischen Entwicklungsmöglichkeiten der Juden gerade im Ghetto lagen und heute noch liegen. Die Vermischung der Westjuden mit den Deutschen hält Verf. für belanglos, da sie den deutschen Bauernstand, die „Quelle unserer Volkskraft“, unberührt lassen. Eine Gefahr, die daraus erwachsen könnte, daß die Vermischungen gerade die führenden Schichten der Bevölkerung entgermanisieren, wird von ihm nicht erörtert. Die wirkliche nationale Gefahr sieht er allein in der Masseneinwanderung der mongolisierten Ostjuden. Er schildert die Vermischungen, die das jüdische Volk im Laufe der Jahrtausende durchgemacht hat, führt viele, besonders jüdische Urteile an über die rassenhaften Grundlagen des Judentums, erörtert die Hauptrichtungen in der heutigen Judenschaft, gibt ein Bild von den bisherigen Erfolgen des Zionismus, von dem er großen Segen für die Türkei erhofft, und legt dar, inwiefern gerade den deutschen Juden und den deutschen Arbeitern die ostjüdische Einwanderung gefährlich werden muß. Als einzig mögliche Abwehr fordert er den Grenzschluß. „Die Warenein- und -ausfuhr unterliegt, auch soweit sie nicht zollpflichtig ist, der schärfsten Aufsicht und Nachweisung: aber die Ein- und Ausfuhr von Menschen, soweit sie zu Land unsre Grenzen überschreiten, sucht man vergebens in den amtlichen Nachweisen.“ Verf. skizziert nun die verschiedenen Möglichkeiten des Grenzschlusses, weist auf die diesbezüglichen Verhältnisse in Amerika, Südafrika, Australien und Neuseeland hin, sowie auf die schon jetzt in Deutschland bestehenden Provinzialbestimmungen und Reichsgesetze, an die man anknüpfen kann. Er entwirft endlich die Grundzüge zu einem erfolgversprechenden Grenzschlußgesetz und schließt mit den Worten: „Der schleunige Erlaß eines solchen Gesetzes ist angesichts der drohenden, sich häufenden, einer Katastrophe zutreibenden Judenverfolgungen in Rußland ein Gebot der Selbsterhaltung. Gewähren wir deshalb dem armen bedrängten Ostjuden jeden möglichen Schutz und Förderung seiner Siedlungsbestrebungen, dem deutschen Volke aber Schutz gegen die Ostjuden!“

Ref. möchte noch auf ein paar Irrtümer hinweisen. Die Kohanim sind nicht unvermischt geblieben, wie Verf. glaubt. Vgl. dieses Archiv 10. Jg., S. 796. Auch tritt bei Rassenmischungen nicht „eine völlige Spaltung des unnatürlich gemischten Blutes ein, so daß die reinen Rassetypen der Vorfahren in zwei getrennten Reihen der Nachkommen wieder erscheinen“. Die Zahl der menschlichen Merkmale, die unabhängig voneinander mendeln, ist so groß, daß nach einer Rassenmischung das Wiederauftreten reiner Rassetypen nur ganz ausnahmsweise realisiert werden kann, wenn die erneute Sonderung der Urtypen nicht durch lange fortgesetzte strengste Auslese erfolgt. — Die Erwähnung der englischen Untersuchung, nach

der von 362 christlich-jüdischen Mischehenkindern 328 germanisches Äußere haben, könnte fortbleiben, da solche Ergebnisse notwendigerweise zu subjektiv sind, um Wert zu besitzen. — Bei der Besprechung der Besiedlung des europäischen Ostens vermißt Ref. den Hinweis auf Fritz Lenz' Vorschlag der Errichtung bäuerlicher Lehen mit nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten beschränkter Erblichkeit.

Der Wert der Broschüre wird durch diese Ausstellungen nicht berührt. Sie ist durch ihre Sachlichkeit und ihr reiches Material für jeden, den die Frage des „Nationalstaates" interessiert, unentbehrlich. Siemens.

Unruh, C. M. v. Zur Biologie der Sozialwirtschaft, Grundlinien für den inneren Ausbau des sozialen Staates. 206 S. Leipzig 1914, Meiner.

Der Verfasser stellt dem Grund und Boden „Schiff und Geschirr" gegenüber, worunter er alles versteht, was der Mensch neben Grund und Boden besitzen muß und nach seinem Willen aus den vom Erdboden abgetrennten Stoffen herstellen kann und muß, um leben und wirtschaften zu können. Das Ziel einer gerechten Sozialwirtschaft sollte es sein, jeder vermeidbaren Verteuerung des Grund und Bodens vorzubeugen und aus der Herstellung und dem Umsatze von Schiff und Geschirr alle Übervorteilungen durch künstliche Preissteigerungen des Unentbehrlichen zu verbannen. Wie das letztere erreicht werden soll, darüber läßt uns der Verfasser im unklaren, denn wenn er neben der Vollwertigkeit der Zahlungsmittel noch gerechte Zölle und Steuern verlangt, so ist damit noch nichts gesagt. Denn es bleibt die Frage offen, welche Zölle und Steuern als gerechte bezeichnet werden dürfen. Eingehender beschäftigt sich der Verfasser mit der Frage, wie der Verteuerung von Grund und Boden entgegengewirkt werden könne. Er verlangt, daß im Gesetzgebungswege die Unverpfändbarkeit des nackten Grund und Bodens und die Schuldenspaltung bei Besitzteilungen festgelegt werden solle.

Sosehr ich nun auch dem Verfasser darin zustimme, daß Grund und Boden die Grundlage unserer Existenz bildet, also nicht zu einer reinen Handelsware werden soll, und daß die Tatsache hoher Grundwerte in unsere Wirtschaftsbilanz nicht als Aktivposten eingesetzt werden dürfe, so will es mir doch scheinen, daß der Verfasser den Kausalzusammenhang nicht richtig erfaßt hat. Der hohe Grundwert verteuert nicht, wie der Verfasser annimmt, die Lebenshaltung, sondern die hohen Preise, die die Lebenshaltung erschweren, erzeugen bei gleichen Produktionskosten eine hohe Grundrente. Diese wieder gibt — rationalistisches Verhalten vorausgesetzt — die Basis für die Wertberechnung von Grund und Boden. Daß die Möglichkeit, Kredit zu erhalten, die Zahl der Bewerber um Grund und Boden vermehrt, und daß infolgedessen die Grundpreise mehr hinaufgetrieben werden können, als es sonst der Fall wäre, ist allerdings richtig. Aber jede übermäßige Preiserhöhung trägt eine gewisse Korrektur in sich. Ist das Mißverhältnis zwischen Grundrente und Grundpreis zu groß, so muß der verschuldete Grundbesitzer zusammenbrechen. Überwertung von Grund und Boden rächt sich also an dem die Hilfe des Kredits in Anspruch nehmenden Erwerber. Der Konsument wird aber durch diese Überwertung unmittelbar nicht berührt. Wer Bodenreform treiben will, muß daher den Hebel bei der Grundrente ansetzen und nicht bei dem Hypothekar-

kredit. Denn wenn auch durch diesen die Güterpreise in die Höhe getrieben werden können, so sind sie schließlich doch nur ein Exponent der Grundrente.

Hainisch (Wien).

Kaumann, H. Kolonialwirtschaft. „Politisch-anthropologische Monatsschrift." 14. Jahrg. 8. Heft.

Verf. betrachtet die Kolonialwirtschaft vom volksbiologischen Standpunkt aus. Eine wirkliche machterweiternde Kolonialpolitik ist nach ihm nur dann möglich, wenn das Mutterland einen Überschuß an Bauernvolk besitzt, und wenn sich in dem Kolonialland diese Volkskraft weiter gesund entwickeln kann, so daß die Kolonisten sich schließlich selbst zu schützen vermögen. Denn auch Englands Riesenflotte vermag wohl dem internationalen Handel, niemals aber dem Koloniallande selbst ausreichenden Schutz zu gewähren. Da nun die englischen Kolonien sich nicht auf einen Grundstock englischer Bauern stützen können, ist ihr Bestand nicht auf die Dauer gesichert. Englands Kolonialmacht ist daher, trotzdem sie dem Mutterlande so großen ökonomischen Nutzen bringt, ein Koloß auf tönernen Füßen.

Mit Deutschlands Kolonialmacht steht es nach Verf. nicht anders. Vor allem vermag sich in keiner unserer Kolonien die deutsche Volkskraft gesund zu entwickeln; biologisch sind diese Kolonien Aderlässe unseres Volkes. Aber auch wirtschaftlich haben sie sich nicht rentiert, da sich das viele Geld, das hineingesteckt werden mußte, nicht verzinst hat. Verf. erwartet daher für die deutsche Zukunft eine Kolonisation in Mitteleuropa. „Auf der heimatlichen Scholle soll unsere deutsche Volkskraft weiter erstarken, bis sie, wie in früheren Jahrhunderten, über unsere Landesgrenzen hinausflutet und in friedlicher Kolonisation sich auch die Nachbarländer unterwirft."

Ref. vermißt nur ein Eingehen auf die Frage, welche Bedeutung für unser Volk den Kolonien dadurch zukommt, daß sie die Lieferung der Rohstoffe für unsere Industrie sicherstellen.

Siemens.

Grentrupp, Dr. Theodor. Die Rassenmischehen in den deutschen Kolonien. 137 S. Paderborn 1914.

Die Schrift von G. (Mitglied der Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes) ist sachlich und gründlich. Er gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Rassenmischehenfrage bei anderen Kolonialmächten, in den damals spanischen Kolonien in Amerika, den französischen und englischen Kolonien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dann behandelt er die Frage für die deutschen Kolonien, führt die verschiedenen Verbote an, referiert die Reichstagsdebatte von 1912 und zeigt die Stellungnahme der katholischen und evangelischen Missionen.

Bedenklich erscheint mir der Aufbau seiner Anschauungen auf der strengen Unterscheidung zwischen zivilisierten und nichtzivilisierten Völkern insofern, als gegen Mischehen nur mit letzteren Einwendungen zu machen wären. Aber welche Völker sind denn gegenwärtig in den Kolonien als primitiv und welche als zivilisiert anzusehen? Genügt andererseits die Unterscheidung zwischen reinen, d. h. nicht mit Europäern vermischten Eingeborenen und Mischlingen? Aber trotz des scharfen Gegensatzes der Anschauungen ließe sich, meint der Verfasser, ein Mittelweg finden. Der Staatssekretär Solf habe ihn schon angedeutet in der Reichstagssitzung von 1912: die Trennung der bürgerlichen von der kirchlichen Sanktion.

G. spricht sich für die Schaffung eines Mischlingsrechtes aus. „Es wäre doch nichts Ungeheuerliches, wenn das Kolonialrecht statt zwei in Zukunft drei Klassen der Untergebenen in den Kolonien unterscheiden würde, nämlich Eingeborene, Weiße und Mischlinge." Seinen „Mittelweg" geben die drei Forderungen wieder:

1. Die kirchliche Trauung der gemischten Ehepaare in den Kolonien unterliegt keinerlei Behinderung von seiten der Zivilbehörden.

2. Die Kinder solcher Ehen gelten auch vor dem Staate als ehelich.

3. Die staatsbürgerlichen Rechte der Mischlinge werden durch eigenes Gesetz geregelt.

Rud. Neubaur.

Ander, Dr. med. Adam. Mutterschaft oder Emanzipation. Eine Studie über die Stellung des Weibes in der Natur und im Menschenleben. 180 S. Berlin 1913, Nitschmann.

Troll-Borostyani, Irma v. Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung. 3. Aufl., herausgegeben vom Bayerischen Verein für Frauenstimmrecht. 284 S. München, Reinhardt. 1.25 M.

A. sucht mit Hilfe der Biologie das natürliche Verhältnis der Geschlechter zueinander im Rahmen der Gesellschaft zu erforschen; auf Grund mehr philosophischer Betrachtungen fordert v. T. eine, seinen Ergebnissen fast völlig entgegengesetzte Neuorientierung in unserer Auffassung über die Stellung des Weibes.

A. vergleicht den Menschen eingehend mit anderen Lebewesen, besonders den Säugetieren, und findet, daß insbesondere die bedeutende Differenzierung der Geschlechter und die geringe Fruchtbarkeit des Weibes Polygynie und weitgehende Arbeitsteilung zur Arterhaltung als für den Menschen naturgemäß erscheinen lassen. Des Mannes primäre Geschlechtsfunktion beansprucht nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Kräfte, die dafür — im Interesse der Gattung — dem Schutze der Familie und den Aufgaben des öffentlichen Lebens dienen. Beim Weibe ist die unmittelbare Geschlechtsbelastung eine ungleich größere; Schwangerschaft, Geburt, Stillen, Kinderaufzucht bedeuten eine so gewaltige Arbeitsleistung, daß für andere Zwecke wenig mehr übrigbleibt; A. will daher das Weib von allem befreit wissen, was sie irgendwie an der Ausübung ihres natürlichen Berufs hindern könnte, und ihr dafür möglichst günstige Bedingungen zu schaffen, ist eine der wichtigsten von den unendlich vielgestaltigen Aufgaben des Mannes. Ein Abweichen von dieser naturgemäßen Arbeitsteilung rächt sich am Leben der Gattung. v. T. schaltet diese fast ganz aus ihrer Rechnung aus und richtet ihr Augenmerk fast ausschließlich auf das Einzelindividuum. Im Glücksverlangen erblickt sie die Grundtriebfeder aller menschlichen Handlungen und leitet davon als die Hauptaufgabe der Gesellschaft die Sorge für die größte Summe individuellen Glückes ab. Zur Erreichung dieses Zieles fordert sie Freiheit und Gleichheit für alle, Abschaffung der Arbeits- und Geschlechtssklaverei, der wirtschaftlichen Hörigkeit des Weibes, Erziehungsreform; über die ursächlichen Zusammenhänge im Gesellschaftsleben unterrichtet, würde nach ihrer Ansicht jeder in der Förderung fremden Wohles einen Weg zum eigenen Glück erblicken. Als eine „natürliche" Ethik, wie v. T. sie aufzustellen wünscht, kann ihr System kaum angesehen werden. Nicht individuelles Wohl, sondern Gattungsinteresse ist in der belebten Natur das übergeordnete Prinzip, und, wie A. zu zeigen sich bemüht, dient weitgehende Arbeitsteilung diesem Interesse besser als Gleichstellung der Geschlechter; die bedeutet

ja nichts anderes, als daß das Weib zu seinem Mutterberuf noch die dem Manne zukommenden Arbeiten sich auflädt; eine der beiden Tätigkeiten muß darunter leiden, und, wie v. T. selbst ausführt, wird es vor allem der Mutterberuf sein; ein bis zwei Kinder würden nach ihrer Ansicht dem freien Weibe genügen, und die Allgemeinheit habe zur Förderung des individuellen Wohls diese Kindereinschränkung noch zu begünstigen. In gewissem Grade ist die Emanzipation der Frau mit der fortschreitenden Kulturentwicklung verknüpft und sie läßt sich nicht einfach aus der Welt schaffen, um dem Naturzustande entsprechenden Verhältnissen, wie A. sie darstellt, Platz zu machen. Nicht, wie man die Emanzipation selbst, sondern wie man ihre Schäden bekämpft, wird daher der wesentlichste Punkt in dem Kampfe: hie Mutterschaft, hie Freiheit des Weibes sein müssen. Wollny.

Lange, Helene. Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Zweite umgearbeitete Auflage. Sammlung Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1915, Quelle & Meyer. Geheftet 1 M., gebunden 1,25 M.

Entsprechend den Veränderungen, die sich in der Frauenfrage seit der ersten Ausgabe des Büchleins 1907 ergeben haben, zeigt die neue Auflage einige Änderungen. Im ganzen jedoch sind selbstverständlich Sinn und Tendenz des Büchleins dieselben geblieben. In sieben Kapiteln werden die wirtschaftlichen und geistigen Ursachen der Frauenbewegung, ihre Stellung zu Ehe und Familie und die Fragen von Beruf und Mutterschaft, Konkurrenz der Geschlechter und schließlich die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat abgehandelt.

Es liegt im Wesen der ganzen Bewegung, die sich ja noch lange nicht im Abschluß befindet, daß alle die angeschnittenen Fragen hier nicht zu einer endgültigen Lösung gebracht werden können. Gar zu viele Probleme greifen hier ineinander und machen die Sache äußerst verwickelt. Es ist ein Vorzug des Buches, daß es auch demjenigen, dem das Studium dieser Gebiete nicht aus seinen Spezialinteressen geboten ist, einen Weg weist, daß er sich mit diesen Gedanken näher beschäftigen kann. Es führt ihm die oben schon angedeutete verwickelte Lage recht vor Augen und dürfte daher besonders den Frauen, die es lesen, ein Ansporn sein, auf diesem Gebiete zur Lösung der Fragen mitzuhelfen.

K. E. F. Schmitz.

Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. Denkschrift des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation. Von Prof. Dr. Langemann und Frau Dr. Hummel. 156 S. Berlin, Deutsche Kanzlei. 1.60 M.

Im ersten Teil der Schrift beantwortet Langemann die Frage: „Warum müssen Kirche, Gemeinde und Staat das Frauenstimmrecht grundsätzlich ablehnen?" Von dem Inhalt ist vieles recht interessant, nicht zum wenigsten auch die Bekenntnisse einiger ehemaliger Stimmrechtlerinnen, welche umgelernt haben.

Eher noch wertvoller ist der zweite Teil, in dem Helene Hummel den „Einfluß der modernen Frauenemanzipation auf Ehe und Familie" darlegt. Sie schildert die Frauenbewegung als einen Kampf um individualistische Macht, den die Emanzipierten gegen die Männer und auch gegen das Interesse der wahren Frauen entfesselt haben. Den höchsten Gütern droht die Vernichtung durch diesen Kampf.

Fritz Lenz.

Notizen.

Ein Ausschuß für die Fragen der Volksvermehrung hat sich auf Betreiben des bekannten Pfarrers D. Weber gebildet. Er will eine Organisation darstellen, die alle Bestrebungen, welche auf eine möglichst günstige Vermehrung unseres Volkes gerichtet sind, zweckentsprechend zusammenfassen und leiten soll; insbesondere will er das Zusammenarbeiten von ähnlich gerichteten Gesellschaften fördern. Ebendasselbe hatte kurz vorher auch die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik auf ihre Fahnen geschrieben. Auch die Gesellschaft für Rassenhygiene arbeitet seit Jahren an diesem Ziele. Es ist daher nicht ganz leicht zu sagen, welche Gründe der Ausschuß für Volksvermehrung für seine Sonderexistenz und zumal für eine übergeordnete haben könnte. Charakteristisch für den Weberschen Ausschuß scheint es mir zu sein, daß er die Bevölkerungsfrage an der Moral des modernen Christentums orientiert und in der Förderung dieser Moral zugleich auch das wesentlichste Mittel der Bevölkerungspolitik erblickt. Auch die beiden anderen Gesellschaften aber haben die sittliche Seite der Bevölkerungsfrage stets in gebührender Weise betont. Es wird sich also wohl darum handeln, daß der Webersche Ausschuß die Stärkung der religiösen Sittlichkeit nicht nur als Mittel, sondern zugleich und vor allem auch als Zweck der Bevölkerungspolitik betrachtet.

Nach einigen Vorberatungen hat der Ausschuß vom 7. bis 9. November 1916 in Darmstadt eine Tagung veranstaltet, bei der die hessische und badische Regierung, das preußische Ministerium des Innern, eine Reihe von Landesversicherungsanstalten und andere Organisationen vertreten waren. Für den einleitenden Vortrag war Geheimrat v. Gruber gewonnen; er trat für die Aufrechterhaltung der lebenslänglichen Einehe, für die Frühehe des Mannes, für Schaffung von Familienheimstätten, für ärztliche Ehezeugnisse, für Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten, für Bekämpfung des Alkoholmißbrauches, für wirtschaftliche Erziehung der Mädchen und gegen die Emanzipation ein, lauter Dinge, über die seine Ansichten den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Neu für die Leser dürfte dagegen seine Mitteilung sein, daß der bayerische Verkehrsminister Exz. v. Seidlein mit dem Plane umgehe, für die 52000 Beamten und Angestellten im bayerischen Verkehrswesen eine Zwangskasse einzurichten, aus welcher unter staatlicher Beihilfe allen Familien für das dritte und jedes folgende Kind Erziehungsbeihilfen in der Höhe von 100 bis 200 M. gewährt werden sollen.

Einer der folgenden Redner, Konsistorialrat Dr. v. Rohden, pries die Vereinfachung der Lebensweise und die Opferfreudigkeit, welche der Krieg mit sich gebracht hat, und er hofft, daß diese beiden günstigen Erscheinungen auch zur sittlichen Erneuerung des Familienlebens wirksam beitragen werden. Aber der Geist von 1914 allein tue es noch nicht. Die ewigen Kraftquellen lägen im Evangelium. Jesus habe die Ehe und das Familienleben geadelt usw. Mir scheint jedoch eine solche Auffassung der Evangelien, so verschieden man sie im übrigen ausdeuten mag, nicht möglich zu sein; es finden sich gar zu unzweideutige Zeugnisse dagegen, während die wenigen positiven Stellen nur mehr oder weniger künstlich in diesem Sinne gedeutet werden können. Jesus und fast alle Idealgestalten der Evangelien sind ehelos; das ist kein Zufall, sondern es entspricht dem ganzen Geist der Lehre. „Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Toten, die werden weder freien noch sich freien lassen", sagt der Jesus des Lukasevangeliums. Das Christentum der Evangelien kennt keine Heiligkeit der Ehe; sein Reich ist nicht von dieser Welt; es lehrt, man solle in der Welt dem Übel nicht widerstreben. Wenn aber die modernen Kirchen diese Dinge entgegengesetzt werten, so kann man das nur begrüßen.

Als nächster Redner erklärte Geh. Obermedizinalrat Dr. Krohne vom preußischen Ministerium des Innern, die Frage der Bekämpfung des Geburtenrückgangs sei nicht nur eine der gegenwärtig im Vordergrunde der Erörterung stehenden Fragen, sondern die wichtigste Frage unserer nationalen Zukunft überhaupt. Die preußische Staatsregierung werde nicht zögern, zu gegebener Zeit alle Maßnahmen zu ergreifen, die das Wachstum unseres Volkes zu fördern nur irgend geeignet und durchführbar erscheinen. Er persönlich neige der Ansicht zu, daß die sittlichen Einflüsse in dieser Frage von entscheidender Bedeutung seien. Die sittlichen Anschauungen hätten in unserer Zeit eine zum Teil ungünstige Entwicklung durchgemacht. Insbesondere hätten sich innerhalb der Frauenwelt zwei innerlich entgegengesetzte bedenkliche Richtungen herausgebildet. Einerseits hätten besonders unter den Damen der oberen Gesellschaftsschichten Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht im Verein mit geringer Bewertung von Ehe und Mutterschaft sich ausgebreitet. Andererseits habe auch die entgegengesetzt gerichtete moderne Frauenbewegung Auswüchse gezeitigt, die nicht weniger zur Untergrabung des gesunden Familienlebens beitrügen. Ich halte es für ein gutes Zeichen, daß ein Mann von der Stellung Krohnes dieser Ansicht Ausdruck zu geben wagt; ich möchte auch darin eine günstige Wirkung des Krieges erblicken. Im übrigen bin ich freilich der Meinung, daß jene beiden Richtungen nur äußerlich so entgegengesetzt sind, wie die moderne Frauenbewegung es darzustellen pflegt. Vielfache Erfahrungen und die Verfolgung der literarischen Äußerungen haben mich vielmehr zu der Ansicht gebracht, daß das moderne Damentum und die Emanzipation im Grunde aus demselben Geiste geboren sind.

Ein weiterer Redner, Geh. Sanitätsrat Dr. Brennecke, versprach sich von einer Neuordnung der Geburtshilfe und des Hebammenwesens, insbesondere von einer Vermehrung der Entbindungsanstalten große bevölkerungspolitische Erfolge, die mir sehr zweifelhaft erscheinen.

Der bekannte Bodenreformer Damaschke stellte sein Programm der Heimstätten dar, das schon im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift besprochen worden ist.

Von den Ausführungen der weiteren Redner scheinen mir die des geschäftsführenden Direktors des Verbandes Deutscher evangelischer Schul-, Lehrer- und Lehrerinnen-Vereine, Grünweller, eine gewisse Bedeutung zu haben. Er sprach sich gegen die von vielen Seiten geforderte Einheitsschule aus, wie mir scheint, mit Recht. Wenn er dagegen sagt, daß unser höheres und niederes Schulwesen die Feuerprobe des Weltkrieges bestanden habe, so kann ich mich eines leisen Zweifels nicht erwehren, ob nicht vielleicht die aus unseren höheren Mittelschulen hervorgegangenen Männer, soweit sie sich wirklich bewährt haben, nicht wegen, sondern trotz dieser Erziehung ihren Mann gestanden haben. Überhaupt glaube ich, daß der von Grünweller angegebene Zweck der Erziehung, „Vollentwicklung des leiblichen, geistigen und geistlichen Lebens, die lebensvolle Persönlichkeit und Gemeinschaft", ziemlich utopisch ist, obwohl man fast allgemein daran glaubt. Jene Dinge sind äußerer Beeinflussung viel zu wenig zugänglich, als daß die Schule einen so gewaltigen Erfolg auch nur im günstigsten Falle haben könnte. Das Beste, was unsere Bildungsanstalten leisten, ist noch eine soziale Auslese der Begabten; auch dieses Ziel aber erreichen sie nur höchst unvollkommen und mit einem ganz unverhältnismäßigen Kraftaufwand, weil sie eben — soweit sie ehrlich streben — der genannten Utopie nachzujagen pflegen.

Von wahrhaft großzügiger Auffassung zeugten die Ausführungen des bekannten Oberbürgermeisters v. Wagner, Ulm, der über die Verbesserung des Wohnungswesens sprach. Eine gute Bauordnung, die Erschließung von Bauland, die Beschaffung von Kredit usw. seien gewiß von großer Bedeutung; ausschlaggebend

aber sei es, daß die Gemeinden selber den Bau von Wohnungen tatkräftig in die Hand nähmen. Damit die so entstehenden Kleinwohnungen nicht wieder ihrem eigentlichen Zweck entfremdet und zu Spekulationsobjekten würden, sei es zweckmäßig, sie durch Anwendung des Wiederkaufsrechts und des Erbbaurechts zu sichern, wie es in Ulm geschehen sei.

Möchte auch die Darmstädter Tagung einen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Lösung der Bevölkerungsfrage bedeuten. Fritz Lenz.

Rassenhygiene in Amerika. Nachstehend ist der Inhalt des in Washington erscheinenden „Journal of Heredity" vom Juli 1914 bis März 1916 ohne kritische Wertung kurz wiedergegeben, um derart die Ziele und die Verbreitung rassenhygienischer Bestrebungen in Amerika vorzuführen. Die Zeitschrift wird von der „American Genetic Association" (2700 Mitglieder) herausgegeben. Die wissenschaftlichen Aufsätze sind in diesem Referate im allgemeinen nicht besprochen.

Juli 1914: Der zweite Jahresbericht des Einwanderungsausschusses der „American Genetic Association" fordert eine noch strengere Sichtung der Einwanderer, um den Zufluß unerwünschter Wesen noch mehr als bisher zu unterbinden. (Bekanntlich üben die gegenwärtigen nordamerikanischen Einwanderungsgesetze bereits die Wirkung aus, daß ungefähr die untersten 9 v. H. der europäischen Auswanderungslustigen ferngehalten werden.) Der Bericht wendet sich gegen die rassenschädigende Berücksichtigung augenblicklicher wirtschaftlicher Interessen gewisser Kreise im Lande, denen die Einwanderung billiger Arbeitskräfte vorteilhaft ist, ferner gegen jede „Gefühlsduselei" und falsch angewandte „Menschenliebe" in der Beurteilung der Einwanderungsfragen. Der Ausschuß hielt mit zahlreichen Vereinen gemeinsame Besprechungen ab und unterbreitete dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Parlament eine Reihe von Beschlüssen. Er tritt für die Ausschließung schreibunkundiger Einwanderer ein. — Leon J. Cole von der Universität Wisconsin weist unter anderm darauf hin, daß bei Wohlfahrtsmaßnahmen mehr als bisher die Vererbungsgesetze und auf diese Weise die Zukunft der Rasse berücksichtigt werden müssen, statt lediglich eine augenblickliche Behebung von Mißständen anzustreben.

August: Ein Ausschuß wird gegründet, dessen Aufgabe die Erweckung eines rassenhygienischen Bewußtseins im Volke ist (Committee on Education and Extension). — Die hauptsächlich von „Field Workers" gebildete Gesellschaft für rassenhygienische Forschungen (Eugenics Research Association) hielt im Juni 1914 ihre zweite Jahresversammlung ab. Schriftführer ist W. F. Blades, Eugenics Record Office, Cold Spring Harbor, N. Y. Professor F. H. Hasskins aus Worcester, Mass., bespricht den Geburtenrückgang, der sich auch in den Vereinigten Staaten stark fühlbar macht, obwohl die Zahl der Eheschließungen zunimmt und das Heiratsalter sinkt. Er erblickt das erstrebenswerte Ziel im weiteren Geburtenrückgang in den unteren Schichten der Bevölkerung und in einer stark erhöhten Geburtenziffer in den höheren Schichten der Gesellschaft. Die wahllose Geburtenförderung sei nicht rassenhygienisch.

September: Dr. E. E. Southard, Leiter der staatlichen Irrenanstalt in Boston, betont die überragende Bedeutung der sittlichen Kräfte gegenüber Gesetzesmaßnahmen auf dem Gebiete der Rassenhygiene. Welchem ethischen Systeme entspringen nun die rassenhygienischen Sittenbegriffe? Der englische Ursprung der Eugenik deutet auf den von England ausgehenden Eudämonismus (Utilitarismus) hin, dessen Grundlage die Selbstsucht, dessen Merkmal die Nützlichkeit und dessen höchstes Gebot die Glücklichkeitsmacherei ist. (Dieses ethische System genießt übrigens in Amerika die Alleinherrschaft.) Southard wünscht nun die rassen-

hygienischen Sittenbegriffe aus einem absoluten ethischen Systeme abgeleitet zu sehen — ein sicherlich berechtigter Wunsch, der jedoch im vorliegenden Aufsatze nicht genügend begründet wird.

November: Dr. Alex Hrdlicka, Kurator am Nationalmuseum in Washington, D. C., fordert Amerikaner, deren Eltern und Großeltern in Amerika geboren worden sind, zur Meldung behufs Aufzeichnung ihrer Körpermerkmale auf. Es soll festgestellt werden, ob ein eigener amerikanischer Typus in Bildung begriffen ist. (Vgl. die vielumstrittenen Untersuchungen von Prof. Franz Boas in New York an Kindern der Einwanderer.) — Das Novemberheft enthält einen kurzen Auszug aus der sechsbändigen Monographie über Albinismus von Pearson, Nettleship und Usher (Drapers' Company Research Memoirs), wonach diese Forscher die mendelnde Vererbungsweise des Albinismus verneinen. Hierauf folgt ein in der französischen Gesellschaft für Eugenik gehaltener Vortrag des Pariser Arztes Dr. E. Apert, der auf Grund derselben Monographie zum gegenteiligen Ergebnis kommt.

Dezember: In Chikago ist ein fragwürdiges Unternehmen entstanden, das in rassenhygienischen Fragen schriftlichen Unterricht erteilt (Correspondence School of Gospel and Scientific Eugenics). Ein wissenschaftlich wertloses Büchlein der zweiten Vorsitzenden gibt praktische Ratschläge zur Erzeugung gesunder Kinder. — Um ein Zusammen- und Mitarbeiten der Rassenhygieniker zu erleichtern, berichtet der Forschungsausschuß für Eugenik der „American Genetic Association" über die in den Vereinigten Staaten im Gange befindlichen Vererbungsforschungen. Alexander Graham Bell untersucht die Hyde-Familie mit nahezu 3000 Personen in bezug auf die Vererbung der Langlebigkeit. Zur Sammlung weiterer Abstammungsdaten gründete er in Washington, D. C. 1601-35th Str. N. W. die „Genealogical Record Office". Die Ergebnisse zeigen die Vererbbarkeit der Langlebigkeit und die Vorteile der Frühehen bezüglich der Lebensdauer der Nachkommen. Das ebenfalls von Bell gegründete Volta-Bureau in Washington, D. C. enthält das auf die Vererbung der Taubheit bezugnehmende „umfangreichste Material der Welt" zweier Volkszählungen und steht Forschern zur Bearbeitung offen. Der Gründer selbst setzt seine einschlägigen Arbeiten fort. William F. Blades von der „Eugenics Record Office" in Cold Spring Harbor, N. Y., untersucht die Vererbung der Hasenscharte an der Hand von Abstammungstafeln. Eine Gesetzmäßigkeit in der Vererbungsweise dieses Merkmals konnte er noch nicht finden. Professor J. McKeen Cattell von der Columbia-Universität in New York verarbeitet seit einigen Jahren die Familiendaten von 1000 Gelehrten Amerikas. Die Durchschnittszahl der überlebenden Kinder in diesen Familien beträgt 1,6. Dr. G. D. Crothers, Leiter des „Walnut Hospital for Inebriates", Hartford, Conn., untersucht Trinkerfamilien. Unter der Leitung des Dr. C. H. Danforth wird an der Washington-Universität in St. Louis, Mo., die Vererbungsweise von körperlichen Unregelmäßigkeiten und von Zwillingsgeburten erforscht. Charles B. Davenport trachtet die Vererbungsgesetze geistiger Eigenschaften aufzudecken. Unter seiner Leitung sind im „Eugenics Record Office" in Cold Spring Harbor, N. Y., noch folgende Arbeiten im Gange: 1. Vererbung der Körpergröße; 2. Untersuchung hervorragender amerikanischer Familien; 3. Untersuchung der Nachkommen der berüchtigten „Juke"-Sippschaft; 4. Untersuchung der Folgen von Verwandtschaftsehen; 5. Vererbungsweise der Huntingtonschen Chorea; 6. Sammlung von Familiendaten betreffend die Insassen von etwa einem Dutzend Anstalten für Fallsüchtige, Geisteskranke, Schwachsinnige usw.; 7. Sammlung von Familiendaten überhaupt durch Versendung von Fragebogen; 8. Schulung der zur Sammlung von Vererbungsdaten entsendeten „Field Workers". Dr. H. H.

Goddard von der „Training School" in Vineland, N. J., leitet die Verarbeitung einer übergroßen Datensammlung betreffend die Familien Schwachsinniger. Neuer Stoff wird bis auf weiteres nicht eingeholt, da das vorhandene Material kaum aufgearbeitet werden kann. Die Ergebnisse sollen deutlich zeigen, daß die Hauptursache des Schwachsinns die erbliche Anlage sei, die den Mendelschen Gesetzen (rezessiv) folgt. Fast alle größeren Versicherungsgesellschaften lassen durch Arthur Hunter von der „New York Life Insurance Company" ihre zwei Millionen Menschen umfassenden Sterblichkeitstafeln aufarbeiten. An der Pittsburger Universität leitet Prof. Roswell H. Johnson eine Vortragsfolge unter dem Namen „Laboratory Work in Eugenics", deren Hörer selbst Forschungen vornehmen (Vererbungsweise von Merkmalen am Auge, Geburtenhäufigkeit in Familien ehemaliger Universitätshörer, geographische Verteilung der berühmten Persönlichkeiten in Europa usw.). Die Vererbungsweise der Neigung zu Zwillingsgeburten und der Linkshändigkeit wird von Prof. H. E. Jordan an der Universität Virginia untersucht. Die Erblichkeit der Fingerabdrücke scheint ihm nicht erwiesen. Dr. Wilhelmine E. Key von der staatlichen Schwachsinnigenanstalt in Folk, Pa., sammelt Daten über eine 1800 Personen umfassende Familie deutscher Abstammung und findet, daß in derselben eine Neigung zu Eheschließungen zwischen gleichgearteten Wesen besteht, wodurch in einzelnen Zweigen der Familie die Tüchtigkeit, in anderen die Minderwertigkeit angehäuft wird. H. J. Laughlin setzt seine Untersuchungen über die Wirkungen der aus rassenhygienischen Gründen vorgenommenen Unfruchtbarmachungen fort. Das „American Institute of Criminal Law and Criminology" setzte ebenfalls einen Ausschuß zur Bearbeitung der Frage der Unfruchtbarmachungen ein. Die Gatzert-Stiftung an der Washington Universität in Seattle, Wash., läßt unter der Leitung des Dr. Stevenson Smith jährlich einige hundert beliebige Familien untersuchen, um dadurch den Forschungsergebnissen einseitig ausgewählter minderwertiger Familien gegenüber eine gewisse Kontrolle zu ermöglichen. Außerdem treiben Vererbungsforschungen Dr. Adolf Meyer (Henry Phipps Psychiatric Clinic, Baltimore), Dr. A. J. Rosanoff (Kings Park Hospital in New York, Geisteskrankheiten), Dr. David F. Weeks (New Jersey State Village for Epileptics, Skillman, N. J., untersuchte 672 Epileptikerfamilien), Dr. Frederick Adam Woods (Familien berühmter Männer).

Februar 1915: Die in Battle Creek abgehaltene Tagung für Rassenveredlung hat die Gründung eines „Race Betterment Fund" zur Folge gehabt, dem u. a. eine Zuwendung von 300000 Dollar zukam. Aus diesen Mitteln sollen die Kosten einer einschlägigen Abteilung auf der Weltausstellung in San Franzisko bestritten werden.

April: Prof. Robert J. Sprague, Amherst, Mass., stellt fest, daß die höheren Mädchenschulen eigentlich zum Rassenselbstmord erziehen. Auf je eine ehemalige Hörerin der bekanntesten Anstalten entfallen 0,37, 0,8, 0,39 Kinder. Denselben Gegenstand untersuchen im Juniheft Prof. R. H. Johnson und Bertha Schutzmann für Wellesley College und berechnen 0,97 Kind auf je eine Hörerin. Die Behauptung, daß eine der Hauptursachen dieser Kinderarmut der getrennte Schulbesuch der männlichen und weiblichen Hörer ist, kann nicht ernst genommen werden. — Die „American Genetic Association" veranstaltete für die Vereinigung christlicher junger Männer in Washington eine Folge von zehn Vorträgen über Rassenhygiene.

Mai: Der Schriftleiter der Zeitschrift, Paul Popenoe, wendet sich gegen die herrschende Ansicht über die Allmacht der Umwelteinflüsse. Die Auffassung der Eugeniker in Amerika gibt folgende Äußerung wieder: „Wir bestreiten keineswegs, daß die Umwelt die ererbte Natur beeinflußt, aber wir glauben, daß die Vererbung eine fünfmal oder zehnmal so große Rolle spielt als die Um-

welt." Dr. W. C. Rucker von der U. S. Public Health Service, Washington, D. C., gibt eine Übersicht der in den verschiedenen gesetzgebenden Körperschaften eingebrachten Vorlagen rassenhygienischen Inhalts und findet, daß dieselben der wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten. Wichtiger als Gesetze sind Vererbungsforschungen und Verbreitung der gewonnenen Erkenntnisse sowie die Erweckung einer rassenhygienischen Denkweise im Volke.

Juni: Die Allamerikanische wissenschaftliche Tagung in Washington, Ende 1915, hatte in der Abteilung für Anthropologie auch die Rassenhygiene als Verhandlungsgegenstand aufgenommen.

Juli: Die zweite „Race Betterment Conference" wurde für die Zeit vom 5. bis 8. August 1915 in San Franzisko anberaumt. — Die Jahresversammlung der „American Genetic Association", die im Mittelpunkte der rassenhygienischen Bewegung steht, fand in Berkeley, Kalifornien, in der Zeit vom 2. bis 6. August 1915 statt. Etwa 35 Vorträge wurden abgehalten, zumeist über einzelne Vererbungsfragen.

August: Paul Popenoe bespricht das Verhältnis der Genealogie zur Rassenhygiene. Die Genealogie muß als eine biologische Wissenschaft betrachtet werden, denn an sich hat sie keinen Zweck; einen solchen erfüllt sie nur, wenn sie im Sinne von Lorenz den Wert eines Lebewesens durch die Kenntnis seiner Ahnen aufdeckt. Die gegenwärtige Arbeitsweise ist unvollständig. Unwesentliche Personaldaten werden mühsam gesammelt, während körperliche und geistige Merkmale zu wenig Berücksichtigung finden. Das Forschungsgebiet ist auch meist derart beschränkt, daß das Ergebnis nahezu wertlos ist, z. B. wenn nur die männlichen Vorfahren in Betracht gezogen werden. Es folgt eine Schilderung der wünschenswerten Arbeitsweise und der zu erwartenden Forschungsergebnisse.

September: David Starr Jordan und Harvey Ernest Jordan versuchten in einem Werke (War's Aftermath, 1914, Boston und New York, Houghton Mifflin Co.) die rassenschädigenden Wirkungen des Bürgerkrieges 1861—1865 in den Südstaaten festzustellen, wo 10 v. H. der weißen Bevölkerung dem Kriege zum Opfer fielen, während das Verhältnis in den Nordstaaten nur 2 v. H. war. Die Hälfte der besten Männer soll gefallen sein. Die Untersuchungsergebnisse sind nicht statistisch faßbar und beruhen auf Anschauungen und Deutungen. Die Verfasser neigen der Ansicht zu, daß der Wert der Bevölkerung in den Südstaaten infolge der Verluste gesunken ist.

November: Gelegentlich des Internationalen Kongresses für Genealogie, 27.—30. Juli 1915 in San Franzisko, wurde ein Internationaler Genealogischer Verband gegründet und folgender Beschluß einstimmig angenommen: Eine der Aufgaben des Int. Gen. Verb. ist die Sammlung und Aufbewahrung genealogischer Daten für rassenhygienische Zwecke. Der Organisationsausschuß wird beauftragt, für die Durchführung dieser Arbeit Sorge zu tragen.

Dezember: E. G. Conklin, Professor für Biologie an der Princeton-Universität, meint, daß die Durchschnittshöhe der Rasse nur durch Ausschaltung der Minderwertigen aus der Fortpflanzung gehoben werden kann, da die Umwelteinflüsse die Keimzellen fast niemals ändern, eine Rassenveredlung auf anderem Wege daher unmöglich ist. — Roswell H. Johnson von der Universität in Pittsburg betrachtet die Wirkungen dieses Krieges vom Standpunkte der Rasse und kommt zum Ergebnis, daß die Rassenschäden die Vorteile weitaus überwiegen, da die tüchtigsten Völker sich gegenseitig schwächen.

Januar 1916: Zur Tagung der Landwirte (Farmers' National Congress) wurden Leitsätze veröffentlicht, die die Rassenhygiene als „die allerwichtigste Frage des Jahrhunderts" bezeichneten.

Februar: A. E. Hamilton veröffentlicht eine vom Standpunkte rassenhygienischer Werbetätigkeit recht lehrreiche Arbeit. Ein volkstümlicher Aufsatz brachte der Anstalt zum Sammeln und Aufarbeiten rassenhygienischer Daten in Cold Spring Harbor Hunderte von Briefen ein, die überwiegend praktische, die eigene Person betreffende Anfragen stellten (wie der Fragesteller gesunde Kinder haben könnte, wie er heiraten sollte, wie einer vorhandenen erblichen Krankheit durch Erziehung entgegengearbeitet werden könnte usw.). Eine volkstümliche Vortragsreise führte zu denselben Erfahrungen; die Zuhörer wollten greifbare, im Einzelfalle durchführbare Ratschläge, keine Theorien. (Die deutsche Rassenhygiene kann diesem Bedürfnisse eher entgegenkommen als die enger gefaßte englisch-amerikanische Eugenik.) Da die wissenschaftliche Eugenik die praktischen Bedürfnisse der großen Öffentlichkeit häufig nicht befriedigen kann, haben sich Wahrsager und Heiratsvermittler auf den Gegenstand geworfen und machen mit sogenannten eugenischen Auskünften und Vermittlungen ihre Geschäfte.

März: Walter F. Willcox von der Cornell-Universität bespricht den Geburtenrückgang und betont die Notwendigkeit, daß die Geburtenzahl der tüchtigsten Familien gehoben werde.

Verschiedene Äußerungen in der Zeitschrift machen im allgemeinen den Eindruck, daß die fördernde Rassenhygiene in Amerika derzeit mehr Berücksichtigung findet als früher, daher eine Annäherung zur deutschen Rassenhygiene erfolgt, daß schließlich die bekannten rassenhygienischen Gesetze zum Teil als verfrüht betrachtet werden. G. v. Hoffmann, Berlin.

Rassenhygienische Anträge im ungarischen Abgeordnetenhause. Anläßlich der Beratung des neuen Einkommensteuergesetzes im August 1916 hat die Opposition einen Antrag auf Gewährung von Steuernachlässen für kinderreiche Familien und Erhöhung der Steuersätze für kinderlose eingebracht. Alle Redner, die zu dieser Frage Stellung nahmen, betonten die Notwendigkeit einer derartigen Maßnahme; der Finanzminister Teleszky erklärte, daß man sich in Zukunft der Frage der Familienbegünstigungen nicht verschließen dürfe. Wohl mit Rücksicht darauf, daß die sofortige Annahme des Antrages eine Umgestaltung des vorliegenden fertigen Gesetzentwurfes erheischt hätte, begnügte sich diesmal das Abgeordnetenhaus mit der einmütigen Annahme einer an die Regierung gerichteten Aufforderung, nach Friedensschluß bei der endgültigen Regelung der Einkommensteuergesetze kinderreiche Familien zu begünstigen und kinderlose zur erhöhten Steuerleistung heranzuziehen. Ferner überreichte der frühere Kultusminister Georg v. Lukács eine Denkschrift, die unter anderem folgende Gesetzesergänzung verlangt: „Eine Ehe kann keine Person eingehen, die nicht durch ein amtsärztliches Zeugnis nachweist, daß sie nicht an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet.“ In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß die Einführung dieses Eheverbotes die Geburtenzahl nicht herabsetzen würde, da es sich nicht um lebenslängliche Eheverbote handle, und da ferner gerade die Geschlechtskrankheiten die eheliche Unfruchtbarkeit oder Minderfruchtbarkeit verursachen. Nicht ernst zu nehmen sind einige mißglückte Bemerkungen dieser von der ungarischen Feministenvereinigung ausgehenden Denkschrift über die sogenannte doppelte Moral und die Frauenrechte. Die Denkschrift wurde dem zuständigen Ausschusse überwiesen und dürfte dem Justizminister befürwortend weitergegeben werden.

G. v. Hoffmann, Berlin.

Eingegangene Druckschriften.

[Im Interesse einer raschen Berichterstattung bitten wir alle Verfasser, ihre in unser Gebiet einschlagenden Werke oder Sonderabzüge möglichst bald an die Redaktion (Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München) einsenden zu wollen mit dem Vermerk: zur Rezension im Archiv.]

Amonn, Prof. Dr. Alfred. Nationalgefühl und Staatsgefühl. Schriften d. Sozialwissenschaftl. Vereins in Czernowitz, H. 8. [42 S.] 1 M.

Archiv für innere Kolonisation, Sondernummer: Deutsche Bauern in Rußland. Bd. VIII, Heft 7. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.

Baisch, Prof. Dr. K. Gesundheitslehre für Frauen. [108 S.] Bd. 538 „Aus Natur und Geisteswelt".

Bieder, Th. Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat. Aus: Beiträge zur Rassenkunde. H. 7. [62 S.]

Birkner, Prof. Dr. F. Der diluviale Mensch in Europa. [94 S. m. 2 Taf. u. 186 Figuren.] München 1916, Jos. Völler. 3,20 M.

Borchert. Innere Kolonisation und Kriegerheimstätten. S.-A. aus: Archiv für innere Kolonisation, Oktober-Novemberheft 1915. Berlin, Verlag der Deutschen Landbuchhandlung.

Boruttau, Prof. Dr. H. Fortpflanzung und Geschlechtsunterschiede des Menschen. [100 S.] Bd. 540 „Aus Natur und Geisteswelt".

Branca, W. Paläontolog. Hypothesen. Cbl. f. Min. 1916.

—, —. Älteste Säuger der Trias- u. Liaszeit. Abh. Preuß. Akad. Wiss. 1915. Math.-nat. Kl. Nr. 5.

Brehms Tierleben Bd. 13. Paarhufer und Affen von Hilzheimer und Heck. [714 S., 53 Tafeln, 86 Textabbildg., 4 Karten.] Leipzig 1916.

Bridges, C. Chromosome theory of heredity. Genetics 1, 1916, 1—52.

Classen, Walter. Das stadtgeborene Geschlecht und seine Zukunft. Die Entwicklungsjahre. Psychologische Studien über die Jugend zwischen 14—25. [39 S.]

Correns, C. Unterschied von tier. u. pflanzl. Zwittertum. Biol. Cbl. 36, 1916.

—, —. Mendelnde Kälteempfindl. Sippe der Mirabilis jalapa. Z. f. ind. Abstl. 10, 1913, 130—135.

—, —. Mendelnde Blattkrankheit (Sordago) der Mirabilis jalapa. Ib. f. wiss. Bot. 56, 1915, 585—616.

Cushing, H. Hereditary anchylosis of phalangeal joints. Genetics 1, 1916, 90—106.

Davenport, C. B. The feebly inhibited, I. Violent temper and its inheritance. Eugenics Record Office No. 12. Aus: Journal of Nervous and Mental Disease, No. 9, 1915. Cold Spring Harbor, Long Island. September 1915. [35 S.] 15 Cents.

Davenport, C. B. The feebly inhibited, II. Nomadism or the wandering impulse, with special reference to heredity. Aus: The Proceedings of the National Academy of Sciences. February 1915. [3 S.]

—, —. The feebly inhibited, III. Inheritance of Temperament; with special reference to twins and suicides. Aus: The Proceedings of the National Academy of Sciences August 1915. [4 S.]

—, —. Huntington's Chorea in Relation to Heredity and Eugenics. Aus: Proceedings of the National Academy of Sciences. May 1915. [3 S.]

—, —. The racial element in national vitality. Aus: Popular Science Monthly. April 1915. [3 S.]

—, —. The value of Zoology to Humanity. Aus: Science. March 1915. [12 S.]

—, —. The Importance to the State of Eugenic Investigation. An adress at the First National Conference on Race Betterment. [5 S.] Battle Creek, Mich. January 1914.

—, —. Medico-Legal Aspects of Eugenics. [13 S.] Aus: The Medical Times. October 1914.

Deumer, Dr. R. Kriegsinvaliden-Gesellschaften. Die wirtschaftliche Versorgung der Kriegsinvaliden auf gewerblichem und industriellem Gebiete. [42 S.] München u. Leipzig 1915, Duncker & Humblot.

Dürken, B. Transplant. beim Knospen und Vertretbarkeit der Quelle des format. Reizes. Z. f. wiss. Zool. 115, 1916, 58—128.

Eiffe, C. C. Der Bauernstand, der Grundpfeiler des Volkes. Sein Ausbau. Aus: Süddeutsche Monatshefte. München, Dez. 1915.

Emmerich, Rudolf, und **Loew**, Oskar. Studien über den Einfluß mehrerer Salze auf den Fortpflanzungsprozeß. Aus: Archiv f. Hygiene. Bd. 48, H. 6/7. [22 S.]

Erdmann, Rh. Endomixis und ihre Bedeutung f. d. Infusorienzelle. S.-B. Ges. nat. Freunde 1915, 277—301.

Falk, Dr. Edmund. Über angeborene Wirbelsäulenverkrümmungen. [187 S. mit 26 Abbildungen und 7 Tafeln.] Studien z. Pathologie der Entwicklung, 2. Band, 2 Heft.

Federley, H. Chromosomenstudien an Mischlingen. Öfversight Finska Vetenskaps Soc. Förhand. I 57, 1914, Nr. 26. II ibid. Nr. 30. III 58, 1915, Nr. 12.

„Frauenwirtschaft", Zeitschrift für das hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenwirken. 6. Jahrg., 9./10. H. 0,80 M. [51 S.]

Friedenthal, H. Über den Grad der Blutsverwandtschaft in der Familie. Z. f. Ethnol. 1916, S. 25—33.

v. Gayl, Keup, Broederich. Bauernland im Osten. Heft 19 der Schriften z. Förderung der inneren Kolonisation. Berlin 1915, Deutsche Landbuchhandlung.

Göldi, E. Das Geschlecht in Tier- und Pflanzenreich. [66 S.] Bern 1915, Wyß.

—, — u. **Fischer**, E. Der Generationswechsel im Tier- und Pflanzenreich. [52 S.] Bern 1916, Wyß.

Haeckel, Ernst. Fünfzig Jahre Stammesgeschichte. Historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie. [70 S.] Jena 1916, Gustav Fischer. 2 M.

Haecker u. **Kuttner**. Kaninchenkreuzungen (Unreinheit der Gameten). Z. f. ind. Abstl. 14, 1915, 49—70.

Haecker, V. Entwicklungsgesch., Eigenschafts- u. Rassenanalyse. Z. f. ind. Abstl. 14, 1915, 260—280.

Haiser, Franz. Die Überzeugungskraft des „Beweises", ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft. [II u. 361 S.] Wien 1916, Karl Konegen.

Hallquist, C. Dimerie bei Brassica. Bot. Notiser 1916, 39—42.

—, —. Brassicakreuzungen. Aus: Botaniska Notiser 1915. [15 S.]

Harris, A. Demonstration of the action of nat. selection. Science, 36, 1912, p. 713—715.

—, —. Progress in the study of nat. selection. Pop. Science Monthly 1914, S. 128—146.

—, —. Relationship between bilateral asymmetry and fertility. Arch. f. Entw.-Mech. 35, 1912.

—, —. Differential mortality with respect to seed weight of gardenbeans. Am. Nat. 47, 1913.

Hegner, R. Differentiation in the Oocytes of Hymenoptera. J. of morph. 26, 1915, 495—561.

Henning, Dr. Karl L. Die Wahrheit über Amerika. IV. [142 S.] Leipzig 1915, Julius Klinkhardt. 1,80 M.

Hertwig, Oscar. Das Werden der Organismen. Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie. [VII u. 710 S. m. 115 Abbild.] Jena 1916, Gustav Fischer. 18,50 M.

Hirschfeld, Dr. Magnus. Kriegspsychologisches. Deutsche Kriegsschriften. H. 20. [30 S.] 0,80 M.

Hoernes, M. Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. [661 S. mit 1330 Abbildungen.] Wien 1915, Anton Schroll & Co.

Jaeckel, Dr. Reinhold. Das Heiratsalter im modernen Japan. Aus: Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 6. Jahrg. [15 S.]

Jennings, H. Numerical results of diverse systems of breeding. Genetics 1, 1916, 53—89.

Keup. Die innere Kolonisation und der Krieg. Berlin 1916, Trowitzsch & Sohn.

—, —. Die Notwendigkeit der Gewinnung von Siedlungsland. Berlin 1915, Deutsche Landbuchhandlung.

Kronacher, C. Allgemeine Tierzucht. Abtlg. I Abstammung und Entwicklung der Haustiere. [195 S., 97 Abbildg.] Abtlg. II Fortpflanzung, Variation und Selektion, Vererbung. [153 S., 41 Abbildg.] Berlin 1916, Parey.

Kurkin, Dr. P. I. Die Semstwo-Sanitätsstatistik des Moskauer Gouvernements, ihre historische Entwicklung und ihre gegenwärtigen Ergebnisse. Ergänzungsheft 3 zu dem Archiv für soziale Hygiene und Demographie.

Lange, Helene. Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Wissenschaft und Bildung. Bd. 27. Leipzig 1914, Quelle & Meyer. [144 S.] 1,25 M.

Laraß, Dr. Untersuchung zum Geburtenrückgang in der Provinz Posen. [28 S.] Veröffentl. aus d. Gebiet der Medizinalverwaltung. 5. Bd., 5. H. 1 M.

Lashley, K. Inheritance in the asexual reproduction of Hydra. J. exper. Zool. 19, 1915, 157—210.

—, —. Continued selection in Hydra. Ibid. 20, 1916, 19—26.

Lehmann, E. Bakterienmutationen. Ctrbl. f. Bacter. 77, 1916, 289—300.

Lotsy, J. P. Evolution by means of hybridisation. [166 S.] Haag 1916.

Meisl. Die Juden im Czartum Polen. Ein geschichtlicher Überblick. [78 S.] Bonn 1916, Marcus & Weber. 1,80 M.

Meyer, Marg. Die Menschenzucht. [197 S.] Greifswald 1916.

Most, Dr. Otto. Zur Wirtschafts- und Sozialstatistik der höheren Beamten in Preußen. [39 S.] München u. Leipzig 1916, Duncker & Humblot. 1 M.

Nilsson-Ehle, H. Gibt es erbl. Weizenrassen mit mehr oder weniger vollständ. Selbstbefruchtung? Z. f. Pflanzenzüchtung 3, 1915, 1—6.

Pascher, A. Animalische Ernährung bei Grünalgen. Ber. D. bot. Ges. 33, 1915, 427—442.

Peters, W. Vererbung psychischer Fähigkeiten. Fortschr. d. Psych. 3, 1915, 185—382.

Pfersche, Dr. Emil. Die Parteien der Deutschen in Österreich vor und nach dem Weltkrieg. [26 S.] München u. Leipzig 1915, Duncker & Humblot. 0,80 M.

Posner, Dr. Emil. Inwiefern gelten die Vererbungsgesetze in der Pathologie? [48 S.] Berlin, Siegfried Seemann.

Riddle, O. Determination of sex and its experimental control. [20 S.] Bull. Am. Acad. Med. 15, 1914. Sex control in pigeons. Am. Nat. 50, 1916, 385—410.

Riebesell, P. Die math. Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. [45 S.] Leipzig 1916, Teubner.

Schlaginhaufen. Sozial-Anthropologie und Krieg. Vortrag. 30 S. Zürich u. Leipzig 1916, Rascher.

Schumpeter, Prof. Dr. Joseph. Vergangenheit und Zukunft der Sozialwissenschaften. Schriften des Sozialwissenschaftl. Vereins in Czernowitz. H. 7. [135 S.] 3 M.

v. Schwerin. Die Stellung der Städte zu der inneren Kolonisation. Heft 12 der Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 1 M.

—, —. Die Bedeutung der Grundbesitzverteilung vom nationalen Standpunkte aus. S.-A. aus: Ostland. Lissa i. P. 1913, Oskar Eulitz.

v. Schwerin u. Berthold. Über die Kriegeransiedlung. Düsseldorf 1915, Verlag des Rheinischen Vereins für Kleinwohnungswesen.

v. Schwerin, Keup, Mayer, Wölbling, Rintelen. Die Ansiedlung von Kriegsbeschädigten. Heft 18 u. 21 der Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation. Berlin 1915 u. 1916, Deutsche Landbuchhandlung.

Sering. Die ländliche Siedlung als Quelle gesunden Volkstums. Berlin 1915, C. Heymann.

Sommer, Dr. Georg. Geistige Veranlagung und Vererbung. Aus: Natur und Geisteswelt. Bd. 512. [118 S.]

v. Stern, E. Volkskraft und Staatsmacht im Altertum. [30 S.] Flugschrift. d. Bundes zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft. H. 2. 0,60 M.

Stocking, R. Variat. and inherit. in abnormalities in Paramecium. J. exper. Zool. 19, 1915, 387—449.

Strebel und Steiger. Korrelation der Vererbung von Augenleiden. Arch. f. Augenheilkunde 78, 1915, 208—238.

Sumner, Fr. Geographic races of deermice. Am. Nat. 49, 1915, 688—702.

—, —. Heredity, correlation in the white mouse. J. exper. Zool. 18, 1915, 325—432.

Tammes, T. Die genotyp. Zusammensetzung einiger Varietäten derselben Art. Rec. Trav. bot. néerlandais 12, 1915, S. 217—277.

—, —. Die gegenseitige Wirkung genotyp. Faktoren. Ebd. 13, 1916, S. 44—62.

Theilhaber, Dr. Felix A. Das Geburtenproblem und der Krieg. [7 S.] Z. f. Sexualwissenschaft. 2. Bd., 6. H. 1915.

v. Unger, W. Die Senner. 36. Flugschr. D. Ges. f. Züchtungskde. Berlin 1915.

Vaerting, Dr. M. Mutterpflichten gegen die Ungeborenen. Eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege. [71 S.] Berlin 1915, „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.

Wamser, Dr. H. P. Untersuchungen über den Energie- und Eiweißbedarf der höheren Tiere und des Menschen. [II +83 S.] Abhandlungen zur Volksernährung. Zentral-Einkaufs-Gesellschaft m. b. H., Berlin, 1915.

Werth, E. Die ersten Spuren des fossilen Menschen in Deutsch-Ostafrika. S.-B. Ges. nat. Freunde 1916, S. 40—43.

Winkler, H. Die experim. Erzeugung von Pflanzen mit abweich. Chromosomenzahlen. Z. f. Bot. 8, 1916, S. 417—531.

Wohlgemuth, Dr. J. Der Weltkrieg im Lichte des Judentums. [162 S.] Berlin 1915, Verlag des Jeschurun.

Zechlin, E. Litauen u. seine Probleme. S.-A. aus der Internationalen Monatsschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik. 10. Jahrg. Leipzig, B. G. Teubner.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München.
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE

EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

12. Band

Eine deszendenztheoretische Zeitschrift
für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

1917
3/4. Heft

Herausgegeben von
Dr. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. A. NORDENHOLZ, München,
Prof. Dr. L. PLATE, Jena, Prof. Dr. E. RÜDIN, München
und Dr. R. THURNWALD, Berlin.



LEIPZIG-BERLIN. VERLAG B.G. TEUBNER.

ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTSBIOLOGIE

Redigiert von

Dr. **Alfred Ploetz**, Herrsching (bei München), und
Dr. **Fritz Lenz**, Puchheim-Eichenau (bei München).

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, die Manuskripte nur auf einer Seite beschrieben und in gut lesbarer Schrift einzusenden.

Das Archiv gewährt den Herren Mitarbeitern für Originalartikel ein Honorar von M. 50 pro Bogen, für Rezensionen M. 70 pro Bogen. Außerdem erhalten die Herren Verfasser unentgeltlich von größeren Aufsätzen 30 mit Umschlag versehene Sonderabdrucke, von kleineren Beiträgen, Rezensionen usw. 10 Abzüge der betr. Seiten; eine größere Anzahl dagegen, als die genannte, zu den Herstellungskosten.

Das Archiv umfaßt in einem Band 6 Hefte zum Preise von 24 Mark. Einzelne Hefte werden mit 5 Mark berechnet. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Abhandlungen.

Siemens, Hermann Wr., z. Zt. in München, Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda 257
Sapper, Professor Dr. K., in Straßburg i. E. Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart 268
Graßl, Medizinalrat Dr., in Kempten i. B., Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege 321
Lenz, Dr. Fritz, in Puchheim-Eichenau bei München. Der phylogenetische Haarverlust des Menschen 333
Lenz, Dr. Fritz. Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung 337

Kleinere Mitteilungen.

Hoffmann, G. v., in Budapest. Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland . 343
Lenz, Dr. Fritz. Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz“ 345

Diskussion und Erklärungen.

Auerbach, Dr. Elias, aus Haifa (z. Z. im Felde). Zu H. W. Siemens' Einwendungen gegen meine Arbeit „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes“. 349

Kritische Besprechungen und Referate.

Haeckel, Fünfzig Jahre Stammesgeschichte, historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie (Dr. E. Hirsch in Leipzig). 351
Becher, Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen (Prof. Dr. L. Plate in Jena) 352
Wilsdorf und Müller, Jahrbuch für wissenschaftliche und praktische Tierzucht einschließlich der Züchtungsbiologie (Siemens) 353
Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren (Dr. Ludwig Wilser in Heidelberg). . . 354
Hauser, Die Germanen in Europa (Wilser) 355

Seite

Schrader, Die Indogermanen (Wilser) . 357
Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. (Wilser). 358
Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart (Dr. Rud. Neubaur, Charlottenburg) . . 361
Meisl, Die Juden im Zartum Polen (Neubaur) 361
Guradze, Die Mischehen in Berlin (v. Hoffmann) 362
Marcuse, Mischehen und Statistik (v. Hoffmann) 362
Feuchtwanger, Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem (Siemens) 363
Martius, Konstitution und Vererbung in ihrer Beziehung zur Pathologie (Lenz) . 364
Peters, Über Vererbung psychischer Fähigkeiten (Dr. Rudolf Allers in Wien) . . 367
Rüdin, Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen (Rudolf Allers) 371
Classen, Das stadtgeborene Geschlecht und seine Zukunft (Neubaur) 376
Haneld, Zur Frage der Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung in Beamtenfamilien (Lenz). 377
Jaeckel, Das Heiratsalter im modernen Japan (Dr. Hans Fehlinger, z. Zt. im Felde) 378
Oettinger, Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen (Siemens) 380
Rosenthal, Die Volkserneuerung und der Krieg (Med.-Rat Dr. Graßl in Kempten) 381
Zeiler, Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt (Graßl) 382
Schmittmann, Reichswohnversicherung. Kinderrente durch Ausbau der Sozialversicherung (Graßl) 383
Ruttmann, Erblichkeitslehre und Pädagogik (Dr. H. Thiem, z. Zt. in Metz). . 385
Hartnacke, Zur Verteilung der Schultüchtigkeit auf die sozialen Schichten (Siemens) 387
Hartnacke, Das Problem der Auslese der Tüchtigen. — (Petersen), Der Aufstieg der Begabten (Allers). 387

(Fortsetzung des Inhalts auf Seite 3 des Umschlages.)

Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda.

Von
Hermann Wr. Siemens.

Die Biologie hat sich in den letzten Jahrzehnten erfolgreich bemüht, das eigentliche erbliche Wesen von der rasch vergänglichen Erscheinung des einzelnen Individuums zu trennen. Noch zu Darwins Zeiten ahnte man kaum, daß hier überhaupt ein Unterschied bestehe, geschweige denn, daß dieser Unterschied noch einmal praktische Bedeutung bekommen könnte. Wie kindlich mutet uns heute Darwins Vererbungshypothese, die „Pangenesishypothese", an, nach der jeder einzelne Körperteil Keimchen (gemmules) hervorbringen sollte, die in den Reproduktionsorganen zusammenströmten, um dort die Grundlage des filialen Individuums zu bilden! Aber erst Galton zog die Pangenesishypothese seines großen Vetters in Zweifel und lehrte im Jahre 1875 als erster die Selbständigkeit der keimbildenden Gewebe im Körper. In Deutschland folgte ihm Carl von Naegeli, der den Begriff des „Idioplasmas" konzipierte. Schließlich gelang es August Weismann, die Lehre von der relativen Unabhängigkeit der Keimzellen von den Körperzellen in weitere Kreise zu tragen. Er stellte das „Keimplasma" dem „Soma" gegenüber: während das Soma, die einzelne Person, dem baldigen Tode verfallen ist, lebt die Rasse dauernd fort durch die „Kontinuität des Keimplasmas". Diese Lehre Weismanns hat ungeheuer befruchtend gewirkt auf die gesamte biologische Forschung und hat hier fast unumschränkt geherrscht, bis Johannsen es unternahm, nach einem andern Prinzip in besonders glücklicher und anschaulicher Weise das Wesentliche von der Erscheinung, das Bleibende von dem Vergänglichen zu trennen. Seine Termini „Genotypus" und „Phänotypus", die „von der Morphologie emanzipiert" sind, haben sich rasch in der biologischen Literatur verbreitet. Nur das „Idioplasma" Naegelis wird noch von einigen Autoren an Stelle der Johannsenschen Ausdrücke festgehalten doch scheint es uns, als ob der „Genotypus" von Jahr zu Jahr immer mehr an Boden gewinnt.

Das ist in einer Beziehung bedauerlich. Der Wortstamm „Id" hat nämlich so enge und vielsagende Beziehungen zu der griechischen Philosophie[1]), insonderheit zu den Lehren Platons (Idea, Eidos, Idion), daß

1) Fritz Lenz, Rassewertung in der hellenischen Philosophie. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 10, Heft 5 und 6.

es entschieden ein Verlust für Biologie und Rassenhygiene wäre, wenn an die Stelle eines so inhaltsschweren und blutvollen Wortes das „Gen" Johannsens treten würde. Idea bedeutet das wesenhafte Urbild, das eigentlich Typische, das nicht wandelbar ist im Gegensatz zur wechselnden Erscheinung. Platon hat den Begriff der Idea zweifellos aus der Betrachtung der organischen Wesen gewonnen. Was den Wesen der gleichen Art, der gleichen Rasse gemeinsam ist, das nannte er ihre Idee, ihr Urbild. Ähnlich bezeichnet der von kynischen Philosophen gelegentlich gebrauchte Begriff des Eigenen, des Idion, das, was aus der eigenen Art hervorgegangen ist, was im Gegensatz zu allem von außen Kommenden steht, was nicht auf Erziehung beruht, sondern auf Züchtung. Diesem uralten, gleichsam geheiligten Wortstamm „Id" steht nun das Wort „Gen" gegenüber. Gen kommt von *γί-γ(ε)ν-ομαι*, werden, und soll nach Johannsen nichts anderes ausdrücken, als daß eben ein konstitutionelles „Etwas" vorhanden sei. In Übereinstimmung damit suchte v. Gruber in einem populären Vortrag[1]) die „Gene" dem Verständnis seiner Zuhörer näherzubringen, indem er sie mit „die Seienden" übersetzte. Aber auch dieser deutsche Ausdruck scheint uns viel zu allgemein, als daß jemand daran eine klare Vorstellung anknüpfen könnte.[2]) Idion bedeutet dagegen auch seinem Ursprung nach schon das, worauf es in letzter Hinsicht ankommt, nämlich das „Eigene", das „dem Typus Eigentümliche" (Lenz). Mir scheint daher **Idiotypus** ein klarer und anschaulicher Ausdruck zu sein für den einem Lebewesen zugrunde liegenden, sein innerstes eigenstes Wesen ausmachenden Erbanlagentypus.

So wie nun Johannsen die einzelnen Einheiten seines Genotypus als Gene bezeichnet, so kann man in Hinsicht auf den Idiotypus von **Iden** sprechen. Gegen diese Bezeichnung kann eingewendet werden, daß sie von Weismann bereits in einem nur teilweise damit zusammenfallenden Sinne verwendet wurde, so daß sie zu Mißverständnissen führen könnte. Es gibt aber Beispiele genug dafür, daß ein Terminus mit der Zeit seinen Sinn geändert hat; ich erinnere nur an die Worte Fluktuation und Mutation. Zudem ist ja die Idlehre Weismanns der mit ihr verquickten verfehlten morphologischen Vorstellungen wegen so gut wie allgemein verlassen und führt nur noch in geschichtlichen Betrachtungen ein unscheinbares Dasein. Außerdem aber könnte man ähnliche Einwände wie gegen das Wort Id auch gegen Gen geltend machen, da das Wort Gen aus dem Darwinschen Pangen entstanden ist, zu

1) Rudolf Eucken und Max von Gruber, Ethische und hygienische Aufgaben der Gegenwart. Berlin 1916.

2) Zudem könnte man als „das Seiende" gerade den Phänotypus betrachten, während der Genotypus, den ja noch niemand gesehen hat, nur etwas Deduziertes, Gedachtes ist.

dem es aber geradezu in scharfem Gegensatz steht, und da der Ausdruck Genotypus auch schon vor Johannsen von Schuchert in einem ganz andern Sinne gebraucht worden ist.

Johannsen hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß in der Biologie keine Möglichkeit für Entwicklung einer klaren Einsicht in die Variations- und Vererbungserscheinungen vorhanden ist, wenn nicht die Begriffe Genotypus und Phänotypus scharf getrennt werden, wenn also nicht das eigentliche erbliche Wesen von der bloßen vergänglichen Erscheinung scharf unterschieden wird. Eine solche Unterscheidung muß natürlich schon bei der Terminologie beginnen, wie das ja auch bereits Johannsen gezeigt hat. Aus diesem Grunde liegt es nahe zu prüfen, ob es nicht möglich und nützlich wäre, bei einer ganzen Reihe wichtiger biologischer Vorgänge und Erscheinungen diese Unterscheidung terminologisch einheitlich durchzuführen. Auf den Gewinn, den eine solche Termiologie besonders für die Rassenhygiene bedeuten würde, werden wir noch zurückkommen.

Bevor wir aber den Versuch machen, eine Terminologie aufzuzeigen, die in sich einheitlich den Unterschied des Erblichen vom Nichterblichen zum Ausdruck bringt, möchten wir uns mit den Bezeichnungen Idiotypus (Genotypus) und Phänotypus selbst noch etwas näher befassen. In diesen Ausdrücken kommt nämlich eigentlich gar nicht jene Trennung zum Ausdruck, die man terminologisch zwischen dem Erblichen und dem Nichterblichen machen kann. Denn der Phänotypus stellt nicht nur die Summe alles dessen dar, was an einem Lebewesen nichterblich, also Modifikation (Baur) ist, sondern er begreift gleichzeitig auch alle diejenigen Eigenschaften in sich, die idiotypisch bedingt sind. Es wäre deshalb falsch, wenn man die Modifikationen Baurs als phänotypische Erscheinungen den idiotypischen (den Mutationen) gegenüberstellen wollte; vielmehr müßte man die Modifikationen als rein phänotypische Erscheinungen von der Gesamtheit des Phänotypus abtrennen. Wir bemerken also, daß uns hier das Wort für einen wichtigen Begriff fehlt: für den Begriff dessen, was am Phänotypus rein phänotypisch ist. Wir sehen uns daher gezwungen, diesen Begriff irgendwie zu benennen. Bezeichnen wir dieses „rein" Phänotypische z. B. als **paratypisch** (*παρά* bedeutet 1. neben, nebenhergehend, 2. hinzukommend, darüber hinausgehend, 3. eine Umänderung, Verwandlung, ein Andersmachen, 4. etwas Fehlerhaftes), so haben wir im Idiotypischen und im Paratypischen die aufs schärfste präzisierten Gegensätze des Erblichen und des Nichterblichen vor uns.

Wir wollen nun den Versuch machen, von dieser Basis aus die Benennung der wichtigsten allgemein-biologischen Grundbegriffe einheitlich zu gestalten.

Zuerst können wir das wahre Wesen (das Idiotypische) von der flüch-

tigen Erscheinung (dem Paratypischen) trennen in bezug auf jene Faktoren, die auf beide ändernd einwirken. Die transitive Änderung des Idioplasmas als die Ursache aller erblichen (idiotypischen oder idiophoren [s. u.]) Anlagen hat Lenz in den Begriff der **Idiokinese** zusammengefaßt. Der Terminus nimmt vorweg, daß es Faktoren des Milieus, Lebenslagefaktoren sind, die den Idiotypus ändern. Jeder Biologe weiß, wie ungeheuer wichtig es ist, hier scharf zu unterscheiden; denn die meisten Menschen denken, sobald sie etwas vom Einfluß des Milieus auf das Idioplasma hören, fast mit Sicherheit sogleich an eine „Vererbung erworbener Eigenschaften". Es dürfte sich deshalb wohl empfehlen, den idiokinetischen Faktoren die parakinetischen entgegenzustellen als diejenigen Faktoren, welche die paratypischen („rein" phänotypischen) Abweichungen am Erscheinungstypus (Phänotypus) hervorrufen. Diese Gegenüberstellung kann vielleicht mit dazu beitragen, endlich das Märchen von der sogenannten „Parallelinduktion" auszurotten. Denn wenn auch Idiokinese und **Parakinese** durch ein und denselben äußeren Einfluß bewirkt werden können, so sagt doch schon die doppelte Benennung, daß es sich hier um zwei verschiedene Dinge handelt, und keineswegs also um einen „Parallelismus".

Das Resultat der Idiokinese ist die Änderung des Idiotypus: die **Idiovariation** (Idation); das Resultat der Parakinese ist die paratypische Änderung des Erscheinungstypus: die **Paravariation** (Paration). Die einzelnen abweichenden Individuen können wir dann (entsprechend den Wortbildungen „Varianten", „Mutanten") als **Idiovarianten** (Idanten) und **Paravarianten** (Paranten) bezeichnen. Damit würden die Ausdrücke Mutation und Modifikation entbehrlich, die, trotzdem sie geradezu Gegensätzliches bezeichnen, eigentlich nichts anderes bedeuten als „Veränderung" und noch einmal „Veränderung". Außerdem ist noch daran zu erinnern, daß wir unter Mutation heutzutage etwas wesentlich anderes verstehen, als was der Schöpfer dieses Ausdrucks, de Vries, damit bezeichnen wollte, und daß, wie Johannsen zutreffend bemerkt, es sich „nicht durchführen läßt, das Wort Modifikation nur für rein phänotypische Variationserscheinungen zu benutzen", besonders deshalb, weil man ja von „Modifikationsfaktoren" in der Erbmasse spricht, wobei das „Modifikation" eine ganz andere Bedeutung hat. Ein Mißverstehen der Ausdrücke Idiovariation und Paravariation scheint uns dagegen kaum möglich, da sie selbst deutlich zum Ausdruck bringen, welcher Art jedesmal die Veränderung ist.

Ebenso wichtig wie die Entstehung und die Veränderung der idiotypischen und paratypischen Erscheinungen ist ihre Erhaltung. Zuerst wollen wir uns dem Begriff der Vererbung zuwenden. Unter Vererbung versteht der Laie schlechthin sämtliche Vorgänge, welche bewirken, daß bei Kindern Eigenschaften deshalb auftreten, weil sie ihre Eltern

und Großeltern besessen haben. Der Biologe versteht unter Vererbung ganz etwas anderes; er befindet sich also in einem Gegensatz zum Sprachgebrauch. Dies wurde bisher und wird noch dauernd die Ursache heilloser Mißverständnisse. Aus diesem Grunde empfand man es schon lange als Mangel, keinen Terminus für das zu haben, was der Biologe unter Vererbung versteht; denn ohne Befreiung von der in der landläufigen Sprache fixierten Auffassung des naiven Verstandes ist für weitere Kreise Klarheit nicht zu erhoffen. Auch Johannsen sagt: „Hier wäre ein neues Wort sehr erwünscht." Um was handelt es sich nun bei der „echten" Vererbung? Doch wohl darum, daß ein Individuum eine Keimzelle abgibt und daraus ein neues Individuum mit entsprechenden idiotypischen Anlagen entsteht. Der Idiotypus wird also weitergetragen durch die Kette der Generationen. Sagen wir also **Idiophorie** (φέρω = tragen), Weitertragen des Idion, des Ureigensten, des Idiotypus! Ein Mißverständnis mit der alten Überführungshypothese, die von Hippokrates bis Darwin geherrscht hat, dürfte nicht zu befürchten sein. Denn es handelt sich ja hier gar nicht um eine Überführung von Eigenschaften, sondern um eine Idiophorie, also um ein Weitertragen des Idion.

Der Ausdruck Idiophorie gibt uns nun auch die Möglichkeit, für die Erbeinheit (Gen), für die wir oben das Id in einer von Weismann ein wenig abweichenden Bedeutung gebraucht hatten, einen andern Terminus zu bilden, bei dem Mißverständnisse noch weniger möglich sind: **Idiophor.** Idiophor würde also ein anderer Ausdruck für Gen sein, der sich durch seine Zusammensetzung in harmonischster Weise unserer Terminologie einfügt.

Wir haben gesehen, daß Idiovariationen der Eltern infolge der Idiophorie bei den Kindern wiedererscheinen können. Nun gibt es aber auch Paravariationen, die bei den Nachkommen (nicht als Folge gleicher Umwelt, sondern auch bei veränderter Umwelt) als Folge des Umstandes auftreten, daß sie schon bei den Eltern vorhanden waren. Diese Nachwirkung (Baur) elterlicher Paravariationen auf die Kinder wird gar oft bei biologisch Ungebildeten und leider auch Gebildeten zur Klippe, an der das Verständnis für die Vererbungsvorgänge scheitert; denn der Laie, der sich nicht klar darüber ist, daß der Begriff der Vererbung aus Gründen der Zweckmäßigkeit für den Vorgang der Idiophorie reserviert werden soll, vermag sich meist nur außerordentlich schwer von der falschen Vorstellung zu befreien, daß die „Nachwirkung" auch eine „Vererbung" sei; er vermag daher auch nicht den wichtigen Unterschied zu erfassen, der in bezug auf die praktische Bedeutung zwischen der durch ihre reversible Natur gekennzeichneten „Nachwirkung" einerseits und der stabilen Idiophorie andrerseits besteht. Nun ist aber daran, daß sich an dieser Stelle dem Laien (und auch so manchem Fachmann!) die Grenzen zwischen dem Erblichen

und dem Nichterblichen verwischen, wesentlich auch der unerhörte Mißbrauch schuld, der mit dem Wort Induktion getrieben worden ist. Dieses Wort Induktion (induco = hineinführen, veranlassen)[1]) besitzt allerdings auch schon von Natur eine verhängnisvolle Vieldeutigkeit. So wundert es uns nicht, wenn die verschiedenen Autoren mit „Induktion" ganz verschiedene Dinge bezeichnen. Woltereck z. B. benutzt das Wort anläßlich seiner bekannten Versuche mit Hyalodaphnia cucullata zur Bezeichnung des Begriffes, den wir oben als „Nachwirkung" charakterisiert haben; Semon dagegen versteht unter Induktion etwa das, was wir Idiokinese nennen, nämlich die Hervorrufung idiotypischer (genotypischer) Änderungen am Idioplasma. Demnach bezeichnet also Semon mit Induktion gerade einen Vorgang, der in strengstem Gegensatz zu der Bedeutung des Woltereckschen Terminus steht. Um uns von diesen Wirrnissen zu befreien, könnte es vielleicht nützlich sein, für die Nachwirkung paratypischer Variationen einen eindeutigen Terminus einzuführen. Wir möchten dafür den Ausdruck Paraphorie vorschlagen, als Gegenstück zu Idiophorie. Der Terminus „Paraphorie" bringt deutlich zum Ausdruck, daß es sich dabei lediglich um eine Übertragung des Paratypischen handelt, also um einen Vorgang, der auf alle Fälle flüchtig und reversibel ist und sich höchstens über wenige Generationen erstrecken kann. Auch die „Präinduktion" wird natürlich dadurch entbehrlich, da man von einer Paraphorie ersten, zweiten usw. Grades sprechen könnte.

Allerdings kann da noch die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht zweckmäßiger ist, auf einen eigenen Terminus für den Vorgang der Nachwirkung paratypischer Eigenschaften überhaupt ganz zu verzichten. Denn auch der Ausdruck Paraphorie verführt wie jeder festgefügte Terminus noch zu dem Gedanken, daß es sich hier um irgendeinen besonderen, spezifischen Vorgang handle, wie das z. B. bei der Idiophorie ja der Fall ist. Dagegen kann man aber geltend machen, daß sich die Paraphorie einfach unter den Begriff der Parakinese einordnen läßt; und zwar könnte man die Paraphorie als die Summe derjenigen parakinetischen Kräfte bezeichnen, die, bedingt durch eine elterliche Paravariation, — ungeachtet des sonstigen Milieus — eine gleichgerichtete Paravariation bei den Nachkommen hervorrufen. Die Paraphorie ist demnach also eigentlich nichts anderes als ein Teil der Parakinese, und zwar meist ein Teil der pränatalen (germinativen und plazentaren) Parakinese. Es wird deshalb vielleicht das zweckmäßigste sein, sich mit der umschreibenden Bezeichnung „Nachwirkung von Paravariationen" zu begnügen. Wenn man aber gelegentlich einen Terminus braucht, dann soll man wenigstens den Ausdruck Induktion vermeiden; dazu dürfte das Wort Paraphorie eine passende Möglichkeit bieten.

1) Induktion entspricht also ungefähr unserem deutschen „Beeinflussung".

Die hier gewählten Termini haben noch vor anderen Fachausdrücken, z. B. denen Baurs, den Vorzug voraus, daß es unschwer möglich ist, sie zu verdeutschen. Ich habe in einer populären Broschüre[1]) mit Hilfe dieser verdeutschten Termini versucht, eine kurze Darstellung von den biologischen Grundlagen der Rassenhygiene zu entwerfen. Wenn auch den deutschen Ausdrücken lange nicht die Genauigkeit und Eindeutigkeit zukommt, die den griechischen Termini eigen ist, so hat die Verdeutschung doch für die Verbreitung biologischer Kenntnisse eine gewisse Bedeutung und ist dadurch gerechtfertigt. Indem ich überall „idio-“ mit „erb-“ und „para-“ mit „neben-“ übersetzt habe, ist es gelungen, die didaktisch so wichtige Einheitlichkeit in der Benennung des Erblichen und des Nichterblichen auch bei den deutschen Ausdrücken aufrechtzuerhalten. „Typus“ habe ich durch „Bild“, „-kinese“ durch „-änderung“ wiedergegeben. So komme ich zu der Aufstellung folgender Übersicht:

Das Erscheinungsbild (Phänotypus)
setzt sich zusammen aus
erbbildlichen (idiotypischen, genauer:
idiotypisch bedingten) Bestandteilen und nebenbildlichen (paratypischen) Bestandteilen.
Diese sind entstanden durch
Erbänderung (Idiokinese) | Nebenänderung (Parakinese)
und können bei den Individuen der nächsten Generation wieder erscheinen infolge der
Vererbung (Idiophorie) | Nachwirkung nebenbildlicher (paratypischer) Eigenschaften (Paraphorie).

Mit Hilfe dieses Schemas müßte es, meine ich, gelingen, das Dunkel aufzuhellen, das für die meisten Menschen noch über den besprochenen wichtigen biologischen Begriffen liegt; allerdings darf man dabei nicht vergessen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die „Nachwirkung“ nicht etwa der Vererbung an Bedeutung gleichkommt, sondern daß sie vielmehr im Verhältnis zu der Vererbung gänzlich nebensächlich ist.

Fassen wir das Gesagte noch einmal kurz zusammen! Dem eigentlichen erblichen Wesen der Organismen, dem Idiotypus, stellten wir das gegenüber, was zu diesem erblichen Wesen nicht gehört, was zufällig und flüchtig ist: das Paratypische. Die Milieuwirkungen, denen ein lebender Organismus ausgesetzt ist, teilten wir in idiokinetische und parakinetische. Das Resultat der Idiokinese nannten wir Idiovariation, das Resultat der Parakinese Paravariation. Die verschiedenen „Abweicher“ (Johannsen) trennten wir nach ihrer Erblichkeit in Idiovarianten und Paravarianten. Als Idiophorie, „echte Vererbung“, bezeichneten wir den Vorgang, welcher die Anwesenheit gleicher Ide oder Idiophore (also eine partielle oder totale Isoidie) bei Vorfahren und Nachkommen bewirkt. Die Nachwirkung paratypischer

1) Hermann Werner Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. München 1917, J. F. Lehmanns Verlag.

Abweichungen (Paraphorie) stellt dagegen nur die reversible Übertragung bestimmter Paravariationen auf die Nachkommen dar. Die Idiophorie, als das konservative Prinzip, bewirkt lediglich die Fortexistenz des einzelnen Idiotypus bzw. seiner Komponenten in der nächsten Generation; die Idiokinese, als das fortschrittliche Prinzip, bewirkt dagegen die Abänderung dieses Idiotypus. Idiophorie und Idiovariation sind die beiden einzigen Entwicklungsvorgänge, denen der einzelne Idiotypus unterworfen ist.

Außer der Parakinese und der Idiokinese sind alle lebenden Organismen noch einer andern, durch das Milieu wirkenden Macht ausgesetzt: der Selektion. Sie wirkt konservativ und fortschrittlich zugleich. Als negative Selektion merzt sie die minder angepaßten, neuentstandenen Idiovarianten wieder aus und erhält so die Rasse in ihrer ursprünglichen Form; als positive Selektion fördert sie die Fruchtbarkeit der besonders gut angepaßten Idiovarianten und wird so zu einer entscheidenden Triebkraft der phylogenetischen Höherentwicklung der Arten. Man kann deshalb mit Fritz Lenz den Satz aufstellen: „Idiokinese und Selektion sind die beiden einzigen treibenden Faktoren der generellen Organismengestaltung."

Auf alle lebenden Wesen wirken also nur drei Arten äußerer Einflüsse ein: Parakinese, Idiokinese und Selektion. Die Rassenhygiene kann daher nur auf dreierlei Art wirken: sie kann die parakinetischen, die idiokinetischen und die selektiven Faktoren zu beeinflussen suchen. Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß der Parakinese bei uns durch zahllose Maßnahmen der inneren Politik bereits in weitgehendstem Maße Beachtung geschenkt wird; alle allgemeinen hygienischen und erzieherischen Gesetze und Bestrebungen sind unter diese Rubrik einzuordnen. Auch wenn wir davon absehen, daß diese Maßnahmen zu einem gewissen Teil der Rassenerhaltung nicht nützlich, sondern schädlich sind, bliebe hier also der Rassenhygiene nicht mehr viel zu tun übrig. Ebensowenig findet die Rassenhygiene in der Beeinflussung der Idiokinese ein erfolgversprechendes Feld ihrer Tätigkeit; vorläufig wenigstens gilt noch der Satz Johannsens: „Das ganze Geheimnis der Erzeugung einer wirklich neuen Form ist — sie zu besitzen." Höchstens kann die Rassenhygiene durch möglichste Ausschaltung aller Faktoren, die als idiokinetisch wirkend erkannt sind, eine gewisse Tätigkeit entfalten; unsere Kenntnisse solcher Faktoren sind aber zurzeit leider noch außerordentlich gering. Die Stoßkraft der Rassenhygiene muß sich deshalb auf die Selektion konzentrieren. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich darlegen, wie sehr in dieser Beziehung bei uns noch alles im Argen liegt, und wie viel durch geschickte Beeinflussung und Lenkung der Selektionsverhältnisse für Staat und Volk zu erreichen wäre. Jedenfalls bleibt es vorläufig

das vornehmste Ziel praktischer Rassenhygiene, dahin zu wirken, daß die Selektion als ein unentbehrlicher Bestandteil jeder Staatskunst, die nicht über kurz oder lang zusammenbrechen will, gebührend anerkannt werde.

* * *

Vielleicht wird mancher fachbiologische Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, unwillig die Frage aufwerfen: was soll uns eine einheitlich auf den Gegensatz erblich-nichterblich eingestellte biologische Terminologie? Genügen denn dem Wissenschaftler nicht auch die bisher gebräuchlichen Termini, wenn man ihnen auch nicht auf den ersten Blick ansehen kann, ob sie etwas Erbliches oder etwas Nichterbliches zum Ausdruck bringen? Und kann von einer Neubenennung schon längst fixierter Begriffe irgendein wissenschaftlicher Fortschritt erwartet werden?

Für die Biologie als Wissenschaft sind terminologische Fragen allerdings ziemlich belanglos. Die Gelehrten finden sich auch unter Termini zurecht, welche Ähnliches und Zusammengehöriges mit ganz verschiedenen Wortstämmen wiedergeben, und im übrigen wird es niemandem, der sich in die biologische Literatur tiefer hineingelesen hat, ernstere Beschwerden machen, wenn er streng spezifische Begriffe durch so allgemeine Ausdrücke wiedergegeben findet, wie es bei den Worten Fluktuation (Darwin), Mutation (de Vries), Heterogenesis (Korschinsky), Mutation (Baur) oder bei den Worten Fluktuation (de Vries), Modifikation (Baur) der Fall ist. Die Biologie als solche kann also der einheitlich durchgeführten terminologischen Unterscheidung des Erblichen vom Nichterblichen entraten. Von umso größerer Bedeutung aber sind diese terminologischen Fragen für die Rassenhygiene.

Weniger nämlich als irgendeine andere Wissenschaft darf die Biologie Privatbesitz eines Gelehrten-Klüngels werden; die Aufgabe der Rassenhygiene ist es vielmehr, die Ergebnisse unserer modernen biologischen Forschungen sofort und mit Nachdruck in den Dienst des Lebens und der Gesellschaft zu stellen. Zu diesem Zweck ist eine Popularisierung der Biologie unbedingtes Erfordernis. Gewisse allgemeinbiologische Grundtatsachen müssen Gemeingut aller gebildeten Stände werden; anders ist nicht zu erwarten, daß sich das rassenhygienische Verständnis weiterer Kreise über die landesüblichen individual-sozialen Bestrebungen hinaus erhebt. Die elementarste biologische Tatsache aber, die aus diesen Gründen in das Bewußtsein aller Gebildeten eingehämmert werden muß, ist die prinzipielle Verschiedenheit des dauernden Wesens der Rasse von den flüchtigen Veränderungen am Individuum, jene Verschiedenheit, die vornehmlich Weismann durch seine Keimplasmalehre, Mendel durch seine Entdeckung des Vererbungsgesetzes und Johannsen durch seine Erblichkeitsstudien in Populationen und in reinen Linien

begründet haben. Schon Schallmayer beklagt sich bitter darüber, daß es schwer, ja oft unmöglich ist, selbst hochgebildeten Personen die unterschiedliche Bedeutung der biologischen und der kulturellen Entwicklung klarzumachen. Dies hat aber zum großen Teil seinen Grund in der Unfähigkeit zur Trennung der biologischen Begriffe Idio und Para. Hier ist deshalb der Ausgangspunkt der Popularisierung der allgemeinen Biologie und somit der Ausgangspunkt der rassenhygienischen Propaganda. Solange die meisten Menschen noch dem naiven Glauben huldigen, daß eine Förderung des Individuums mit einer Förderung seiner Erbmasse gleichbedeutend sei, solange ihnen also der fundamentale Unterschied zwischen dem Idiotypischen und dem Paratypischen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist: so lange kann ein wirkliches Verständnis für die Berechtigung rassenhygienischer, selektiver Forderungen nicht erwartet werden.

Max von Gruber war meines Wissens der Erste, der den Versuch gemacht hat, in einem populären Vortrag die nicht mißzuverstehenden Termini Johannsens anzuwenden[1]) und dadurch die Nichtbiologen zu einer sauberen begrifflichen Trennung des Erblichen vom Nichterblichen zu zwingen. Damit hat er einen Weg gezeigt, auf dem wir fortschreiten müssen. Wir müssen die Nicht-Biologen dadurch, daß wir sie vor die konsequent durchgeführten Gegensatzbegriffe Idio und Para stellen, in eine Enge treiben, aus der die, welche überhaupt denken können, nicht wieder herauskommen, ohne mit Klarheit erschaut zu haben, um was es sich hier handelt. Die unheilvolle Konfusion, die den Wert des Individuums mit dem seiner Erbmasse verquickt, muß mit allen Waffen und so auch mit den Waffen der Terminologie bekämpft werden. Die vorgeschlagenen Fachausdrücke sollen dazu beitragen; sie sollen ein rassenhygienisches Rüstzeug sein.

Man trifft dabei zwei Feinde mit einem Schlag. Unsere Terminologie zwingt nämlich nicht nur jeden, der sie benutzt, zu fortgesetzter Trennung des Erblichen vom Nichterblichen, sie gräbt auch der in ihren letzten Konsequenzen staats- und rassengefährdenden Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ von vornherein das Wasser ab. Denn in dieser Terminologie gibt es keine „Übergänge von Modifikation zu Mutation“ (Goldschmidt) und keine „Induktionen“ (Semon), in die sich der Lamarckismus hineinflüchten könnte; man wird in dieser Sprache nicht leicht ein Wort finden, das als dem Begriff einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ adäquat aufgefaßt werden kann. Die Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ wäre damit auch terminologisch besiegt.

1) Eucken und v. Gruber, a. a. O.

Besonders wichtig erscheint mir noch der Hinweis, daß es nicht tunlich ist, die Fäden, die die Rassenhygiene mit der althellenischen Kultur und Philosophie, besonders mit den Lehren Platons verbinden, mutwillig abzureißen. Unsere humanistische Bildung erhebt ja den Anspruch, von der antiken Geisteskultur auszugehen. Hier gibt es nun eine Gelegenheit, mit der Anknüpfung unserer Bildung an die hellenische Geisteskultur, die weder einseitig historisch noch philologisch war, einmal Ernst zu machen.

Die scharfe Unterscheidung des Idiotypus vom Paratypus ist die Wurzel aller rassenhygienischen Erkenntnis. Die Unkenntnis über die Verschiedenartigkeit dieser Begriffe ist schuld an der unseligen Überschätzung des Kulturellen, des Intellektuellen, der Bildung und des Individuums; sie ist eine der verhängnisvollsten Ursachen des Unverstands, der sich der Rassenhygiene heute noch vielfach entgegenstemmt; sie ist folglich eine der verhängnisvollsten Ursachen des uns drohenden Rassentodes. Niemals hätte es mit der Gefährdung unserer wertvollsten Erbgüter soweit kommen können, wenn man schon früher die Wichtigkeit der Forderungen erkannt hätte, die heute von der Rassenhygiene vertreten werden. Aber man berauschte sich an der immer raffinierteren paratypischen Ausbildung des Individuums und ließ unterdes die organische, erbliche Grundlage verfallen.

Deshalb sollten nicht nur die Rassenhygieniker, sondern auch alle Biologen, denen es mit ihrer Arbeit nicht allein um Förderung der Wissenschaft, sondern auch um den Nutzen für Rasse, Volk und Vaterland zu tun ist, durch die in sich einheitliche terminologische Trennung des Erblichen vom Nichterblichen mithelfen zu dem Ziel, die biologische Elementar-Erkenntnis der Verschiedenheit des erblichen Wesens von den flüchtigen individuellen Veränderungen zu dem zu machen, was sie im Interesse einer rassenhygienischen Zukunft werden muß: zum Gemeingut aller Gebildeten.

Die Erreichung dieses Zieles erscheint aber möglich durch die konsequente Benutzung der Gegensatzbegriffe Idio und Para, sowie durch deren terminologische Ausprägung auf der ganzen Front der wichtigsten vererbungsbiologischen Grundbegriffe. Auf diese Weise muß es doch schließlich gelingen, auch bei Nichtbiologen hier eine reine begriffliche Scheidung zu erzwingen, und so Ärzten und Juristen, Politikern und Staatsmännern die Ahnung aufzudrängen, daß die moderne Biologie Erkenntnisse erschließt, die geeignet sind, noch manche alteingewurzelte „Überzeugung" zugunsten einer folgerechten Rassenwertung über den Haufen zu werfen.

Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart.

Von
Professor Dr. K. Sapper, Straßburg i. E.

Einleitung.

Vor nahezu einem halben Jahrhundert hat Georg Gerland die Frage nach dem Rückgang und dem Aussterben der Naturvölker einer eingehenden Betrachtung unterzogen, bei der die ältere Literatur ausgiebige Verwendung gefunden hat[1]); seit dieser Zeit sind die kulturärmeren Völker der Erde fast allenthalben (teils absolut, teils wenigstens relativ) noch weiter zurückgegangen, und wo der physische Bestand derselben minder bedroht ist oder selbst eine Stärkung erfahren hat, da sieht man mit Bedauern ihre Eigenart unter dem Einfluß der alles gleichmachenden europäischen Kultur immer mehr verschwinden.

So nahe es für den Freund der Naturvölker liegen würde, mit heiligem Zorne so manche Maßnahme der einzelnen Kolonialvölker oder Einzelpersonen zu verurteilen, die zur Schwächung oder selbst zur Vernichtung von Naturvölkern ausschlugen, so möchte ich an dieser Stelle doch davon absehen und die Gesamtheit der betreffenden Erscheinungen so kühl und objektiv als möglich, rein unter dem Gesichtspunkt naturwissenschaftlichen Geschehens, betrachten, soweit das eben angeht, denn ich verspreche mir davon den Nutzen, daß die Tatsachen für sich allein unmittelbarer wirken dürften und daß die sich ergebenden Lehren einen kräftigeren Widerhall finden möchten, als wenn durch meine Kritik ein stark persönliches Element hineingetragen würde.

Eine ins einzelne gehende Darstellung der verschiedenen in Betracht kommenden Vorgänge und geschichtlichen Ereignisse zu geben, würde den Raum weit überschreiten, der dem Problem in einer Zeitschrift gewidmet werden kann; daher möchte ich mich an dieser Stelle darauf beschränken, unter Verzicht auf Vollständigkeit die allgemeinen Züge herauszuarbeiten, die in dem Aussterbe- oder Rückgangsprozeß der kulturarmen Völker die wichtigste Rolle gespielt haben und noch

1) Über das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1868. Einer erneuten allgemeinen Betrachtung dieser Art hat später Friedrich Ratzel einige der anregendsten Kapitel seiner Anthropogeographie (II. Teil, Stuttgart 1891, S. 330–398) gewidmet.

spielen. Ich stütze mich dabei teils auf meine eigenen Beobachtungen, die ich während eines 12jährigen Aufenthalts unter mittelamerikanischen Indianern[1]) und während kurzem Aufenthalte in der Südsee[2]) und anderen Gebieten machen konnte, teils aber auch auf Angaben der älteren und neueren Literatur, ferner auf einzelne private Mitteilungen von Fachgenossen sowie auf eine Untersuchung Dr. F. Speisers über den Bevölkerungsrückgang auf den Neuen Hebriden, die mir der Herr Verfasser freundlichst im Ms. zur Verfügung gestellt hat. Es sei dafür auch an dieser Stelle mein herzlichster Dank ausgesprochen! Eine Gruppe von Erscheinungen, die oft in stärkster Weise zur Verminderung einzelner Völker mitwirken (Krankheiten und Inzucht), kann ich als Nichtmediziner nur in Andeutungen behandeln; ich gebe aber der Hoffnung Raum, daß diese Seite der Frage bald von fachkundiger Hand eine eingehende Bearbeitung finden möge.[3])

I. Allgemeines: Die Völker als Spielarten der Spezies Mensch.

Der Mensch ist ein landbewohnendes Wesen. Infolgedessen stellen die nahezu 150 Millionen qkm festen Landes, die die Erde aufweist, theoretisch das Kapital an Wohnraum dar, das dem Menschengeschlecht zur Verfügung steht. Die rund 360 Millionen qkm Wasserfläche der Erde kommen (ebenso wie in gewissem Sinn die unteren Teile der Atmosphäre) bloß als Nähr- und Verkehrsgebiete für ihn in Betracht, denn nur sekundär wohnt ein kleiner Bruchteil der Menschheit dauernd oder vorübergehend in Schiffen oder schwimmenden Häusern.

Aber nicht alles feste Land eignet sich zu menschlichen Wohnräumen; es hängt sehr vieles auch von der Beschaffenheit desselben und der darüber lagernden Luftmassen, d. i. vom Boden und Klima, ab. So fallen die extrem kalten, eis- und schneebedeckten Gebiete, die ungefähr $^1/_{10}$ der festen Erdoberfläche einnehmen, als menschliche Wohnräume ganz weg, und ebenso sind Gebiete extremer Feuchtigkeitsverhältnisse (Sumpfländer einerseits und Wüsten anderseits) im allgemeinen für die Besiedelung nur stellen- und ausnahmsweise geeignet; auch regenfeuchte Urwälder und dürre Steppen eignen sich nur in beschränktem Maße, soweit es dem Menschen nicht gelingt, durch Entwässerung, Abholzung bzw. Bewässerung u. a. die Verhältnisse nach seinem Willen umzugestalten. Die besten Wohngebiete sind von Natur aus bei günstiger Bodenbeschaffenheit in Gebieten mäßiger

1) Vgl. diese Zeitschrift II S. 383—412 und VI S. 44—58.

2) Vgl. Ergänzungsheft 3 der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten S. 95 ff.

3) Für Einzelgebiete liegt ja bereits eine stattliche Reihe von vortrefflichen Untersuchungen vor. Für die deutschen Kolonien Afrikas hat L. Külz im Archiv für Schiffs- u. Tropenhygiene XV, Beiheft 2, und in der Kolonialen Rundschau 1913, S. 321 ff., für den Laien leicht verständliche und eindrucksvolle Studien veröffentlicht.

bis reichlicher Niederschläge und Wärme gegeben. Innerhalb dieser Gebiete sind aber wieder Ebenen und Flächen geringerer Neigung die bevorzugten Wohn- und Nährgebiete, während steile Hänge sich wenig dafür eignen, weshalb auch im allgemeinen in den Gebirgen die Hauptmasse der Bevölkerung auf die Talböden und Terrassen oder breitere Abflachungen des Geländes sich zu konzentrieren pflegt.

Die geographische Verbreitung des Menschen ist außerordentlich groß, größer als die irgendeines anderen hochorganisierten landbewohnenden Wesens; selbst der Hund und die Katze reichen nicht ganz an diese Raumspannung heran. Der Mensch ist nicht nur ein sehr eurythermes Wesen, das man ebenso in den wärmsten wie in sehr kalten Gebieten der Erde trifft, sondern auch ein Wesen, das sehr starken Unterschieden des Luftdrucks erfolgreich widerstehn, also noch in großen Erhebungen siedeln kann, ein Wesen, das zudem ebenso gut in sehr feuchten, überreich mit Regen gesegneten Gegenden wie in trockenen, äußerst regenarmen Landstrichen zu Hause ist.

Aber freilich diese große Anpassungsfähigkeit kommt im allgemeinen nicht dem Einzelmenschen zu, sondern der Menschheit, der Spezies. Die Bewohner einer sehr heißen Erdstelle werden sich nicht in sehr kalte mit Erfolg versiedeln lassen und umgekehrt, wie auch ein Stamm des regenfeuchten Urwalds gesundheitlich und wirtschaftlich in der Wüste nicht dauernd weiterbestehen könnte, wenn er durch irgendeinen Zwang plötzlich in dieselbe versetzt würde usf. Es sind das Tatsachen, wie sie in der höheren Säugetierwelt natürlich ebenfalls in deutlichster Weise zutage treten: solange ich noch Pflanzer in der Alta Verapaz (Guatemala) war, habe ich es mehrfach beobachten können, daß Vieh, das aus dem trockenen Motaguatal nach dieser regenreichen Landschaft verbracht wurde, bald an Verdauungsstörungen einging, wenn man nicht die — freilich kurz dauernde — Trockenzeit im April zur Akklimatisation benutzte, oder aber das Vieh in einem Zwischengebiet erst allmählich auf die veränderte Lebensweise vorbereitete; und wenn wir andererseits hören[1]), daß das Vieh der regenarmen Halbinsel Niederkalifornien tagelang ohne Schaden dursten kann, so begreifen wir, daß ein Rind der Waldgebiete, das an Grünfutter und reichliches Wasser gewöhnt ist, in Niederkalifornien ohne besondere vorbereitende Akklimatisationsmaßnahmen nicht leben könnte.

Wenn also die Menschheit unter ganz extremen Bedingungen zu leben vermag, so bezieht sich das immer auf verschiedene Abteilungen derselben, während dem einzelnen Volk, dem einzelnen Zweig oder Stamm, eine weit engere Spannweite der Lebensbedingungen als Folge eigener Anpassung oder vererbter Eigenschaften zukommt.

1) A. Heim in Ztschr. Ges. f. Erdkunde Berlin 1916.

Wir müssen ja die gesamte Menschheit als einheitliche Spezies auffassen; die großen Rassen- und kleineren Völkerunterschiede dürfen wir in letzter Linie als Folge langdauernder klimatischer Einwirkungen und räumlicher Trennungen ansehen, wenn wir auch nicht imstande sind, im einzelnen den Werdegang und die Ursachen der Differenzierungserscheinungen nachzuweisen.

Wenn aber wirklich die einzelnen Völker gewissermaßen als besondere Spielarten oder Varietäten der Spezies Homo sapiens betrachtet werden können, so muß man auch nachweisen können, daß in der Tat in Gebieten, wo die Lebensbedingungen auf engem Raum rasch wechseln und wo zudem die jeweiligen Gebiete gleicher Naturverhältnisse trotz ihrer Nachbarschaft untereinander schwer zugänglich sind, zahlreiche unter sich und in ihren Lebensansprüchen stark verschiedene Völker oder Volksteile vorkommen. Das ist in manchen tropischen Gebirgsländern, wo ja die klimatische Differenzierung auf engem Raum besonders groß werden kann, in der Tat der Fall, wie ich für das mittelamerikanische Gebiet mit seiner starken Völkerzersplitterung an anderer Stelle nachzuweisen versucht habe: man kann dort feststellen, daß die überwiegende Mehrzahl der kleinen Völker an ganz bestimmte enge Gebiete einheitlicher Natur gebunden ist, daß vor allem die Gegensätze zwischen Wald und offener Landschaft, oder die thermischen Unterschiede zwischen den in verschiedener Höhenlage liegenden Landschaften von grundsätzlicher Bedeutung für sie sind. Die Eingewöhnung ist hier oft schon so stark geworden, daß die Angehörigen dieser Völker große Schwierigkeiten haben, sich in einem Nachbargebiet zu akklimatisieren. Für die Kekchí-Indiander, deren Hauptmasse in Tierra Templada auf einer Gebirgsstufe von rund 1000—1300 m mittlerer Erhebung wohnt, hat der Versuch einer Übersiedelung und Akklimatisation im nächstbenachbarten ebenfalls urwaldbestandenen Tiefland zu großen Menschenverlusten geführt, ohne daß es bisher mehr als einer geringen Zahl von Familien geglückt wäre, sich den Lebensbedingungen dieser minder gesunden Landschaften genügend anzupassen, wie ich auch in dieser Zeitschrift (VI S. 56 ff.) schon angedeutet habe.

Die außertropischen Gebirge eignen sich für derartige Untersuchungen weit weniger, weil sie keine so starken klimatischen Gegensätze aufweisen und daher die Akklimatisation vom Gebirge nach dem Flachland hin und umgekehrt sehr viel leichter vor sich gehen kann. Und doch zeigt sich auch hier, trotz häufiger Zwischenheiraten und regelmäßigen Verkehrs zwischen den Bewohnern der gegensätzlichen Landschaften, daß die Verschiedenheit des Klimas und der Lebensbedingungen selbst innerhalb des gleichen Volkes den Gebirgsbewohnern eine so große Summe besonderer körperlicher und geistiger Eigenschaften binnen weniger Generationen, ja oft schon weniger Jahrzehnte einimpft, daß

sie sich künftighin im Tiefland nicht mehr heimisch fühlen und das Gebirge von nun ab ausgesprochen als ihre Heimat betrachten.

Daß freilich die mittelamerikanischen Indianer sich auf so engem Raum in so viele besondere Völker zersplittern konnten, beruht auch großenteils darauf, daß sie als Ackerbauer mit ihrem Boden seit jeher viel fester verwachsen sind, als es etwa schweifende Nomaden, Jäger oder Sammler jemals werden, und daß die von ihnen angebauten Spielarten von Kulturpflanzen vermöge ihrer eigenen Stenothermie sie noch fester an die einmal gewählte Scholle fesseln.

In weiten Ebenen fehlt das Moment starker klimatischer Differenzierung auf engem Raum und darum sind sie auch der Herausbildung größerer Völker und der Vermischung und gegenseitigen Assimilation verschiedener nebeneinander wohnender Stämme weit günstiger. Starke ethnische Unterschiede in weiten Tiefländern kommen trotzdem nicht selten vor, wenn diese Gebiete sehr dünn besiedelt sind und der Verkehr zwischen den weit auseinander liegenden Bevölkerungszentren gering ist. Aber in solchen Tieflandregionen (z. B. Sibirien, Kanada) sind die Naturbedingungen meist so zwingend, daß die betreffenden Völker körperlich und in ihren äußeren Lebensgewohnheiten untereinander gewöhnlich doch ziemlich übereinstimmen und die Unterschiede sich hauptsächlich auf Sprache und andere geistige Äußerungen beschränken.

Da in ausgedehnten Tief- oder Hochländern die klimatischen und sonstigen Naturbedingungen auf weiten Räumen sich nur ganz allmählig ändern, so sind sie weitausgreifenden Wanderungen und Wohnsitzänderungen der dortigen Völker günstig, ohne daß dieselben dabei eine nennenswerte Änderung ihrer körperlichen oder geistigen Eigenschaften erfahren würden. In anderen Fällen, wo eine Übersiedlung in andersgeartete Wohnsitze erfolgt ist, wirken die neuen Naturbedingungen ändernd auf die Beschaffenheit der betreffenden Volksstämme ein; bei allzu großer Verschiedenheit der Verhältnisse kann es aber auch dazu kommen, daß die Neueinwandernden zugrunde gehen, oder daß nur eine kleine Auswahl besonders anpassungsfähiger Individuen übrigbleibt und zur Grundlage einer neuen ethnischen Spielart wird.

Unter allen Naturverhältnissen wirkt das Klima am stärksten auf den Menschen ein. Wo es sich also darum handelt, eine dauernde Übersiedlung zu erwägen, da wird, wenn einmal die Ernährungsmöglichkeit festgestellt ist, in erster Linie das Klima in Betracht zu ziehen sein. Dieses entscheidet in erster Linie über die Möglichkeit einer Festwurzelung im neuen Boden und über die Veränderungen somatischer und psychischer Art, die sich einstellen werden. Wenn diese Behauptung richtig ist, so müssen sich in der Kolonialgeschichte Belege dafür finden lassen. Das ist nun m. E. in der Tat der Fall.

Wenn wir die enormen, in raschester Zeit errungenen kolonisatorischen Erfolge der Spanier und Portugiesen betrachten, so müssen wir sie nicht bloß als Folgen ihrer psychischen Eigenschaften, sondern vor allem auch ihrer aus den klimatischen Verhältnissen ihrer Heimat entspringenden physischen Eignung für Unternehmungen und Siedlung in heißen Ländern auffassen; und wenn in den Hochländern Amerikas manche spanische Familien sich trotz gewisser nicht zu leugnenden Degenerationserscheinungen seit der Conquistazeit reinblütig und zudem lebens- und arbeitskräftig erhalten haben, so beweist das, daß sie in diesen kühlen Tropenländern eine durchaus geeignete Wohnstätte gefunden haben. Wir wundern uns darüber nicht, wenn wir uns die große klimatische Ähnlichkeit zwischen beiden Wohnräumen, der alten und der neuen Heimat dieser Familien, vergegenwärtigen, und wenn auch mit Recht darauf hingewiesen worden ist, daß die Beimengung berberischen und arabischen Bluts die Spanier für warme Gegenden noch geeigneter gemacht haben dürfte, so ist doch sicherlich die Ähnlichkeit beider Klimate von noch weit größerem Einfluß gewesen. Wir brauchen nur die meteorologischen Werte des spanischen Haupthafens jener Zeit und der Stadt Mexiko — im Gegensatz zu einer tropischen Tieflandstation und etwa einer deutschen Station — miteinander zu vergleichen, um die Leichtigkeit zu verstehen, mit der nicht nur die Menschen, sondern auch die Nutzpflanzen und Haustiere Spaniens sich am neuen Wohnort eingewöhnen konnten:

	Jan.	Febr.	Mz.	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Sevilla 37° 23′ n. Br. 20 m üb. M. ....(°C.)	11,2	13,3	15,3	17,7	20,9	25,6	29,3	29,4	25,6	20,2	15,6	11,6	19,6
Mexiko 19° 26′ n. Br. 2278 m üb. M.	12,2	13,8	15,8	17,9	18,3	17,7	16,9	16,7	16,2	14,8	13,8	11,9	15,5
Habana 23° 09′ n. Br. 19 m üb. M.	21,3	22,2	23,0	24,6	26,2	27,4	27,7	27,5	26,9	25,5	23,7	22,0	24,8
Frankf. a. M. 50° 07′ n. Br. 105 m üb. M.	0,0	1,8	4,8	9,7	14,0	17,8	19,3	18,6	15,0	9,6	4,3	0,8	9,6

Die mittleren Minima und Maxima sind für Sevilla + 0,2 und 46,5, für Mexiko + 0,8 und 29,5, für Habana 11,8 und 36,2, für Frankfurt —13,6 und + 33,1° C. Wir sehen aus diesen Zahlen, daß unsere deutschen Wärmeverhältnisse nur während des Sommerhalbjahres einigermaßen an die der tropischen Hochländer anklingen, sonst aber völlig aus dem Rahmen tropischer Verhältnisse herausfallen, während Andalusien in der kälteren Jahreszeit eine ganz überraschende Übereinstimmung mit Mexiko aufweist; freilich ist diese Stadt in der Zeit von Mai bis Oktober sehr viel kühler als Spanien, dessen Sommertemperaturen selbst hoch über die tropischen Tieflandstationen hinausgehen. Die Ähnlichkeiten zwischen dem mexikanischen Hochlandsklima und dem Spaniens gehen aber noch weiter: die Regenmengen beider stehen sich vielfach nahe, und zudem hebt sich in beiden Gebieten eine Zeit stärkerer Nieder-

schläge scharf ab von einer ausgesprochenen Trockenzeit. Freilich fällt die Regenperiode in Spanien auf die Zeit des Sonnentiefstandes, im tropischen Amerika auf die des Sonnenhochstandes; daß aber trotzdem der Spanier nach heimatlichem Gebrauch die Regenzeit Invierno (Winter), die Trockenzeit Verano (Sommer) nannte, ist leicht verständlich.

Nach rein klimatischen Überlegungen darf man schon erwarten, daß der Spanier (oder Portugiese) im tropischen Hochland sich ganz heimisch fühlen wird, im tropischen Tiefland aber immer noch sich ziemlich gut akklimatisieren kann, während Mittel- und Nordeuropäer höchstens im tropischen Hochland sich noch eingewöhnen können, während sie zu dauerndem Aufenthalt im tropischen Tiefland unfähig sind.

Wenn wir nun andererseits sehen, daß die große Mehrzahl der Indianer innerhalb der Tropen ihre Hauptverbreitung und ihre größte Stärke im Hochland hat, so liegt für uns sogar der Schluß nahe, anzunehmen, daß deren Urheimat außerhalb der Tropen gelegen haben dürfte, was ja zum Teil durch Traditionen auch belegt ist.

Halten wir daran fest, daß die vielen Millionen Menschen, die die Erde bevölkern, trotz aller Unterschiede im einzelnen doch Angehörige einer Spezies sind, deren Heimat auf einem eng begrenzten Raum — wohl Eurasiens — gesucht werden darf, so ist auch klar, daß anfänglich mit der Ausbreitung des Geschlechts und dem Fortwandern einzelner Abteilungen diese in dem ungeheuren zur Verfügung stehenden Raum wenig Wahrscheinlichkeit gehabt haben, bald wieder miteinander in Fühlung zu kommen; es war also die Herausbildung sehr starker Unterschiede möglich. Sobald aber auf einem bestimmten Wohnraum die Verdichtung der Bevölkerung so weit gediehen war, daß die einzelnen Abteilungen wieder häufig und kräftig miteinander in Berührung kamen, so mußte sich durch gegenseitige Vermischung und kulturliche Assimilation eine fortschreitende Vereinheitlichung der Gesamtbevölkerung entwickeln, wie denn die Bevölkerung Amerikas oder Australiens infolge ihrer sehr langen Abschließung von anderen Elementen ihre so hochgradige Einheitlichkeit — bei aller ethnischen Mannigfaltigkeit — erhalten haben wird.

Ohne diese Frage weiter ausspinnen zu wollen, möchte ich doch noch einer besonderen Wirkung gedenken, die mit den Raumverhältnissen an sich verknüpft zu sein pflegt: Die Bewohner ausgedehnter, zusammenhängender Landflächen haben bei ganz primitiver Kultur, in der das Meer noch als Verbreitungsgrenze wirken konnte, immer weit größere Aussicht körperlicher und geistiger Berührung mit fremdartigen Völkern als etwa die Bewohner engräumiger Gebiete, wie es Inseln oder Halbinseln sind; und wenn auch Ratzel gewiß recht hat, wenn er dieselben als Gebiete betrachtet, in denen wegen des engen Raumes die Entwicklung rascher vor sich gehen konnte als im weiten Raum

der Kontinente, so sind sie doch auch Gebiete, in denen vielfach nicht nur freundliche, sondern auch feindliche Berührungen von außen her weit seltener und minder kräftig zu erfolgen pflegen als auf zusammenhängendem, weiträumigem Landgebiet. Das hat aber leicht eine Verweichlichung des Körpers und ein Erschlaffen oder nur einseitige Entwicklung der geistigen Fähigkeiten für das betreffende Volk zur Folge. Ähnlich ist es ja auch in der Tierwelt, wie denn z. B. auf manchen Inseln (Maskarenen, Madagaskar, Neuseeland) auch manche Vögel wegen Mangels an Feinden allmählich das Flugvermögen verloren hatten. Und gerade die Verarmung der Tierwelt, die mit dem Kleinerwerden des Lebensraums sich einstellt und vielfach zu völligem Fehlen tierischen Raubzeugs, giftiger Schlangen u. dgl. führt, trägt in vielen Fällen mit zur Verweichlichung der betreffenden Bevölkerung bei, namentlich soweit diese im Kampf mit den Gewalten des Meeres kein Gegengewicht dagegen findet.

Vielleicht nirgends auf der Welt ist dieser Einfluß der Inselnatur deutlicher zu erkennen gewesen als im nördlichen Westindien mit seinen sanftmütigen Arowaken. Im Gegensatz dazu waren freilich die Karaiben der Kleinen Antillen äußerst kriegerische und energische Volksstämme; aber gerade sie sprechen aufs klarste für diese Tatsache, da sie erst vor kurzem vom Festland gekommen waren und daher noch ihre alte Energie besaßen.

Freilich findet man auch recht primitive Inselbevölkerungen, die — offenbar infolge der besonderen Einflüsse des Klimas, des Bodens und der Oberflächengestaltung — ihre Tatkraft bewahrt haben, so die Guantschen auf den Kanarischen Inseln, die diese Gebiete schon lange vor der Ankunft der Europäer besiedelt haben müssen, da sie zur Zeit des ersten Erscheinens derselben bereits die Schiffahrt nicht mehr kannten. Man darf wohl annehmen, daß der verweichlichende Einfluß der Inselnatur in der Hauptsache auf die Tropen beschränkt ist, und muß ferner hinzufügen, daß bei höherer Entwicklung der Kultur, besonders der Schiffahrt, im Gegenteil Inselbevölkerungen sogar stärkeren Verkehr, gesteigerte Ausstrahlung und offensivere Haltung erlangen können als viele Festlandsbewohner (Malaiischer Archipel).

Wie aber in primitiven Verhältnissen der Schutz des Meeres zur Milderung der Charaktereigentümlichkeiten und zur Schwächung der kriegerischen Kraft ausschlagen kann, so kann in sehr dünn bevölkerten Urwaldgebieten der Schutz des Waldes gleichartig auf sehr entlegene Siedelungen zurückwirken.

Daß die Isolierung in Verbindung mit den besonderen Eigenschaften des Wohnorts oft zu starken Änderungen der materiellen Kultur führt, interessiert uns hier nicht; wohl aber sei hervorgehoben, daß sie vielfach eine stärkere Empfänglichkeit für eingeschleppte Krankheiten

bedingt, auch unter Umständen Inzucht begünstigt und damit zu Volksrückgang und Aussterben prädisponieren kann.

Dieselben Einflüsse gelten auch für entlegene, schwer zugängliche Gebirgsgebiete, in denen im übrigen die Natur der Umgebung die Bewohner vor Verweichlichung des Körpers und Geistes bewahrt; in gewissem Sinne wären hier auch die Oasen zu nennen.

Daß die Inzucht, wo sie wirklich vorkommt, in der Tat zur Schwächung[1]) der Bevölkerung mancher entlegener Einzelgebiete führen könnte, steht außer Zweifel; aber wenn man ihr einen wesentlichen Anteil am Rückgang der Südseebevölkerung zuschreiben wollte[2]), so hat man sich wohl getäuscht; denn die Totemverfassung wirkt hier der Inzucht doch recht wirksam entgegen, und vor allem hat G. Friederici[3]) mit Recht darauf hingewiesen, daß die Inseln zur Zeit des ersten Erscheinens der Europäer dicht bevölkert waren, was nicht denkbar gewesen wäre, wenn diese Inzucht, die doch schon lange hätte blühen müssen, so schädlich wirkte. Von weit größerem Nachteil dürfte die erhöhte Empfänglichkeit abgeschlossener Völkchen für Krankheiten sein. Wenn daher schon Gerland darauf hingewiesen hat, daß völliges Aussterben der Eingeborenenbevölkerung nur auf Inseln, nicht aber auf Festländern vorgekommen sei, so ist diese Eigenschaft mit in erster Linie daran schuld, wenngleich auch andere Folgeerscheinungen des engen Raumes, wie die geringere Zahl der Individuen einerseits und die Schwierigkeit, oft Unmöglichkeit des Ausweichens derselben andererseits großen Einfluß gehabt haben müssen.

II. Die Naturvölker vor der Berührung mit der europäischen Kultur.

Ein Blick in die Tatsachen der Paläontologie zeigt uns, daß Arten entstehen und vergehen, daß einzelne derselben lange Zeit eine hohe Blüte zeigen, andere aber nach kürzestem Bestehen wieder verschwinden. Sollten wir uns da wundern, wenn die Spielarten der Spezies Mensch, die wir als Völker kennen, vielfach ein ähnliches Verhalten zeigen? Die Geschichte erlaubt uns sogar, in einzelnen Fällen die vor sich gehenden Prozesse genau zu verfolgen; sie zeigt, wie manches Volk nach zeitweiligem Rückgang aufs neue zu wachsen und zu blühen beginnt, während andere jählings verschwinden oder aber in stark verminderter Zahl noch lange Zeit sich erhalten, um schließlich doch langsam zu erlöschen. Freilich ist in gar manchen Fällen das Erlöschen

1) Vgl. z. B. H. van Kol, Naar de Antillen en Venezuela (Leiden 1904), S. 193ff. Idiotismus unter den Weißen von Saba.

2) Vgl. z. B. Stephan und Gräbner, Neumecklenburg (Berlin 1907), S. 18.

3) Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig (1910), S. 64f. Vgl. besonders das Beispiel von Pitcairn, das trotz Inzucht 50 Jahre nach der ersten Besiedelung schon übervölkert war.

eines Volkes — auch abgesehen von bloßen Namensänderungen — nur scheinbar: nicht selten erlischt nur die geistige Besonderheit, die sich in Sprache, Sitten und Kultur aussprach, während ein großer Teil der Individuen, aus denen das Volk bestand, sich weiter fortpflanzte, aber in der Vermischung mit Individuen anderer Völker oder selbst Rassen, also anderer Spiel- und Unterarten, sich tatsächlich veränderte; es blieb so zwar das Körperliche in gewissem Sinne erhalten, aber doch nicht mehr mit allen Eigenschaften, die dem reinblütigen Angehörigen des betreffenden Volkes zukamen, sondern vermengt mit Eigenschaften, die durch die fremde Blutsbeimischung neu hinzugekommen sind. Ich brauche nur der Indianer Erwähnung zu tun, um eine große Völkerfamilie zu nennen, von der zahlreiche Stämme vollständig ausgestorben sind, während viele andere zwar als selbständige Völker aufgehört haben, aber zum Teil wenigstens in der Mestizen- oder Zambobevölkerung ihrer ehemaligen Wohngebiete somatisch weiterbestehen. In wieder anderen Fällen gibt auch das kulturlich und somatisch kräftigere Volk, überwältigt von der Überzahl einer von ihr unterworfenen anderssprachigen Bevölkerung, allmählich die angestammte Sprache, zum Teil auch die Kultur auf und verschwindet allmählich von der Bildfläche, indes die körperliche Beschaffenheit einzelner noch deutlich die ursprüngliche somatische Eigenart der Ahnen erkennen läßt (Goten in Nordspanien u. a.). Die Vermischung ist oft so weit gediehen, daß einzelne Völker aus den verschiedensten Elementen bestehen und nur durch Sprache und Kultur eine Einheit darstellen, oder richtiger vortäuschen. Manchmal ist aber auch nur die Sprache aufgegeben worden, die gesamte materielle Kultur und die Blutsreinheit aber erhalten geblieben (z. B. Choles der Alta Verapaz, Guatemala).

Ohne auf diese Fragen näher einzugehen, möchte ich hier nur hervorheben, wie wichtig es ist, das tatsächliche Aussterben der Völker zu unterscheiden von dem Aufhören der sprachlichen und kulturlichen Eigenart, mit der zuweilen Erhaltung der Blutsreinheit verbunden ist, während in sehr vielen anderen Fällen somatische Vermischung hinzutritt. Die beiden Fälle, die wir neben dem Aussterben besonders hervorgehoben haben und die auf geistige und körperliche Umänderung hinauslaufen, können wir vielleicht als Hybridisierung oder Kulturverschmelzung und als Bastardisierung oder Vermischung bezeichnen. Beide treten in zahllosen Fällen zusammen auf, und alle großen Völker enthalten viele Fremdkörper, die nur durch Hybridisierung und teilweise auch Bastardisierung allmählich assimiliert und schließlich verdaut worden sind, während höchstens bei kleinen Völkchen noch eine verhältnismäßige Blutsreinheit zu finden ist, die aber keineswegs als ein Moment besonderer Stärke und Lebenskraft angesehen werden muß.

In geographischer Hinsicht muß man, wie bei aussterbenden Tierarten, zwei Hauptfälle unterscheiden: das Aussterben (Hybridisieren, Bastardisieren) 1. an Ort und Stelle, wie es namentlich auf Inseln öfters beobachtet ist, und 2. an neuem Wohnort, wie man es auf weiterräumigen Gebieten so häufig findet. Diese Verdrängung erfolgt fast immer nach ungünstigen Wohngebieten hin, bedeutet also an sich schon zumeist eine Erschwerung im Kampf ums Dasein, und zwar besonders einschneidend, wenn die Verdrängung nach einem klimatisch stark verschiedenen Gebiet hin erfolgt, also die Opfer und Nachteile der Akklimatisation noch hinzukommen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen stellen wir uns nun die besondere Frage: Erliegen kulturarme Völker dem Aussterben, dem Hybridisieren und Bastardisieren leichter als die höher entwickelten Kulturvölker? Wir können diese Frage ohne weiteres bejahen, auch wenn wir nur die Fälle in Betracht ziehen, wo die betreffenden Völker noch nicht mit Angehörigen einer stark überlegenen und vor allem grundverschiedenen Kultur in Berührung gekommen sind.

Wenngleich die einzelnen Naturvölker (einschließlich der sogenannten Halbkulturvölker) unter sich die verschiedenartigsten Abstufungen in körperlicher und kulturlicher Widerstandskraft aufweisen, so treten doch im allgemeinen die extremsten Möglichkeiten (einer besonderen Kraft oder einer absoluten Lebensunfähigkeit) auf der Völkerbildfläche nicht auf. Wenn Sir J. Lubbock behauptete, daß Wilde selten krank wären, so hat er sich darin ebenso geirrt, wie wenn ein so vortrefflicher Beobachter wie E. Pöppig sich zu dem Glauben bekannte, daß die Indianer von Natur aus wegen ihrer Unbildsamkeit dem Untergang geweiht seien. Ein Körnchen Wahrheit ist aber doch in beiden Behauptungen enthalten, denn einerseits bringt die starke Kinder- und Seuchensterblichkeit stellenweise eine scharfe Auslese zuwege, die in der Tat nur kräftige und widerstandsfähige Individuen übrigläßt, während andererseits deutlich erkennbar ist, daß die kulturlich höher stehenden und darum bildsameren Indianervölker vielfach unter der Berührung mit den Weißen und deren Kultur sehr viel weniger gelitten haben als die kulturärmeren und jetzt zum Teil sogar wieder auf dem Wege kräftiger Volkszunahme stehen. Wenn aber gar manche kulturarme Indianerstämme dem Aussterben unrettbar entgegengegangen sind und zum Teil noch entgegengehen, so ist daran weniger ihre Unbildsamkeit an sich schuld als die Art und Weise, wie die Europäer ihnen entgegengetreten sind. Die meisten derselben würden ohne die Ankunft der Weißen auf ihrem Kontinent bis zum heutigen Tag erhalten geblieben sein, während andererseits auch natürlich zuzugeben ist, daß manche Stämme in der Neuen Welt auch ohne Hinzutreten fremder Rassen und hoher Kultur durch Kriege, Naturereignisse, Hungersnöte, Seuchen und andere äußere

Ursachen, vielleicht auch in manchen Fällen durch Zerfall der eigenen Sitten und allgemeine Dekadenz ausgestorben wären, wie denn auch in der Alten Welt manche Völker einer schon höheren Kultur in geschichtlicher Zeit vom Schauplatz vollständig verschwunden sind.

Im allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß ein geringerer Kulturgrad zugleich ein geringeres Maß von Widerstandskraft bedeutet, und zwar wirkt die geringere Entwicklung der materiellen Kultur ebenso nachteilig wie der tiefere Stand der geistigen Kultur, wie in neuester Zeit namentlich A. W. Nieuwenhuis[1]) auf Grund seiner Beobachtungen im Malaiischen Archipel dargetan hat, nachdem schon lange zuvor F. Ratzel[2]) auf die Beziehungen zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kulturhöhe hingewiesen hatte.

Je tiefer die Kultur, desto dünner die Volksdichte, desto ungleichmäßiger auch die Bevölkerungsverteilung über den Raum und desto geringer im allgemeinen der Widerstand gegen die Kräfte, die dem Leben der betreffenden Völker, Stämme, Horden entgegentreten, wobei freilich die Natur des Landes und der Grad der Entwicklung des Fernverkehrs stark modifizierend hinzutreten. Es kann ja kein Zweifel darüber sein, daß z. B. Australien, das der Welt keine einzige Nutzpflanze, kein Nutztier von Bedeutung zu schenken vermocht hat, durch die Kargheit seiner natürlichen Ausstattung seine Bewohner auf einer niedrigen Kultur zurückhalten mußte, solange nicht von weiter Ferne her die Kulturgewächse und Haustiere eingeführt wurden, die erst in den begünstigteren Gegenden die Grundlage für eine größere Volksdichte und höhere Kultur abgeben konnten. Und wenn auch das zweite große Landgebiet, das der Alten Welt in früherer Zeit fast völlig verschlossen geblieben war, Amerika, vermöge seiner reicheren Ausstattung mit Nutzpflanzen und -tieren stellenweise recht hohe Kultur und Volksdichte hervorgebracht hat, so hat doch seine ursprüngliche Armut an Transporttieren und leicht bearbeitbarem Eisen die Entwicklung nachteilig beeinflußt und keine so hohe Kulturblüte ermöglicht, wie sie in der Alten Welt stellenweise erreicht worden ist. (Als ein Gebiet nur beschränkter Zugänglichkeit und damit auch beschränkter Kulturbefruchtung muß zudem Afrika südlich der Sahara gelten.)

Die tiefste Dichtestufe kommt den Sammler-, niedrige auch den Jäger- und Fischervölkern zu; die meist geringe Leistungsfähigkeit der Jagd- und Fanggeräte und der angewandten Methoden erlaubt ein starkes Anwachsen der Volkszahl auf dem gegebenen Raum nicht, bietet

1) „Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels" (Internat. Archiv für Ethnographie. Suppl. zu Bd. XXI, S. 4, Leiden 1913) und „Die Wurzeln des Animismus" (Ebenda, Suppl. zu Bd. XXIV, S. 10—31). — Vgl. auch Sapper, Die Bevölkerung von Mittelamerika (Schriften der Wiss. Ges. in Straßburg, 22, 1914, S. 7ff.).

2) Anthropogeographie II, 1891, S. 253ff., besonders 264f.

aber andererseits meist eine Gewähr für die Erhaltung des Wild- und Fischbestandes, wirkt also in gewissem Sinne als Ersatz für die Schonzeiten, die bei Kulturvölkern eingeführt sind.[1]) Eine etwas höhere Dichtestufe erreichen bereits die nomadischen Viehzüchter, die freilich unter sich, je nach der Beschaffenheit ihres Schweifgebiets, wieder große Gradunterschiede erkennen lassen. Aber die Hilflosigkeit gegen Parasiten (Zecken u. dgl.) oder tierische Krankheiten, die Unkenntnis des Nutzens frischer Blutzufuhr und andere Folgen des niedrigen Kulturzustandes läßt auch bei ihnen die Grundlagen der Volksernährung doch noch recht schmal erscheinen.

Wenn Sammler und Jäger, Fischer und Hirtennomaden naturgemäß im allgemeinen zur Sicherung ihrer Nahrung noch sehr weiter Räume bedürfen und vielfach wegen rascher Erschöpfung der Nahrungsmittel am einzelnen Ort zu einem Wanderleben gezwungen sind, das in verschiedenem Grade, aber immer bedeutsam, die Kinder- und Krankensterblichkeit erhöhen muß, so schafft die Seßhaftigkeit, die selbst ein primitiver Pflanzenanbau für längere oder kürzere Zeit im Gefolge hat, schon die Vorbedingungen einer höheren Kultur, größeren Volksdichte und stärkeren Widerstandskraft, selbst wenn sie nur neben Fischfang, Jagd oder Nomadismus tritt. Eine ansehnliche Volksdichte und endgültige, andauernde Seßhaftigkeit findet man aber nur vor auf kleineren Inseln, die trotz kleiner Bodenfläche eine unverhältnismäßig große maritime Nährfläche zur Verfügung haben, wie vielfach die Südseeinseln, oder aber da, wo der Pflanzenanbau die Hauptgrundlage der Volksernährung geworden ist. Aber soweit noch nicht der mit dem Pflug geübte Ackerbau oder der intensivere Gartenbau der höheren Kulturvölker betrieben werden und regelmäßige Düngung den Boden dauernd leistungsfähig erhält, ist noch immer eine ziemlich weite Bodenfläche zur Ernährung der Bevölkerung notwendig, also nur eine mäßige Volksdichte möglich, es sei denn, daß der Boden außergewöhnlich fruchtbar wäre, wie manche vulkanische Böden amerikanischer Hochländer oder alluviale Böden mancher Talebenen, oder aber durch regelmäßig wiederkehrende Überschwemmungen, wie in manchen Niederungen, oder häufige äolische Absätze fruchtbaren Staubs, wie in manchen Trockengebieten, eine Art natürlicher Düngung erfahren. (Künstliche Bewässerung, die vielfach zur Sicherung der Ernte notwendig ist, findet man oft schon bei recht primitivem Anbau.)

Aus der Tatsache geringer Volksdichte ergibt sich, wie Nieuwen-

1) Nur vereinzelt sind Beispiele bekannt geworden, daß gewisse Völker durch übermäßiges Wildhinmorden (Gerland, a. a. O., S. 34) oder durch überstarke Fischwasservergiftung (Nieuwenhuis, Animismus, S. 14) ihre Ernährungsbasis schwächten. Dagegen sind stellenweise aber sogar Schonvorschriften bei Primitiven bekannt (Ratzel, a. a. O., S. 378), und den Kekchí-Indianern z. B. verbietet ihr heidnischer Gott Tzultaccá, mehr zu schießen, als der Jäger forttragen kann.

huis sehr schön ausgeführt hat, daß der Ackerbauer derartiger Gegenden wesentlich mehr Arbeit zu leisten hat als sein Standesgenosse dichtbevölkerter, sonst aber gleichartiger Gebiete, und trotzdem weniger Ertrag erhält. Denn dünn bevölkerte Gegenden sind im allgemeinen reicher an Großwild als dicht bevölkerte; infolgedessen ist dort ein Wildzaun, der viel Arbeit erfordert, vonnöten, hier aber nicht. Außerdem richten Kleinwild, Unkraut und Schädlinge in einem einzelliegenden Feld viel mehr Schaden an als in einem Grundstück, das inmitten anderer liegt; der Ertrag ist also von ersterem auf gleicher Fläche geringer als von letzterem, und um trotzdem ausreichende Erträge zu erzielen, muß der Einzelsiedler sein Feld größer machen als der Feldbebauer einer dicht bevölkerten Gegend. Dazu kommt, daß er vollends gegenüber dem höheren Ackerbauern, der düngt und den Boden gründlich bearbeitet, in starkem Nachteil ist; denn sein Feld erschöpft sich bald, bei Pflanzstockbau[1]) sogar meist schon nach einer Ernte, auch bei Grabstock- und Hackbau schon nach wenigen Jahren, und so wiederholt sich die mit primitiven Werkzeugen (wie Steinäxten) an sich schon besonders mühsame und lang dauernde Arbeit des Rodens in kurzen Zwischenpausen. Mit der raschen Verlegung der Felder wird aber bald auch wieder eine Verlegung des Wohnplatzes und mit dem Erbauen neuer Wohnhäuser und anderer Anlagen neue Arbeit nötig, die dem begünstigten höheren Ackerbauern erspart bleibt. Dazu kommen ferner die Nachteile, die mit Übersiedelungen verknüpft zu sein pflegen, und bei Grabstock- oder Hackbau auch die gesundheitlichen Gefahren, die mit Erdbewegungen im Neuland erfahrungsgemäß verbunden sind. Außerdem kann sich auch der einzelne in dünn bevölkerten Gebieten nicht in gleicher Weise der Kunst oder einem Gewerbe hingeben wie in dicht bevölkerten Gegenden, und wenn es doch der eine oder andere vollbrächte, so fehlten ihm günstige Verkehrs- und Absatzmöglichkeiten ebenso wie das anregende Beispiel anderer, die höhere Kunstfertigkeit besitzen oder neue Motive bearbeiten.

Es erübrigt sich, die entsprechenden Verhältnisse für Fischer, Jäger, Nomaden weiter auszumalen; erwähnt sei aber, daß die Naturvölker selbst in den Tropen weit größere Summen von Arbeit zu leisten pflegen, als man ihnen manchmal zugestehen möchte; nur erfolgt die Arbeit in ungeregelten Zwischenräumen und nicht so stetig, wie wir es bei Kulturvölkern zu sehen gewohnt sind.

Wenn für Fischer-, Jäger- und Nomadenbevölkerung vielfach ein stärkeres Anwachsen der Volkszahl auf gegebenem Raume nicht möglich ist, so wäre dasselbe doch schon für niedere Ackerbauer erreichbar, und damit würde sich auch bald eine steigende Tendenz der Volkszahl

1) Vgl. Globus LVII, S. 9f. und 346f.

und der Kulturentwicklung ergeben. Aber das Übel der geringen Volksdichte erlaubt in sehr vielen Gegenden, vor allem in den meisten Ländern größerer Raumerstreckung, aus sich selbst heraus kaum eine wesentliche Besserung, denn ärztliche Hilfe fehlt in den meisten der kleinen Siedelungen ganz und kann von auswärts gewöhnlich nur schwer gebracht werden, so daß also Krankheitsstand und Sterblichkeit relativ größer werden als in dichtbevölkerten Gegenden. Dazu kommt, daß kleine Stämme leichter unter infektiösen Krankheiten zusammenbrechen als große, und daß in Ländern, die von Raubzeug oder Schlangen heimgesucht sind, dünn bevölkerte Gebiete nicht nur relativ, sondern sogar absolut (auf gleiche Flächen bezogen) mehr Opfer zu verzeichnen haben als dicht bevölkerte. (Wenn wir z. B. hören[1]), daß im Jahre 1912/13 im Bezirke Kilwa über 200 Personen durch Raubtiere getötet wurden, so ergibt das rund 2‰ Verlust, während in dem dicht bevölkerten Indien durch Raubtiere und Schlangenbisse zusammen noch lange nicht 1‰ Verlust jährlich entsteht, obgleich auf Schlangenbisse weit mehr Opfer fallen als auf Raubzeug, so tritt uns die erwähnte Tatsache klar vor Augen.)

Als ein großer Nachteil für die Naturvölker erweist sich auch ihre geringe Einsicht in die Naturgesetze, die häufig zu einer geradezu sklavischen Abhängigkeit vom Geister- und Vorbedeutungsglauben führen kann. (Ein typisches Beispiel, bis zu welchem Grade diese Abhängigkeit sich steigern kann, führt Nieuwenhuis an: „Wenn eine Dajakgesellschaft sich durch allerhand vorbereitende Maßregeln in der Familie und im Stamm und durch pekuniäre Opfer instandgesetzt hat, einen oft Monate dauernden Handelszug zur Küste zu unternehmen und sich nach tage- und wochenlangem Suchen nach den vielen guten Vorzeichen endlich auf den Weg gemacht hat, nach harten Kämpfen mit dem Wasserstand usw. die schwierigste Strecke zurückgelegt hat, so kann es geschehen, daß ein links beobachteter Flug oder Schrei bestimmter Vögel oder die links vernommene Stimme eines Rehs die ganze Gesellschaft aus Furcht vor diesen ungünstigen Vorzeichen wieder heimkehren läßt, wenn sich diese Omen ein paar Tage lang wiederholen.")

Von besonders großem Nachteil ist in vielen Fällen die Unkenntnis der Naturvölker auf dem Gebiet der Gesundheitspflege: sie wissen nicht, wann und wodurch sie krank werden und kennen keine Mittel zur Heilung ihrer Krankheiten, sondern nehmen vielfach einzig und allein zu Beschwörungen ihre Zuflucht, die natürlich in sehr vielen Fällen, z. B. venerischen Krankheiten, absolut keinen Nutzen schaffen können. Wo aber die ärztliche Kunst unter den Angehörigen kulturarmer Völker schon auf einer höheren Stufe steht, da pflegt man doch einer ganzen

1) Die deutschen Schutzgebiete, 1912/13. Berlin 1914. Berichtsteil, S. 11.

Reihe von Krankheiten gegenüber völlig ratlos gegenüberzustehen, und versteht vor allem nicht, wirksame Vorbeugungsmittel gegen dieselben anzuwenden.

Wenngleich in den hygienisch begünstigteren Gegenden die Nachteile dieser geringen Einsicht in die Naturvorgänge geringer sind, so treten sie doch immerhin auch dort noch schädigend zutage. Aber die Widerstandskraft der daselbst wohnenden Völker ist doch ganz beträchtlich größer, wie die Hochlandstämme der Indianer gegenüber den Tieflandstämmen in sehr vielen Fällen deutlich erkennen lassen, und selbst mäßige Höhenunterschiede sprechen sich in manchen Tropengegenden schon sehr auffällig aus, wie Nieuwenhuis an dem Beispiel der in 600 m Höhe wohnenden Kĕnja und der in den tiefen Flußtälern angesiedelten Bahau auf der Insel Borneo nachgewiesen hat; er vermochte sogar überzeugend darzutun, daß die größere Gunst der Naturverhältnisse nicht nur auf die physischen, sondern auch auf die psychischen Eigenschaften des in größerer Meereshöhe wohnenden Stammes vorteilhaft gewirkt hat. Selbst Negervölker, also Angehörige der für das tropische Tiefland am meisten geeigneten Rasse, leiden bei vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt in Gebieten, die wesentlich tiefer liegen als ihre angestammten Wohngebiete; jedoch wird man in solchen Fällen sagen müssen, daß die Eignung für das Höhenklima nur als eine nachträglich durch Akklimatisation erworbene Eigenschaft solcher Volksstämme anzusprechen wäre, da die schwarze Rasse ursprünglich offenbar vorzugsweise das tropische Tiefland bewohnt hat und daher auch im allgemeinen in diesem eine weit größere Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit entwickelt als Angehörige anderer Rassen, vor allem der weißen.

Wennschon die allgemeinen Lebensbedingungen der Naturvölker an sich deren Bestand und Anwachsen wenig günstig zu sein pflegen, und die geringe Entwicklung des Verkehrswesens ein weiteres Moment der Erschwerung bedeutet, so treten doch in einzelnen Fällen oft noch besondere Umstände hinzu, die zur Schwächung des Volksbestandes beitragen oder möglicherweise sogar zum völligen Aussterben hinleiten können. Gerland und Ratzel haben sie bereits näher ausgeführt, so daß hier nur andeutungsweise darauf zurückzukommen ist.

Ereignisse der Natur, besondere Gebräuche, Einrichtungen und Anschauungen der Einzelvölker, Krankheiten, feindselige Berührungen mit Nachbarvölkern u. dgl. wirken hier für sich allein oder in Verbindung miteinander oft so nachteilig ein, daß sie den Bestand bedrohen können. Es gilt das ganz besonders von Naturvölkern, deren Individuen nur eine ganz geringe Zahl ausmachen und auf einem engen Raum zusammenwohnen. Da kann eine einzige, plötzliche schwere Katastrophe, die für einen volkreichen, über einen breiten Raum

verteilten Stamm nur einen Aderlaß bedeuten würde, unter Umständen jählings ein ganzes Völkchen vernichten oder auf geringe Reste reduzieren. Die Geschichte erzählt von so manchem schweren Vulkanausbruch oder Orkan, Bergsturz oder Überschwemmung, Beben, Flutwelle oder Waldbrand, daß man diesen Fall für durchaus möglich halten muß. Die Mythen von der Sintflut und anderen verheerenden Naturereignissen sprechen dafür, daß derartige Fälle, die wir aus der Geschichte nicht belegen können, doch in den verschiedensten Teilen der Erde vorgekommen sein dürften.

Weit häufiger noch sprechen die Traditionen der Völker von schweren Hungersnöten, die sie zu ausgedehnten Wanderungen und zum Aufsuchen neuer Wohnplätze gezwungen hatten. Solche Hungersnöte mögen in manchen Fällen Folgen von katastrophalen Ereignissen gewesen sein: so kommt es ja oft vor, daß durch einen Orkan der Kokospalmen- und Brotfruchtbaumbestand einer kleineren Insel vernichtet und darum deren Bevölkerung dem Hunger überantwortet wird; in anderen Fällen mochten Überschwemmungen oder Erdschlipfe den größten Teil der Felder mit Schutt überdeckt und auf längere Zeit unfruchtbar gemacht haben; wo es sich aber um Hungersnöte größerer Völker handelte, da waren wohl in den meisten Fällen längere Dürreperioden, oder die allmähliche Erschöpfung des nie gedüngten Ackerbodens schuld.[1] Wir dürfen annehmen, daß in solchen Fällen nicht nur die Hungersnot, die häufig schwere moralische Verfehlungen nach sich zieht und durch sie weitere Verluste bedingt[2], sondern auch die anschließende Wanderung für das betreffende Volk mit einer starken Dezimierung verknüpft war, wenngleich die Traditionen nicht davon sprechen. Aber wer jemals in weglosen, unbewohnten Gegenden gewandert ist — und durch solche gehen und gingen doch häufig derartige Wanderungen —, der weiß, daß sie nicht ohne große Verluste für diese Völker vor sich gehen konnten, daß namentlich Kranke und Schwangere, Kinder und Greise den Strapazen oft nicht gewachsen sein mochten. Am schlimmsten sind Wanderungen wohl in Wüsten, wo die Suche nach Wasser und Nahrungsmitteln oft gleich schwer ist, oder aber im Gegenpol, in regenfeuchten Urwäldern, wo der Kampf mit der überüppigen Vegetation alle Kräfte

1) Wie aber Mißwachs zu Völkerwanderungen und dem damit verbundenen Zahlenrückgang führen kann, so gilt dasselbe für Wassermangel, wie ihn langdauernde Dürren bringen können, teils unmittelbar, indem das Trinkwasser für die Menschen nicht mehr ausreicht, teils mittelbar, wenn es wenigstens für das Vieh zu knapp wird. Örtlich kann in Kalksteingebieten unter Umständen auch wohl einmal ein Beben zu gleichem Erfolg führen: so ist Ende des 19. Jahrhunderts bei Tikal (Guatemala) offenbar infolge eines solchen Naturereignisses die wasserdichte Tonlage des einzigen Teiches der Gegend undicht geworden, so daß das Wasser verschwand und die davon abhängige Bevölkerung fortziehen mußte, da ihr Kulturzustand ihr das Aufsammeln von Regenwasser in genügender Menge nicht gestattete.

2) Vgl. Ratzel, a. a. O., S. 374: Hungersnot im Barilande.

in Anspruch nimmt, aber der Wald weder pflanzliche noch tierische Nahrungsmittel in genügender Menge bietet. Da ich selbst mit nur drei indianischen Begleitern in mehrwöchentlicher wegloser Urwaldwanderung einmal dem Hungertode sehr nahegekommen bin[1]), so kann ich mir lebhaft vorstellen, welche Not einer größeren Volksmasse in derartigen Gebieten drohen müßte! Dazu kommt, daß im Verlauf weiter Wanderungen oft die Pflanzen- und Tierwelt sich wesentlich ändert und der Stamm nun die Eigenschaften schädlicher Pflanzen, die Gewohnheiten von reißenden Tieren, Schlangen oder giftigen Insekten mit teuer zu erkaufenden Erfahrungen erst kennen zu lernen beginnen muß. Ferner treten die Opfer der Akklimatisation hinzu, die unter Umständen, besonders in den Tropen, sehr groß sein, vielleicht sogar zu langsamem Erlöschen des Stammes führen oder ihn so zurückbringen können, daß er dauernd auf einem zahlenmäßigen Tiefstand stehen bleibt. Auch das Heimweh und die oft aus ihm folgende Unlust zu energischer Arbeit und größeren Unternehmungen mag zuweilen hinzutreten.

Daß ständiges Wanderleben in den Tropen einen Stamm wegen Malaria und der mit den Reisestrapazen verbundenen großen Kindersterblichkeit allmählich aufreiben kann (auch ohne Verkehr mit Weißen), hat erst neuerdings Koch-Grünberg[2]) für die Merevari festgestellt.

Man darf annehmen, daß jede längere Volkswanderung (auch in der gemäßigten Zone) an sich schon mit Verlusten an Kraft und Menschenzahl verknüpft ist; wieviel mehr muß das aber der Fall sein, wenn der erstrebte Wohnplatz bereits besiedelt ist und die ursprünglichen Bewohner erst gewaltsam durch Krieg verdrängt werden müssen? In solchen Fällen, wie sie mit zunehmender Besiedelung der Erde allmählich zur Regel werden mußten, ist das ursprünglich schwierigste Problem, das der Raumbewältigung, wegen der durch die Besiedelung allmählich geschaffenen Wege gegenüber früher sehr erleichtert, das Problem der Raumbesetzung infolge der Kräftemessung mit menschlichen Gegnern aber erschwert.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon vor 2000 Jahren die großen bewohnbaren Landflächen der Erde — mit Ausnahme entlegener Inseln — so weit in Besitz genommen waren, daß jeder größere Raum von einem bestimmten Volke beansprucht wurde; selbst Sammler-, Fischer-, Jäger-, Nomadenvölker hatten wohl damals schon ihre bestimmten Gebiete inne, innerhalb deren sie sich als Herren fühlten, während ein Verlassen derselben zum Konflikt mit benachbarten Stämmen führen konnte: die Welt war verteilt, und die Möglichkeit der Volkszunahme hing von nun an im letzten Grund von der Ausdehnung und Ergiebigkeit des Wohn- und Nährraums ab, namentlich für die Naturvölker, deren Kulturzustand es

1) K. Sapper, Mittelamerikanische Reisen und Studien. Braunschweig 1902.
2) Zeitschrift für Ethnologie, 1913, S. 461.

nicht erlaubte, die Erträgnisse ihres Gebiets durch wirksame Arbeitsmethoden wesentlich zu steigern. Wohl gestatteten in vielen Fällen noch breite Grenzsäume eine ansehnliche Ausbreitung und Zunahme des Volkes ohne kriegerische Verwicklung; aber im großen und ganzen wurde nun doch das Problem der Volkszunahme zu einem Raum- und damit zu einem Machtproblem. Wo aber eine Ausbreitung wegen mangelnder Macht oder wegen natürlichen Abschlusses des Wohngebiets (Inseln, Oasen, abgeschnittene Gebirgstäler u. dgl.) nicht möglich war, da bestimmte die Fläche bis zu einem gewissen Grade in Anbetracht der erreichten Kulturstufe die mögliche Zahl der Bewohner, und wo das betreffende Volk etwaigen Überschuß nicht in Form von Kolonien zum Abfluß bringen konnte, wie vielfach auf den Südsee-Inseln, da mußte es durch künstliche Beschränkung der Bevökerungszunahme sein Ziel selbst zu erreichen suchen.[1])

Am gewohnten Wohnort sind im allgemeinen die Lebensbedingungen der Naturvölker am günstigsten; aber manche Umstände können auch da der Bevölkerungszunahme entgegenwirken. Oft zeigt die Ernährung wesentliche Mängel: ungenügendes Trinkwasser, zuweilen auch verdorbenes Essen (Eskimos), Wechsel von Hungerzeiten mit Zeiten des Überflusses, in denen sich die meisten überessen, ungenügender Nährgehalt vieler Speisen, die Frauen, Kindern und jungen Leuten infolge besonderer Speiseverbote allein zugänglich sind und bei ersteren ungünstig auf die Beschaffenheit der Nachkommenschaft zurückwirken; bei vielen Stämmen werden durch Essen rohen Fleisches Parasiten aufgenommen; in anderen Fällen ist die Nahrung allzu einseitig und führt zu Beri-Beri-artigen Krankheiten; oft werden nicht genügende Vorräte angelegt oder fehlt es an entsprechenden Erhaltungsmethoden der Nahrungsmittel; Übermaß im Genuß von Betel, Kawa, Tabak und anderen Reizmitteln, in vielen Gegenden auch von alkoholischen Getränken, hat zweifellos auch häufig ungünstige Folgen gehabt usw. Mangelhafte Reinlichkeit, die so vielfach bei Naturvölkern zu beobachten ist und mancherorts durch Zusammenwohnen mit dem Vieh im gleichen Raum noch vermehrt ist, erschwert Wundheilungen, so daß oft ungefährliche Wunden, wie sie die Leute sich z. B. beim Tätowieren oder zur Hervorbringung von Ziernarben selbst beibringen, zum Tode führen können, begünstigt die Verbreitung von Infektionskrankheiten aller Art. Die Beschaffenheit der ursprünglichen Kleidung und Behausung ist in manchen Fällen ebenfalls ungünstig; doch ist hervorzuheben, daß sie in vielen anderen Fällen, wo sie dem Europäer ungeeignet erscheinen mögen, doch für die besonderen örtlichen Verhältnisse zweckentsprechend sind (z. B. die schwere Kleidung der Saharabewohner).[2])

1) Vgl. Ratzel, a. a. O., S. 377 ff., besonders 379: Oase Farafrah.
2) Vgl. darüber: Grober in der Münchener mediz. Wochenschrift, 1915, S. 473.

Die Ausübung des Berufs als Sammler, Fischer, Jäger hat häufig Unglücksfälle im Gefolge; Raubzeug, Schlangen, Skorpione fordern an Menschen wie an Vieh zuweilen unverhältnismäßig viele Opfer; Krankheiten verschiedenster Art traten hinzu und reduzierten zuweilen schon lange vor Ankunft der Europäer manche Völker oder, was zu gleichem Ende führen konnte, ihren Haustierstand außerordentlich; bei vielen Völkern befördert das Zusammenwohnen zahlreicher Familien unter einem Dach und in einem Raum die Verbreitung von Infektionskrankheiten in unheilvoller Weise (z. B. Dajaks). Geringe Sorgfalt, oft auch Unverstand in der Kinderpflege und Krankenbehandlung fordern weitere Opfer; häufige Überanstrengungen der Männer und Frauen, allzu frühe oder allzu späte Heiraten wie auch die vielverbreitete Polygamie drücken auf die Kinderzahl; Häufigkeit des Zölibats ist bei manchen Völkern infolge der dort herrschenden Religion (besonders Lamaismus) der Volksvermehrung sehr hinderlich; an manchen Orten, besonders der Südsee und Amerikas, haben auch geschlechtliche Ausschweifungen, Prostitution und allerhand Laster der Volkszunahme entgegengearbeitet, doch darf man diese Einflüsse nicht überschätzen und muß hervorheben, daß in sehr vielen Gebieten die Sitten vor der Berührung mit der europäischen Kultur weit höher standen als nachher.

Schlimmer wirkte dagegen die geringe Einschätzung des Wertes menschlichen Lebens: die Häufigkeit von Abtreibungen, von Tötung von Kindern, Alten und Kranken trug in der Tat stellenweise stark zum Volksrückgang bei, und wenn man die Schilderungen von Ellis oder Moerenhout über die Sitten der Areois auf Tahiti und ähnlicher Gesellschaften in anderen Südsee-Archipelen liest, so gewinnt man in der Tat den Eindruck, daß hier schon vor der Ankunft der Europäer ein Rückgang der Volkszahl, ein Beginn des Aussterbevorgangs eingesetzt hatte.

Bedeutende Verluste an Menschenleben ergaben sich auch vielerorts aus den Berührungen mit feindlichen Stämmen und aus Ausflüssen religiöser Anschauungen. Dahin gehören vor allem die Kriege, die freilich meist wenig blutig verliefen, aber durch ihre große Häufigkeit doch schließlich bedeutsam wurden; bei höherer Kultur wurden sie auch stellenweise sehr verheerend[1]), wie andererseits auch besonders heftiger Haß dann und wann auf tiefer Kulturstufe schon zur Vernichtung kleiner Volksstämme führen konnte, soweit diese nicht vorzogen (selbst im unbekannten Ozean)[2]), neue Wohnsitze aufzusuchen. Aber der Krieg hatte doch auch die wohltätige Folge, daß einerseits die jungen Männer die Leistungsfähigkeit ihres Körpers und Geistes auf eine an-

1) Z. B. die Kriege Tschakas (Ratzel, a. a. O., S. 382).

2) Friederici in Mitt. d. Vereins f. Erdkunde Leipzig (1910), S. 64.

sehnliche Höhe bringen mußten[1]), andererseits aber, wie Friederici hervorhob[2]), sowohl die Männer wie die Frauen dazu drängte, möglichst viele Kinder zu bekommen und trotz aller notwendigen Last und Unbequemlichkeit hochzubringen und zu erziehen, um dereinst Verteidiger des Dorfes oder Staats zu haben, durch sie Sklaven und andere Beute zu gewinnen u. dgl. m.

Weiberraub, Sklavenhandel, Kopfjagden, die ihrerseits als Gegenwirkung wieder zur Rache erneute Mordtaten auslösen, Kannibalismus, Menschenopfer beim Begräbnis großer Persönlichkeiten, aber auch wohl bei manchen anderen, uns recht unwichtig erscheinenden Begebenheiten[3]), sowie übertriebene Strenge der Rechtspflege, die sich stellenweise in massenhaften Hinrichtungen äußerte, haben wohl da und dort die Volkszahlen heruntergesetzt und könnten in Verbindung mit anderen Ursachen gelegentlich zum Aussterben einzelner Stämme geführt haben.

In gleichem Sinne wirkten auch die Verdrängungen ganzer Stämme oder einzelner Personen in ungünstigere Wohnräume: so sind im Malaiischen Archipel oder den Südseeinseln vielfach die älteren Inselbewohner durch kulturlich und körperlich überlegene Fremdvölker von der reichen Küste in das minder günstige Innere verdrängt worden, wie andererseits jetzt noch stärkere Indianerstämme die schwächeren von der Nahrungsbasis der Flüsse zu verdrängen suchen[4]), oder auf manchen Südseeinseln der Druck der Großen einzelne Volksgenossen ebenso zur Flucht in die unzugänglichen Wälder des Innern bewog wie einst in Westindien, den Maskarenen oder anderen Gegenden rassenfremde Sklaven, die dann in entlegenen Gebieten ein trauriges Dasein führten und vielfach zugrunde gingen.

Wenn wir unvoreingenommen die Lebensbedingungen der Kulturarmen vor der Berührung mit einer höheren Kultur und Angehörigen derselben prüfen, so kommen wir zum Schluß, daß dieselben allerdings auf ziemlich schwankender Grundlage ihr Leben aufbauten, daß in der Tat für einzelne Völker und Stämme die Möglichkeit des Aussterbens durch Krankheiten, Sittenzerfall und Vergeudung der Menschenleben nahe war und daß der Kampf ums Dasein sich auch bei ihnen bereits bis zur Verdrängung einzelner Stämme in ungünstigere Lebensräume verschärft hatte; aber für die große Mehrzahl der Naturvölker findet man doch ein wesentlich zufriedenstellenderes Bild vor. Immerhin wo Volksvermehrung stattfand, da war sie doch meist langsam und spär-

---

1) R. L. Stevenson, In the South Seas (Leipzig, Tauchnitz, 1901) I, S. 67.

2) Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten, Erg.-H. 3, S. 99f.

3) Ohrläppchendurchbohrung bei einer Häuptlingstochter auf den Marquesas: Friederici in Mitt. d. Ver. f. Erdk. Leipzig, 1910, S. 52.

4) E. Nordenskjöld, Indianerleben (Leipzig 1912), S. 137.

lich; zur Erhaltung des Lebens war zudem ein ziemlich hohes Maß von Arbeit notwendig, und vielfach gab die Sitte Verstorbenen ihren materiellen Besitz wieder ins Grab mit, so daß ein Kulturfortschritt erschwert war. Ein weiteres Hindernis des Kulturfortschritts kann man bei dem einzelnen Naturvolk in der kleinen Zahl der Volksindividuen sehen, denn aus ihr konnte natürlich lange nicht so oft ein schöpferischer, erfinderischer Kopf auftauchen wie aus den großen Volksmassen der Kulturvölker, und wenn einmal ein solcher auftauchte, so warf sein Erfolg zunächst meist nur Wellen von geringer Ausdehnung und setzte sich sehr langsam im weiteren Umkreis durch.

So sehen wir die kulturarmen Völker auch menschenarm, mit geringer Aussicht auf wesentliche Zunahme selbst in Gebieten, die von Natur dem Naturmenschen entgegenkamen. Aber die Menschenarmut weiter Gebiete der Erde war auch ein Schutz der Naturvölker, da sie von ihresgleichen wenig zu fürchten hatten. Wenn aber, wie in Mittel- oder Südamerika, sich einzelne Völker zu höherer Kultur und Volkszahl aufzuschwingen vermochten, so besaßen sie durch ebendiese Umstände ein solches Übergewicht über die kleineren Naturvölker, daß diese der Gravitation leicht erlagen, ohne jedoch ihre völkische Selbständigkeit aufgeben zu müssen.

Erst die gewaltigen Kultur- und Machteinflüsse der europäischen Völker haben das bei aller räumlichen Bewegung doch verhältnismäßig stabile Bild der kulturarmen Völker in kürzester Zeit gestört, während die asiatischen Kulturvölker nur in weit bescheideneren Grenzen über ihre ursprünglichen Wohngebiete hinaus wirkten. Darum können wir auch von stärkerem Eingehen auf sie absehen und uns hauptsächlich mit den Einflüssen der Europäer beschäftigen. Zuvor aber mögen gewisse Wirkungen betrachtet werden, die mit der europäischen Kultur an sich nichts zu tun haben, sondern als Begleiterscheinungen eines jeden, über große Fernen wirkenden Verkehrs auftreten können.

III. Wirkungen fernen und intensiven Verkehrs.

Kulturarme Völker haben in der Regel nur einen wenig ausgreifenden Verkehr. Darin ruht einer der Gründe für den Tiefstand der Kultur, denn die Naturausstattung eines beschränkten Raumes ist unter allen Umständen verhältnismäßig dürftig und muß daher nachteilig auf die Kulturentwicklung zurückwirken. Die Kürze des Verkehrsradius ist aber zugleich auch ein Schutz für den Bestand der Kulturarmen; denn auf dem engen Raum ist auch die Zahl der heimischen Krankheiten wie der pflanzlichen und tierischen Schädlinge aller Art beschränkt, so daß die schwache Kraft eines Naturvolks von ihnen nicht überwältigt wird.

So eng aber auch der Verkehrsraum, so stark auch die Abschließung eines Naturvolks sein mag, an den Grenzen berührt es sich doch immer

mit Nachbarn, die über eine etwas andere Ausstattung ihres Wohngebiets verfügen und eine etwas verschiedene Kulturentwicklung durchgemacht haben; durch gegenseitige Aufnahme gewisser Elemente materieller wie geistiger Kultur werden beide Teile reicher. Durch Händler, Sklaven, Kriege, Völkerwanderungen erfolgen auch aus größerer Entfernung Übertragungen verschiedenster Art, so daß schließlich auf weiten Flächen gleichartiger Natur auch ziemlich gleichartige Lebensbedingungen bei aller ethnologischen Verschiedenheit der Einzelvölker herauskommen, vor allem die wichtigen Kulturpflanzen und Haustiere eine immer größere Verbreitung erlangen. Schließlich umgeht der Verkehrsstrom auch anfängliche Schranken, wie Wüsten, Gebirge, Wälder, oder durchzieht sie in dünnen Verkehrsfäden, so daß schließlich gewisse Kulturelemente, aber auch gewisse Krankheiten, Ungeziefer, Unkräuter usw. über riesige Flächen, ja unter Umständen sogar über die ganze Ausdehnung der großen zusammenhängenden Landmassen (der Alten Welt, der Neuen Welt und Australiens) samt ihren Nachbarinseln verbreitet wurden, soweit Boden und Klima, sowie bei der Verbreitung klimatische Brücken es erlaubten. Daß dabei aber manche Einzelgebiete minder stark beeinflußt wurden, wie z. B. in der Alten Welt der größte Teil des südsaharischen Afrika, ist leicht zu verstehen. Andererseits muß man annehmen, daß viele Kulturelemente, aber auch Krankheiten und Schädlinge usw. bei der Dürftigkeit des Verkehrs trotz der Übertragungsfähigkeit doch jahrhundertelang auf ein enges Gebiet beschränkt blieben, um dann erst spät weitere Verbreitung zu finden. Jede Verbesserung des Landverkehrswesens förderte die Übertragungen; besonders bedeutsam wirkten in diesem Sinne die Verwendung der Reittiere und lange nachher die Erfindung der Eisenbahnen.

Das stärkste Verbreitungshemmnis boten einst größere Wasserflächen, und wenn auch manche derselben schon frühzeitig durch Verschlagungen unfreiwillig überwunden wurden, so setzte doch eine bewußte und systematisch-wirkungsvolle Bewältigung der Meeresräume erst nach der Verbesserung der Schiffahrt ein. So kommt es, daß die Inseln Polynesiens erst seit etwa 1400 Jahren, Island vor wenig mehr als 1000 Jahren endgültig besiedelt worden sind. Die einschneidendste Verbesserung stellte aber die Einführung der Hochseeschiffahrt dar, die mit einem Schlage die vorher getrennten großen Landmassen miteinander in Verbindung brachte und damit deren Bevölkerungselementen den Austausch ihres Kulturbesitzes ermöglichte. Da die Einführung der Hochseeschiffahrt mit einem Expansionsbedürfnisse europäischer Völker zusammentraf, ist der größte Teil der kulturarmen Völker der Europäisierung anheimgefallen, während Asiatisierungseinflüsse sich bisher zu Wasser und zu Lande auf die nähere Umgebung des Kontinents beschränkten.

Weite Gebiete Amerikas und Australiens haben erst durch die neu eingeführten Kulturelemente ihren wahren Wert erhalten, und auch die einheimische Bevölkerung hat durch dieselben unstreitig gewisse Vorteile erlangt, freilich neben vielen Nachteilen, deren später zu gedenken sein wird. Mit den Kulturelementen verbreiteten sich zugleich Krankheiten und allerlei pflanzliche und tierische Schädlinge, die verhängnisvolle Wirkungen auf den Bestand vieler Naturvölker gehabt haben. Wennschon die europäischen Kulturvölker unter den gelegentlich durch den Verkehr eingeschleppten und epidemisch auftretenden asiatischen Krankheiten, wie Cholera, Pest u. dgl., schwer zu leiden hatten und erst neuerdings durch wirkungsvolle Gegenmaßregeln deren Einschleppung zu verhindern gelernt haben, so mußten die weit schwächeren Naturvölker unter neu eingeschleppten Krankheiten noch weit mehr leiden, ja zum Teil sogar zusammenbrechen, weil ihnen weder die Macht noch auch die nötige Einsicht zu Gebote standen, um ihnen den Eingang zu verwehren, wenngleich man gelegentlich bescheidene Ansätze dazu beobachtet.

Gerland ist (S. 119) zu der Annahme gelangt, daß etwa $^{1}/_{3}$ aller Menschenverluste, welche die kulturarmen Völker erfahren haben, auf Rechnung der Krankheiten gesetzt werden dürften, und führt (S. 16ff.) eine Menge Beispiele an, die zeigen, daß die Verluste furchtbar waren. Neuere Beobachtungen machten uns mit Beispielen bekannt, wo sogar in kurzer Zeit über die Hälfte der Bevölkerung hingerafft wurde (z. B. Volksrückgang auf Tobi in der westlichen Südsee zwischen zwei Schiffsbesuchen von 700 auf 312 Einwohner infolge Dysenterie).[1])

Zu den schlimmsten der eingeschleppten Krankheiten gehören die Pocken, die in vielen Gegenden, besonders Amerikas und Afrikas, immer wieder in neuen Epidemien sich zeigen — stellenweise sogar in ziemlich gleichmäßigen räumlichen Zwischenräumen —, so in Guatemala im 19. Jahrhundert alle sieben bis acht Jahre, und nach v. Humboldt einst in Mexiko alle 17 Jahre. Gegen diese furchtbar verheerende Krankheit ist durch die Impfung ein Schutzmittel gegeben, das aber leider von den Regierungen, die nunmehr über die Naturvölker herrschen, noch viel zu wenig angewendet wird.[2]) In unseren Kolonien wird die Impfung im Fall von Epidemien nach Möglichkeit durchgeführt[3]), da oft in solcher Zeit das Verhalten der Bevölkerung minder ablehnend wird. Wo aber beim Impfen die Kinder zu Hause gelassen werden, wie das stellenweise vorkommt, da wird gerade der gefährdetste Teil der Be-

1) Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Guinea 1914, S. 68.

2) Vgl. über die betr. Zustände in Teilen des spanischen Amerika: diese Zeitschrift II, S. 403f.

3) Vgl. z. B. Medizinalberichte über die Deutschen Schutzgebiete 1910/11, Berlin 1913, S. 29ff., 391ff. u. 489. Im Kaiser-Wilhelms-Land findet die Impfung stellenweise keinerlei Widerstand, da die Narben als Ziernarben geschätzt werden. (Ebenda, S. 657.)

völkerung übergangen, denn in vielen Gegenden sind die Erwachsenen durch früher überstandene Pocken an sich schon immun, wie ich in Mittelamerika in vielen Fällen feststellen konnte.

Daß die Syphilis bei manchen Völkern Amerikas offenbar schon vor der Ankunft der Europäer heimisch war, interessiert uns hier nicht; jedenfalls ist sie durch den gesteigerten Fern- und Nahverkehr bei sehr vielen Völkern erst eingeschleppt worden. Diese Krankheit hat an sich und durch ihre nachträglichen Folgen (Verschlechterung oder Ausbleiben des Nachwuchses) furchtbaren Schaden gestiftet und stiftet ihn in immer noch wachsendem Maße, da sie sich immer noch weiter ausbreitet.[1])

Von großer Bedeutung ist auch die bei Naturvölkern eingeschleppte, jetzt schon weitverbreitete Gonorrhöe, weil sie dazu beiträgt, die Zahl steriler Frauen zu erhöhen.

Ohne auf eine Reihe weiterer Krankheiten, wie Aussatz, Masern, Pest, Cholera, Beriberi, Typhus u. a. näher einzugehen, sei noch der Erkrankungen der Atmungswege gedacht, die stellenweise, z. B. vielfach in der Südsee, zu den verheerendsten Volkskrankheiten gehören, so vor allem Tuberkulose[2]), Influenza und Schnupfen (Katarrh). Letztere sind für manche Indianerstämme im höchsten Grade fatal gewesen[3]) und werden auch in der Südsee stellenweise recht gefürchtet; ja, bei selten angelaufenen Inseln der Neuen Hebriden kommt es vor, daß jedesmal nach der Ankunft eines Dampfers eine Katarrhepidemie sich einstellt. Die Jicaques in Honduras fürchten den Katarrh so sehr, daß sie ein ihnen geschenktes Tuch auf einem Stock entgegennehmen und zunächst waschen, ehe sie es in Gebrauch nehmen; ja nach meinen Erkundigungen lassen sie vielfach sogar die Fremden nicht ins Dorf herein, sondern beherbergen sie außerhalb des dasselbe umgebenden Zauns in einer besonderen Hütte.

Haben wir bisher hauptsächlich von neu eingeschleppten Krankheiten gesprochen, so müssen wir doch andererseits hervorheben, daß der gesteigerte Verkehr, wie er im Lauf der jüngsten Entwicklung selbst im Innern großer Kontinente, besonders Afrikas, sich herausgebildet hat, nicht minder verderbliche Folgen durch Verbreitung einheimischer Krankheiten nach sich zieht. Außer Malaria, Gelbfieber, Ruhr u. dgl. m. sei hier namentlich an die Schlafkrankheit erinnert, die neuerdings in Afrika so große Fortschritte gemacht[4]) und stellen-

1) Vgl. Medizin.-Ber. 1910/11, S. 85 (Ostafrika), 586 ff. (Südwest), 718 f. (Marshallinseln); Deutsches Kolonialblatt 1914, S. 441 (Ostafrika). Suppl. zu Bd. XXIV; Internat. Archiv für Ethnographie, S. 11 (Borneo) usw.

2) Vgl. Koloniale Rundschau 1911, S. 353 (Neuguinea); Medizinalberichte über die Deutschen Schutzgebiete 1910/11, S. 211 (Deutsch-Ostafrika).

3) Vgl. diese Zeitschrift II, S. 402 f.

4) Vgl. z. B. Deutsches Kolonialblatt 1913, S. 587 und 797.

weise — neben den Pocken — ganze Bevölkerungszentren vernichtet hat, so in Französisch-Äquatorialafrika.[1]) Doch scheint es, daß es bereits gelungen ist, durch geeignete Maßnahmen der Krankheitsverbreitung wirksam entgegenzuarbeiten, und manche Nachrichten lassen deutlich erkennen, daß man die Krankheit schon erheblich zurückzudämmen gelernt hat, wie denn in Uganda die Zahl der jährlichen Todesfälle im Zeitraum 1905—1910 von 8003 auf 1546 gesunken ist[2]); stellenweise (so in der Umgebung von Mpala am Tanganjika im belgischen Kongo) konnte auch schon das Erlöschen festgestellt werden.[2])

Freilich ist es ausgeschlossen, daß eine völlige Überwindung mancher gefährlicher einheimischer Krankheiten für große Gebiete etwa in der Art zu erreichen wäre, wie es in der Panamakanalzone für das gelbe Fieber geglückt ist, denn dazu ist ein großer Beamtenapparat und unendliche Sorgfalt nötig, wie sie eben nur in kleinen, wichtigen Gebieten aufgeboten werden können; aber eine wesentliche Abschwächung der gesundheitlichen Gefahren ist überall möglich und wird in gutgeleiteten europäischen Kolonien schließlich auch erreicht werden müssen.

IV. Wirkungen der Okkupation des Landes durch Völker höherer Kultur.

Zu den ergreifendsten Vorgängen der menschlichen Geschichte gehört die erstmalige Berührung von Völkern niedrigerer Kultur und dunklerer Hautfarbe mit Vertretern hellfarbiger andersartiger, andersgekleideter, anderssprachiger, andersgläubiger, andersgesitteter Völker hoher Kultur. Nicht selten wurden dieselben geradezu als Wesen höherer Art angestaunt, verehrt und aufs entgegenkommendste aufgenommen. Aber diese Träger einer hohen Kultur entsprachen in ihren menschlichen Zügen meist sehr wenig den Erwartungen der einfachen Naturkinder: schon des Columbus erste Berührung mit amerikanischem Boden wurde durch Menschenraub geschändet, und noch auf seiner ersten Reise floß Eingeborenenblut; geringfügige Übergriffe der Eingeborenen, wie einst auf Samoa der Diebstahl eines Hammers, oder selbst bloße Mißverständnisse führten manchmal schon bei ganz vorübergehender Anwesenheit der Fremden zu blutigen Zusammenstößen; wo diese aber zu bleiben vorhatten, da vermochten sie weder Bitten oder Geschenke, noch auch Gewalt wieder zum endgültigen Verlassen des betretenen Bodens zu bewegen; vielmehr sehen wir sie stets kraft ihrer Überlegenheit nach kürzerer oder längerer Zeit als die eigentlichen Herren in dem neu entdeckten Gebiet, sei es, daß sie Schritt für Schritt durch Kauf und Verträge, manchmal freilich auch durch ganze Ketten von Rechtsbrüchen die Haupterstreckung des betreffenden Landes erwarben, oder aber mit Waffengewalt sich aneigneten.

1) Koloniale Rundschau 1911, S. 443. 2) Ebenda 1913, S. 293.

Daß die politische Aufteilung der betreffenden Landgebiete vielfach im fernen Europa durch willkürliche Akte oder durch diplomatische Abmachungen erfolgte, interessiert uns hier nicht näher, weil diese Tatsachen mit dem Aussterben nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen; auch sollen Einzelheiten über die geschichtlichen Vorgänge an dieser Stelle nicht besprochen werden; nur einige allgemeine Tatsachen seien kurz ausgeführt und mit wenigen Beispielen belegt. Eine Beurteilung der Vorgänge nach der moralischen Seite kann auch unterbleiben, da wir hier die Vorgänge hauptsächlich als Ausflüsse natürlicher oder auch künstlich getriebener Ausbreitungsbedürfnisse der Kulturvölker ansehen und bei jeder Kolonisation, unter welch schön klingenden Worten sie auch immer angekündigt sein mag, in der Hauptsache Egoismus annehmen. Es ist ja zweifellos, daß in vielen Fällen, namentlich am Beginn der Neuzeit, eine mehr oder weniger große Minderheit wirklich aus idealen Beweggründen — so zur Ausbreitung des Christentums — nach überseeischer Kolonisation verlangte; aber die große Mehrheit der kolonisierenden Völker und deren Regierungen strebte zweifellos nur nach Landbesitz, sei es, daß beabsichtigt war, neues Siedelungsland für größere Mengen des eigenen Volkes zu gewinnen, oder aber die natürlichen Reichtümer der neu erworbenen Gebiete auszubeuten. Damit ergeben sich zwei verschiedene Arten von Kolonien: 1. Siedelungskolonien, in denen der Eingeborene als lästiger Konkurrent empfunden wird, weil der Angehörige der höheren Rasse wegen des daselbst herrschenden gemäßigten Klimas selbst den Boden bebauen und andere körperliche Arbeit andauernd leisten kann, und 2. Ausbeutungskolonien, in denen die Schätze der natürlichen Ausstattung des Gebietes, ferner Pflanzungen und andere wirtschaftliche Unternehmungen entweder ausschließlich durch Eingeborene oder mindestens leichter durch sie als durch Europäer gewonnen werden können (d. i. alle tropischen Gegenden sowie manche subpolare bis polare Jagd- und Fischereigebiete, wie die Pelzländer Sibiriens und Nordamerikas, die Fischereigründe Grönlands usw.). In ersteren Ländern, wo Land das Haupterfordernis für die Siedler ist, kommt es naturgemäß zu allmählicher Verdrängung der Eingeborenen (Vereinigte Staaten, Australien, Sibirien, südliches Südamerika), soweit diese nicht stark genug zu energischem Widerstand sind (Südafrika zum Teil). In letzteren, wo Arbeitskräfte das Haupterfordernis für die Ansiedler sind, weichen zwar auch nicht selten größere oder kleinere Volksteile in ungünstigere, aber schwerer erreichbare Gegenden aus; meistens jedoch bleibt die Hauptmasse der Bevölkerung auf ihren angestammten Wohnsitzen und wird alsbald oder allmählich durch politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Zwang in den Dienst der neuen Regierung und Kolonisten gestellt.

Der erste der genannten Fälle führt oft langsam, aber immer sicher

zum allmählichen Untergang der Eingeborenen, von denen oft nur kleine, der späteren Vermischung vorbehaltene Reste übrigbleiben; im zweiten Fall aber kann es vorkommen, daß der Volkskörper ohne nennenswerten Verlust oder mit erträglichen Einbußen erhalten bleibt, seine Sprache und den größten Teil seiner alten Kultur beibehält und schließlich sogar bedeutsam an Zahl zunimmt. Freilich liegt die Schonung der Eingeborenen hier im eigensten Interesse des herrschenden Volkes, und wenn auch die einzelnen kolonisierenden Völker sich ihrer Naturanlage, ihrer Staatsverfassung und ihrem Glauben entsprechend recht verschieden verhalten haben, so sehen wir doch überall da, wo die Eingeborenen eine höhere Kultur und Volksdichte besaßen, dieselbe Erscheinung der Fortdauer und des Wiederanwachsens des Volkskörpers, soweit eine wesentliche Schwächung der Bevölkerung im Anfang der Fremdherrschaft sich eingestellt hatte. Beispiele dafür sind vor allem Britisch- und Holländisch-Indien, bzw. die Gebiete der altamerikanischen Kulturvölker.

Cortez hatte durch seinen genialen (später auf anderem Boden von Pizarro nachgeahmten) Akt der Gefangennahme des Eingeborenenherrschers die Besitzergreifung des mexikanischen Gebiets fast ohne Blutvergießen durchgesetzt, und es ist anzunehmen, daß ohne die Ungeschicklichkeit Pedro de Alvarados die spanische Herrschaft in diesem mächtigen Reiche in aller Ruhe eingewurzelt wäre, ohne die Erschütterungen zu erfahren, die später durch den bewaffneten Widerstand Montezumas entstanden. Aber auch die großen Menschenverluste, die durch die folgenden Schlachten und die furchtbare Belagerung Tenochtitlans entstanden, waren nur ein leichter Aderlaß für den Volkskörper im Verhältnis zu den Hekatomben, welche die eingeschleppten Pocken verursachten; mag auch die Angabe übertrieben sein, daß sie die Hälfte der Bevölkerung hinweggerafft hätte, so waren die Opfer dieser Krankheit, die in immer neuen Wiederholungen auch die folgenden Jahrhunderte hindurch das Land heimsuchte, doch unvergleichlich zahlreicher als die aller Kriege und Aufstände des Landes zusammen. Freilich muß man sich auch vergegenwärtigen, daß die Feuerwaffen des 16. Jahrhunderts im Vergleich zu den jetzt gebräuchlichen noch wenig leistungsfähig waren und daß daher Menschenschlächtereien, wie sie Lord Kitchener im Mahdistenkrieg vollzog, noch gar nicht möglich waren.

Pedro de Alvaredo hat im benachbarten Guatemala anfangs starken, bewaffneten Widerstand gefunden; aber auch diese Kämpfe, wie die weit blutigeren, die später mit Pizarros und Almagros südamerikanischen Eroberungen verknüpft gewesen sind, konnten die Volkskörper nicht ins Herz treffen, und wenn auch die Härte und Grausamkeit der Konquistadoren, die keineswegs hier entschuldigt werden sollen, nach der

Okkupation noch viele Opfer forderten, so war doch einerseits die Volkskraft noch nicht vernichtet worden, und andererseits ist hervorzuheben, daß diese Übergriffe von der spanischen Heimatregierung nie gebilligt, vielmehr jederzeit nach Möglichkeit bekämpft worden waren.

Bei Naturvölkern geringer Volksdichte, niedriger Kultur und darum auch dürftiger staatlicher Organisation ist die gewaltsame Okkupation oft mit verhältnismäßig weit größeren Opfern verknüpft gewesen. Aber auch bei ihnen ist mir kein Fall bekannt, in dem der Akt der Unterwerfung an sich unmittelbar die Vernichtung eines Volkes bedeutet hätte.

Viel nachteiliger für den Bestand der Naturvölker war das System der Verdrängung in den Gebieten des gemäßigten Klimas. Am besten bekannt ist dieser Vorgang für das Gebiet der Vereinigten Staaten[1]); hier kann man den Prozeß der Verdrängung in allen Einzelheiten verfolgen und sehen, wie die Indianer, die an Charaktereigenschaften und sittlichem Verhalten ursprünglich der Mehrzahl der weißen Siedler überlegen waren, durch das allmähliche Vordringen derselben in immer üblere Lage gerieten, indem durch diese das vorher so zahlreiche Wild verdrängt oder vernichtet und damit den Indianern die Hauptstütze ihrer Wirtschaft genommen wurde; wenn nun die Stämme für die Schulden einzelner Stammesmitglieder (die sich diese großenteils in der Trunkenheit zugezogen hatten) haftbar gemacht wurden, so konnten sie nicht mehr wie früher mit Häuten und Fellen bezahlen, sondern mußten Land verkaufen, wobei der Staat für den Acre wenige Cents zu zahlen pflegte, während er ihn später für zwei Dollars wieder an weiße Siedler verkaufte. Da nun die Indianeragenten (Beamte der Vereinigten Staaten, aber bis in die neueste Zeit hinein „fast durchweg eine ganz verrottete Gesellschaft")[2]) die Interessen ihrer Schutzbefohlenen vielfach nicht wahrnahmen, so gingen die Indianer nicht selten noch des ihnen zustehenden Geldrestes verlustig.

Während im Norden die Indianer durch derartiges Vorgehen der Weißen unter Duldung der Regierung allmählich ihres Landes beraubt wurden, haben die südlichen Stämme, die sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in bemerkenswertem Maße der europäischen Wirtschaft und Zivilisation angepaßt hatten, später dasselbe Schicksal erfahren durch das Vorgehen von Einzelstaaten wie der Zentralregierung selbst, nachdem diese unter Monroes Präsidentschaft ihre Haltung gegenüber den Indianern geändert hatte. Besonders empörend war die gewaltsame

1) Vgl. G. Friedericis ausgezeichnetes Buch: Indianer und Anglo-Amerikaner, Braunschweig 1900, wo viel Literatur angegeben ist, und die neuen Darlegungen von S. Dunbar: A history of travel in America, 4 Bde., Indianopolis 1915, der zahlreiche aktenmäßige Belege mitteilt.

2) Friederici, a. a. O., S. 57, nach Bancroft, Pacific States XXXIII S. 72.

Entfernung der Cherokesen unter Jacksons Präsidentschaft aus ihrer reichen Heimat; sie erfolgte, weil die landgierigen Bürger der Umgebung, namentlich des Staates Georgia, ihre Entfernung verlangten, obgleich allgemein bekannt war, welch hohen Grad von Kultur dieses Volk bereits erreicht hatte. Berichtete doch Thomas L. Mc Kenney 1825 amtlich wie folgt an das Kriegsministerium über dieses Volk und sein Land[1]): „Die Ebenen besitzen unermeßliche Flächen von Weideland, und unzählige Viehherden sind über sie hingestreut; Pferde sind im Überfluß vorhanden, und zahlreiche Herden von Schafen, Ziegen und Schweinen bedecken Täler und Höhen. Auf den Flüssen Tennessee, Ustanula und Canasagi schwimmt die Handelsflottille der Cherokesen. Das Klima ist herrlich und gesund; die Winter sind milde, und der Frühling bedeckt den Boden mit einer reichen Flora. Blumen von ausgesuchter Schönheit und von mannigfaltigster Farbenpracht fesseln das Auge nach jeder Richtung. In den Ebenen und Tälern ist der Boden gewöhnlich schwer und bringt Mais, Baumwolle, Tabak, Weizen, Hafer, Indigo, Yams und Kartoffeln hervor. Die Eingeborenen betreiben einen beträchtlichen Handel mit den benachbarten Staaten; einige von ihnen führen Baumwolle aus und bringen sie in Kähnen den Tennessee und Mississippi hinunter nach New Orleans. Apfel- und Pfirsichanpflanzungen sind ziemlich allgemein, und Gärten werden mit vieler Sorgfalt gepflegt. Auf der Tafel der Cherokesen findet man Butter und Käse. Im Lande gibt es viele Kunststraßen, und Wirtshäuser werden von Eingeborenen gehalten. Blühende Dörfer sieht man in großer Zahl in allen Teilen des Landes. Wollene und baumwollene Zeuge werden gewebt, und Decken von jeder Ausdehnung und von Cherokesen verfertigt, findet man überall. Fast jede Familie des Volks pflanzt Baumwolle für den eigenen Bedarf. Industrie und Handelsunternehmungen breiten sich in allen Landesteilen aus. Beinahe alle Kaufleute sind eingeborene Cherokesen. Landwirtschaft ist die Hauptbeschäftigung des Volkes, aber auch verschiedene Zweige des Handwerks werden gepflegt. Die Bevölkerung nimmt reißend zu. Weiße Leute genießen dieselben Vorrechte und Freiheiten wie die Cherokesen; nur zu öffentlichen Ämtern sind sie nicht wählbar. Der christliche Glaube ist Nationalreligion. Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und Mährische Brüder sind am meisten vertreten. Einige der einflußreichsten Persönlichkeiten sind Geistliche und leben strikt nach ihren Glaubenssätzen. Das ganze Volk ist durchdrungen von Dankbarkeit für die Hilfe, welche sie von der Regierung der Vereinigten Staaten und von verschiedenen religiösen Gesellschaften empfangen haben. Die Zahl der Schulen nimmt in jedem Jahre zu, und Bildung wird ermuntert und belohnt. Die Jugend lernt Englisch und die Erwachsenen ihr eigenes Schriftsystem." Und diese „Wilden" wurden 1838/39 gewaltsam — auf

1) Friederici, a. a. O., S. 85f.

ihre eigenen Kosten! — mehr als 1000 km weiter westwärts, natürlich auf wesentlich ungünstigeren Boden gebracht, um zur Zivilisation erzogen zu werden! Schon auf dem Wege dorthin waren 22% des Volkes, das beim Auszug 18000 Seelen zählte, zugrunde gegangen! Und die anlangten, mußten unter schwierigen Umständen ihr Familien- und Staatsleben aufs neue beginnen, das niemals wieder die frühere Blüte erreichte. Wie sollte auch die zarte Waldpflanze unter der starken Sonne der trockenen Grasflur weitergedeihen können?

Noch schwerer litten die Seminolen in Florida, die 1822—1845 in fast 25jährigem Kriege gegen die selbst mit Bluthunden arbeitenden Truppen der Vereinigten Staaten von 4000 auf weniger als 1000 Seelen zurückgingen und schließlich mit den Cherokesen, Creeks, Choctaws und Chickasaws im Indianerterritorium zusammentrafen.

Und wie oft wurden verpflanzte Indianerstämme von der nachdrängenden Welle der Weißen wieder weiter verdrängt, auf immer ungünstigere und immer engere Wohnplätze, bis sie schließlich in den dürftigen, vielfach geradezu wüstenhaften Reservationen landeten, wo sie durch die Almosen der Regierung eben gerade noch am Leben erhalten werden, ohne die Möglichkeit zu einem Aufschwung ihres Volks und ihrer wirtschaftlichen Lage zu haben!

Die zahlreichen Indianerkriege samt den gewaltsamen Überführungen und Neuakklimatisationen zehrten am Mark der indianischen Bevölkerung, bis sie schließlich bis auf bescheidene Reste dahingeschwunden war. Wohl kann man sagen, daß man es, mit naturwissenschaftlichem und nationalökonomischem Auge betrachtet, verstehen kann, daß das riesige Gebiet der Vereinigten Staaten mit seinen bedeutenden wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht auf alle Zeiten der Jagdgrund einer immerhin spärlichen Zahl von Indianern verbleiben konnte, wo Millionen von Angehörigen einer höheren Kultur nach Lebensraum fahndeten. Aber war etwa der Raum nicht groß genug, um die Indianer auf ihrem angestammten Heimatboden lassen zu können und ihnen dort die Möglichkeit einer glücklichen Volks- und Kulturentwicklung zu geben, die an den jetzigen armseligen Wohnplätzen ein Ding der Unmöglichkeit sind?

Oder waren vielleicht die Indianer der Vereinigten Staaten — nicht ursprünglich, aber etwa nach ihrer Verderbnis durch die Weißen — so unausstehliche Menschen, daß mit ihnen nur in solcher Weise verfahren werden konnte? Ohne auf das oben angeführte Beispiel der Cherokesen verweisen zu wollen, sei allein darauf aufmerksam gemacht, daß diese so gründliche Verdrängung der Indianer lediglich auf das Gebiet der Vereinigten Staaten beschränkt ist, nördlich und südlich ihrer Grenzen aber nicht mehr zu beobachten ist.

Nun ist allerdings richtig, daß der Franzose Kanadas die Indianer

viel besser und richtiger zu behandeln verstand als der Engländer, der in ihnen meist natürliche Feinde zu sehen vermeinte. Dazu kam freilich noch, daß das Pelzgeschäft in den höheren Breiten die Erhaltung der Indianer geradezu zur Voraussetzung hatte, und daß die Franzosen zudem — ähnlich wie die Spanier — sich leicht mit den Indianern vermischten und dadurch ihnen näherkamen.

Aber auch der englische Teil der kanadischen Bevölkerung sowie die Regierung selbst haben im 19. Jahrhundert eine durchaus humane Behandlung der Indianer durchgeführt, so daß der amerikanische Geschichtschreiber Bancroft mit Recht auf den diametralen Gegensatz hinweisen konnte, der zwischen den beiden Nachbarländern besteht. Er sagt[1]): „Man kann ohne Zögern sagen, daß nirgendwo in der Geschichte der Kolonisation die eingeborenen Rassen so schlecht behandelt wurden als in den Vereinigten Staaten und nirgends besser als in Britisch-Amerika."

„Fünfhundert Millionen Dollars haben die Vereinigten Staaten für Indianerkriege ausgegeben. Zwischen den Küsten des Atlantischen und des Stillen Ozeans gibt es im Gebiet der Vereinigten Staaten nicht einen Fleck von 100 englischen Meilen, auf welchen nicht weiße mit roten Männern gefochten haben, und in dem einen Jahrhundert unserer Geschichte als Nation hat jeder Zeitraum von 20 Jahren eine große Indianerschlacht aufzuweisen und einige dieser Zeiträume sogar drei oder fünf. Aber nördlich der kanadischen Grenzlinie, wo dieselbe habgierige anglo-sächsische Rasse über dieselben ungezähmten Elemente der Menschheit herrscht, dort hat es niemals Indianerkriege gegeben oder Schlächtereien, wie sie beinahe andauernd an den Grenzen der Vereinigten Staaten stattfanden, nein, nicht ein einziges Scharmützel, welches wir eine blutige Schlacht nennen könnten. Auch Geld hat dort die Regierung nicht ausgegeben, um die Eingeborenen friedlich zu erhalten. Der Grund liegt auf der Hand: in Kanada werden die Eingeborenen als menschliche Wesen behandelt und ihre Rechte in gewisser Weise geachtet. Sie sind dem Gesetz unterworfen und werden durch das Gesetz beschützt. Bei uns werden sie wie ein Stück Vieh behandelt und haben kein Recht."

An einer andern Stelle[2]) sagt derselbe Geschichtschreiber: „Zu den bemerkenswerten Zügen in der Betätigung der kolonialen Obrigkeiten (Kanadas) gehört deren freundliche Behandlung der Eingeborenen und in späteren Jahren die Zahl und Ausdehnung der Indianerreservationen, die ausgesucht wurden, nicht, weil sie für Weiße nicht bewohnbar wären, sondern unter dem Gesichtspunkt, daß sie der Erhaltung der verschie-

1) Pacific States XXXIII, S. 67, und XXII, S. 539, zitiert von Friederici, a. a. O., S. 42 f.

2) Pacific States XXVII, S. 604.

denen Rassen dienen sollten: sie liegen an Stellen, die sich gut für Ackerbau und Graswirtschaft eignen und mit Holz und Wasser gut versehen sind. Im Jahre 1860 wurde die Eingeborenenbevölkerung auf 30000 Seelen geschätzt, und 1871 war sie ungefähr ebenso zahlreich. Um letztere Zeit waren die Indianer großententeils im Innern als Arbeiter, Hirten und Farmknechte verwendet, und diejenigen, welche sie zu behandeln verstanden, waren froh, ihnen für ihre Dienste Nahrung und Herberge zu geben bei einem Lohn von 20 bis 30 Dollars im Monat. Einige derselben zeigten sich geschickt als Handwerker, andere waren in Goldwäschereien am Thompson- und Fraserfluß beschäftigt, und nicht wenige besaßen eigene Farmen und eigenes Vieh." —

Unter etwas anderen, aber nicht minder beklagenswerten Formen wie in den Vereinigten Staaten erfolgte die Verdrängung in Australien, wo sie noch nicht zum Abschluß gelangt ist, aber stetig vorwärts geht[1]), und auf Tasmanien, wo die Zeit eines Menschenlebens ausreichte, um die gesamte Eingeborenenbevölkerung bis auf geringfügige, somatisch in Bastarden erhaltene Reste völlig zu vernichten. Im gemäßigten Südamerika dagegen fand die Verdrängung unter heftigen, namentlich auf der pazifischen Abdachung sehr langwierigen Kämpfen gegen die tapferen Indianer statt, indes auf Neuseeland den höher stehenden Maoris nach anfänglicher schwerer Bedrängnis ein ausreichender Lebensraum in günstiger Lage und genügende Rechte gewährleistet wurden, so daß deren Bestand für absehbare Zeit gesichert ist. Im gemäßigten Südafrika dagegen hat die weiße Rasse nur in einzelnen Teilen des äußersten Südens die Eingeborenenbevölkerung verdrängen können, während sie im größeren Teil des Gebiets trotz politischer Unterwerfung zu widerstandsfähig ist und verhältnismäßig auch zu dicht sitzt, um dem Druck der Weißen nachgeben zu müssen. Im nördlichen Eurasien dagegen sind die kulturarmen Völker großenteils aus den günstigeren Wohnplätzen verdrängt, soweit sie nicht, wie die Finnen, durch Annahme der höheren Kultur und dadurch bedingte stärkere Verankerung im Boden ihrer Heimat ihrer Volkskraft höhere Widerstandskraft verliehen haben.

Daß die asiatischen Kulturvölker in gleichartiger Weise den zu unterwerfenden oder unterworfenen Naturvölkern gegenübertraten, ist zweifellos. Doch sind diese Vorgänge im allgemeinen weniger leicht für uns zu verfolgen. Immerhin kann man bei der japanischen Expansion des letzten halben Jahrhunderts deutlich sehen[2]), wie sie den Prozeß der Verdrängung in friedlicher Weise an den Ainos von Hokkaïdo und Sachalin vornahmen, während wenige Jahrhunderte früher die Chinesen

1) Vgl. die Bemerkungen von Klaatsch im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 38, 1907, S. 93.

2) F. Wertheimer, Die Japaner und die Eingeborenen ihrer Kolonien. Koloniale Rundschau 1910, S. 687—697.

auf Formosa die malaiischen Einwohner der Insel offenbar gewaltsam in die Bergwildnisse zurückgedrängt hatten, um nun ihrerseits eine Art langsamer wirtschaftlicher Verdrängung durch die Japaner zu erfahren, indes die wilden Kopfjäger der unwegsamen Gebirge von den Japanern gewaltsam dezimiert und unterworfen werden sollen.

V. Vermischung (Bastardisierung).

Sobald vereinzelte Vertreter einer fremden Völkerschaft oder Rasse sich in einem bestimmten Gebiet kürzere oder längere Zeit aufhalten, oder sobald eine wirkliche Okkupation einsetzt, beginnt ein Spiel von Wechselwirkungen somatischer und kulturlicher Art, das allmählich das Bevölkerungsbild ganz wesentlich umgestalten kann. Unter gegenseitigem Geben und Nehmen zwischen den ungleichartigen Bevölkerungsschichten entsteht in vielen Fällen auf engerem Raume wieder eine ziemlich einheitliche Bevölkerung, während man annehmen muß, daß auf sehr weiten Räumen infolge der Einwirkungen von Klima, Boden und anderen natürlichen Faktoren zwar immer Rassen- und Kulturunterschiede bestehen werden, aber andererseits doch immer breiter werdende Verbindungssäume und teilweise Ausgleiche sich zwischen den Extremen herausbilden werden.

Wir betrachten zunächst die somatischen Wechselwirkungen. Einen Teil derselben, den gegenseitigen Austausch von Krankheiten verschiedenster Art, haben wir bereits erwähnt; doch sei nochmals hervorgehoben, daß naturgemäß das Volk niederer Kultur bei sonst gleichen Bedingungen stärker darunter leiden muß, weil es wegen seiner geringen Kulturhöhe sich weniger gegen die Krankheiten schützen kann; die Wirkungen werden aber noch weiter verschärft durch den Umstand, daß die niedrigeren Völker meist auch unter ungünstigeren Lebensbedingungen leben und vielfach infolgedessen auch eine geringere Widerstandskraft bekunden.

Die wichtigste der somatischen Wechselwirkungen beruht in der Vermischung, der Bastardisierung, da durch sie eine tatsächliche und durchgreifende Änderung der gesamten Bevölkerung eines Wohnraums hervorgebracht werden kann.

Ganz vorübergehende Verbindungen, wie sie bei kurzen Besuchen von Fremden, bei kriegerischen Verwicklungen oder — wie manchmal in der Südsee[1]) — bei kurzdauerndem Frauenraub vorkommen, haben gewöhnlich keine größere Bedeutung, denn die Fälle, wo eine Volksvermehrung dadurch eintritt, sind doch zu spärlich, um für den Volkskörper etwas bedeuten zu können; die vereinzelten Mischlinge verschwinden nach wenigen Generationen wieder spurlos in der Masse des Volkes.

1) Moerenhout. Voyages aux Iles du Grand Océan (Paris 1837) II, 287.

Etwas größere Bedeutung kann schon die dauernde Anwesenheit vereinzelter fremdrassiger Elemente in einem Gebiete haben, wenn dieselben aus rasch wechselnden Verbindungen verhältnismäßig zahlreiche Nachkommenschaft verursachen. Aber solche Fälle sind selten, und gewöhnlich sind auch diese somatischen Nachwirkungen einzelner nach wenigen Generationen nicht mehr als solche erkenntlich. So sah ich z. B. bei den unabhängigen Indianern des Innern von Yukatan Nachkommen von Chinesen, die ihrem Arbeitsverhältnis auf Henequenpflanzungen entlaufen waren; noch waren sie als Mischlinge deutlich erkennbar; ich glaube aber kaum, daß ihre Blutbeimischung in der dritten oder vierten Generation noch sich äußerlich deutlich ausprägen würde, da ihr auffälligstes Moment, das Schlitzauge, bei vielen Indianern, zu denen zweifellos seit sehr vielen Generationen keinerlei asiatische Beimischung gekommen sein kann, ebenfalls andeutungsweise vorkommt. Länger dürfte wohl in der Indianerbevölkerung der Alta Verapaz der gelegentliche deutsche Einschlag sich kenntlich erhalten. Lange Zeit lassen sich Beimischungen von Negerblut in indianischer wie in weißer Bevölkerung erkennen, und wennschon die letzten Spuren verwischt zu sein scheinen, so tritt nach Generationen gelegentlich wieder ein Rückschlag ein, der die ehemalige Blutsvermischung wieder offenkundig macht.

Weit wichtiger wird der Einfluß der fremden Rasse auf die einheimische Bevölkerung, wenn ständiger Nachschub das fremde Element rasch verstärkt, oder wenn von Anfang an größere Volksmassen ins Land kommen; denn damit werden die Grundlagen für eine weitgehende Vermischung und somatische Änderung des Volkskörpers geschaffen. Aber auch in dieser Frage zeigt sich der Gegensatz zwischen den Siedelungs- und den Ausbeutungskolonien, indem in den ersteren die Einwanderer sehr vielfach familienweise kommen, während in die letzteren in ganz überwiegendem Maße jüngere Männer einwandern, Familien aber nur vereinzelt nachkommen. Infolgedessen ist natürlich in den Ausbeutungskolonien, vor allem in den tropischen, die Grundlage zu weitgehender Vermischung in ganz anderem Maße gegeben als in den Siedelungskolonien; daher auch das rasche Heranwachsen einer zahlreichen Mestizenbevölkerung in den spanisch-amerikanischen Festlandsgebieten, wo die Mehrzahl der Konquistadoren und ihrer — meist gleichfalls familienlos ankommenden — Nachfolger eine bleibende Heimat suchte und fand. Dazu kommt, daß gerade in den Tropen die große Mehrzahl der Europäer nur vorübergehenden Aufenthalt nimmt, also zahlreiche Posten in Regierungbureaus, Plantagen und kaufmännischen Betrieben u. dgl. immer wieder von jungen Männern besetzt werden.

Freilich wirken dem Vermischungsdrang häufig der eigene Rassenstolz und besondere Rassenantipathien wirkungsvoll entgegen, wobei

als besonders hemmend vielfach der Völkergeruch auftritt, der bei Angehörigen der dunkelen, vor allem der schwarzen Rasse, zuweilen aufdringlich stark und für den Weißen geradezu abschreckend sein kann. Wer aber einmal diese Abneigung überwinden gelernt hat, auf den soll der betreffende Völkergeruch unter Umständen geradezu als Aphrodisiakum wirken. Wir Europäer selbst sind an unseren Völkergeruch meist so gewöhnt, daß wir ihn nur bei großen Massenansammlungen oder bei besonders stark ausdünstenden Individuen unangenehm empfinden. Von Angehörigen anderer Rassen können wir aber hören, daß uns ein sehr unangenehmer Geruch eigen sei; das Hemmnis ist also offenbar beiderseitig vorhanden; aber die Gewöhnung stumpft seine Wirkung allenthalben mehr und mehr ab und macht sie schließlich für viele Individuen ganz illusorisch. So tritt denn in den meisten dieser Länder eine starke Vermischung ein, wobei Gewalt, Überredung, Liebe und die verschiedensten Zwischenstufen zwischen diesen Wegen der Anbahnung intimster Verbindung ihre Rolle spielen.

Stellenweise beweist politische Überlegung von der Notwendigkeit der Zurückhaltung gegenüber den Angehörigen der unterworfenen Völkerschaften eine starke Abwehrkraft gegen Vermischung, wie dies besonders auffällig in Britisch-Indien zum Ausdruck kommt. Ebendort kann man aber andererseits sehen, wie Kastenwesen einerseits, religiöse Gegensätze andererseits wirkungsvolle Dämme gegen die Vermischung verschiedener Volksteile und Rassen aufrichten können, ohne freilich eine Vermischung vollständig unterbinden zu können.

Auch Rassen- und Nationalstolz gehört zu den bedeutsamen Hemmnissen der Vermischung. So wird von den Cherokesen, die vor ihrer Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat auch Negersklaven hielten, berichtet, daß sie es unter ihrer Würde hielten, sich mit ihnen zu vermischen.[1]) Andererseits habe ich für die mittelamerikanischen Indianer schon früher darauf hingewiesen[2]), daß in Gegenden, wo sie dem Einfluß der Städte, der Mischlinge und Fremden noch entrückt sind, die jungen Mädchen äußerst zurückhaltend sein können, so daß ein einsamer Pflanzer, um zu seinem Ziele zu gelangen, sich eine Köchin oder Molindera (Maismahlerin) aus der Stadt verschreiben lassen muß, wo die reinen Sitten des Stamms infolge der Berührung mit der Mestizenbevölkerung bereits gelockert sind.

In den meisten Ländern spielen aber die erwähnten Hemmnisse nur eine untergeordnete Rolle; vielmehr pflegt die Vermischung fast überall da, wo zahlreiche Vertreter verschiedener Rassen und Völker neben- oder gar zwischeneinander wohnen, ziemlich rasch vor sich zu gehen.

1) Friederici, a. a. O., S. 87.
2) Diese Zeitschrift II, S. 399.

Das gilt sogar für die Vereinigten Staaten[1]), wo das Negerelement von den Weißen zwar vielfach aufs tiefste verachtet und nach Möglichkeit sozial isoliert wird, wo sogar die meisten Staaten sehr strenge Strafen auf Ehen zwischen Weißen und Negern oder Mulatten gesetzt haben; aber trotz alledem nimmt die Vermischung zu und greift allmählich auch in die nördlichen Staaten über, wohin der Neger höheren Lohns und größerer Bewegungsfreiheit wegen gerne übersiedelt; namentlich hat neuerdings die Lohnerhöhung und Arbeiterknappheit infolge der Kriegsindustrieentwicklung viele Neger und Mulatten nach dem Norden geführt, was naturgemäß zu weiterer Vermischung führen wird.

Ohne diese Fragen hier weiter verfolgen oder das Mischehenproblem aufrollen oder die Einflüsse des verschiedenen Grades des Frauenreichtums und der Fruchtbarkeit bei den verschiedenen Rassen und Völkern untersuchen zu wollen, möchte ich doch in aller Kürze darauf hinweisen, daß natürlich das gegenseitige Zahlenverhältnis der verschiedenen Rassen auf dem gegebenen Raum von größter Bedeutung für das Tempo und den Umfang der Vermischung wird, daß aber daneben die Ausdehnung der Berührungslinie nicht minder wichtig ist; denn es versteht sich, daß bei einer glatten Grenze zwischen zwei Bevölkerungselementen weit weniger Berührungswahrscheinlichkeiten sind als bei einer vielgefransten und stark gebuchteten Grenzlinie, oder gar bei einer inselartigen Verteilung von kleineren oder größeren Bevölkerungskernen inmitten einer größeren fremden Volkseinheit. Daher geht auch erfahrungsgemäß die Reinblütigkeit und kulturliche Eigenart von kleinen Volksinseln inmitten eines Fremdvolkes um so leichter verloren, je kleiner diese Inseln sind und je weiter sie gegenseitig auseinanderliegen. Insofern muß man geradezu das System der weit zerstreuten Indianerreservationen in den Vereinigten Staaten als die denkbar beste Methode zu raschem Verwischen der Rassenreinheit dieser Völker betrachten, und in der Tat ist bei vielen derselben die Vermischung schon weit vorgeschritten, hebt doch Ratzel (a. a. O., S. 353) hervor, daß 1877 unter den 50000 Seelen der Bevölkerung des Indianerterritoriums 5000 Weiße und 10000 Neger vorhanden waren, die durch Heirat in die Stämme aufgenommen waren; unter den Cherokesen waren 53,5% Mischlinge, und zudem lebten 2000 Weiße unter den 18672 Mitgliedern des Stamms. Angesichts solcher Tatsachen muß man ten Kate recht geben, wenn er der offiziellen Indianerstatistik der Vereinigten Staaten die Beweiskraft für Aussterben oder Zunahme der Indianer abspricht, und man begreift, daß K. A. Eastman, ein echter Vollblut-Sioux, eine vollständige Amalgamierung seiner Rasse mit den Weißen voraussieht und für Kanada denselben Prozeß in einer späteren Zukunft

1) Vgl. darüber besonders die vortrefflichen Ausführungen von F. v. Luschan: „Die Neger in den Vereinigten Staaten" (Koloniale Rundschau, 1915, S. 504—540).

annimmt.[1]) Ich darf wohl daran erinnern, daß ich 1905[2]) dasselbe Ende für die mittelamerikanischen Indianer behauptet habe, freilich in einer noch wesentlich ferneren Zukunft, und für Südamerika gilt zweifellos dasselbe, soweit nicht durch brutale Vernichtung an manchen Stellen das indianische Element zum Aussterben gelangt, wovon später noch die Rede sein wird. In manchen amerikanischen Gebieten, wo neben der einheimischen Indianerbevölkerung noch ein starkes Neger- und Mulattenelement vorhanden ist, wie an den atlantischen Küsten Mittelamerikas, in Teilen von Peru usw., vor allem aber in Guayana und Brasilien, da ist der Vermischungsprozeß ein weit verwickelterer, indem alle drei Hauptelemente in verschiedenen Verhältnissen an der Herausbildung einer Mischrasse mit allerdings starker Variationsbreite sich beteiligen. Ein genaues Studium der Rassenverhältnisse und -vorgänge namentlich in Brasilien empfiehlt v. Luschan mit Recht als eine dringend erwünschte Aufgabe für unparteiische Fachleute.[3]) Man nimmt an, daß schon jetzt etwa $^9/_{10}$ der Brasilianer gemischter Abkunft seien[4]), und man darf wohl erwarten, daß nur in den außertropischen Teilen des Landes größere Inseln reinblütiger weißer Rasse (Deutsche und Italiener) dauernd erhalten bleiben werden.

In Westindien begann schon bald nach dem frühen Aussterben der Indianer die Herausbildung einer Mulattenbevölkerung mit dünner weißer Oberschicht und breitem schwarzen Unterbau; nur auf den ehemals spanischen Großen Antillen blieb durch starken Nachschub aus der alten Heimat das weiße Element stark vertreten — wenn auch wesentlich minder stark, als man nach der offiziellen Statistik glauben sollte.

Auf australischem Boden ist die noch vorhandene Eingeborenenbevölkerung zu schwach, als daß sie durch Vermischung mit den eingewanderten Weißen dem Volkskörper des Kontinents den Charakter einer ausgesprochenen Mischlingsbevölkerung geben könnte. Es steht zudem zu erwarten, daß ein großer Teil der (mehr und mehr verdrängten) Australier aussterben wird und daß schließlich nur eine kleine Minderheit als Mischlinge fortleben wird, wie dies bei den Tasmaniern in den „Sealers" der Inseln der Baßstraße bereits der Fall ist.

Auf Neuseeland geht die eingeborene Maoribevölkerung offenbar ebenfalls dem Schicksal entgegen, von der weit zahlreicheren umgebenden weißen Bevölkerung allmählich aufgesogen zu werden. Der Prozeß mag bei der verhältnismäßig günstigen Lage der Maoris recht lange dauern,

1) v. Luschan, Der Rassen-Kongreß in London 1911 (Koloniale Rundschau 1911, S. 597—623), S. 612f.

2) Diese Zeitschrift II, S. 412.

3) Koloniale Rundschau 1911, S. 612.

4) O. Canstatt, Die brasilianische Rassenfrage (Koloniale Rundschau 1911, S. 453ff., bes. S. 546).

aber er ist schon im Gange; denn wenngleich die offizielle Statistik einen Stillstand oder gar eine Zunahme der Maoris feststellt, so bezieht sich das nur auf den rechtlich so bezeichneten Bevölkerungsteil, der aber somatisch schon jetzt viele fremde Beimischung enthält.

Auf den Südseeinseln ist stellenweise die Eingeborenenbevölkerung ausgestorben oder in starkem Rückgang begriffen; nur an wenigen Stellen (z. B. Samoa) läßt sich eine leichte Zunahme feststellen. An ein Ausdauern des reinen Bluts ist aber nicht zu denken, vielmehr wird allenthalben allmählich, wenn auch auf den größeren Inseln wohl nur sehr langsam, ein Prozeß der Bastardisierung einsetzen; ob aber die Vermischung vorwiegend mit Angehörigen der weißen oder der gelben Rasse vor sich gehen wird, wird von politischen und ökonomischen Maßnahmen und Vorgängen abhängen, die zur Zeit völlig unberechenbar sind. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß noch einmal Neger als Arbeiter oder — wie das tatsächlich schon vorgeschlagen worden ist — zur Blutauffrischung in die tropischen Teile der Südsee eingeführt werden und damit neue Möglichkeiten entstehen.

In der Alten Welt hat sich nur in den außertropischen Gebieten eine starke Vermischung zwischen weißen und farbigen Elementen eingestellt (Nord- und Osteuropa, Nordasien, Südafrika, Teile Nordafrikas), die tropischen Gebiete sind dagegen bisher nur wenig der Bastardisierung anheimgefallen; denn die kleinen Vermischungskerne, die durch europäische Besiedelung entstanden sind, vermögen doch auf den ganzen großen Volkskörper noch keinen nennenswerten Einfluß auszuüben; nur an den Küsten ist stellenweise eine stärkere Vermischung eingetreten. Unter allen europäischen Völkern haben sich dazu die Portugiesen in Afrika und Indien am meisten hergegeben, und in Ostafrika ist durch die lang dauernde arabische Besiedelung und die später hinzukommende indische Einwanderung eine ausgesprochene Mischbevölkerung in größerem Ausmaße entstanden.

In Nordasien sind die eingeborenen Völker vielfach in ungünstigere Randgebiete aus besseren Wohnsitzen gedrängt und gehen teils dem Aussterben durch Seuchen, teils der Vermischung mit der russischen Bevölkerung entgegen. Ähnlich ist es mit den nordeuropäischen Kulturarmen Europas, deren Bestand bis zur Gegenwart nur durch den Umstand ermöglicht war, daß das von ihnen benutzte Gebiet zu arm an natürlicher Ausstattung ist, um von den Weißen begehrt zu werden.

Die ural-altaischen Völkerschaften des osteuropäischen Gebiets sind zum großen Teil schon von dem russischen Volk aufgesogen[1]), und was noch in zerstreuten Volksinseln erhalten ist, geht offenbar demselben Schicksal entgegen mit Ausnahme der höher kultivierten Völker

1) Vgl. über den Vorgang an sich die überzeugenden Ausführungen von D. M. Wallace, Rußland. Besuch in einem Finnendorf.

an der Ostsee, besonders den Finnen, die ihre Kultur und ihre Religion von Westen her bekommen hatten. Dagegen besitzen die Madjaren zwar staatliche Selbständigkeit, ihre angestammte Sprache und Reste der alten Kultur, aber somatisch haben sie ihre Eigenart zum allergrößten Teil durch allmähliche Vermischung verloren. Man braucht sich über diese Vorgänge um so weniger zu verwundern, als die Gegensätze zwischen der gelben und der weißen Rasse viel geringer sind als etwa zwischen der weißen und der schwarzen Rasse; ja man mag mit v. Luschan zugeben, „daß Europa nur eine kleine Halbinsel von Asien ist und daß unsere alpine Rasse aus Asiaten besteht, die noch nicht sehr viele Zehntausende von Jahren unter uns leben".[1]) Er fügt noch hinzu: „Im anthropologischen Sinne sind in der Tat die Inner- und die Ostasiaten so nahe mit uns verwandt, daß da von Rassenverschiedenheit nicht gesprochen werden sollte."

In Russisch-Zentralasien ist durch eine starke russische Bauernbesiedelung die Möglichkeit einer Vermischung gegeben, da Glaubensgegensätze keineswegs in gleichem Maße entgegenarbeiten wie etwa in Nordafrika, obgleich die nebeneinander bestehenden Religionen (Christentum und Islam) dieselben sind.

In Südafrika hat Verdrängung größere Flächen für weiße Besiedelung frei gemacht; aber auf weiten Gebieten sitzt die schwarze Bevölkerung noch stark und reinblütig da, und wenngleich eine mäßige Bastardbevölkerung herangewachsen ist und im Lauf der Zeit ihre Bedeutung zunehmen wird, so darf man doch Th. Nitschmann[2]) zustimmen, wenn er andeutet, daß Weiß und Schwarz die Rassenzukunft Südafrikas sein dürfte; doch unterläßt er es nicht zu sagen: „Vielleicht bringt es die Regierung am Kap fertig, auf dem bisherigen Wege der Entrechtungs- und Unterdrückungspolitik fortschreitend, die Eingeborenen allmählich so zu schwächen und zwischen ihnen und den Weißen eine solche Schranke zu ziehen, daß man die Gefahr eines Aufstandes nicht mehr zu fürchten braucht."

Wenn man versucht, sich ein Zukunftsbild der Menschheit zu machen, so darf man wohl sagen, daß an die Stelle des äußerst bunten Völkermosaiks mit scharfen Grenzen ein mannigfach abgetöntes Bild treten wird, das zwischen den extremen Farben breite, allmählich hinüberleitende Zwischentöne aufweist, ja auf weiten Flächen (z. B. dem tropischen Amerika) schließlich nur noch letztere zeigen wird. Dem Aussterben werden zwar noch zahlreiche kleine Einzelvölkerschaften, vor-

1) Koloniale Rundschau 1911, S. 619.

2) Der gegenwärtige Stand der Rassenfrage in der südafrikanischen Union. Koloniale Rundschau 1914, S. 489—505. Dieselbe Zeitschrift brachte in den letzten Jahren eine ganze Reihe hierher gehöriger Artikel und Notizen, so 1910, S. 26ff.; 1911, S. 75, 196, 401ff., 511; 1912, S. 5ff.; 1914, S. 257.

wiegend der ungünstigen Wohngebiete, unterliegen; aber ein großer Teil der kulturärmeren Völker wird der Vermischung anheimfallen, während ein weiterer beträchtlicher Teil derselben doch auf absehbare Zeit die Reinheit des Blutes noch wahren dürfte.

Wenn aber durch den Vermischungsvorgang auf weite Flächen hin eine Vereinheitlichung der Bevölkerung trotz ursprünglicher Verschiedenheit der Rasse angebahnt wird, so ist der Prozeß der kulturlichen Anpassung und Vereinheitlichung noch auf weit größeren Flächen und in noch stärkerem Maße im Gange.

Man mag den Vorgang der Bastardisierung vom Rassenstandpunkt aus bedauern, und es ist auch nicht zu verkennen, daß die Vermischung zwischen manchen Rassen und Völkern minder günstige Ergebnisse zeitigt als zwischen anderen; man hat in vielen Fällen auch Gelegenheit, zu beobachten, daß die Mischlinge in moralischer Hinsicht und dem Charakter nach tiefer stehen als ihre kulturärmeren Eltern; aber eine unparteiische Beurteilung muß doch anerkennen, daß die Intelligenz der Mischlinge vielfach entschieden höher steht, namentlich aber oft minder einseitig entwickelt ist als die der kulturärmeren Vorfahren (Ratzel legt z. B. Wert auf die Feststellung, daß der Erfinder der Cherokesenschrift ein Mischling war); andererseits ist die körperliche Widerstandskraft der Mischlinge vielfach weit höher, als sie bei den Angehörigen des betreffenden Naturvolks im Durchschnitt anzutreffen ist. Wenn also auch der Ethnologe wünschen möchte, daß die Kulturarmen möglichst reinblütig erhalten blieben, so muß der Menschenfreund doch zugestehen, daß die Bastardisierung in vielen Fällen die einzige Möglichkeit ist, um den völligen Untergang mancher Naturvölker zu vermeiden.

VI. Kulturaustausch und Hybridisierung.

Wo immer Vertreter ganz verschiedener Rassen und Kulturen miteinander in Berührung kommen, oder vollends, wo sie dauernd beisammenwohnen, da weckt die Verschiedenheit erst die Neugierde und dann die Begierde nach dem Besitz mancher Eigentümlichkeiten der anderen Partei. Das Neuartige reizt, und gierig greifen die Angehörigen der bodenständigen Rasse anfänglich oft nach Schmuck oder wertlosem Tand oder nach Dingen, deren Sinn und Bedeutung ihnen ganz fremd ist. Bei näherem gegenseitigem Kennenlernen wird vielfach der wahre Wert der Dinge besser erkannt; es tritt ein ernsthafter Austausch von Gegenständen der materiellen Kultur wie auch von Sitten, Gebräuchen, Anschauungen und anderen Objekten geistiger Kultur ein, womit eine um so stärkere Änderung der gesamten Lebensweise sich einstellt, je größer die Summe und Bedeutung der neu aufgenommenen Dinge ist.

Im allgemeinen nehmen die Kulturarmen bei diesem Austausch der materiellen und geistigen Güter weit mehr, als sie geben; in vielen

Fällen ist es freilich auch so, daß sie auch manches nehmen müssen, das sie gar nicht wollen, nur weil der Stärkere es so haben will. Aber wenn die kulturlich höher stehenden Neuankömmlinge mancherorts sehr wenig nehmen, so tun sie damit oft sich selbst nichts Gutes an, sondern erschweren sich vielfach das Einleben und die Akklimatisation am neuen Ort ganz unnötig: ihre ablehnende Haltung ist oft nur der Ausfluß ihres Rassendünkels, ihrer einseitigen Anschauungen und Gewohnheiten, ihrer Unwissenheit über das, was ihnen zuträglich wäre; denn die Kulturarmen sind in diesem Fall das bodenständige, seit lange mit dem Boden verwachsene Element; sie verfügen daher über einen großen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen besonderer Art, die dem Neuankömmling fehlen, und wenn auch naturgemäß wegen ihrer geringen Einsicht in die Kausalbeziehungen der Erscheinungen und wegen der oft dürftigen Naturausstattung ihres Wohnraums manche ungünstige Gewohnheiten und Einrichtungen bei ihnen zu finden sind, so bezeugt doch die im Moment der ersten Berührung mit der höheren Kultur meist offenbare Lebensfähigkeit des kulturärmeren Volkes, daß bei dem Widerstreit der in seinem Leben sich geltend machenden günstigen und ungünstigen Einflüsse die ersteren überwiegen und also ohne Hinzutreten fremder Elemente die Fortdauer desselben gewährleistet gewesen wäre. Wenn Robert L. Stevenson für die Südsee den Satz ausspricht[1]), daß da, wo die geringste Änderung im Leben der Eingeborenen eintritt, die Rasse am Leben bleibt, so darf man unbesorgt denselben für die ganze Erde — mit wenigen Ausnahmen — annehmen (denn nur ganz vereinzelt lagen in den Stämmen schon vor Ankunft der Weißen die Keime möglichen Untergangs); selbst grobe Mängel in der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen ändern nichts an dieser Tatsache, wie denn auch Stevenson seine Behauptung aussprach, obgleich er daneben mangelhafte Hygiene, Kinder- und Krankenbehandlung, Unsittlichkeit, Abtreibung, Kindermord, Kannibalismus, Krieg u. dgl. auf den Südseeinseln vor der europäischen Invasion unumwunden zugab.

Es ist allerdings zweifellos, daß manche neu eingeführten Kulturelemente, namentlich Nutzpflanzen und Haustiere, geeignet waren und sind, die Ernährung der Naturvölker auf eine festere und breitere Grundlage zu stellen und ihnen eine größere Widerstandskraft zu verleihen, auch eine größere Volksdichte auf gegebenem Raum zu erlauben; aber gar manche Gabe der europäischen Kultur wirkt nur dann günstig, wenn das sie annehmende Volk imstande ist, deren Wert und Verwendung auch geistig zu verarbeiten; es setzt schon eine höhere Intelligenz und Kultur, in vielen Fällen — wie beim Ackerbau — auch

1) In the South Seas. Leipzig (Tauchnitz) 1901. I, S. 68.

günstigen Boden und günstiges Klima voraus und bleibt wertlos, wo diese Unterlagen fehlen. Sammelvölker und Nomaden eignen sich höhere Kultur mit seßhafter Lebensweise schwer an, und doch hat die Not schon gar manche Nomaden auf geeignetem Gelände zum seßhaften Ackerbau gezwungen[1]), und verhältnismäßig leicht haben die östlichen Indianerstämme des jetzigen Gebiets der Vereinigten Staaten, die freilich schon vorher zum Teil Pflanzenbau kannten, den europäischen Ackerbau angenommen und pflegen ihn noch heute, soweit sie in ihrem Stammlande belassen wurden, was freilich selten genug der Fall war (so die sechs Völker des Irokesen-Bundes[2])).

Wo das bodenständige kulturärmere Volk vor der Ankunft der Europäer schon auf einer ansehnlich hohen Stufe des materiellen Fortschritts stand, da mußte natürlich auch der Europäer im gegenseitigen Austausch weit mehr nehmen, und während wir sehen, daß er in Nordamerika von den Indianern zwar anfänglich seine Methoden des Verkehrs und der Jagd übernahm, aber allmählich wieder davon abging, als seine eigenen Erfindungen ihm Besseres boten, bemerken wir, daß im spanischen Amerika weithin die indianische Art des Pflanzenbaus noch heute herrscht (im Hochland neben dem europäischen Anbau), ja daß die europäische Kultur im allgemeinen fast ganz auf die Städte, die großen Verkehrslinien und die zerstreuten Kulturzentren der Haciendas, Bergwerke, Mühlen usw. beschränkt ist. Hier ist in der Tat die europäische Rasse mehr die nehmende als die gebende gewesen, und die Hungersnöte der ersten spanischen Ansiedlungen wären vermieden worden, wenn die Spanier gleich die rascher zum Ziel führende indianische Rodungs- und Anbaumethode angenommen hätten, die ihre Nachkommen bis zum heutigen Tage im gebirgigen Gelände noch üben. Andererseits freilich hat der Indianer seinerseits — neben manchem Schlimmen — viel Gutes übernommen, so daß eine wirklich gemischte, hybride Kultur in diesen Gebieten eingekehrt ist und mit tausend Fäden innige gegenseitige Verwachsung zeigt.

Wenn wir freilich im einzelnen auf die Fragen des Kulturaustausches hier nicht eingehen können, so möge doch in kurzen Zügen angedeutet werden, inwiefern die neuen Kulturelemente zur Stärkung oder zur Schwächung der Lebenskraft der Naturvölker und kulturärmeren Stämme beigetragen haben und noch beitragen.

Was die Ernährung betrifft, so ist durch das neu hinzukommende Kulturvolk vielfach die Möglichkeit einer größeren Sicherstellung derselben gebracht worden. Das gilt vor allem von der Einführung neuer Nutzpflanzen und Haustiere, wobei freilich die klimatischen Verhältnisse eine gewisse Auswahl bedingten. So vermochten die europäischen Kul-

1) D. M. Wallace, Rußland (Kalmücken).
2) Friederici, Indianer, S. 76f.

turvölker den Naturvölkern des tropischen Tieflandes außerhalb der Alten Welt keine wichtigen neuen Nährpflanzen zu übermitteln, wohl aber die asiatischen (besonders Reis; dagegen konnten die meisten in Europa gebräuchlichen Haustiere auch in den Tropen akklimatisiert werden und werden seither von den Eingeborenen gezüchtet, besonders Schweine, Hühner, Schafe in weitem Umfang, Rinder meist in geringerem Maß; die Einführung des Pferdes aber hat in den Grasfluren Nord- und Südamerikas die dortigen Indianerstämme in kürzester Zeit zu Reitervölkern umgewandelt — ein Beweis für die rasche Auffassungsgabe und Anpassungsfähigkeit derselben.

Wenn die europäischen Kulturvölker den tropischen Tieflandsbewohnern nur ganz wenige neue Nutzpflanzen unmittelbar übermitteln konnten (Agrumen), so haben sie dagegen als Bringer mancher tropischer Kulturgewächse die Ernährung der Naturvölker vielfach bereichert und besser gesichert. Sind doch nach Schweinfurth allein gegen 70 Nutzpflanzen aus Amerika nach Afrika eingeführt worden! Einige der amerikanischen Nutzpflanzen sind selbst in die gemäßigten Zonen eingedrungen und sind für die Ernährung der europäischen Kulturvölker selbst sehr wichtig geworden, vor allem die Kartoffel, aber auch der Mais u. a., so daß also auch hier ein Austausch, nicht bloß ein einseitiges Geben vorliegt.

Freilich hätte die Einführung der europäischen Getreidearten nach den gemäßigten Gebieten Amerikas, Australiens und Südafrikas den dortigen Naturvölkern die Möglichkeit ganz gesicherter, gleichmäßiger Ernährung und Volkszunahme gegeben, wenn einmal die Völker selbst hinreichend anpassungsfähig gewesen wären (Australien, Südafrika, zum Teil auch Amerika), und andererseits wenn sie nicht (nach Annahme des Ackerbaus [s. oben: Cherokesen]) von den Weißen verdrängt worden wären. Auch Jagd und Fischfang konnten durch die besseren europäischen Waffen und Geräte für die Naturvölker wirkungsvoller werden, doch erwiesen sich die modernen Erfindungen auf diesem Gebiet als allzu zerstörend, freilich weniger in den Händen der Eingeborenen, weil diesen die vollkommneren Waffen und Stoffe gewöhnlich vorenthalten werden (um die Aufstandsgefahr herabzusetzen), als in den Händen der Weißen, die in brutaler Gewinnsucht vielfach den ganzen größeren Wildstand vernichteten (die Millionen von Büffeln in den nordamerikanischen Prärien[1]) oder die riesigen Quagga- und Springbockherden Südafrikas) oder dezimierten, auch vielfach schon den Fischreichtum herabdrückten und damit die Grundlage der Ernährung mancher Völker untergruben.

Geregelter Pflanzenanbau und Aufspeicherung der Ergebnisse desselben haben viele Kulturarme schon lange vor Ankunft der Kultur-

1) Friederici, Indianer, S. 129f.

völker in den Stand gesetzt, der sprungweise zwischen Überschuß und Hunger hin- und herschwankenden Ernährungsweise der Sammler, Fischer und Jäger gegenüber eine gleichmäßige, ausreichende Ernährung sicherzustellen. Ist dieselbe auch naturgemäß in der Hauptsache vegetarisch, so beweist doch meist der Stand der Volksgesundheit, daß sie durchaus genügt; in solchen Fällen ist es ohne Nutzen, oft aber von Schaden, wenn die Eingeborenen an europäische und asiatische Nährstoffe, womöglich gar an das teure und auf die Dauer keineswegs bekömmliche Büchsenfleisch und andere Luxusartikel gewöhnt werden und darüber womöglich ihre eigene Landwirtschaft vernachlässigen.

Ohne Nutzen, manchmal aber von Schaden ist ferner vielfach die Einführung unserer altgewohnten oder neu erworbenen Genuß- und Anregungsmittel bei den Naturvölkern; so macht z. B. Dr. Stolberg darauf aufmerksam, das die Grönländer Eskimos auf Kaffee, Tee und Tabak geradezu leidenschaftlich erpicht sind und durch übermäßigen Genuß selbst den „Kajakschwindel" bekommen können, der sie zur Seefischerei und damit zur Nahrungssicherung unfähig macht.

Weit schlimmer als die genannten Reizmittel wirkt vielfach Haschisch und vor allem Opium, die aber zum Glück sehr vielen kulturarmen Völkern noch ganz unbekannt sind.

Ein Übel schlimmster Art ist aber der Alkohol, namentlich in der im Handel der europäischen und europäisierten Kaufleute üblichen Beschaffenheit: dieser Branntwein hat weit höheren Alkoholgehalt als die an vielen Stellen schon vor der europäischen Besiedelung gebrauten gegorenen Getränke der Eingeborenen[1]), und zudem ist er durch Fusel oft noch stark verdorben. Besonders gefährlich für die Eingeborenen wird er durch den Umstand, daß er denselben in vielen Gebieten jederzeit erreichbar ist, während ihre eigenen alkoholischen oder sonstigen anregenden und leicht berauschenden Getränke vielfach eine mühsame Zubereitung erfordern und ihr Konsum, damit aber auch ihre schädliche Wirkung, oft auf kurze Zeiträume oder bestimmte Feste beschränkt bleiben oder blieben. Es erübrigt, auf die schon von vielen hervorgehobenen Schäden näher einzugehen, die der Alkohol gerade unter den Naturvölkern verursacht; es genüge hier der Hinweis auf die Tatsache, daß er einmal nicht selten unmittelbar durch Vergiftung tötet, daß er andererseits sehr häufig Raufereien, unsittliche Angriffe, Ehebruch und andere nachteilige Handlungen mit oft schweren Folgeerscheinungen veranlaßt, nicht selten auch schwere Erkältungen verursacht, sofern die Betrunkenen im Regen im Freien liegen bleiben u. dgl. mehr. Ganze Distrikte sind so nach Speiser in den Neuen Hebriden entvölkert worden, und besonders schwer waren die Folgen im Gebiet der Ver-

1) Vgl. Koloniale Rundschau 1911, S. 232, Anmerkung.

einigten Staaten; denn hier, wo die Häuptlinge so oft vergeblich um Verhinderung der Branntweineinfuhr zu ihren Stammesmitgliedern gebeten hatten, untergrub der Alkohol „die ursprünglichen einfachen Sitten und brachte ihnen die Keime tödlicher Krankheiten; er raubte ihnen ihr Land, nahm ihnen ihren Stolz, ihr Selbstgefühl und Nationalbewußtsein und führte sie zu Verbrechen und Orgien schlimmster Art".[1]) Betrügerische Händler aber benutzten vielfach die Hilflosigkeit ihrer betrunkenen Opfer, um die Schulden noch höher erscheinen zu lassen und hernach vom Stamm deren Bezahlung zu erzwingen, wie Dunbar a. a. O. zeigt. So wurde der Alkohol zu einem Bundesgenossen der Weißen im Verdrängungsprozeß der Indianer.

Auch im lateinischen Amerika spielt der Alkohol eine böse Rolle; aber das verschiedene Verhalten der Einzelstaaten bringt doch starke Abstufungen der Wirkung hervor. Während z. B. in Mexiko ein falsch verstandener Freiheitsbegriff die Destillation des Branntweins freigibt, hat die Regierung der benachbarten Republik Guatemala daraus ein sehr einträgliches Monopol gemacht, weshalb das Getränk hier sehr teuer ist. Infolgedessen ist größerer Alkoholkonsum in den minder zivilisierten Indianergebieten Guatemalas noch ganz auf die großen kirchlichen Feste beschränkt, indes in der festlosen Zeit Trunkenheit, wie in alten Zeiten, noch immer verpönt ist; andererseits fand ich aber im mexikanischen Gebiet vielfach, selbst in festfreien Zeiten, in den Dörfern allgemeine Betrunkenheit, so daß ich z. B. im Innern Yukatans mehrmals vorzog, außerhalb der Dörfer im wasserlosen Wald zu übernachten, um mich der Belästigung durch Trunkene zu entziehen.

Daß der Alkohol auch auf die Neger verwildernd und degenerierend wirkt, sie vielfach unbotmäßig und gewalttätig macht, ist nicht nur für Afrika festgestellt[2]), sondern gilt auch für Amerika, wie ich vielfach beobachten konnte.

Das Verbot der Abgabe des Alkohols an Eingeborene wäre gewiß von den wohltätigsten Folgen begleitet; so habe ich in Deutsch-Neuguinea dessen Vorhandensein und — was besonders wichtig ist — strenge Durchführung äußerst angenehm empfunden, nachdem ich in so vielen anderen europäischen Kolonien und Kolonialländern, die kein solches Verbot besitzen oder es wenigstens (z. B. Britisch-Honduras) in den größeren Bevölkerungszentren nicht haben, höchst unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Wenn freilich das Verbot zwar besteht, aber beständig umgangen wird, wie im Kondominium der Neuen Hebriden von der französischen Seite her[3]), so hat es freilich keinen Sinn und Nutzen mehr.

Die Kleidung der kulturarmen Völker war ursprünglich in vielen

1) Friederici, Indianer, S. 22f.
2) Koloniale Rundschau 1912, S. 161.
3) Koloniale Rundschau 1911, S. 509. F. Speiser, MS.

tropischen Gegenden außerordentlich dürftig oder fehlte auch ganz. Noch jetzt findet man in entlegenen Gebieten zahlreiche Stämme, deren Männer völlig nackt gehen, während die Frauen eine ganz leichte Bedeckung (Schürzchen, Rindentuchläppchen u. dgl.) zu tragen pflegen. K. v. d. Steinen hat in seinem Bakairi-Idyll[1]) in unübertrefflicher Weise die Wirkungen dieser Nacktheit auf ein unvoreingenommenes Gemüt geschildert, und ich kann aus meinen eigenen Erfahrungen im Innern Neu-Hannovers oder Bougainvilles die Richtigkeit seiner Darlegungen nur bestätigen. Jedenfalls ist es jedem, der ruhig die Verhältnisse bei wenig bekleideten Völkern beobachtet hat, klar, daß der Grad der Bekleidung mit der Moral der Träger nicht das geringste zu tun hat und daß diese beileibe nicht in Proportionalität mit der Flächenhaftigkeit der Kleidung steht. Man hat auch nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß die dunkle Hautfarbe für unser Auge in gewisser Hinsicht wie ein Ersatz der Kleidung wirke. Weit wichtiger ist aber die Beobachtung von L. W. Lyde[2]), daß das dunkle Hautpigment der Schwarzen (man darf wohl allgemein sagen, der dunkleren Rassen) einen Schutz gegen die schädliche Wirkung infraroter Strahlen bedeutet, und also eine Kleidung in hinreichend warmen Gegenden geradezu unnötig macht. Mag nun diese Beobachtung vielleicht noch Zweifeln begegnen, so ist doch die Tatsache nicht zu leugnen, daß in geeigneten Gebieten viele Naturvölker mit einem Minimum von Kleidung, in anderen Fällen mit sehr merkwürdigen Bekleidungsgewohnheiten lebenskräftig geblieben waren; wir dürfen daraus schließen, daß sie bei gleicher Bekleidungsweise auch für die Zukunft so geblieben wären. Es mag freilich sein, daß ein stärkeres Maß von Bekleidung vielleicht in einzelnen Fällen ihre Widerstandskraft gestärkt hatte; aber im allgemeinen darf man annehmen, daß das andauernde Sonnen- und Luftbad, dergleichen wir Kulturmenschen uns neuerdings für kurze Zeit oft als eine kräftigende Kur wieder zu verschaffen suchen, den Wenigbekleideten nur von Nutzen ist, während das Tragen einer flächenhaften Kleidung verweichlicht und zudem vielfach — infolge Unsauberkeit — unhygienisch wirkt. In Gegenden, die noch primitive Landverkehrsverhältnisse zeigen, wie sie Wenigbekleideten paßten, ist das Tragen von Kleidern sicherlich ungesund. In Melanesien z. B. gehen die Wege nicht nur brückenlos über die Flüsse, sondern führen sehr oft längere oder kürzere Strecken weit im Flußbett selbst; das sind Verhältnisse, die den Nackten gar nicht belästigen, da er nach dem Verlassen des Wassers alsbald wieder trocken wird. Dagegen hat der Bekleidete, und namentlich der Reichlichbekleidete, lange Zeit die Last und Unannehmlichkeit nasser Kleider zu tragen, und da beim Übernachten meist ein Lagerplatz am Ufer

1) Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1893.
2) Koloniale Rundschau 1911, S. 377.

eines Flusses gesucht wird — und zwar dann wegen der Möglichkeit kommenden Hochwassers stets am jenseitigen Ufer —, so muß der Eingeborene, der nicht wie der Europäer trockenes Wechselzeug bei sich zu haben pflegt, in nassen Kleidern übernachten, was sehr leicht zu schweren Erkältungen, besonders Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane führt. Dazu kommt, daß die Eingeborenen ihre Kleider oft unvernünftig gebrauchen[1]) und gewöhnlich nicht sehr rein zu halten pflegen — wogegen freilich manche rühmliche Ausnahmen zu erwähnen wären, wie die Maya-Indianer Yukatans — und darum hygienische Bedenken erwecken (besonders betreffs Übertragung von Krankheitskeimen), auch für Auge und Nase oft unerfreulicher sind als ihre wenigbekleideten „unzivilisierten" Landsleute. Wenn schon die nach europäischer Art vollbekleideten Neger der Antillen oder der nordamerikanischen Südstaaten dem Kenner Afrikas wie Karikaturen erscheinen, wieviel mehr erst die wundersamen Gestalten, die manchmal in melanesischen Tänzen im Sing-Sing mit europäischen Kleidern und eingebeultem steifen Hut oder schmieriger Sportsmütze mitmachen und inmitten ihrer fast nackten, aber infolge altgewohnten festlichen Schmucks und Bemalung wirklich festlich-würdig wirkenden Rassegenossen den Gipfel der Lächerlichkeit erreichen. Wenn aber diese Zerrbilder auf Rechnung des Nachäffungstriebs einzelner Eingeborenen kommen, so sind andere dagegen dem Druck der Mission zuzuschreiben.[2])

Dr. Speiser macht darauf aufmerksam, daß im Gegensatz zu dem Volksrückgang auf den nördlichen Neuen Hebriden die Insel Tanna zur Zeit das erfreuliche Schauspiel einer wiedererstarkenden Eingeborenenbevölkerung bietet, wozu neben anderen Ursachen (wie Fortdauer der Häuptlingsautorität, Erfolge der Missionsärzte, geringer Verkehr mit den Weißen) auch der Umstand beitrug, daß die presbyterianischen Missionare ein einfaches Lendentuch als ausreichende Kleidung anerkannten und damit die Schädigung durch die anderwärts übliche relative Überbekleidung ausschalteten. Die Schuld an dem relativen Übermaß der Eingeborenenbekleidung trägt in vielen Fällen der Nachahmungstrieb der Eingeborenen, die es auf diesem Gebiet den Weißen gleichtun wollen, sehr oft auch der Kaufmann, der um so mehr verdient, je mehr Stoff zur Körperbedeckung verwendet wird, oder der Missionar, der flächenhafte Körperverhüllung als ein Gebot der Schicklichkeit ansieht.

1) Als ich z. B. einmal auf einer Bootsfahrt einem nur mit einem Rindenstoffstreifen bekleideten Guatuso Indianer auf inständiges Bitten ein Wollhemd schenkte, trug er es im Schweiße seines Angesichts in der prallen Sonne des Tags ebenso wie des Nachts, und ich fürchte sehr, daß er sich infolge der rasch erworbenen Verweichlichung schwer erkältet haben wird, sobald das Hemd zerrissen war und er zur alten Tracht zurückkehren mußte.

2) Vgl. Friedericis köstliche Schilderung der Bekleidungsweise auf Mangarewa im Jahre 1838 (vier Jahre nach Ankunft der Missionare) in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, S. 58f. (S.-A). Leipzig 1910.

Manche kirchliche und obrigkeitliche Bekleidungsvorschriften von örtlicher und zeitlicher Beschränkung sind übrigens unter Umständen sogar günstig; so müssen die Indianerinnen von Lanquin oder Cajabon oder auch von Tehuantepec ihren nackten Oberkörper mit einem kurzen Hemd verhüllen, wenn sie in die Kirche eintreten, was wegen der Kühle des Raums in der heißen Umgebung in der Tat auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus empfehlenswert ist, und ähnlich ist es, wenn der schwerbeladene, nur mit einer schmalen Schambinde bekleidete Tieflandsindianer durch obrigkeitlichen Befehl gezwungen ist, vor den Toren der im kalten Lande gelegenen Stadt Quezaltenango volle Kleidung europäischen Stils anzulegen, ehe er auf den offenen Markt sich begibt und dort seine Waren zum Verkauf auslegt.

Wie die ursprüngliche Bekleidung, so ist auch die ursprüngliche Behausung der Naturvölker schon durch die Tatsache als ausreichend erwiesen, daß die Eingeborenen lebenskräftig in ihnen geblieben waren, und in mancher Hinsicht hat der Europäer sogar Wesentliches von ihnen gelernt, wie denn das auf Pfosten oder Pfeilern frei in der Luft stehende Tropenhaus der europäischen Kolonialvölker im Grunde genommen als eine Nachahmung des Pfahlhausprinzips anzusehen ist. In bebenreichen Gebieten erweist sich auch die Eingeborenenhütte mit ihren durch Lianen zusammengebundenen Konstruktionsteilen als weit stabiler als die Stein- oder Adobehäuser der Europäer. Aber immerhin ist zuzugeben, daß in manchen Gegenden den Eingeborenenhäusern sanitäre Gebrechen anhaften, deren Beseitigung zu einer Kräftigung der Bewohner führen würde, und als besonders ungünstig hat sich wegen der Ansteckungsgefahr in Zeiten von Epidemien das Zusammenwohnen vieler Familien unter einem Dach und womöglich im selben Raume erwiesen. Vorsichtige Behebung sicher erkannter Mängel wäre hier natürlich förderlich; aber es darf nicht zu weit gegangen werden, und wenn dagegen aufgetreten worden ist, daß z. B. auf Samoa die Eingeborenen den europäisch-kolonialen Hausbau nachahmten, so ist das nur mit Freuden zu begrüßen, denn das altgewohnte samoanische Haus ist nicht nur weit schöner, sondern für den luftgewohnten Samoaner auch weit gesünder als der geschlossene Wellblechkasten der Europäer.

Sehr stark ist an vielen Stellen der Austausch der Gerätschaften zwischen dem Kulturvolk und den Kulturärmeren gewesen; stellenweise aber hat nur seitens letzterer ein Nehmen stattgefunden, wobei manchmal sogar die alteinheimischen Geräte ganz verschwanden. Das war weniger bei Küchen-, Ackerbau- und Fischereigeräten der Fall als namentlich bei Jagd- und Kriegswerkzeugen, indem häufig das Gewehr, zuweilen auch europäische Hieb- und Schneidegeräte ganz an Stelle der einheimischen Geräte traten. Wenngleich zuzugeben ist, daß durch die technisch höheren und wirksameren Kulturgeräte die Leistungskraft

der Eingeborenen sehr gestärkt werden konnte, so war der Erfolg doch oft nur vorübergehend[1], oder die Neueinführung schlug sogar zum Schaden aus; denn die Zeit, die ehedem auf Anfertigung der betreffenden Gerätschaften oder auf Mehrarbeit verwendet werden mußte, wurde nun fast allenthalben von den Eingeborenen nicht etwa zu anderen werbenden Arbeiten, sondern zum Müßiggang verwendet. Die größere Wirksamkeit der europäischen Schußwaffen hat aber nicht nur stellenweise zu allzu starkem Wildabschuß geführt, sondern hat vielfach auch die Kriege der Eingeborenen untereinander weit blutiger gemacht und damit unmittelbar zum Bevölkerungsrückgang beigetragen, wie neuerdings wieder Dr. Speiser für die Neuen Hebriden nachgewiesen hat. Dazu kommt, daß die Übung in den alten Waffen einem energischen Sportbetrieb gleichkam, also gesundheitlich nützlich war, was bei den modernen Feuerwaffen nicht mehr der Fall ist.

Zuweilen kam es übrigens auch vor, daß die Eingeborenen bewußt ihren alten Gerätschaften und Methoden treu blieben. So wurde mir von den Lakandonen in Ostchiapas versichert, daß ihre Pfeile (in dem unsichtigen Waldgebiet ihres Wohnorts) den Gewehren überlegen wären, weil sie geräuschlos arbeiteten, während der Knall der Büchse das Wild verscheuchen würde.

Manche an sich gute technische Verbesserungen im Verkehrswesen haben für die Eingeborenen Einbuße an körperlicher Übung und geistigen Leistungen im Gefolge gehabt. So hat der Bau einer ausgezeichneten Straße an der Nordküste Neu-Mecklenburgs durch den vortrefflichen Bezirksamtmann Boluminski die unbeabsichtigte Folge gehabt, daß die Eingeborenen ihre Boote verrotten ließen und auf den früheren Seeverkehr ganz verzichteten; die Einführung des Dampfschiffverkehrs aber hat die Fernfahrten der Eingeborenen fast völlig zum Verschwinden gebracht, auch auf den Marschallinseln, wo sie besonders hoch entwickelt gewesen waren und durch den Stolz über die vollbrachten Leistungen den Lebensmut und das Kraftgefühl der Eingeborenen besonders gehoben hatten.

Wenn aber im Fernverkehrswesen der Eingeborene nur der Nehmende war, so blieb er doch im Nahverkehr zu Wasser und zu Lande vielfach der Gebende und Überlegene, so daß sich auch heutzutage noch der Europäer vielfach seiner Hilfsmittel bedient.

Aber der Gesamteindruck der Überlegenheit, der von der materiellen Kultur der Weißen ausging und in den kriegerischen Zerstörungsmitteln seinen kräftigsten Ausdruck fand, drückte überall schwer auf die Psyche der Eingeborenen, und zwar um so mehr, je größer der Kulturunterschied beider Parteien war; er brachte mehr und mehr den

1) Vgl. z. B. diese Zeitschrift II, S. 407 f.: Guatusos.

Lebensmut der Naturvölker zum Schwinden, um so mehr, als diese gewaltige Macht in gewissem Sinne auch schützend hinter jedem einzelnen Weißen stand und damit auch dem Missionar in den Augen der Eingeborenen ein gewisses Übergewicht über den Heidenpriester verlieh; dieselbe Übermacht untergrub aber auch, schon ohne tätiges Hervortreten, nur durch ihre bloße Anwesenheit, die Autorität der früheren Häuptlinge und Fürsten, ohne daß dafür ein gleichwertiger Ersatz geschaffen worden wäre, und legte damit vielfach den Grund zu einer gewissen Anarchie; zugleich wurde aber auch das einst felsenfeste Vertrauen in die Macht des heidnischen Priesters und seiner Götter ins Wanken gebracht und an dessen Stelle der fremde Missionar und sein Gott gesetzt, ohne daß freilich deren Vorschriften dem Eingeborenen je voll verständlich geworden wären.[1]) Sie mochten dem Kind der Natur oft, je nach der Art wie sie verkündet und gehandhabt wurden, düster, streng, ja hart erscheinen, und für Polynesien hat sogar ein so milder Beurteiler wie Stevenson[2]) die Ansicht geäußert, daß stellenweise katholische wie protestantische Missionare ihren Pflegebefohlenen das Leben geradezu mehr oder weniger unlebenswert gemacht hätten. Aber wenn das Neue der religiösen Anschauungen das Gemüt der Eingeborenen oft beschwerte, so vermochte es doch vielfach nicht, dasselbe von den Fesseln und Schrecknissen des alten Geister- und Dämonenglaubens zu befreien, so daß es nun vielfach eine doppelte Last zu tragen hat.

Zu den Kultureinrichtungen, die besonders stark zersetzend auf die alte Ordnung und den inneren Zusammenhalt der Naturvölker einwirken, gehört die Schule[3]), gleichviel ob dieselbe von seiten der Mission oder des Staats geleitet wird. Ich meine hier die Schule in der schematischen Art, wie sie von den Europäern ohne jede Rücksicht auf die Eigenart fremder Völker überall gehalten zu werden pflegt. Ich leugne gewiß nicht, daß auch sie in gewissem Sinne ihre großen Verdienste um das geistige Leben der Eingeborenen haben kann; sie schärft den Verstand, verbreitet manche nützliche Kenntnisse und leistet in vielen Ländern der Verwaltung ganz unschätzbare Dienste durch Einbürgerung der Landessprache unter sprachfremden Stämmen, womit ein wesentlicher Schritt zur kulturlichen und auch somatischen Vereinheitlichung des Volkskörpers in dem betreffenden Lande geschieht; aber andererseits ist sie auch, gleich der Mission, ein Keil, der in die Einheit des Naturvolkes getrieben wird; sie bringt Gegensätze bis in den Schoß der einzelnen Familien und erzeugt in vielen Köpfen eine Gärung, die selten zu klarer Weltanschauung überleitet, sondern meist einen

1) Vgl. die schöne Darstellung dieser Vorgänge bei Friederici, „Tuamotus" in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, 1910, S. 60f. (S.-A.).

2) South Seas, S. 68f.

3) Vgl. für Mittelamerika: diese Zeitschrift II, S. 401ff.

hohlen Dünkel gegenüber den nichtgeschulten Stammesgenossen schafft; diese Leute dünken sich nun erhaben über die alte Stammessitte, die ihnen bis dahin in allen Fragen des Lebens eine Führerin sein konnte, und haben andererseits doch das Neue, das ihnen beigebracht worden ist, nicht so weit zu verarbeiten vermocht, daß es ihnen einen festen Halt zu geben vermöchte. Wenn man im spanischen Amerika vielfach die Behauptung hören kann, daß ein Indianer, der lesen und schreiben kann, ein Lump sei, so sind dem als Gegenstück vielfältige Beobachtungen in Afr ka und der Südsee gegenüberzustellen, daß die Missionsboys (aus gleichen Gründen) mit wenigen Ausnahmen sich ganz gewiß nicht durch größeren Fleiß oder Willigkeit vor ihren ungeschulten, heidnischen Stammesgenossen auszeichnen.

Wie die Schule, so wirkt der in manchen Ländern auch für Angehörige von Kulturarmen durchgeführte Militärdienst vielfach zersetzend auf die alte Ordnung der Dinge. Ich denke dabei vor allem an den geregelten Dienst in Friedenszeiten, ohne auf die moderne Form der Sklaverei einzugehen, die Tausende von farbigen Kolonialbewohnern auf die Schlachtfelder von Europa zerrt und unter schwerer Schädigung des Bestandes der betreffenden nichts ahnenden Naturvölker die Hekatomben des Hasses noch vermehrt.

Aber auch abgesehen von solchen Auswüchsen brutaler Ausnützung des in Pflege genommenen Menschenkapitals greift die überlegene Macht fremder Kulturvölker oft mit rauher Hand und ohne wirkliche Notwendigkeit in die Gefüge der altgewohnten staatlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen Ordnung hinein[1]) und bewirkt darin vielfach eine völlige Umwertung vieler Werte, womit die einst klaren Ziele vieler in Verwirrung gerieten. Ich erinnere hier vor allem an die Verordnungen der Regierungen über das Eingeborenengeld, die vielfach demselben mit einem Federstrich einen großen Teil seines Wertes nahmen und damit unter Umständen geeignet waren, die ganze soziale Gliederung kleiner Völkchen zu erschüttern.

In manchen Gegenden aber müssen gerade die Einsichtigeren unter den Eingeborenen aus dem Verhalten der Europäer den Schluß ziehen, daß sie für denselben ausschließlich als Arbeitskräfte einen Wert zu haben scheinen. Woher soll da noch der Frau der Wunsch und die psychische Kraft kommen, eine zahlreiche Nachkommenschaft zur Welt zu bringen und großzuziehen?

Ich unterlasse es, diese und verwandte Dinge näher auszuspinnen oder geistige Ansteckungen (wie die Einschleppung der Spielleidenschaft durch Chinesen in Neupommern[2])) zu behandeln, sondern begnüge mich an dieser Stelle damit, nur kurz nochmals hervorzuheben, daß die

1) Vgl. dazu u. a. Thilenius' treffliche Bemerkungen im Globus LXXVII, S. 71.
2) Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea, 1914, S. 86.

vielfachen sanften und brutalen Eingriffe der überlegenen Kultur in den Bereich des materiellen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens der Eingeborenen in Verbindung mit der deprimierenden Wirkung, die sie auf die Psyche der Naturkinder ausüben, in hohem Maße teils direkt, teils indirekt zum Volksrückgang oder selbst zum Aussterben der Naturvölker beitragen. Ja, stellenweise ist der Lebensmut der Eingeborenen angesichts ihrer Unterlegenheit schon so sehr gebrochen, daß sie widerstandslos das Aussterben ihrer Rasse vor sich sehen.[1]) Wo aber der kulturliche Unterschied der beiden Parteien geringer ist, kann die Krise leichter überwunden werden, wie denn die einst zu einer gewissen Kulturblüte gelangten Völker Amerikas im Hoch- wie im Tiefland wieder zu kräftigen Zahlen angewachsen sind. Wenn auch deren allmähliche Vermischung mit den Neuankömmlingen in einer fernen Zukunft erwartet werden muß, so ist doch zu bedenken, daß der somatischen Amalgamierung schon seit lange die kulturliche vorausgegangen ist, die den besten Untergrund für eine gründliche und auch geistig fruchtbare Bastardisierung abgibt. (Schluß folgt.)

1) Stevenson, South Seas I, S. 51.

Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege.

Von
Medizinalrat Dr. Grassl in Kempten i. B.

Mit nicht zu verkennendem Seitenblick auf die Ärzte älterer Jahrgänge, die ihre Erfahrungen noch aus der Zeit vor dem Erlasse der sozialen Gesetze gewonnen haben, erklärte ein Präsident eines Landesversicherungsamtes in einem Landtag, daß die Anpassung als Grund der Arbeitsfähigkeitsbewertung viel zu hoch eingeschätzt werde. Ein halbes Jahr darauf gründeten sich in ganz Deutschland amtliche Kriegerfürsorgestellen, die die systematische Ausnützung der Anpassungsfähigkeit zum Gegenstand ihrer Tätigkeit machten. Der Krieg zwang die amtlichen Stellen zum Umlernen. Das Individuum hat die Befähigung, anatomische Verluste im weiten Grade durch vikariierende Funktion anderer, selbst entgegengesetzter Organe auszugleichen. Schon diese Beobachtung am Einzelindividuum sollte die Arzte, die sich mit den Lebensverhältnissen eines Volkes beschäftigen, vorsichtig machen in der Beurteilung einer Volkseigenschaft. Unter Führung der juristisch vorgebildeten Volkswirtschaftslehrer hat sich eine, ich möchte sagen, rein anatomische Bewertung des Völkerlebens herausgebildet. Man ist dazu gekommen, das Volk als das Ergebnis der Zusammenzählung einzelner Summanden zu betrachten. Die Wegnahme eines Summanden betrachtete man als Verkleinerung des Volkstums, das Hinzutreten eines neuen bisher nicht mitgezählten Summanden als eine Vergrößerung. Namentlich in der Frage der Volkserneuerung, also den Geburten und den Sterbefällen, bei letzteren vorzüglich auf die Kindersterblichkeit eingestellt, kam man in Verfolgung dieser Auffassung zu der Ansicht, daß die geringste Kindersterblichkeit auch das beste Aufwuchsresultat ergeben müsse. Diese Auffassung, von den Staatslehrern der Volkswirtschaft allgemein geteilt, wurde den Ausführungsorganen des Staates mit einer dem schulmäßigen Denken eigenen Ausschließlichkeit aufgedrängt, und es wurden Maßregeln erzwungen, die diese Lehre in die Praxis übersetzen sollten. Ich war wohl der erste, der gegen diese rein anatomische Auffassung des Volkskörpers durch die Juristen und deren Anhänger sich aussprach, und ich hatte deshalb den ganzen Ansturm der in ihren Kreisen gestörten Staatswissenschafter auszuhalten. Ich stellte die Lehre von dem Geburts- und Sterblichkeitsoptimum auf und habe diese Lehre auch in diesen Blättern wiederholt zu begründen versucht. Ich stelle mir vor, daß in dem lebendigen Volks-

körper Geburt und Sterblichkeit, insbesondere der Säuglinge, in einem gewissen Wechselverhältnis stehen, daß eine minimale Kindersterblichkeit notwendigerweise zur minimalen Geburtenzahl führen müsse und daß es daher fehlerhaft für das Volk sei, die Säuglingsfürsorge auf die minimale Sterbeziffer einzustellen.

Trotz wiederholter Gegenerklärung meinerseits legten manche meine Lehre so aus, daß ich für die größte Kinderzahl ohne Rücksicht auf die Kindersterblichkeit sei, und selbst der mir sonst wohlwollende Referent meines Büchleins über Geburtenrückgang in diesen Blättern glaubt bei mir diese Ansicht zu finden. Diese mir zugeschriebene Auffassung würde die Annahme der unbegrenzten Anpassungsmöglichkeit des Volkes an Außenumstände als Voraussetzung haben müssen. Auch nach oben gibt es aber eine Optimalgrenze.

Die Anpassungsmöglichkeit eines Volkes ist aber viel größer als bei dem Individuum und ist wesentlich verschieden von der der Einzelperson. Während das Individuum anatomisch verlorengegangene Körperteile — praktisch genommen — nicht zu ersetzen vermag, sondern sich mit funktionellem Ersatz begnügen muß, kann das in seiner Wesenheit unsterbliche Volk auch anatomisch verlorengegangene Teile ersetzen, ja sogar überersetzen. Es war daher von jeher meine Anschauung, daß der Verlust eines Teiles des Volkes noch nicht eine Schwächung des Volkes selbst bedeuten müsse. Ob dieser Verlust durch Absterben der Säuglinge oder infolge Krankheit und Krieg oder durch Abwanderung bei den Erwachsenen stattfindet, ist lediglich graduell, aber nicht essentiell von Bedeutung. Durch Vergleiche mit den geschichtlichen Völkern und durch Vergleiche mit den gegenwärtigen verschiedenen Völkern und Volksteilen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ein gewisser Blutverlust einem gesunden Volke nicht nur nicht schadet, sondern sogar nützlich ist. — Flugs werden meine Gegner daraus mir wieder die Ansicht der Notwendigkeit des Massenmordes zuschreiben. — Und was von der Quantität gilt, hat auch für die Qualität Berechtigung. Das Absterben vieler tüchtiger Männer, wie es der gegenwärtige Massenmord bringt, bedeutet an sich noch nicht die Verschlechterung der Rasse, wie viele Rassengelehrte behaupten. Es ist möglich, daß ein gesundes Volk diese abgestorbenen Tüchtigen in der Zahl und der Höhe der Tüchtigkeit ersetzt, ja, daß der Ersatz größer und tüchtiger ist als der abgestorbene Teil. Ob diese Amputation zu diesem Wiederersatz führt, ist allerdings fraglich und ist abhängig von den verschiedensten Umständen.

Der Ausgangspunkt des Nachwuchses kann der Amputationsstumpf sein, hier also der übriggebliebene Männerteil, oder aber der Konträrpunkt, das Weib, werden.

Im nachfolgenden soll rein spekulativ, also ohne jeden Anspruch auf Gewißheit, untersucht werden, auf welche Weise das deutsche

Weib den Verlust der abgestorbenen tüchtigen Männer zu ersetzen vermag.

Die vornehmste Quelle des Wiederersatzes wird die Einehe bleiben. Der Vorschlag akademischer Kreise, aushilfsweise zur Polygamie überzugehen, muß als eine Verirrung bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß zur zweiten und dritten Frau nach unserer fast durch Jahrtausende hindurch eingeprägten Auffassung der Geschlechtsverbindung sich nur zweifelhafte Frauen hergeben werden, die also die Qualität herabsetzen würden, zeigt die Volksarithmetik, daß die Zahl der Ehen mit der Zahl der Kinder nicht parallel verläuft, und daß die hauptsächlichste Sorge schon während des Friedens nicht die Vermehrung der Ehen, sondern die Vollausnutzung der Ehe zur Kindererzeugung ist und war. Es ist nicht abzusehen, warum ein Mann, der bloß eine Frau zu ernähren hat und der trotzdem bloß 1 oder 2 Kinder erzeugt, mehr Kinder erzeugen soll, wenn die Last der Familienernährung mit der Zahl der Frauen gewachsen ist. Bei der wachsenden Schwierigkeit nach dem Kriege, die Frauen und deren Kinder zu unterhalten, würde in manchen Fällen es sogar zur Einschränkung der Kinder der Polygamie kommen. Die Polygamie wird uns nicht retten.

Um der Vermutung über die Ehehäufigkeit nach dem Kriege näher zu kommen, wird man am besten von den Voraussetzungen der Ehe ausgehen.

Das Zahlenverhältnis der Ehefähigen wird sich zwischen Mann und Frau wesentlich verschieben. Während vor dem Krieg Jüngling und Mädchen ungefähr mit gleicher Zahl vertreten waren, wird nach dem Kriege ungefähr auf einen heiratsfähigen Mann $1\frac{1}{3}$—$1\frac{1}{2}$ heiratslustige Mädchen kommen. Die Auswahl wird also eine wesentlich erhöhte werden. Im allgemeinen wird man erwarten dürfen, daß die Mädchen mit geringerer Ehefähigkeit in Zukunft mehr von der Ehe ausgeschlossen bleiben, als dies vor dem Kriege der Fall war. Je länger der Krieg dauert, je mehr Männer fallen, desto mehr ist die Reichsleitung gezwungen, Männer mit geringeren körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Kriegsdienste heranzuziehen, desto geringer wird also die durch den Krieg bewirkte Kontraselektion der Männer. Anderseits wird aber die Zahl der übriggebliebenen Mädchen um so größer und die Auswahl um so schärfer. Der Minusvariante der Männer steht eine Plusvariante der Frauen gegenüber. Und so hoch wir Männer auch im bekannten Selbstbewußtsein die Bedeutung der männlichen Erbmasse in der Vererbung einschätzen, eine Abminderung, vielleicht eine Ausgleichung der Gegenauslese durch erhöhte Frauentüchtigkeit wird sicher eintreten.

Die von bekannten Rassenbiologen aufgestellte These, daß der moderne Krieg eine Verschlechterung der Rasse bringt, trifft für den gegenwärtigen Volkskrieg nicht zu. Allerdings wird die Bedeutung der

erhöhten Frauenwahl abgeschwächt werden durch Erhöhung der außerehelichen Geburten, die bekanntlich parallel mit der Zahl der Ledigen zu laufen pflegt.

Ein sehr wesentlicher Einfluß auf die Ehehäufigkeit und damit auf die Fortpflanzung und Vererbung wird den wirtschaftlichen Verhältnissen zukommen.

Sämtliche kriegführende Völker werden wirtschaftlich am Boden liegen. Wir werden unsere Milliarden selbst verzinsen, unsere Krieger und Soldatenkinder selbst versorgen müssen, wir werden unsere leeren Kassen füllen müssen. Drei Dinge stehen uns mit Sicherheit bevor: Fleißig arbeiten, fleißig sparen, fleißig Steuern zahlen. Soll unsere Valuta nicht unrettbar stürzen, müssen wir die Einfuhr so lange kontingentieren, bis wir zum Warenaustausch Wechselwerte produzieren können; wir werden also den Zustand der Teuerung hinausschieben müssen. Dieser Entwertung des Geldes, die sich hauptsächlich bei den kleinen und mittleren Kapitalien bemerklich machen wird, tritt jetzt schon während des Krieges eine starke Verschiebung des Kapitalbesitzes zur Seite, die für die Masse des Volkes bis weit hinein in den Mittelstand mehr oder minder einer Entblößung gleichkommt.

Diese veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse werden sich hauptsächlich bei allen jenen bemerklich machen, die wir unter dem Begriff Beamte einzureihen gewohnt sind. Unter Beamten in diesem Sinne sind nicht bloß alle Staatsbeamten und Offiziere zu verstehen, sondern auch alle Privatbeamten, einschließlich der Sekretäre der Parteien und Vereinigungen, der Agenten und Aufsichtspersonen, gleichgültig ob gegen fixen Gehalt oder gegen Geschäftsanteil oder Stundenlohn angestellt. — Am meisten allerdings werden die fixierten Beamten getroffen werden.

Zunächst wird man ihre Zahl zu vermindern suchen.

Als ich zum Zwecke des Vorstudiums zu meinem Büchlein „Blut und Brot oder der Zusammenhang zwischen Volkswirtschaft und Biologie in Bayern" Jahre hindurch staatswirtschaftlich mich betätigte, also zu Anfang dieses Jahrhunderts, fiel mir die enorme, noch stets wachsende Zahl der Staatsbeamten, speziell in Bayern auf, und als ich einem führenden Lehrer der Staatswirtschaftslehre gegenüber meine Bedenken äußerte, da lehnte dieser meine Einwendungen damit ab, daß er mir schrieb, er doziere gerade in entgegengesetztem Sinne; die Staatsaufgaben wüchsen immer mehr, die Zahl der Beamten sei gewissermaßen ein Kennzeichen der Höhe der Kultur. Mein Replik, daß dies wohl zur Zeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur erträglich sei, nicht aber zur Zeit der Not, wurde keiner Antwort gewürdigt.

Nun wird die Verminderung der Staatsbeamten doch kommen. Hauptsächlich wird sich diese Verminderung an den mittleren Staatsstellen bewerkstelligen lassen. Durch unsere modernen Verständigungsmittel ist

ihnen bereits vielfach der sachliche Einfluß genommen worden, und es ist ihnen oft lediglich mehr die formelle Ordnung geblieben, die sie oft reichlich ausnützten. Die Zahl der Mittelstellen ist zweifellos mitschuldig, daß den äußeren Beamten und damit den Beamten überhaupt die frische Entschlußfähigkeit abhanden gekommen ist, daß sie „mürbe" wurden, wie Hindenburg sich ausdrückte, daß sie vom Amtsvorstand zum Kanzleichef herabzusinken drohten. Der Verminderung der Beamten und besonders der Mittelstellen muß mit einer Neuordnung der Kompetenzen sich vereinigen, und der Vollzugsbeamte wird an Wert steigen. 'Dagegen wird er seine Lebensführung einschränken müssen. Sein Gehalt wird gleichbleiben trotz hoch bleibenden Preisen. Im Beamtenstand selbst werden voraussichtlich und hoffentlich nach zwei Richtungen Veränderungen eintreten: dem Tüchtigen wird eine freie Gasse geöffnet werden müssen; die Einhaltung des Formalismus als Gradmesser der Brauchbarkeit wird an Bedeutung verlieren; ererbte, angeborene Fähigkeit wird gegenüber dem schulmäßigen Abgerichtetsein wieder zur Geltung kommen. Jahrzehntelang wird die jetzt durch die Kunsterziehung niedergehaltene natürliche Befähigung wieder zu Ehren kommen; dann dürften allerdings mit wieder zunehmendem Reichtum die Schule und ihre Schüler die Oberhand gewinnen. Rassenhygienisch ist die Einengung der Staatsstellentreppe nur zu begrüßen.

Will der Staatsbeamte seine jetzige gesellschaftliche Stellung beibehalten, so muß er sich aus den Kreisen der Nahrungsmittelwucherer seine Gattin suchen, denn die Töchter des bisherigen Mittelstandes dürften voraussichtlich nicht mehr genügende Mitgift mitbekommen, auch dürfte die Zahl der begüterten Mittelstandstöchter abnehmen. Sieht man die Geisteseigenschaften, die sich im Lebensmittelwucher und verwandten Geschäften auswirken, als den Ausdruck kühner Entschlossenheit an, so könnte man an die Entstehung eines geistigen Führergeschlechtes denken, das uns so bitter not tut. Hält man aber diese Eigenschaften für die versteckten Kennzeichen des „Delinquente nato" im Sinn Lombrosos, was sie auch allem Anschein nach sind, so wird die in dem Staatsbeamtentum gesammelte Volksintelligenz in viel höherem Maße als bisher durch Einfluß von Erb- und Traditionseigenschaften der reichen Frau korrumpiert und vernichtet werden. Der übrige Teil der Staatsbeamten wird durch das Zölibat und die Sterilität sich selbst vernichten. Völkisch wird durch die herabgesetzte Zahl der zukünftigen Staatsbeamten diese Gefährdung der Natur etwas gemildert werden. Noch mehr gilt dies von den Offizieren.

Unterstützt von der Charakterfestigkeit der Männer und der verständnisvollen Mithilfe des Staates könnten die Beamtenfrauen durch entschlossene Abkehr aus dem Kreise der Dame, wie man eine gewisse gesellschaftliche Richtung kurz bezeichnen kann, das erwähnte Führer-

geschlecht gründen helfen. Dazu würde ihnen der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse Veranlassung geben. Die nichtbegüterten Beamtenfrauen werden nämlich gezwungen werden, selbst Hand anzulegen in der Wirtschaft und sich dadurch von dem sich vor dem Kriege immer mehr ausbreitenden Damencharakter mit bloßer Leitung der Hauswirtschaft abzukehren. Die Hausfrau, die mitarbeitet, ist aber Voraussetzung der genügenden Fortpflanzung, die Dame ist und bleibt steril oder doch unterfruchtig. Die Verhütung der Entstehung und Ausbreitung der Damen ist Voraussetzung der Mütter. Gerade in der Gegenwart geht ein Teil der Beamten- und Offiziersfrauen zielbewußt dazu über, die Zahl ihrer Dienstboten zu verkleinern. Auf diese Weise könnte der Krieg auslesend und bessernd auf die Beamten des Staates wirken. Damit es dazu kommt, dazu braucht es der wirksamen Beihilfe aller Faktoren, insbesondere der gegenwärtigen Beamten- und Offiziersfrauen selbst.

Eine ähnliche Umwandlung wird auch bei den Privatbeamten stattfinden. Die Unmasse von berufsmäßigen Sekretären, Dienern und ähnlichen Bediensteten von politischen Parteien und Parteichen, von Vereinen und Klubs wird eingeengt werden. An vielen Stellen wird eine Abqualifizierung des Gehaltes und der Beschäftigung stattfinden. Das mehrfache Gehalt des Reichskanzlers als Bezahlung für die Tätigkeit von Versicherungs- und ähnlichen Direktoren wird verschwinden oder doch seltener werden. Gar manches industrielle Unternehmen, das sich jetzt von einem Vollgelehrten leiten ließ, wird sich mit einem Halb-Buchgelehrten mit praktischen Erfahrungen begnügen; andere wieder, die bisher aus der technischen Mittelstellung hervorgegangene Beamte hatten, werden in deren Stelle Beamte mit rein technisch-handwerksmäßiger Vorbildung setzen und werden verlangen, daß der technische Beamte selbst Hand anlegt, also eine Mittelstellung zwischen Arbeiter und Beamten einnimmt. Wer die Ankündigungen der Tagespresse während des Krieges in dieser Hinsicht verfolgt hat, wird erkannt haben, daß hierin bereits ein starker Anfang gemacht worden ist.

Die schulmäßige Ausbildung als ausschlaggebende Ursache in der Privatbeamtenstellung beginnt zu sinken; die angeborene Fähigkeit, der persönliche Wert muß demgegenüber steigen. Die schulmäßige Ausbildung ist aber in der letzten Zeit des Friedens immer mehr die zufällige Folge von Äußerlichkeiten geworden, die immer weniger von der Person und deren Erbmassen abhängig wurden.

Die Anforderungen und die Lebensführung dieser zukünftigen Halb- und Dreiviertel-Beamten sind aber bedeutend geringer als die der Schulvollbeamten. Dem haben sich auch deren Frauen anzupassen. Es ist zu erwarten, daß die Frauen unterer Privatbeamten nach dem Friedensschluß viel mehr als vor dem Kriege handtätige Frauen werden und

damit die Grundlage einer geordneten Fortpflanzung der Eigenschaften ihrer zweifellos tüchtigen Männer abgeben; zumal da sie viel mehr als bisher selbst dem werktätigen Volke entstammen werden und erst mit dem Aufstieg ihrer Männer eine höhere gesellschaftliche Stufe erreichen.

Die geringere Bezahlung der Beamten und die daraus folgende gesellschaftliche Klassenstellung wird bei den Knaben das geradezu widersinnige Andrängen zur Schulbildung auch in Fächern, die bisher ohne diese Vorzügliches leisteten, etwas eindämmen. Die bereits vor Jahrzehnten von Forel beklagte Erscheinung, daß wir immer gelehrter werden, dabei aber in der natürlichen Befähigung zurückgehen, wird zumindest in ihrem Fortschritte gehemmt werden. Anderseits werden die Mädchen, deren höchstes Ziel gegenwärtig ein Staatsbeamter oder Offizier zu sein pflegt, wieder auf die Vorzüge des Arbeiters und des Bürgers hingewiesen. Der Raubbau an der Unter- und Mittelschicht, der in den kinderschwachen Beamten zur Gefahr für das ganze Volk wurde, wird als völkische Erscheinung wenigstens dezennienlang seine Schärfe verlieren.

Auf dem Wege der Gesellschaftshygiene dürfte die Rassenhygiene aus diesem schrecklichsten aller Kriege Vorteil ziehen können.

Bei dem Mittelstand wird man unterscheiden müssen zwischen Land und Stadt.

Die Bauern haben zweifellos größere Verluste an Blut gehabt als die Städter. Abgesehen davon, daß sie mehr Kinder haben, daß ihre Söhne in größerer Zahl waffentauglich sind als die Städter, daß also die Bauernjahrgänge als Gediente früher in den Krieg mußten und daher länger Tod und Verderben ausgesetzt waren, sind die Landbewohner größtenteils der verlustreichen Infanterie zugeteilt, die Städter den mehr geschützten technischen Truppen. In der Stadt befinden sich die Unabkömmlichen und die „Unabkommlichen". Obwohl die Städter größere Heiratsfrequenz haben als die Bauern, dürfen dennoch die Bauerswitwen relativ ebenso zahlreich sein als die der Stadt. Der Umstand, daß der Bauer größtenteils den Besitzenden zugehört, bewirkt dann, daß die Bauerswitwen als Geschäftsleiterinnen mit produktivem Zwang zur Wiederverheiratung um jeden Preis zu kommen trachten müssen. Die Zahl der Witwenheiraten auf dem Lande wird nach dem Kriege gewaltig steigen. Schon im Frieden war die Ehehäufigkeit der Witwen sehr unterschiedlich. So fielen in Bayern auf 100 Eheschließende Verheiratungen zwischen Junggesellen und Witwen in Oberbayern 4,43, München 3,68, Niederbayern 4,96, Pfalz 2,35, Oberpfalz 4,45, Oberfranken 2,86, Mittelfranken 3,22, Nürnberg 3,07, Unterfranken 2,91, Schwaben 3,83. Der Bauer, namentlich der altbegüterte, wählt sich die Lebensgefährtin gern nach dem Gesichtswinkel der Arbeitsfähigkeit; er sieht die Unberührtheit der Braut als weniger wichtig an.

Dieser von den Städtern oft verhöhnte Auswahlgrund ist rassenhygienisch ganz außerordentlich begrüßenswert. Untaugliche Hausfrauen sind in der Regel auch untaugliche Mütter. Und oben schon habe ich darauf hingewiesen, daß die Hausfrauentätigkeit die Voraussetzung der Mutterschaft ist, und daß ein Gutteil des Grundes, warum die Frauen der höheren Stände nicht mehr Mutter werden wollen, eben darin liegt, daß sie nicht mehr selbsttätige Hausfrauen sein wollen. Dieser Auslesegrund wird durch den Krieg noch verschärft. Die Bauersfrauen haben während des Krieges in einer über jedes Lob erhabenen Weise Feld und Wiese bestellt, haben die Kinder versorgt und die Hauswirtschaft geführt. Wer dies nicht tat, wird wirtschaftlich bedrängt werden, und eine im Abwirtschaften begriffene Witwe wird seltener zur Wiederehe kommen als eine Frau, die tüchtig durchhielt. Auch bei der Wahl der Mädchen zur Ehefrau wird dieser Grund zur Gattenwahl verschärft werden.

Diese Bauerswitwen werden ihre Gattenwahl hauptsächlich nach dem gleichen Gesichtspunkte betätigen, nach dem sie selbst zur Ehe kamen, nämlich nach dem Gesichtspunkte der bürgerlichen Arbeitstüchtigkeit des Bräutigams. Das aus den Witwenehen erstehende Geschlecht wird rassenbiologisch gut sein. Es dürfte sich die alte Erfahrung wenigstens in den Grundzügen wiederholen: Zur Zeit des Überflusses ist die Hygiene der Umwelt, zur Zeit der Not die Rassenhygiene der ausschlaggebende Faktor.

Die zu erwartende Ehehäufigkeit der Witwen könnte durch wirtschaftliche Hindernisse gehemmt werden. Als nach dem 70er Krieg der Bodenpreis stark stieg, ließen sich viele Bauern verleiten, ihren Hof hoch einzuschätzen und den im Besitze nachfolgenden Sohn stark zu belasten. Der Besitzübernehmer kam dadurch in eine akute Geldnot, die er durch Heirat von Töchtern aus kinderarmen Familien zu heben suchte. Dadurch wurden die Geschlechtssitten der kinderarmen Familien in die bisher kinderreichen Familien getragen, und zugleich wurden Bäuerinnen und Ehefrauen und Mütter herangezogen, die sich nicht mehr voll bewährten. Abmindernd wirkt auch das bäuerliche Majorat, während das Minorat geburtenfördernd ist. Der Bauer, der dem Jüngsten den Hof übergibt, muß bei hoher Einschätzung seines Hofes seinen Erstgeborenen das Heiratsgut selbst verzinsen und wird daher vorsichtiger. Gerade das Gegenteil findet beim Majorat statt. Überall da, wo ich Minorat der Erbfolge finden konnte, fand ich auch große Kinderzahl, z. B. im Bayrischen Wald, in der Kölner Gegend usf. Es wird sich zeigen, ob unsere Juristen genügende volkswirtschaftliche Einsicht haben, um bei der nach dem Kriege zu erfolgenden Massenerbteilung die Bildung eines starken Bauernstammes und die Verheiratung der Bauerswitwen zu ermöglichen, oder ob sie in den Fällen, in denen Testamente

nicht vorliegen — und das werden fast alle sein —, in „gerechter“ gleicher Erbteilung rassenbiologisch Schaden bringen.

In der Stadt dürfte sich die Wirkung der von Hansen überzeugend beschriebenen drei Bevölkerungsstufen nach dem Kriege deutlich erkennbar machen.

Da sich auch nach dem Kriege die deutsche Volkswirtschaft noch beträchtliche Zeit im kleinen Blutkreislauf des Innenverkehrs bewegen wird, wird man auch in den Städten sich wiederum mehr auf das altbäuerliche Sprichwort besinnen: Was nicht gegen Hitze und Kälte, gegen Hunger und Durst hilft, hat wenig Wert.

Die vegetativen Sorgen werden noch lange die Oberhand haben, und alle jene Berufe, die sich mit der Verfeinerung der Lebensbedürfnisse abgeben, namentlich die Gewerbe des Luxus in weitem Maße, werden sich einschränken müssen; manche werden zu anderen Berufen übergehen müssen. Die nächste Folge wird sein, daß diese Berufe weniger zur Gründung einer Familie schreiten, und, falls sie doch in die Ehe treten, in noch viel höherem Grade als bisher die Kindereinschränkung betätigen werden. Das Absterben dieser Berufsklassen wird stark erhöht werden. Nun sind aber die Angehörigen dieser Berufsarten vorzüglich Städtebewohner, die schon in der zweiten oder dritten Generation in der Stadt wohnen und dort unter der städtischen Umwelt anatomische und funktionelle Änderungen erlitten haben. Wer in dieser Stadtumänderung des Körpers und der Sitten eine Degeneration erblickt, wird daher aus den Kriegsfolgen eine Besserung der Rassenverhältnisse des Volkes erwarten dürfen.

Weniger schwer dürften jene städtischen Berufsklassen leiden, die sich mit der Bereitstellung der täglichen Lebensbedürfnisse befassen, das sind alle die Berufsarten der Beheizung, Bekleidung und Ernährung, soweit sie allgemeine, nicht Luxusbedürfnisse befriedigen. Diese Berufsarten gehören in der Regel jenen in die Stadt gewanderten Landbewohnern der ersten Stadtgeneration an, die mehr durch körperliche als geistige Arbeit ihr Brot verdienen. Dazu dürfte kommen, daß unter dem Einflusse der allgemeinen Geschäftsruhe man es versuchen wird, das Schwungrad des wirtschaftlichen Stoffumsatzes, das Baugewerbe, in Bewegung zu setzen. Allerdings werden hier Anforderung und Befriedigung nicht gleichen Schritt halten können. Aber gerade dieses Gewerbe umfaßt hauptsächlich wieder die körperlich Arbeitenden. Erst nach längerer Zeit wird auch in die Luxusgewerbe wieder ein restierender Saftstrom einfließen.

In der städtischen Fortpflanzung wird sich daher ebenfalls eine Bevorzugung der körperlichen Eigenschaften bemerklich machen, und das um so mehr, als die Umstände eine Mitarbeit der Frau, sei es im Verdienst, sei es in dem werktätigen Eingreifen in der Familie, in höherem Grade als bisher erfordern werden.

Namentlich wird die Zahl der Dienstboten sich mindern. Die Dienstbotenzahl war bisher ein Gradmesser der Abwendung von der körperlichen Arbeit. Nicht die Größe der Familie, sondern die Anforderung der Frauen an das gesellschaftliche Leben war maßgebend für die Zahl der Dienstboten. Daher war es nur selbstverständlich, daß mit steigender Zahl der Dienstboten die Zahl der Kinder abnahm. Wenn hierin durch die Kriegsfolgen eine Besserung eintreten wird, so ist diese bloß zu begrüßen. — Hier darf man auch einschalten, daß eine große Zahl der in Herrschaftshäusern beschäftigt gewesenen Mädchen die Gewohnheiten und Sitten ihrer Dienstherrschaft auch in ihre Ehe hinübernehmen und nicht selten auch die Unsitten. Der Arbeiterstand hat aus diesem Rückfluß wenig Nutzen gezogen. — Die frei gewordenen Kräfte des Luxus und der überspannten Familienbedürfnisse werden nach unten drücken. Die Zahl der Ungelernten wird ganz erheblich steigen.

Die Ungelernten werden nach drei Richtungen hin ausstrahlen. Sie werden zur Industrie übergehen, sie werden auf das Land durch Binnenwanderung zurückfluten, sie werden auswandern. — Ob die Industrie die Massen aufnehmen kann, ist fraglich; wenigstens im Anfang, wenn die Rohprodukte noch fehlen und die tiefstehende Valuta die Herbeischaffung fremder Produkte hindert. Die Industrie, die sich mit der Gewinnung und Verarbeitung der Bodenprodukte Deutschlands beschäftigt, wird früher wieder in das Gleichgewicht kommen. Der Segen bodenständiger Industrie wird uns wieder klar werden.

Die Binnenwanderung wird voraussichtlich in die Landwirtschaft und in die Bereitstellung der Verkehrswege einzudringen suchen. Für diese Zweige haben wir vor dem Krieg zur Hochsaison nahezu 2 Millionen Fremdlinge beschäftigt; Italiener, Südslawen, Russen, Polen und andere. Diese auf Jahre hinaus aus dem Wirtschaftsleben des deutschen Volkes zu verdrängen, wird die Not gebieten, und zugleich wird dies eine Reinigung des Volkes von Fremdkörpern werden. Aber darüber wird man nicht im Zweifel sein dürfen, daß viele Stadtangehörige hierzu nicht mehr die Fähigkeit haben. Die Städter der ersten Stadtgeneration vielleicht noch, die der zweiten sicher nicht mehr.

Eine Einengung der Ehe und der Kinder der Städtebewohner wird nicht ausbleiben.

Eine starke Auswanderung, besonders nach den Ländern, die durch Kriegslieferungen reich geworden sind, ist zu befürchten. Soll durch die Auswanderung die Rassentüchtigkeit nicht leiden, werden zwar harte, aber unvermeidliche Beschränkungsmaßregeln der Auswanderung nicht zu umgehen sein. Es wandert nämlich in der Regel nur der körperlich und geistig Gesunde aus, der das Vertrauen in sich trägt, auch unter fremden Verhältnissen durchzukommen. Die Frage, ob eine Verjüngung der Ehepaare, namentlich der Braut, eintreten wird, wird voraussicht-

lich verneint werden. Nach den statistischen Ergebnissen pflegt das Volk sich in zusammenpassendem Alter zu paaren. Jede Verschiebung des Heiratsalters des Mannes wird auch von einer Verschiebung des Alters der Braut begleitet. Jaeckel weist in dieser Beziehung auf Japan hin, wo sich nach dem russisch-japanischen Kriege diese Erscheinung stark bemerklich machte. Unsere Jungmannschaft wird aber durch den Krieg in der Ausbildung ganz erheblich verhindert und damit auch in der Eingehung der Ehe, und das korrespondierende Alter der Mädchen wird entsprechend leiden.

Noch unbestimmter sind die Verhältnisse bei dem Manne in bezug auf die Ehebildung zu beurteilen.

Durch die lange Dauer des Krieges, durch die körperlichen und geistigen Strapazen, durch das Herumgewürfeltwerden unserer Krieger auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen ist zweifellos bei denselben eine seelische Änderung eingetreten, die nachhaltend wirken dürfte. Alles, was Sitte und Tradition der Familie, was gesellschaftliche und Schulerziehung an das Individuum brachte, ist abgeschwächt worden; die Triebe und Instinkte mit ihren Folgen sind gestärkt worden. Manche, ernst zu nehmende Autoren klagten vor dem Kriege, daß unsere kulturelle Entwickelung die Richtung nehme, die natürlichen Triebe und Instinkte zu unterdrücken, statt sie zu beherrschen. Dadurch entstände ein Mißverhältnis zwischen dem Geist, der vielfach geradezu phantasievollen raschen Flug annehme, und dem Körper, der an chemischen Umsatz gebunden nur schrittweise nachkommen könne. Diesen Autoren wird die Hemmung des geistigen Fluges als erwünschte Gelegenheit gelten, wieder mehr Einklang zwischen Geist und Körper herbeizuführen.

Diese Umänderung wird sich voraussichtlich auch in dem Willen zur Ehebildung zeigen.

Die beiden Wurzeln der Ehebildung, der Geschlechtstrieb und der auf sittlicher Grundlage beruhende, vielfach anerzogene Familiensinn werden sich geändert haben.

Die Zunahme des Trieblebens und die Abnahme der Hemmungen und des Familiensinnes werden unter dem steigernden Angebote der Mädchen eine Vermehrung der Befriedigung des Geschlechtstriebes auf dem Wege der Prostitution herbeiführen. Dazu wird noch das gesteigerte Wirtshausleben kommen. Die Bekämpfung der Prostitution und die Einengung des Außerfamilien-Lebens, namentlich die Beschränkung der Gastlokale und anderer Gelegenheiten, wird nicht bloß wegen der Gefahr der geschlechtlichen Erkrankung, sondern auch im Interesee der Familienbildung notwendig werden. Auch hier wird es sich fragen, ob wir uns von dem theoretischen, feministischen Bedenken gegen ein zielbewußtes Vorgehen frei machen können.

Die Bevölkerungspolitik, deren Notwendigkeit zwar nirgends bestritten,

deren Erfolge aber stark bezweifelt werden, wird nur auf der Grundlage der allgemeinen wirtschaftlichen Lage ihr Ziel erreichen.

Die Theorie der Rassenhygiene geht, wie aus den Schriften der meisten Gesellschaftsbiologen zu erkennen ist, vielfach von der Annahme aus, daß der Tüchtige sich emporarbeitet, und daß daher die Oberschicht der Gesellschaft auch der rassenhygienisch stärkere Volksteil ist.

Wenn diese Theorie richtig ist, so würde nach dem Kriege eine Rassenverbesserung eintreten müssen, denn im Verhältnis zu den übrigen Volksschichten haben die Oberschichten nicht mehr gelitten, und es ist ihnen starker Zuwachs durch die Kriegs- und Lebensmittellieferanten zuteil geworden. Gerade aber dieser Zuwachs löst lebhaften Zweifel aus, ob die Oberschicht ihre gesellschaftliche Stellung tatsächlich ihrer Tüchtigkeit verdankt und ob nicht unter ihr ein sehr erheblicher Bruchteil jener Menschen sich befindet, die infolge ihrer Brutalität, ihrer angebornen geringen Rassenwerte emporkommen. Es ist nicht unmöglich, daß wir unter dem Eindrucke der Eigenerfahrungen umlernen. Es wäre möglich, daß der gesunde Volkskörper kranke Teile nicht bloß nach unten abgibt, wo sie im Elend zugrunde gehen und dadurch den Gesamtkörper vor Krankheit bewahren, sondern auch nach oben, wo sie in „Schönheit sterben". Die Art und Weise des Ausstoßens ist zwar für das abgegebene Volksmitglied in seinem Empfinden entscheidend, nicht aber für das Gesamtvolk: hier wirkt nur die Tatsache der Abgabe, nicht die Motive der Abgabe. Wir müssen ernstlich erwägen, ob nicht der Mittelstand der Träger der Volks- und Rassentugenden ist. Durch die Kriegsfolgen könnte zwar die Qualität der Mittelschicht gehoben werden, aber das Zahlenverhältnis zwischen rassenstarkem Mittelstand und rassenschwachem Unter- und Oberstand könnte in gefährlicher Weise verschoben werden. In der Tat ist dies sehr zu befürchten. Die zahlenmäßige Stärkung des Mittelstandes wird voraussichtlich sehr gehemmt werden und dadurch wird dem Volke als Ganzem manche rassenhygienische Gefahr erwachsen. Diese Gefahr dürfte der durch das Feuer der Reinigung gegangene Mittelstand der Bauern und der werktätigen Städter überwinden.

Wie stets nach großer Entvölkerung, nach starker wirtschaftlicher Einengung wird die Körperarbeit und die mit ihr eng verknüpfte Rassentüchtigkeit das deutsche Volk zur neuen Blüte emporführen. Trotz aller Gefährdung wird das deutsche Volk sich wieder emporrichten, und es wird werden, was zu sein es erstrebte, das Salz der Erde.

Der phylogenetische Haarverlust des Menschen.

Von Dr. Fritz Lenz.

Während des Krieges hatte ich Gelegenheit zu Beobachtungen, welche mir Licht auf eine Frage zu werfen scheinen, für die ich vorher nur eine unvollkommene Lösung gehabt hatte. Wir müssen annehmen, daß die Vorfahren der heutigen Menschen vor Zeiten einmal eine allgemeine dichte Körperbehaarung gehabt haben, wie sie auch die allermeisten andern Säugetiere aufweisen. Wie ist es nun gekommen, daß diese im Laufe der Menschwerdung zum größten Teil verloren gegangen ist? Allgemein gesprochen können dabei keine anderen Faktoren mitgewirkt haben als jene beiden, welche auch sonst die generellen phylogenetischen Änderungen beherrschen: Idiokinese und Auslese. Das phylogenetische Rudimentärwerden irgendeines Organes kommt so zustande, daß unter dem Einflusse irgendwelcher idiokinetischer Faktoren Defektmutationen auftreten, welche durch Auslese erhalten und ausgebreitet werden, wenn sie einen Erhaltungsvorteil bedingen. Wir wissen aus zahlreichen Erfahrungen, daß Defektmutationen viel häufiger sind als exzessive Mutationen; in der Regel aber sind sie nicht erhaltungsgemäß, sondern erhaltungswidrig, d. h. krankhaft, nämlich solange das Organ in seiner früheren Ausbildung noch einen Vorteil im Daseinskampf gewährt. Ändert sich aber die Umwelt der betreffenden Organismenform, so kann das Organ seinen Selektionswert verlieren oder für die Erhaltung geradezu schädlich werden. Ein rein indifferenter Zustand der Gleichgültigkeit dürfte dabei recht selten sein, weil ein Organ, das nicht mehr nützlich ist, dem Träger eben hinderlich ist und einen zwecklosen Energieaufwand für seine Ausbildung und Erhaltung bedingt. Aus Gründen der Oekonomie des Stoffwechsels ist somit in der Regel ein Organ, das nicht mehr zur Erhaltung nötig ist, eben schädlich.

Verfolgen wir nun, wie diese Dinge sich hinsichtlich des Haarkleides gestalten, so liegt es auf der Hand, daß der Haarpelz der meisten Säuger einen lebenswichtigen Wärmeschutz darstellt. Wo dieser Wärmeschutz überflüssig ist, wie bei den ganz großen Säugern, deren Wärmeökonomie sich infolge der im Verhältnis zur Körpermasse kleinen Oberfläche günstig stellt, fehlt dieser Pelz. Bei den Walen kommt noch dazu, daß im Wasser der Pelz ohnehin unzweckmäßig sein würde; er ist daher durch eine Fettschicht ersetzt. Die Elephanten in warmen Ländern bedürfen ebenfalls des Pelzes nicht. Beim Menschen wird der Pelz durch Kleidung und Wohnung ersetzt, die beide dem Wärmeschutz dienen. Die künstlichen Wärmeschutzvorrichtungen des Menschen haben also seinen Haarverlust ermöglicht. Einen Selektionsgrund für die Nacktheit bildet indessen dieser Umstand noch nicht. Ein solcher dürfte z. T. darin liegen, daß um so mehr Stoffwechselenergie auf das Gehirn verwandt werden

konnte, je weniger für die Behaarung nötig war. Da Hirn und Haarkleid aus demselben Keimblatt, dem Ektoderm stammen, konnte ein solches Vikariieren um so leichter eintreten. An atavistischen Haarmenschen sieht man noch heute oft eine geringe Ausbildung des Gehirns. Je besser aber das Gehirn organisiert war, um so besser konnte sein Träger für künstlichen Wärmeschutz sorgen, um so weniger bedurfte er also des Haarkleides. Abgesehen von diesem allgemeinen Grunde der Ökonomie des Stoffwechsels glaube ich nun einen höchst positiven Auslesegrund für die menschliche Nacktheit gefunden zu haben: die Körperläuse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Vorfahren durch zahllose Jahrtausende Läuse gehabt haben. Diese aber können sich in einem dichten Haarkleid viel besser halten als an einem nur schwach behaarten Körper. Ich habe Fälle von hochgradiger Verlausung gesehen, wo der Körper von Tausenden von Stichen bedeckt war. Daß dies zu allgemeiner Schwäche und Blutarmut führen kann, ist selbstverständlich. In diesem Kriege haben Millionen von Soldaten in den Schützengräben und Unterständen viele Monate lang unter ganz ähnlichen Verhältnissen gelebt wie unsere eozänen und pleistozänen Vorfahren; besonders von den russischen Soldaten dürfte das gelten. Die Läuse sind zweifellos in vielen Fällen eine mitwirkende Todesursache gewesen; an ihrer Selektionsbedeutung ist daher nicht zu zweifeln.

Wir haben erst während des Krieges gelernt, wie eine vollständige Entlausung erreicht werden kann. Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß die Körperläuse einen Teil ihrer Eier an die Körperhaare des Menschen heften, wo sie den gewöhnlichen Desinfektionsmaßnahmen entgehen. Zu einer wirklichen Entlausung gehört daher die Entfernung der Körperhaare. Der Grund dieser Enthaarung ist somit derselbe wie der Selektionsgrund des phylogenetischen Haarverlustes des Menschen.

Der auf diese Weise erreichte Erhaltungsvorteil wird durch einen weiteren Umstand vervielfältigt. Wir wissen heute, daß die Körperlaus zwei gefährliche Infektionskrankheiten überträgt, das Fleckfieber und das Rückfallfieber. Besonders das Fleckfieber hat in früheren Kriegen oft mehr Tote gefordert als die feindlichen Waffen. Auch in diesem Kriege dürften viele Tausende durch das Fleckfieber dahingerafft worden sein, besonders auf russischer Seite. Genauere Zahlen wird man erst nach dem Kriege erfahren können. Der Erhaltungsvorteil der Entlausung liegt damit auf der Hand.

Das Rückfallfieber wird durch ein Protozoon hervorgerufen. Vom Fleckfieber ist das zwar noch nicht sicher bekannt, es ist aber ebenfalls zu vermuten. Diese Krankheitserreger, welche durch die Läuse übertragen werden, haben sich dem Gesellschaftsleben der Menschen angepaßt. Bei einzeln lebenden Tieren würden sie sich schwerlich verbreiten und erhalten können. Das gleiche gilt von den meisten Parasiten, welche epidemische Krankheiten erregen. Der Mensch, das typische Gesellschaftstier, hat

daher die meisten epidemischen Krankheiten. Die Vergesellschaftung bot dem Menschen aber andererseits so große Erhaltungsvorteile, daß die Nachteile in Kauf genommen werden konnten. Immerhin war es dauernd von Auslesewert, wenn diese Nachteile so gering wie möglich wurden, und dazu trug unter anderm die Reduktion des Körperhaares bei. Zwar konnte ein gänzliches Verschwinden der Läuse dadurch nicht erreicht werden; diese fanden vielmehr in den Kleidern ebenfalls Schutz. Die Bekämpfung war aber dort dem primitiven Menschen viel leichter möglich als in einem dichten Haarkleid auf dem Körper. Während die Affen viel Zeit auf die Läusejagd verwenden müssen, gewann der primitive Mensch einen Teil dieser Zeit für anderweitige soziale Tätigkeit. Die Wahrscheinlichkeit der Übertragung von Fleckfieber und Rückfallfieber steht im geraden Verhältnis zu der Zahl der von den Erkrankten beherbergten Läuse. Menschlische Gruppen mit geringer Behaarung wurden daher von diesen gefährlichen Seuchen, von denen das Fleckfieber selbst bei moderner Pflege noch in einem sehr großen Teil der Fälle tödlich verläuft, viel leichter verschont als solche mit dichter Behaarung. An dem Erhaltungsvorteil des phylogenetischen Haarverlustes ist somit nicht zu zweifeln. Die Vergesellschaftung, die Ausbildung des Gehirns und die relative Nacktheit des Menschen wurden also in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander gezüchtet, und die Läuse hatten einen wesentlichen Anteil an der Gestaltung des Menschen von heute.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die sozialsten Menschenrassen die geringste Behaarung aufweisen; ich meine die mongoloiden. Die weniger herdenhaften Rassen haben eine stärkere Behaarung; besonders die mittelländische Rasse ist sehr reich an Körperhaar.

Warum blieb nun in der Phylogenese des Menschen an einigen Körperstellen die Behaarung erhalten? Das Kopfhaar dürfte seinen Erhaltungsgrund in dem Schutze gegen Sonnenstich haben. Bei direkter Bestrahlung des Schädeldaches durch die Sonne würde zweifellos viel leichter eine Überhitzung des Gehirns eintreten. Bei Kälte kommt andererseits auch die Warmhaltung des Kopfes in Betracht, die für den primitiven Menschen schwieriger künstlich zu erreichen ist als die des Körpers. Auch im Kampfe dürfte das Haupthaar einen nicht zu unterschätzenden Schutz gewährt haben. In seiner federnden Weichheit dürfte mancher Keulenschlag und mancher Steinwurf den größten Teil seiner Wucht eingebüßt haben. Die Augenbrauen bieten Schutz gegen herabrinnende Wasser- oder Schweißtropfen für die Augen, was in einem Leben fortwährenden Kampfes, wie es der primitive Mensch führen mußte, von großer Bedeutung war. Zugleich dienen die Brauen dem Mienenspiel; sie tragen wesentlich zum Zustandekommen eines zornigen Ausdrucks bei und konnten somit durch Auslese des Stärkerscheinenden erhalten werden. Ähnliches gilt vom Barte. Auch dieser ist ein Schreckmittel; ein „martialischer“

Bart schüchtert manchen Gegner ein; die Vorstellung des Bartes ist in den menschlichen Instinkten mit der der Männlichkeit und Stärke assoziiert. So konnte er auch ein Objekt der weiblichen Wahl werden und trotz des allgemeinen Rückganges der Behaarung erhalten und selbst noch stärker ausgebildet werden. Auch die Schamhaare dürften ihr Dasein teils direktem Schutz der Geschlechtsorgane, teils geschlechtlicher Auslese verdanken.

Bei dem phylogenetischen Fortschritt der menschlichen Nacktheit haben sich die Läuse auf die übrigbleibenden Haarinseln zurückgezogen. Dort leben nun die verschiedenen Arten in spezifischer Anpassung, und dieser Umstand ist geeignet, unsere allgemeinen Darlegungen zu bekräftigen. Im Haupthaar lebt die Kopflaus, und sie verläßt dieses Gebiet nicht. Die Filzlaus hat sich auf das Schamhaar spezialisiert. Diese beiden Arten, welche übrigens als Krankheitsüberträger nicht wesentlich in Betracht kommen, haben sich notgedrungen an die Reste des menschlichen Haarkleides angepaßt. Die Körperlaus ist auf das Ersatzmittel des Körperhaares, auf die Kleidung, übergegangen; sie ist zur Kleiderlaus geworden. Sie legt ihre Eier vorzugsweise in den Nähten und Falten der Kleider, regelmäßig aber auch an den Körperhaaren, besonders an den Schamhaaren ab. Sie hat also ihr altes Gebiet noch nicht völlig verlassen. Ich habe während des Krieges einen gefangenen Russen gesehen, der in den Kleidern nur ganz vereinzelte Läuse hatte, in dessen dichtem Bart unter dem Kinn sich aber bei genauerem Zusehen ein großes Nest von Kleiderläusen fand. Obwohl die Tierchen massenhaft in der Tiefe des Bartes saßen und an den Haaren in großen Mengen Eier angeheftet hatten, war bei oberflächlicher Betrachtung von außen nichts davon zu sehen. Ich stelle mir vor, daß die Läuse in ähnlicher Weise die behaarten Vorfahren des Menschen bewohnt haben. Zugleich aber zeigt das Beispiel, daß auch heute noch das menschliche Haar den Kleiderläusen Erhaltungsvorteile bietet, oder umgekehrt ausgedrückt, daß die Haararmut für den Menschen von Nutzen ist, ja bei Epidemien lebenswichtig sein kann.

Man hört von lamarckistischer Seite öfter die Ansicht vertreten, daß das menschliche Körperhaar im Laufe der Jahrtausende durch die Kleidung abgescheuert worden sei bzw. daß es infolge Nichtgebrauches verkümmert sei. Ganz abgesehen davon, daß die Nacktheit des menschlichen Gesichtes und die Haararmut in den Tropen lebender Stämme, welche dauernd nackt gehen, damit nicht übereinstimmt, würde diese Annahme auch die Vererbung von außen erworbener Änderungen voraussetzen, welche aus allgemeinen Gründen unannehmbar ist. Ich halte mich daher mit der Kritik dieser oberflächlichen Ansicht nicht weiter auf. Und wir bedürfen auch dieser Erklärung, die doch nur scheinbar sein würde, gar nicht, weil es genügend Gründe gibt, welche die Entstehung der menschlichen Haararmut durch natürliche Auslese verständlich machen.

Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung.

Von Dr. Fritz Lenz.

Seit langer Zeit ist von verschiedenen Seiten die Forderung erhoben worden, daß über die bisherigen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches hinausgehend die Ansteckung mit Syphilis und Gonorrhoe durch besondere Paragraphen mit Strafe bedroht werden solle. Während des Krieges hat sich nun auch die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten auf diesen Standpunkt gestellt, nachdem der Berliner Verein zur Hebung der Sittlichkeit (Zweigverein der Internationalen Abolitionistischen Föderation) auf diesem Gebiete vorangegangen war. Es ist daher zeitgemäß, daß auch im Archiv zu dieser Frage Stellung genommen wird. Ich folge dabei der Schrift von Dr. jur. F. Laupheimer: „Der strafrechtliche Schutz gegen geschlechtliche Infektion", 110 S., Berlin 1914, Allgemeine Medizinische Verlagsanstalt.

Laupheimer gibt im ersten Kapitel eine im ganzen zutreffende Schilderung der Syphilis und Gonorrhoe; einige kleine Irrtümer beeinträchtigen das Bild nicht wesentlich. Die soziale Bedeutung dieser Krankheiten schildert er eher noch zu optimistisch; auf die Schädigung der Nachkommenschaft geht er nicht ein.

Nach einem rechtshistorischen Überblick führt er die einschlägigen Bestimmungen des geltenden Strafrechts auf. In Betracht kommt zunächst der § 223 des Reichsstrafgesetzbuches, der die vorsätzliche leichte Körperverletzung in folgender Weise mit Strafe bedroht: „Wer vorsätzlich einen andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt wird wegen Körperverletzung mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder 1000 M. bestraft."

Für den Fall, daß die Körperverletzung durch eine verhängnisvolle Folge zu einer schweren gestempelt wird, tritt der § 224 ein: „Hat die Körperverletzung zur Folge, daß der Verletzte ein wichtiges Glied des Körpers, das Sehvermögen auf einem oder beiden Augen, das Gehör, die Sprache oder die Zeugungsfähigkeit verliert, oder in erheblicher Weise dauernd entstellt wird, oder in Siechtum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfällt, so ist Zuchthaus bis zu 5 Jahren oder Gefängnis nicht unter einem Jahre zu erkennen."

Praktisch am wichtigsten ist der § 230: „Wer durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines andern verursacht, wird mit Geldstrafe bis zu 900 M. oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. War der Täter zu der Aufmerksamkeit vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet, so kann die Strafe auf drei Jahre erhöht werden."

Einen mittelbaren Schutz gegen geschlechtliche Ansteckung gewähren auch bis zu einem gewissen Grade die Strafbestimmungen gegen die sog. Sittlichkeitsvergehen (Notzucht, Verführung Minderjähriger usw.).

In Wirklichkeit ist nun freilich der Schutz, welchen das Strafrecht gegen geschlechtliche Ansteckung gewährt, viel geringer, als es nach den genannten Paragraphen scheinen könnte, und das liegt weniger an der Unvollkommenheit des Gesetzes als an der Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse überhaupt. Zunächst ist es schon in vielen Fällen ungeheuer schwierig, zu beweisen, daß eine Ansteckung wirklich die Folge des Verkehrs mit der angeschuldigten Person war; zumal durch die lange Inkubationszeit der Syphilis wird dieser Nachweis sehr erschwert. Auch ist es oft unmöglich, zu entscheiden, wer der Angesteckte und wer der Ansteckende war; jede von beiden Parteien ist in der Regel bestrebt, die Schuld auf die andere zu schieben.

Die Anwendbarkeit des § 223 RStG. scheitert vollends an der Unmöglichkeit, eine vorsätzliche Körperletzung nachzuweisen. Abgesehen von seltenen Ausnahmefällen ist ein Vorsatz auch gar nicht anzunehmen; nachzuweisen wird er fast niemals sein. Nun wird freilich von den Juristen auch der sogenannte dolus eventualis als ausreichend für die Strafbarkeit angesehen; ein solcher liegt vor, wenn der Täter den Erfolg zwar nicht beabsichtigt, ihn aber doch als wahrscheinliche Folge vorausgesehen hat, wenn er sich also durch die Vorstellung der voraussichtlichen Körperverletzung nicht von der Begehung der Tat hat abschrecken lassen. Auch diese Bedingung der Strafbarkeit ist aber in der Regel nicht erfüllt. Sie setzt voraus, daß der Täter gewußt hat, daß er krank oder doch noch ansteckend war, was in sehr vielen Fällen nicht zutrifft. Beweisen wird man ihm ein solches Wissen überhaupt kaum können. Darüber hinaus aber ist für das Vorliegen eines dolus eventualis noch nötig, daß der Täter die Möglichkeit der Ansteckung gebilligt habe. Eine Strafe wegen vorsätzlicher Körperverletzung kann also nur in Ausnahmefällen trotz stattgehabter Infektion ausgesprochen werden.

Selbst die Wirksamkeit des § 230 RStG., der die fahrlässige Körperverletzung bedroht, ist durch verschiedene Umstände sehr eingeengt. Damit der Strafrichter sich überhaupt damit befaßt, ist Stellung eines Antrages von seiten des Geschädigten nötig, was übrigens auch Voraussetzung der Strafverfolgung nach § 223 ist. Gerade die Partei des Geschädigten aber hat ein großes Interesse daran, daß die Tatsache der Ansteckung nicht bekannt wird. Sie wird daher nur in seltenen Fällen zur Stellung eines Antrags sich entschließen, der den geschehenen Schaden nicht gut macht, ihr aber neuen zufügt durch Untergrabung ihres guten Rufes. Der persönliche Wert eines Menschen leidet nun einmal notwendig durch eine geschlechtliche Ansteckung und folglich auch durch deren Bekanntwerden. Besonders ein Ehegatte leidet natürlich auch durch die Bestrafung des andern, es sei denn, daß die Scheidung erstrebt wird. Für den Schutz vor Ansteckung in

der Ehe aber kommt das Gesetz auf jeden Fall zu spät. Auch für die Anwendung des § 230 ist natürlich Voraussetzung, daß der Täter Kenntnis von seiner Krankheit oder Ansteckungsfähigkeit gehabt habe. Sehr viele, wahrscheinlich die meisten Ansteckungen erfolgen aber in der optimistischen Annahme, daß die Krankheit völlig geheilt und nicht mehr ansteckungsfähig sei. Auch die Anwendbarkeit von § 230 ist daher in Wirklichkeit sehr beschränkt.

Bei dieser Sachlage wird auch der, welcher vom Strafgesetz überhaupt nicht viel für die Bekämpfung der Syphilis und Gonorrhoe erwarten zu dürfen glaubt, nach einer brauchbaren Reform des Strafrechtes Ausschau halten. Laupheimer glaubt die Lösung in folgenden Bestimmungen, die er im Anschluß an v. Lilienthal entwickelt, zu finden:

„Wer wissentlich einen andern der unmittelbaren Gefahr der Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit aussetzt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft."

„In besonders leichten Fällen kann Haft als Strafe auferlegt werden."

„In besonders schweren Fällen kann auf Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

„Ist infolge dieses Verhaltens eine andere Person angesteckt worden, so kann mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft werden."

„Ist die Handlung von einem Ehegatten gegen den andern begangen, so tritt die Verfolgung nur auf Antrag ein."

In dem ersten Satz wird im Gegensatz zu dem bisherigen deutschen Strafrecht auch die bloße Gefährdung ohne wirklich erfolgte Ansteckung unter Strafe gestellt. Ohne eine wirklich erfolgte Ansteckung wird zwar der Strafrichter auch bei Bestehen eines Gefährdungsparagraphen kaum jemals Gelegenheit zum Einschreiten haben, weil solche Fälle nur ausnahmsweise zu seiner Kenntnis kommen werden. Aber auch im Falle der Ansteckung wird der Gefährdungsparagraph öfter erst die Zuerkennung einer Strafe ermöglichen, nämlich in den Fällen, wo der obenerwähnte Kausalnexus nicht sichergestellt ist, d. h. wo gegebenenfalls auch eine andere Quelle der Ansteckung in Frage kommt. Dann kann der Täter immerhin wegen Gefährdung bestraft werden, auch wenn man ihm nicht nachweisen kann, daß die Ansteckung wirklich durch ihn erfolgt ist. Sehr viele Fälle aber werden auch dann noch der Bestrafung entgehen; es sind diejenigen, wo der Schuldige den Spieß umdreht und erklärt, selber der Angesteckte und vorher gesund gewesen zu sein, und wo das Gegenteil nicht zu beweisen ist. Oft wird freilich der Arzt aus der zeitlichen Entwicklung der Symptome den Gang der Übertragung feststellen können; wo dies aber nicht der Fall ist, muß auch der Gefährdungsparagraph versagen. Dazu kommt noch folgendes:

Damit eine wissentliche Gefährdung vorliegt, muß der Täter wissen, daß er noch ansteckungsfähig ist. Gerade dies aber ist sehr häufig nicht der Fall und nur selten nachzuweisen. Noch weniger zureichend als der Vorschlag von Laupheimer ist in dieser Beziehung jener, den die Sachverständigen-Kommission der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gemacht hat. Dieser lautet: „Bestraft wird, wer geschlechtlich verkehrt, obwohl er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß er an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet.“ Da die meisten Übertragungen nämlich in einem Zustande erfolgen, wo der Täter nicht mehr an der durchgemachten Krankheit leidet, so würde diese Bestimmung jene Fälle gar nicht treffen, wo die eigentliche Krankheit schon abgelaufen oder jedenfalls nicht erkennbar ist, wo aber gleichwohl noch eine Ansteckungsfähigkeit besteht. Der Laupheimersche Vorschlag würde vor dem letztgenannten daher den Vorzug verdienen.

Nun aber gibt es weitere gewichtige Gründe auch gegen die Fassung von Laupheimer. Man male sich einmal die Folgen solcher Bestimmungen aus. Jede Prostituierte würde z. B. dauernd strafbar sein; denn jede wird über kurz oder lang infiziert und jede ist später so gut wie immer ansteckungsgefährlich. Die Folge würde praktisch also gleichbedeutend mit einer Strafbarkeit der Prostitution als solcher sein; und zwar müßte der Staatsanwalt von sich aus die Bestrafung betreiben, da Laupheimer ja aus der Ansteckungsgefährdung ein offizielles Delikt macht, das auch ohne Antrag verfolgt werden müßte. Wenn die deutsche Abolitionistische Föderation also eine solche Strafbestimmung betreibt, so steht das im Widerspruch mit ihren wesentlichsten Bestrebungen, die gerade auf Befreiung der Prostituierten abzielen.

Man hat wohl gesagt, daß heute fast jeder Mensch mit einem Fuße im Gefängnis stehe, und der gesunde Kern und Sinn dieses Wortes ist offenbar der, daß man möglichst wenig Strafbestimmungen aufstellen solle, deren praktische Durchführung zu großen Schwierigkeiten begegnet. Außerehelichen Verkehr hat es noch zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben. Die härtesten Strafandrohungen haben ihn nicht zu beseitigen vermocht. Die Laupheimerschen Vorschläge würden aber sehr nahe mit einer Strafandrohung gegen jeden außerehelichen geschlechtlichen Verkehr zusammenfallen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die übergroße Mehrzahl aller Männer, welche außerehelich zu verkehren pflegen, über kurz oder lang auch Infektionen davontragen; ein Ausdruck dieser Tatsache ist die ungeheure Verbreitung der Gonorrhoe und Syphilis in unsern Städten. Da eine vollständige Beseitigung der Ansteckungsfähigkeit aber fast in keinem Falle sicher gewährleistet werden kann, so schließt der außereheliche

Verkehr in der Regel eben eine gewisse Gefährdung ein; die Strafandrohung Laupheimers wäre also fast immer gegeben. Es würde eine ungeheure Angeberei und Erpressung einsetzen, die ja schon unter dem bisherigen Strafrecht gerade genug in Blüte sind. Und da zur Strafverfolgung ein Antrag des Geschädigten nicht mehr nötig sein soll, so müßte der Staatsanwalt in jedem Falle einem solchen Gefährdungsdelikte nachgehen. In vielen Fällen würde zwar eine Bestrafung wegen der obenerwähnten Schwierigkeiten nicht zustandekommen. In zahlreichen andern Fällen aber würden junge Leute, die in jugendlicher Unerfahrenheit auf irgendein gerissenes Frauenzimmer hereingefallen wären, verurteilt werden müssen. Ein sehr großer Teil unserer Studenten, Offiziere, Kaufleute würde mit Gefängnisstrafen belegt werden müssen, damit in ihrem Berufe unmöglich werden und schließlich ganz auf die abschüssige Bahn geraten. Noch häufiger würden die armen Eltern von Erpressern bis aufs Blut ausgequetscht werden. Es liegt mir zwar gänzlich fern, den außerehelichen Geschlechtsverkehr entschuldigen zu wollen; man muß bei allen sozialen Maßnahmen aber das Für und Wider sorgsam abwägen, und da scheint mir bei Laupheimers Vorschlägen ein ganz überwiegender Schaden die Folge zu sein. Zum mindesten halte ich es für nötig, daß eine Strafverfolgung wegen Gefährdung mit geschlechtlicher Infektion nur auf Antrag des Geschädigten oder seiner gesetzlichen Vertreter einsetzen darf. Wenn derart ein Eintreten mit der eigenen Person nötig ist, so würde die Gefahr der gewerbsmäßigen Erpresser und Denunzianten viel weniger groß sein. Für noch wichtiger aber halte ich es, daß bei bloßer Gefährdung ohne tatsächliche Infektion auch auf Geldstrafe erkannt werden dürfe. Bei wirklich erfolgter Ansteckung möge dann ausschließlich Gefängnis zulässig sein; und zwar meine ich, sollte die Ansteckung mit Syphilis härter als die mit Gonorrhoe bestraft werden. Zur Zeit der Strafverfolgung werden die schwersten Folgen der Ansteckung (wie Geisteskrankheit, Lähmung usw.) noch fast niemals eingetreten sein. Da diese aber bei Syphilis in einem erheblichen Bruchteil der Fälle sich doch noch einstellen, da sogar der Tod nicht selten (ich schätze in ca. 25%) früher oder später die Folge der syphilitischen Ansteckung ist, so sollte dieser mögliche tödliche Ausgang in der Strafbemessung seinen Ausdruck finden. Es sollte sozusagen ein eventus eventualis in betracht gezogen werden. Der Sinn aller Strafgesetze ist die Verhütung von Schaden. Daher muß das Maß der Strafe ungefähr im Verhältnis zum Erfolge stehen. Auf diese Weise wird man es zum mindesten erreichen, daß Vorsichtsmaßregeln in großem Umfange angewandt werden, wenn schon die Abschreckung von allem außerehelichen Verkehr als utopisch erscheint.

Eine besondere Strafbestimmung für Infektion durch den Ehegatten

sollte nach meiner Ansicht überhaupt nicht bestehen. In diesem Falle genügt die bestehende Strafbarkeit wegen Körperverletzung. Eine besondere Strafandrohung auf eheliche Krankheitsübertragung würde nämlich zweifellos eine weitere Abschreckung von der Eheschließung bedeuten und damit der Verbreitung der zu bekämpfenden Krankheiten geradezu Vorschub leisten. Wir müssen leider damit rechnen, daß wir Millionen von Männern in Deutschland haben, welche Geschlechtskrankheiten durchgemacht haben. Die Furcht, noch ansteckend zu sein, ist schon heute sicherlich ein wirksamer Gegengrund gegen die Eheschließung, bei sehr vielen aber zu Unrecht, weil in den meisten Fällen sehr wohl die Frau gesund bleiben und auch gesunde Nachkommenschaft haben könnte. Alles, was von der Eheschließung abhält, ist aber bevölkerungspolitisch falsch.

Ich glaube überhaupt nicht, daß das Strafrecht sehr geeignet zur Einschränkung der Geschlechtskrankheiten ist. Ganz unvergleichlich wirksamer würde die Einführung einer diskreten Meldepflicht bei einer Gesundheitsbehörde sein, wie sie z. B. Prof. v. Zumbusch in der Münchener Medizinischen Wochenschrift und Dr. Dreuw kürzlich in diesem Archiv vorgeschlagen haben. Ich halte ein solche Meldepflicht in Verbindung mit einer Pflicht des Arztes zur Aufklärung des Patienten auch für die unerläßliche Voraussetzung einer Bestrafung der Gefährdung im Sinne Laupheimers. Wenn jeder Angesteckte hat unterschreiben müssen, daß ihm die ansteckende Natur seines Leidens bekannt sei, und daß er auf die strafrechtlichen Folgen der Ansteckungsgefährdung aufmerksam gemacht worden sei, dann, aber auch erst dann könnte eine Strafbestimmung wirklich wirksam werden; denn dann würde die Ausrede, daß man nichts von dem Bestehen der Ansteckungsfähigkeit gewußt habe, einfach nicht mehr möglich sein.

Unter der Voraussetzung der vorherigen Einführung einer ärztlichen Melde- und Aufklärungspflicht würde ich dann folgende Strafbestimmungen für möglich halten:

„Wer wissentlich eine andere Person der unmittelbaren Gefahr der Ansteckung mit Syphilis oder Tripper aussetzt, wird mit Geldstrafe bis zu 10000 M. oder mit Gefängnis bis zu zwei Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt jedoch nur auf Antrag ein.

Ist die andere Person mit Tripper angesteckt worden, so tritt Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre ein. Ist eine Ansteckung mit Syphilis erfolgt, so wird mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft."

Stets aber muß man im Auge behalten, daß Strafbestimmungen nur sehr begrenzten Wert im Kampfe um die Gesundung unseres Volkslebens haben. Blinder Idealismus und Optimismus sind nur vom Übel. Was uns not tut, ist die kälteste Beurteilung und Abwägung aller Tatsachen und Verhältnisse ohne jede Einseitigkeit.

Kleinere Mitteilungen.

Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland.

Von G. v. HOFFMANN, Berlin.

Der deutschen Rassenhygiene entspricht die auch in romanischen Ländern verbreitete englisch-amerikanische Eugenik. Während letztere von Galton ausgehend sich zumindest theoretisch auf die Fortpflanzungshygiene beschränkt, erstreckt sich die Rassenhygiene in Deutschland dank den grundlegenden Ausführungen des Dr. Alfred Ploetz[1]) auf die Erforschung aller jener Bedingungen, die die bestmögliche Entwicklung der Rasse (nicht der Systemrasse, sondern des Volkskörpers als dauernde Lebenseinheit aufgefaßt) sichern. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Kampf gegen die Trunksucht, die Behebung der Wohnnot, die Regelung der Wanderbewegungen, die Hebung der Sittlichkeit und des Familiensinns usw. usw. — alle diese Maßnahmen bzw. die Erforschung der ihnen zugrunde liegenden Erscheinungen gehören ebenso zur Rassenhygiene, sofern sie die Entwicklung der Rasse tatsächlich fördern oder hemmen, wie die unmittelbar fortpflanzungshygienischen Fragen, also etwa die Unfruchtbarmachung von Minderwertigen oder die richtige eheliche Auswahl. Über die Berechtigung des Begriffes und der Bezeichung „Rassenhygiene“, die der Eugenik (Fortpflanzungshygiene) nicht neben, sondern übergeordnet ist, wäre somit kein Wort zu verlieren, obzwar auch in dieser Hinsicht noch eine Begriffsverwirrung herrscht.[2])

In Deutschland werden also die verschiedensten hygienischen und allgemein gesellschaftlichen Fragen in die Erörterung der Rassenhygiene mit Recht einbezogen, Fragen, für deren Bearbeitung bereits besondere Stellen und Wissenschaftszweige vorhanden sind. Will aber die Rassenhygiene die Berechtigung haben, die Grenzen der eigentlichen Eugenik zu überschreiten und will sie auch etwas Neues, Eigenes zu sagen haben, so darf sie nicht einfach wiederholen, was andere zur Genüge verkünden. Dazu ist es, besonders in den letzten beiden Jahren, teilweise tatsächlich gekommen, denn der besondere Gesichtspunkt, den die Rassenhygiene einzunehmen hat, wird insbesondere der Öffentlichkeit gegenüber immer mehr außer acht gelassen. Die Rassenhygiene will nicht viele Menschen schlechtweg, sondern will möglichst viele tüchtige und möglichst wenige minderwertige Wesen, ihr obliegt nicht die Pflege von allerlei Wohlfahrtsbestrebungen, sondern ihre Aufgabe ist es, die Entwicklung der Tüchtigen zu fördern, die Verbreitung der Minderwertigkeit hintanzuhalten. Unterläßt man diesen Gesichtspunkt einzunehmen, so treibt man im besten Falle soziale Fürsorge, die auch ohne Rassenhygiene gedeiht; ein neues Schlagwort für alte Gedanken zu verbreiten ist überflüssig und wirkt verwirrend.

Die Grundlage der Rassenhygiene ist die Rassenbiologie, weiter zurückgegriffen die Erforschung der Vererbungs- und Entwicklungsgesetze. Der Stand der Rassenhygiene hängt vom Stande unserer Kenntnisse auf diesen Gebieten ab, deren Ver-

1) Siehe insbesondere dieses Archiv, Bd. 1, S. 2 und Bd. 3, S. 253 und 864. Die betreffenden Aufsätze sollten im Neudruck erscheinen und verbreitet werden.

2) Diese Begriffsverwirrung wird von mancher Seite absichtlich herbeigerufen. Es muß daher immer wieder betont werden, daß Rassenhygiene und Eugenik (Fortpflanzungshygiene) nicht gleichbedeutend sind und letztere ein Teilgebiet der Rassenhygiene bildet.

nachlässigung eine der Hauptursachen der drohenden Verflachung rassenhygienischer Anschauungen sein dürfte. Obwohl der Vererbungswissenschaft noch große Aufgaben harren, sind die einschlägigen Leistungen in den letzten Jahren — allerdings auch unter den hemmenden Einwirkungen des Krieges — äußerst gering und ebenso wenig wird getan, um das bereits Erforschte der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Man nehme beliebige — wissenschaftliche und volkstümliche — Zeitschriften aus England und insbesondere aus Amerika in die Hand: überall Forschungsergebnisse der Vererbungs- und Entwicklungstatsachen, überall Berücksichtigung rassenhygienischer Gesichtspunkte. Ob alles richtig ist, was hierbei drüben geboten wird, ist eine andere Frage; Tatsache bleibt, daß man sich dort unvergleichlich mehr und immer häufiger mit derartigen Fragen befaßt als bei uns. Zu einer überlegenen Kritik sind wir erst dann befugt, wenn wir Besseres geboten haben.

Rassenbiologische Forschungen stocken fast vollständig, vorhandene Kenntnisse werden nahezu gar nicht verbreitet, ausländische Forschungsergebnisse finden nur in engsten Kreisen Beachtung: so ist es nicht verwunderlich, wenn die rassenhygienisch nicht genügend geschulte Öffentlichkeit in falsches Fahrwasser gelangt, sobald sie an die Erörterung rassenhygienischer Fragen herantritt. Es genügt nun einmal nicht einfach nachzudenken oder gar nur nachzureden; zumindest die wirklichen Grundlagen müssen vorher gründlich erlernt werden. Das Bedürfnis zur Lösung der Fragen ist offensichtlich vorhanden, durch die Kriegsereignisse besonders wach gerufen, es ist daher doppelt zu beklagen, wenn das Interesse durch seichte Auslassungen gesättigt wird. Mit dieser Verflachung dürfte auch die Scheu, mit starken Worten Anstoß zu erregen, im Zusammenhang stehen.

Die Rassenhygiene befindet sich heute ungefähr in derselben Lage wie die Soziologie vor einigen Jahrzehnten: der Eifer war groß, die Schulung gering, die Grundlage schwankend. Schwärmer und Geschäftsleute, Volksverführer und Gelehrte verschiedenster Fächer: alle bauten ihre eigenen Theorien. Jeder konnte Soziologe sein, weil alles herangezogen und oberflächlich verarbeitet wurde.

Eine weitere Gefahr, die der Rassenhygiene neben der Verflachung droht, ist die Einseitigkeit. Die allzu scharfe Trennung zwischen quantitativer und qualitativer Rassenhygiene, der zum Teil wohl berechtigte Widerspruch gegen das einseitig negative Vorgehen der englisch-amerikanischen Eugenik, der Zufall, daß bisher nur für die quantitative Rassenhygiene Leitsätze geschaffen und verbreitet worden sind, schließlich der Einfluß des Krieges führten zu einer überaus starken Betonung der quantitativen Rassenhygiene. Die Forderung der Bevölkerungsvermehrung an sich, die rein zahlenmäßige Frage steht im Mittelpunkt der Betrachtung. Die quantitative Rassenhygiene ist jedoch in der Wirklichkeit von der qualitativen nicht zu trennen, soferne überhaupt noch von Rassenhygiene die Rede sein soll. Eine wahllose Vermehrung aller Menschen ist keineswegs erstrebenswert, also auch nicht die Einführung allgemein gehaltener, nicht auf qualitative Scheidung abzielender Maßnahmen, am allerwenigsten in unserem Zeitalter, wo die Wirkung derartiger Maßnahmen mit der Tüchtigkeit im umgekehrten Verhältnisse stehen dürfte. Die heute aufgekommene „Bevölkerungspolitik" ist zumeist eine Wiederholung dessen, was das alte Rom, dann der Merkantilismus und schließlich Frankreich in den letzten Jahrzehnten bereits versucht hat, sie ist aber keine Rassenhygiene und hat auch bei jenen Völkern und zu früheren Zeiten zu keiner Rassenhygiene geführt. Es ist ja erfreulich, daß der Wille zu positiven Maßnahmen vorhanden ist, er muß aber

in die richtigen Bahnen zur bewußten Wertung der zu erstrebenden Nachkommen gelenkt werden. Die Berücksichtigung der Güte ist unerläßlich, wie auch die negative Seite, die Ausschaltung der Minderwertigen, eine unbedingte Notwendigkeit ist, wenn die Gesundung des Volkskörpers, also eine Rassenpflege tatsächlich angestrebt werden soll.

Um es zu wiederholen: Die Rassenhygiene darf und soll im Unterschiede zur Eugenik ohne einseitige Beschränkung alles aufgreifen, was die Entwicklung der Rasse hemmt oder fördert, sie muß jedoch die Dinge von ihrem besonderen Standpunkte aus ohne Furcht und Scheu werten und sie darf ihre Grundlage, die Biologie, nicht verlassen. (Geschrieben im Jahre 1916.)

Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz".

Von Dr. FRITZ LENZ.

In einer Nummer der Zeitschrift „Die neue Generation" von Nov.-Dez. 1916, des Publikationsorgans der Internationalen Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform, von der der Deutsche Bund für Mutterschutz ein Zweigverein ist, findet sich an erster Stelle ein Aufsatz von F. A. Theilhaber unter der Überschrift „Völkerringen und Mutterschutz". Ich sehe mich veranlaßt, die dort vertretenen Anschauungen niedriger zu hängen, was am besten durch eine Reihe wörtlicher Zitate geschieht:

„Der Geburtenrückgang ist entschieden zu begrüßen."

„Die Verhütung der Kriege läßt sich nur durch die Einschränkung der überflüssigen und überschüssigen Volkszunahmen bewirken."

„Vielfach hörte man der Freude Ausdruck verleihen, daß der Krieg in den überfüllten Ländern Platz schaffe. Diese Auffassung war nicht ganz unrichtig."

„Weite chauvinistische Kreise möchten und werden wieder Maßnahmen anstreben, die nichts anderes bezwecken, als dem Vaterlande viele Soldaten zu stellen. Hier begegnen sich feindlich die Bestrebungen des Bundes für Mutterschutz und die Interessen der fanatisierten Imperialisten."

„Die Mütter können nicht großzügiger und radikaler für den Fortschritt der Friedensidee kämpfen als durch die Aufklärung und Verbreitung der Gedanken des Mutterschutzes in dieser Form."

Felix A. Theilhaber, der Verfasser des Buches über den „Untergang der deutschen Juden" und jenes über „Das sterile Berlin" hat sich also zu einem Malthusianer vom reinsten Wasser durchgemausert. Ich kann die Kritik der angeführten Anschauungen den Lesern des Archivs getrost selber überlassen; nur möchte ich noch einmal wiederholen, was ich schon an anderer Stelle betont habe, daß diese Art von Mutterschutz auf „Gebärmutterschutz" oder „Schutz vor der Mutterschaft" hinausläuft.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn Theilhaber in dem genannten Aufsatz sagt: „Es erscheint mir daher überaus nötig, gerade für Rußland diese geburtenregelnde Propaganda in die Wege zu leiten." Auch wer die russischen und tatarischen Bauern nicht aus eigener Anschauung kennt, wird sich unschwer vorstellen können, welche Aussichten die Theilhabersche Propaganda haben könnte. Der Spaß hört aber auf, wo Theilhaber verlangt: „Bei uns aber wird man allen Fanatikern, die den Bevölkerungsüberschuß wieder heben wollen, aufs schärfste entgegentreten müssen." Die praktische Folge der Theilhaberschen

Bestrebungen würde die Auslieferung des deutschen Volkes an die russischen Massen sein, mag er das zugeben oder nicht. Wenn man das eigene Volk so weit schwächt, daß es lebenskräftigeren Nachbarn keinen Widerstand mehr leisten kann, so ist das freilich auch eine Friedensliebe, aber was für eine! Es wäre interessant zu wissen, welche „Fanatiker" der Volksvermehrung Theilhaber im Auge habe, ich vermute Gruber, Oldenberg, Wolf, Seeberg usw. Oder etwa gar den Felix A. Theilhaber von 1913, welcher auf S. 150 seiner Schrift über „Das sterile Berlin" sagte: „Wer wahrhaft großzügig eine Machtstellung Deutschlands wünscht, kann nicht eine Politik gutheißen, die nur für die Erneuerung der Kanonen, nicht aber der Menschen sorgt." Aus dem Verfasser des Buches über den „Untergang der deutschen Juden" sprach noch eine unverkennbare völkische Begeisterung für die nationaljüdische Sache, nach seiner neuesten Leistung aber werden jene Antisemiten, welche das Judentum für seinem Wesen nach antinational und zersetzend erklären, für meine Enttäuschung nur ein mitleidiges Lächeln haben. Ich aber kann auch jetzt noch nicht die Hoffnung auf das echte Judentum aufgeben. Das Judentum wird entweder zionistisch-völkisch sein und dann muß es auch für Selbstbehauptung durch Volksvermehrung eintreten, oder es wird ein Element der Zersetzung sein, die schließlich auch zur Selbstzersetzung des Judentums führen muß.

In dem gleichen Heft der „Neuen Generation" findet sich ein polemischer Artikel des Vorsitzenden der Internationalen Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform, Justizrat Dr. Rosenthal, mit der Überschrift „Bevölkerungspolitik und Professorendünkel". Er ist nämlich durch eine Besprechung, die der bekannte Volkswirtschaftslehrer Prof. Dr. Paul Mombert, Freiburg, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Bevölkerungswissenschaft, seiner kleinen Schrift über „Bevölkerungserneuerung und Krieg" hat angedeihen lassen, in helle Wut geraten.

Mehr nebenher werde auch ich hergenommen, und zwar in einer Weise, welche mich veranlaßt, die falschen Behauptungen Rosenthals an dieser Stelle festzunageln. Was ich verbrochen habe, ist nämlich auch eine Besprechung der Rosenthalschen Schrift, die ich, wie ich ausdrücklich bemerke, nicht einmal ungünstig beurteilt habe. Rosenthal behauptet nun, ich hätte „weitläufig ganz andere Fragen" als die, von denen seine Broschüre handle, besprochen. Ich stelle demgegenüber fest, daß meine Besprechung überhaupt nur zwei kurze Absätze umfaßt und in der Zeitschrift, in der sie erschienen ist (Münch. Med. Wochenschrift), nur $^1/_4$ Seite einnimmt. Der erste von beiden Absätzen enthält eine allgemeine Zustimmung zu den meisten Forderungen Rosenthals. Der zweite Absatz bezieht sich speziell auf den dritten Teil der Rosenthalschen Flugschrift, in welchem von einer ganz besonderen Fürsorge für die Unehelichen große bevölkerungspolitische Erfolge erwartet werden. Einen weiteren Absatz, in dem ich hätte „weitläufig" werden können, habe ich nicht geschrieben, sondern ich habe in demselben Absatz nur kurz festgestellt, daß diese besondere Vorliebe für die Unehelichen der ganzen Tendenz des Bundes, dessen Vorsitzender Rosenthal ist, entspricht und daß ich diese Tendenz für bevölkerungspolitisch nicht günstig, sondern schädlich halte. Da Rosenthals Schrift als Flugschrift des Bundes für Mutterschutz erschienen ist, so war ich jedenfalls berechtigt zu der Annahme, daß die darin vertretenen Anschauungen sich im ganzen mit denen dieses Bundes decken.

Ganz besonders erbost ist Rosenthal über meine Bemerkung, daß seine Schrift nichts enthalte, was nicht schon von anderer Seite ausgesprochen worden wäre. Das war ohne Tadel gesagt, und ich habe gleich darauf bemerkt, daß man vielen seiner Forderungen durchaus zustimmen könne. Auf seine mir durch die Schriftleitung übermittelte Anfrage habe ich ihm dann die wichtigsten Schriften genannt, in welchen diese Gedanken schon ausgesprochen — oder je nachdem auch bekämpft sind. Nicht zufrieden damit, wollte er alle Stellen im einzelnen belegt haben, was ich ablehnte, da ich Wichtigeres zu tun hatte, als mich mit einem Autor zu streiten, dessen Schrift ich immerhin nur für mittelmäßig halte. Nun hat Rosenthal dieses „Schweigen" mir öffentlich vorgeworfen, und ich sehe mich veranlaßt zu antworten, weniger der persönlichen Auseinandersetzung wegen als vielmehr, weil ich es für wertvoll halte, die Eigenart des von ihm vertretenen „Mutterschutzes" zu zeigen.

Der Leser wird nun gespannt sein, zu hören, welche originalen Entdeckungen auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik er gemacht zu haben behauptet. Er nennt als solche den „Konflikt der sozialen Einsichten", der aus der „Parallelität des Geburtenrückganges und des kulturellen Fortschritts" sich ergebe, weiter die Frage einer „Pflicht zur Fortpflanzung" und den hierbei vorliegenden „Interessenwiderstreit zwischen Individuum und Gesamtheit". Ich glaube, daß auch jene Leser dieser Zeitschrift, welche die bevölkerungspolitische Literatur nicht genauer verfolgt haben, überrascht sein werden, daß ein Justizrat Rosenthal diese bekannten Dinge entdeckt habe. Immerhin will ich an der Hand von Schriften, die mir gerade zur Hand sind, zeigen, wie unbegründet Rosenthals Anspruch auf Originalität ist.

Was zunächst den zweiten Punkt angeht, so finde ich schon in dem Buche von Ploetz („Die Tüchtigkeit unserer Rasse", Berlin 1895) auf S. 74 den Interessenwiderstreit zwischen Individuum und Gesamtheit hinsichtlich der Fortpflanzung in ganz ähnlicher Weise dargestellt, wie ihn Rosenthal entdeckt hat. Darüber hinaus wird von Ploetz im fünften Kapitel der Konflikt zwischen den Forderungen der individualistischen Ethik der Sozialisten und Malthusianer und denen der rassedienstlichen Ethik ganz ausführlich auseinandergesetzt. In Schallmayers Buche von 1903 findet sich der Interessenkonflikt zwischen dem einzelnen und der sozialen Gemeinschaft auf S. 329ff. dargestellt. In der zweiten Auflage von 1910 sind diese Dinge noch viel ausführlicher besprochen. Dort findet sich auch ein eigenes Kapitel über rassedienstliche Ethik, welches auch die Pflicht der Fortpflanzung behandelt und bereits, wie später Rosenthal, die Aufgabe des einzelnen und die der Gesamtheit unterscheidet. Daß Rosenthals Darlegungen weniger umfassend und tiefgründig sind, wird dieser wohl nicht als Neuheit beanspruchen. In Grubers Schrift von 1914 über den Geburtenrückgang wird ebenfalls der Frage der Pflicht zur Fortpflanzung ein erheblicher Raum gewidmet; auch dort wird zwischen der Pflicht der Individuen und der der Gesellschaft unterschieden; letztere soll nicht einen eigentlichen Zwang auf die einzelnen ausüben, sondern nur Motive schaffen, ganz wie es Rosenthal später entdeckt hat. Grotjahn stellt den „Widerstreit zwischen dem Interesse der Einzelfamilie und dem der Gesamtheit" auf S. 177 seines schönen Buches dar. Über die „Pflichten der Fortpflanzung" redet er auf S. 274 und an anderen Stellen. Auf S. 294 sucht er diese Pflicht sogar quantitativ zu bestimmen.

Die andere von Rosenthals Entdeckungen, nämlich „den Konflikt der sozialen Einsichten" und die „Parallelität des Geburtenrückganges und des kulturellen Fortschritts" halte ich für einen Irrtum. Wenn zwei „Einsichten" in Konflikt kommen, so ist eine von beiden eben keine wahre Einsicht, und folglich beruht auch diese Entdeckung Rosenthals nicht auf Einsicht. Es kann sich also nur um einen Ausgleich des Kulturinteresses der unmittelbaren Zukunft mit dem Lebensinteresse der ferneren Zukunft handeln, und um einen solchen hat sich jeder der von mir genannten Autoren bemüht. Ein wirklicher „Konflikt der sozialen Einsichten" ist logisch unmöglich; nur zwei einseitige Standpunkte können in Konflikt geraten. In gleicher Weise ist auch Rosenthals Behauptung eines Parallelismus zwischen Kultur und Geburtenrückgang verfehlt. Wenn man einen solchen behauptet, so zeigt das eben, daß man einen sehr primitiven Begriff von Kultur hat. Die malthusianischen und besonders die malthusianisch feministischen Schriften sind freilich voll davon. Insofern kann man Rosenthal nicht einmal die Priorität seiner Fehler zuerkennen. Aber auch wenn man den vulgären Kulturbegriff von Zivilisation zugrunde legt, ist Rosenthals Behauptung haltlos. Bei Schallmayer findet sich ausgeführt, wie alte und neue Naturvölker infolge gewollter Vermeidung der Geburten zurückgehen und aussterben, also auf echt malthusianische Art (Schallmayer, 2. Aufl., S. 299 ff.). Selbst Theilhaber kann man hier gegen Rosenthal anführen; dieser sagt auf S. 99 seiner Schrift von 1913, daß „ganz unkultivierte Völker unfruchtbarer sind als hochstehende Völker. Die kulturell hochstehenden Chinesen, besonders aber die Juden, haben Jahrtausende hindurch eine gesunde Fortpflanzung durchgehalten." Also nur, wenn man den primitiven Kulturbegriff des Neumalthusianismus zugrunde legt, kann man einen solchen Parallelismus in die Wirklichkeit hineindeuten. Daß die Zivilisation und ihre Auswüchse geburtenhemmend wirken, haben alle die von mir erwähnten Autoren, auch Gruber, betont, und ich könnte für diese wie für die übrigen der von Rosenthal berührten Fragen noch viele andere Verfasser anführen.

Die Zahl der Schriften über die Bevölkerungsfrage dürfte nahe an 1000 gehen; da ist es geradezu psychologisch interessant, wie der Verfasser einer kleinen, scheinbar anspruchslosen Flugschrift von noch nicht 40 Seiten glauben kann, wesentlich neue Beiträge geliefert zu haben. Aber wie gesagt, eben weil ihre Ausführungen nicht neu sind, ist Rosenthals Schrift nicht schlecht, sondern guter Durchschnitt.

Neben einer Reihe persönlicher Beleidigungen gegen mich, die mir von seiten Rosenthals gleichgültig sind, stellt er die Behauptung auf, die Redaktion der Münch. Med. Wochenschrift habe die Berechtigung zu einer Erwiderung seinerseits „voll" anerkannt, habe aber eine solche gleichwohl „aus irgendwelchen Brombeergründen" abgelehnt. Auf meine Anfrage hat mir der Schriftleiter geschrieben: „Herr Rosenthal zitiert unrichtig, wenn er schreibt, ich hätte die Berechtigung zu einer Erwiderung anerkannt. Ich habe lediglich anerkannt, daß sein Artikel auch allgemeines Interesse besitze. Das ist immerhin etwas anderes." So hat sich also diese Behauptung Rosenthals als ebenso irreführend wie die obengenannten erwiesen. Psychologisch interessant ist es aber, daß einem Juristen eine solche Fahrlässigkeit passieren kann.

Diskussion und Erklärungen.[1]

Zu H. W. Siemens' Einwendungen gegen meine Arbeit „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes".

Von

Dr. ELIAS AUERBACH (im Felde).

Siemens' Einwände (Jahrg. 12, H. 1) scheinen mir auf einigen Unklarheiten und Mißverständnissen zu beruhen, geben aber auch Anlaß zu prinzipiell wichtigen Bemerkungen.

Siemens erhebt Einwände gegen meine Methodik und gegen meine Vorschläge. In der Frage der Methodik muß ich ihn schon bitten, meine beiden Arbeiten „Die Sterblichkeit der Judén in Budapest" (Z. f. Stat. u. Demogr. d. Jud. 1908) und „Das wahre Geschlechtsverhältnis des Menschen" (dies Arch. 1912) zu lesen, was augenscheinlich bisher nicht der Fall war. — Ich habe natürlich die hohe Sexualrelation der Juden nicht durch das „Milieu" erklärt, sondern durch die geringere Zahl ihrer Fehlgeburten und Totgeburten. Die Ursachen der Schwankungen in der Sexualproportion liegen allerdings noch nicht völlig klar; daß sie idioplasmatisch bedingt sind, hat Lenz in seiner hervorragenden Arbeit von 1912 nicht, wie Siemens sagt, „gezeigt", sondern nur vermutet. Einen Faktor für diese Schwankungen glaube ich dagegen in der Häufigkeit der Fehlgeburten rechnerisch dargelegt zu haben. Daß die Sexualrelation vor allem durch idioplasmatische Faktoren bedingt ist, leugne gerade ich am allerwenigsten; der wichtigste Faktor ist ja nach meiner Meinung das ursprünglich sehr hohe Geschlechtsverhältnis der befruchteten Keimzellen, das ich auf 125 : 100 schätze. — Gleichfalls unbekannt sind die Ursachen der geringeren Widerstandsfähigkeit männlicher Früchte. Will man dieses Nichtwissen mit dem Worte „idioplasmatische Bedingtheit" bezeichnen — meinetwegen. Daß man trotz Siemens' gegenteiliger Behauptung einen Knabengewinn durch Verringerung der Fehlgeburten, also durch eine „Milieuverbesserung", erhalten kann, habe ich eben in der oben zitierten Arbeit nachgewiesen. Dagegen helfen theoretische „Zweifel" nicht.

Siemens „vermag nicht einzusehen, warum die Sexualrelation auch der künstlichen Aborte prinzipiell größer sein soll als die der Geborenen", weil der Eingriff ja wahllos Knaben und Mädchen trifft. Und doch ist das sehr einfach. Denn erstens ist eben das ursprüngliche Geschlechtsverhältnis weit höher als 106 : 100, so daß auch der wahllose Eingriff weit häufiger männliche Früchte trifft als weib-

1) Ständige Anm. d. Red.: Für diesen Teil des Archivs übernimmt die Redaktion keine literarische Verantwortung.

liche; und zweitens wird wegen der geringeren Widerstandsfähigkeit männlicher Früchte der gleiche Eingriff von der Stärke x häufiger bei männlichen als bei weiblichen Früchten wirklich zum Abort führen. Erinnern möchte ich hier daran, daß unter den Aborten die künstlichen einen sehr hohen Prozentsatz ausmachen, und nach allen einschlägigen Arbeiten ist das Geschlechtsverhältnis der Aborte sehr hoch, etwa 150:100.

So viel über die methodischen Fragen. Bei der Diskussion der vorgeschlagenen Maßnahmen ist zu bemerken, daß es neben dem rassenhygienischen Gesichtspunkt, den ich sehr hoch bewerte, auch noch andere gibt, die ich kurz als massenhygienische bezeichnen möchte. Übertriebene Einseitigkeit, wie sie Siemens hier vertritt, kann der rassenhygienischen Bewegung nur schaden. Siemens selbst sagt im gleichen Atem, daß unser vorbildlicher Militarismus ein höchst wichtiges Mittel zur Erhaltung der Rasse darstellt. Dieser Militarismus aber fragt nicht nach der Rasse, sondern nach der Masse; er fußt auf der Erfassung aller Tauglichen. — Wenn man meinen Satz „jede Schwangerschaft, jede Geburt muß als kostbares Gut gehegt und gehütet werden" bestreitet, so muß man den Mut haben, das Gegenteil durchzudenken und öffentlich zu vertreten. Siemens würde doch wohl in Verlegenheit kommen, wenn die Frage erhoben wird, welche einzelne Schwangerschaft nicht zu behüten ist. Mit allgemeinen Schlagworten, wie der Minderwertigkeit der Unehelichen oder der niederen Klassen, kommt man da nicht aus. Konsequent durchdacht führt diese Anschauung nicht nur zu einer Freigabe des künstlichen Abortes, sondern auch zu einer Ablehnung der Sozialpolitik. Wie vorsichtig man aber in der gegenseitigen Abgrenzung der Rassenhygiene und der sozialen Hygiene sein muß, zeigt gerade jetzt wieder die vortreffliche Arbeit von Agnes Bluhm (dies Arch., 12. Jahrg., H. 1). Man wird gut tun, bei aller Betonung der rassenhygienischen Forderungen, denen ich durchaus zustimme, von der Gesellschaft auszugehen, die jetzt existiert — und noch lange existieren wird. Darum gibt es Massenfragen. Und eine solche Massenfrage, nicht eine Rassenfrage, ist in erster Linie die in meinem Aufsatz behandelte Frage von der Ausgleichung der Menschenverluste. Es wäre wundervoll, wenn wir diese Ausgleichung nur durch gesteigerte eheliche Fortpflanzung der Rassetüchtigsten erreichen könnten. Aber glaubt jemand im Ernst für die nächste Zeit an diese Möglichkeit? Es gilt zunächst auch ein Massenproblem zu lösen. Hüten wir uns, daß nicht bei einseitiger Vernachlässigung dieses Problems neue Anstürme unserer zahlreichen Feinde inzwischen die Grundlage auch der Rasse vernichten. Die großen Aufgaben der Fürsorge für Uneheliche und Säuglinge bleiben also vorläufig bestehen, zumal wir im einzelnen Fall fast nie wissen, welches genotypische Material von der Schädigung und Vernichtung durch ungünstige Verhältnisse erfaßt wird. Die Maßregeln zu einer Verbesserung der Auslese aber können naturgemäß nur sehr langsam und allmählich wirken.

Ich bewundere aufrichtig die unbekümmerte Kühnheit von Siemens, der im Fortbestehen des deutschen Bauernstandes schon alle Fragen gelöst sieht. Und die $^3/_5$ der städtischen Bevölkerung Deutschlands? Gerade in diesem Kriege zeigt sich, daß die Industrie die Waffen schmiedet, welche den Bauernstand erhalten. Meine Forderungen sind durchaus keine sozialistischen; und ich verstehe und vertrete durchaus den im wesentlichen aristokratischen Gesichtspunkt, der der Rassenhygiene zugrunde liegt. Freilich nicht einer Aristokratie, die, wie gerade

der Aufsatz von Siemens im gleichen Heft des Archivs zeigt, nur eine Aristokratie des Geldbeutels wäre. Wenn ich die Fürsorge für die Unehelichen besonders betont habe, so ist zu bemerken, daß der Begriff der Unehelichkeit ein juristischer, kein rassenmäßiger ist. Auch hier geht uns zweifellos sehr viel wertvolles Material verloren.

Schließlich wendet Siemens, scheinbar sehr schlagend, ein, daß ein jetzt einsetzender Gewinn von Knabengeburten ja erst in der folgenden Generation für die Fortpflanzung wirksam wird; Männer aber fehlen jetzt. Sehr richtig. Männer können weder er noch ich aus dem Boden stampfen, weder die Zentralmächte noch ihre Gegner. Die Fortpflanzung muß eben allerseits für die nächste Generation verstärkt werden. Wenn aber Siemens meint, wir hätten ja schon immer einen Überschuß von Männern im fortpflanzungsfähigen Alter, so übersieht er, was allgemein bekannt ist, daß eben viele dieser Männer durch Spätehe, freiwillige Ehelosigkeit und Geschlechtskrankheiten eine große Menge von Mädchen der erzwungenen Ehelosigkeit verfallen lassen und damit für die Fortpflanzung ausschalten. Wir brauchen also einen noch größeren Männerüberschuß, damit auch von diesen Frauen noch mehr der Fortpflanzung dienstbar gemacht werden. Das einfachste, biologisch für die Fortpflanzung benötigte Verhältnis 1 : 1 besteht für die heutige Gesellschaft nicht mehr; sie verlangt einen höheren Männerüberschuß.

Kritische Besprechungen und Referate.

Haeckel, E. Fünfzig Jahre Stammesgeschichte, historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie. Jena, bei G. Fischer, 1916. 70 S. 2 M.

Die unerschütterliche Überzeugung von der Richtigkeit seiner Gedanken ließ Haeckel in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Kampf gegen die bis dahin herrschenden Anschauungen über die Entstehung des Menschen und der ihn umgebenden Welt aufnehmen, und seinem begeisterten Eintreten für das, was er als wertvoll und für die Wissenschaft fördernd erkannt hatte, verdankt die Entwicklungstheorie nicht zum mindesten ihre schnelle allgemeine Anerkennung. Haeckel durchschaute sehr bald den erkenntnistheoretischen Wert der neuen Hypothese Darwins; er war es, der von ihr ausgehend die Phylogenie, d. h. die wohlbegründete Theorie der Abstammung des Menschen, der Tiere und der Pflanzen von einfachsten Lebewesen aufbaute. Das kleine vorliegende Buch stellt nun gewissermaßen einen Rückblick Haeckels auf seine Arbeiten im Dienste dieser großen Idee dar, und er führt uns die Ahnenreihe des Menschen vor, so wie sie sich ihm nach den Ergebnissen der Forschung in den letzten fünfzig Jahren darstellt. Man könnte vielleicht sagen, daß Haeckel als zu sicher hinstellt, was bei der Schwierigkeit des behandelten Gebietes besser nur als Theorie oder Hypothese betrachtet werden sollte; aber die Darstellung atmet den mit ihm jung gebliebenen Geist, der von der Richtigkeit seiner Gedanken überzeugt ist, und darin freilich schon vor fünfzig Jahren seiner Zeit weit vorausblickte.

Hirsch.

Becher, E. Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen. 149 S. Leipzig 1917, Veit & Co.

Ein merkwürdiges Buch, welches alle diejenigen mit Interesse lesen werden, welche sich mit teleologischen Problemen beschäftigen. Es behandelt die erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Pflanzengallen unter dem Gesichtspunkt, daß sie sehr viele Einrichtungen und Strukturen aufweisen, welche dem Parasiten nützlich sind. Im Gegensatz zu der Zweckmäßigkeit, welche wir gewöhnlich an den Organismen bewundern, und die entweder dem eigenen Individuum oder seinen Nachkommen dient, finden wir hier eine „fremddienliche" Zweckmäßigkeit, welche nach Becher aus diesem Grunde nicht unter das Darwinsche Selektionsprinzip fällt. Er wundert sich, daß ich in meinem Buche über das „Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung" (4. Aufl. Leipzig 1913, Engelmann) nicht auf die Gallen hingewiesen und sie als einen besonderen Ausnahmefall geschildert habe. Die Tatsache, daß die Gallen sehr häufig durch ihre Beschaffenheit den Insassen äußerst nützlich sind, ist zuzugeben. Diese Wucherungen liefern ihnen nicht nur Nährstoffe, sondern gewähren ihnen Schutz gegen Angriff durch feste Ausbildung der Gewebe, zottigen Haarbesatz, Dornen u. dgl. Nicht selten löst sich eine „Innengalle" mit dem Parasiten los und liegt in einem grösseren Hohlraum der Außengalle, so daß der Legestachel der Schlupfwespen sie schwer findet. Oder die Galle bildet zur rechten Zeit einen Deckel, um den Schmarotzer herauszulassen, damit er wieder andere Pflanzen anstechen kann. Trotz dieser „fremddienlichen Zweckmäßigkeit" glaube ich nicht, daß die Entstehung der Pflanzengallen sich dem Selektionsprinzip entzieht, denn diese Wucherungen werden erzeugt durch chemische Reizstoffe des Insekts, welche mit dem Ei in das Pflanzengewebe gelangen, oder durch die Verwundungsreize der Mundteile der Larve. Diese Reize aber werden variieren, so daß die Gallen derselben Gallwespenart mancherlei erbliche Unterschiede darbieten werden. Da nun die Zahl der Nachkommen ganz erheblich von der Beschaffenheit der Gallen abhängen wird, so fällt die fremddienliche Zweckmäßigkeit unter das Kapitel der artdienlichen, oder auch, hinsichtlich der Nährstoffe und des Schutzes, unter die selbstdienliche Zweckmäßigkeit. Im Grunde genommen sind selbst die merkwürdigen Gallen der Hormomyia Reaumuriana, bei denen die innere Galle in der äußeren Galle steckt, wie ein Ei im Eierbecher, verhältnismäßig einfache „passive Anpassungen" und bereiten daher dem Selektionsprinzip nicht so große Schwierigkeiten wie die komplizierten Schutzfärbungen und Mimikryerscheinungen mancher Insekten. Da Becher die Erklärung durch die natürliche Auslese ablehnt, sieht er sich gezwungen, seine Zuflucht zu höchst phantasiereichen Spekulationen zu nehmen, auf welche der Untertitel des Buches hinweist. Er rechnet mit der Möglichkeit, daß die Pflanze und ihr Parasit gleichsam Teile eines überindividuellen seelischen Wesens sind, und daß ihre inneren psychischen Zustände aufeinander abgestimmt sind. Was der Schmarotzer als Lust oder Unlust empfindet, löst ähnliche Gefühle in der Pflanze aus und veranlaßt sie, so zu variieren, wie es für beide Organismen angenehm ist. Becher bekennt sich damit zum Psycholamarckismus, welcher im Gegensatz zu aller Erfahrung mit der Erblichkeit der psychischen Eindrücke rechnet. Diesen idealen Gedankenflug des Philosophen kann ich als „nüchterner Naturforscher" nicht mitmachen. Angesichts der Qualen, welche durch Bakterien, Malaria- und Ruhramöben, Trichinen und tausend andere Parasiten den tierischen Wirten zu-

gefügt werden und häufig zu ihrem Tode führen, scheint mir die Annahme einer solchen Seelenharmonie zwischen Wirt und Schmarotzer ein metaphysischer Irrtum zu sein, ganz abgesehen davon, daß es völlig unbewiesen und sogar höchst unwahrscheinlich ist, daß Pflanzen überhaupt psychische Erfahrungen machen können. Becher meint selbst am Schluß seines Buches, seine Gallenphilosophie sei so „gewagt", daß man ihr gegenüber „einstweilen einige Zurückhaltung" üben möge.

L. Plate.

Wilsdorf, G. und **Müller**, R. Jahrbuch für wissenschaftliche und praktische Tierzucht einschließlich der Züchtungsbiologie. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde. 10. Jahrg., Hannover 1916. 364 S.

Das „Jahrbuch" enthält wieder eine ganze Reihe interessanter Beiträge:

Neumann, J. „Die Abteilung für Tierzucht am Hamburgischen Kolonialinstitut." Verfasser unterrichtet uns über das 1908 in Hamburg gegründete Kolonialinstitut sowie über seine laufenden Arbeiten.

Reitzel, L. „Der Versand von deutschem Zuchtvieh nach unseren Kolonien." Verfasser gibt einen Überblick über die Zahl des in den letzten Jahren ausgeführten Zuchtviehs und eine Schilderung der Schutzmaßnahmen, denen das Vieh vor seiner Ausfuhr unterliegt (Auswahl der dunkelfarbigen Individuen, Quarantäne, Tuberkuloseimpfung, Desinfektion).

Lepke, P. R. „Die grundsätzlichen Unterschiede bei der Aufzucht sogenannter frühreifer und spätreifer Haustierrassen und die physiologische Begründung der hierbei zu beachtenden Regeln." Der in Einzelheiten interessante Aufsatz ist nicht ganz klar in der Unterscheidung dessen, was Wirkung der Konstitution und was Wirkung des Milieus ist. Besonders wird der Einfluß der Ernährung auf die Entstehung der Frühreife doch wohl überschätzt, wenn gesagt wird, die Frühreife sei „vor allem das Ergebnis einer spezifisch eigenartigen Ernährung". So wichtig die Ernährung für die Behandlung frühreifer Tiere ist, bei der Entstehung dürfte doch die durch Auslese bewirkte Konsolidierung der Disposition zur Frühreife (deren idiokinetische Ursache uns unbekannt ist) wichtiger sein, als in dem Aufsatz zum Ausdruck kommt.

Bartens, R. „Das Vollblutgestüt Schlenderhan als Vorbild züchterischer Arbeit." An Hand zahlreicher Stammbäume zeigt uns Verf., wie die Gestütleitung bestrebt ist, durch „Zusammenfassung des Blutes" die einzelnen Linien zu festigen und die Vererbung der hervorragenden Eigenschaften zu sichern.

Keller, K. „Die Körperform des unfruchtbaren Zwillings beim Rinde." Als „unfruchtbare Zwillinge" bezeichnet Verf. die weiblichen hyposexuellen Kälber, die häufig gleichzeitig mit einem Stierkalb geboren werden und die sich durch wenig entwickelte äußere Genitalien, besonders aber durch völlig rudimentäre, keimzellenlose Ovarien auszeichnen. Als anatomische Ursache für diese mangelhafte Entwicklung ist von Tandler und Keller eine Anastomose der Plazentargefäße nachgewiesen worden. Die Körperform des unfruchtbaren Zwillings, die große Ähnlichkeit mit derjenigen weiblicher Frühkastraten zeigt, wird durch Beschreibungen und Bilder, sowie durch ausführliche Maßtabellen veranschaulicht.

Wriedt, Chr. „Das gudbrandsdalische Pferd in Norwegen." Verf. schildert mit Hilfe von Ahnentafeln und Bildern Geschichte und gegenwärtige Zucht des schwarzbraunen leichteren Zugpferdes der norwegischen Ostlande.

Frost, J. „Die Herkunft der skandinavischen Rinder und deren heute noch vorhandene Urformen." Verf. gibt an Hand von Bildern und Karten eine eingehende Beschreibung der heute in Skandinavien vorkommenden Rinderrassen, ihrer Geschichte und ihrer augenblicklichen Verbreitung.

Appel, A. „Der skandinavische Ursprung des ungehörnten englischen Viehs." Der Aufsatz ist ein Referat über eine sehr interessante Abhandlung von James Wilson. Seit Darwin den Ursprung des englischen ungehörnten Viehs durch Inzucht solcher Individuen erklärte, bei denen aus unbekannten Ursachen Hornlosigkeit als plötzliche sprunghafte Mutation entstanden war, gilt die Hornlosigkeit des englischen Viehs für ein Paradigma von Mutation bei höheren Tieren. Wilson wendet sich nun gegen die Darwinsche Annahme, daß der Verlust der Hörner sehr häufig vorgekommen sei, nachdem das Vieh in den Dienst des Menschen trat: in Wahrheit habe niemals jemand einen ungehörnten Nachwuchs von Eltern der rein gehörnten Rassen gesehen. Da nun alle Distrikte, die nach historischen Berichten in England ungehörntes Vieh gehabt haben, an das Meer grenzen und gerade dort gelegen sind, wo sich Spuren von den nordischen Völkern finden, spricht Wilson die Vermutung aus, daß das ungehörnte englische Vieh einfach die Nachkommenschaft eingeführten skandinavischen Viehs darstellt und zwar der ungehörnten Fjällrasse, die heute noch besonders in Nordschweden große Verbreitung hat. Wilson erhärtet seine Vermutung durch eingehende Darlegungen; man wird also in Zukunft mit diesem „Mutations"-Beispiel vorsichtig sein müssen.

Koehler, P. „Der Aufbau der Zucht des hannover-braunschweigischen schwarz-weißen Landschweines." Der Aufsatz gibt an Hand einer Reihe von Ahnentafeln und Illustrationen wieder einen Beweis von de Chapeaurouges Satz: „Die richtige Inzucht bedeutet nichts anderes als zielbewußte Auswahl."

Der übrige Inhalt des reichhaltigen Werkes ist für die Rassenbiologie von geringerem Interesse. Erwähnt sei nur noch eine Mitteilung von R. Müller-Tetschen, der belgische Hasenkaninchen (fuchsrot) mit Silberkaninchen kreuzte. F_1 verhielt sich intermediär, in F_2 entstanden als homozygotische Kombination schwarze Individuen, die dementsprechend rein weiterzüchteten. Siemens.

Hauser, O. Der Mensch vor 100000 Jahren. 142 S. Mit 96 Abb. u. 3 Karten. Leipzig 1917, F. A. Brockhaus.

Des in der Schweiz geborenen und vorgebildeten Verfs. Name ist bekannt geworden durch erfolgreiche Ausgrabungen in Südfrankreich, denen wir eine Menge von Überbleibseln des urgeschichtlichen Menschen verdanken, vor allem zwei fast vollständige Skelette, die, von dem verst. Klaatsch kunstgerecht gehoben und zusammengesetzt, jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde aufbewahrt werden. Obwohl beide dem Diluvium oder der Eiszeit entstammen, gehören sie doch ganz verschiedenen, auf sehr ungleicher Entwicklungsstufe stehenden Rassen oder besser Arten an, eines, vor 9 Jahren gefunden, dem eigentlichen, tiefstehenden Urmenschen, das andere, 1 ½ Jahre später aufgedeckt, dem sog. Lößmenschen, der mit seinem wohlgebildeten, geräumigen Langschädel den heute in unserem Weltteil lebenden

Menschen schon recht nahe kommt. Seinem anthropologischen Berater folgend, gibt Hauser dem ersten, dem eines etwa 16jährigen Jünglings, den naturgeschichtlichen Namen Homo mousteriensis, dem zweiten, einem ausgewachsenen Manne zuzuschreibenden, dagegen H. aurignacensis, und wenn es auch im allgemeinen üblich ist, den ersten Vorschlag wissenschaftlicher Namengebung anzuerkennen, so sind wir doch im vorliegenden Falle dieser Anstandspflicht enthoben, da schon vorher fossile Arten aufgestellt und benannt waren, H. primigenius und H. mediterraneus fossilis, denen sich die neuen Funde ungezwungen eingliedern. Die lateinischen Namen sollen ja, beim Menschen so gut wie bei den übrigen Lebewesen, größere, verwandte Gruppen zusammenfassen, nicht bloß den Fundort oder gar die Kulturstufe bezeichnen. Dem jugendlichen Urmenschen von Le Moustier schreibt der Verf. ein Alter von 140000, dem Manne von Montferrand ein solches von 40000 Jahren zu, doch sind selbstverständlich derartige Schätzungen sehr unsicher und keineswegs „gleich Jahresringen abzulesen". Möglich, daß das erdgeschichtliche Alter noch nicht hoch genug veranschlagt und der beide Funde trennende Zeitraum nicht ganz so groß war, denn während der Eiszeit haben, wie sich immer deutlicher herausstellt, grundverschiedene Menschenarten neben- und untereinander gelebt. Es ist das so zu erklären, daß ältere und jüngere Verbreitungswellen sich eingeholt und überflutet haben. Die Ansicht, der Mensch von Le Moustier sei „gorilloid", d. h. dem Gorilla ähnlich, und von westlicher, der von Montferrand dagegen „orangoid" und von östlicher Herkunft, ist sachlich nicht begründet, da die verschiedenen Gattungen der Großaffen den ältesten Menschenarten bald in dem einen, bald in einem anderen Zuge, keiner jedoch in ausschließlicher Weise näher stehen. Bei dem Fundort von La Micoque in der Dordogne glaubt Hauser „die Kultur einer neuen diluvialen Rasse" (menschliche Gebeine fehlen aber) entdeckt zu haben, die sich auch in Deutschland nachweisen lasse und einer wärmeren Zwischeneiszeit angehöre. Nach dem Beispiel der Franzosen und Belgier, die etwa ein Dutzend solcher „Kulturen" aufgestellt haben, nennt er sie „Micoquien", doch sind die Unterschiede, wenn auch im allgemeinen ein stetiger Fortschritt nicht zu verkennen ist, nicht immer sehr deutlich und allzuviel Unterabteilungen nicht gerade vorteilhaft für das Gesamtbild. Über eine an anderer Stelle gefundene „Opferstätte vor 25000 Jahren" mit Altar, Tierschädeln und Weihgaben aller Art wollen wir nicht streiten; mag sein, daß hierin der Entdecker richtig gesehen hat. Das Buch ist anregend geschrieben und schon durch die zahlreichen, meist nach eigenen Aufnahmen hergestellten Abbildungen von Fundstätten und Fundstücken für den Urgeschichtsforscher wertvoll. Nach fast 30jähriger, mühevoller Arbeit ist der Verf., ein Neutraler, bei Ausbruch des Krieges aus dem ihm lieb und vertraut gewordenen Forschungsgebiet vertrieben worden. Ludwig Wilser.

Hauser, O. Die Germanen in Europa. Dresden 1916, Rautenstrauch & Co.

Wenn man auch an des vielseitigen Verfs. Arbeiten — außer Rassefragen behandelt er auch Literaturgeschichte, schreibt Romane und übersetzt ausländische Dichtungen — nicht immer den Maßstab strenger Wissenschaft anlegen darf, so muß diese doch dazu Stellung nehmen, weil sie, als Beilagebändchen[1]) der unter

1) Dem vorliegenden Büchlein sind 1915 „Rasse und Rassefragen in Deutschland" vorangegangen, soll demnächst „Rasse und Genie" folgen. Verf. ist nicht mit seinem schweizerischen Namensvetter zu verwechseln.

Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Auslande herausgegebenen Zeitschrift „Heimat und Welt", ziemlich verbreitet und mit großem, auf „die andern Seelen" sicher nicht ohne Einfluß bleibendem Selbstvertrauen abgefaßt sind. Da er mich als Gewährsmann anführt und tatsächlich meinen Büchern manches entnommen hat, sei es mir gestattet, als Wortführer aufzutreten. Von irrenden Menschen verfaßt, sind auch wissenschaftliche Werke nur selten vollkommen, sondern bestehen meist aus „Wahrheit und Dichtung", deren Mischungsverhältnis ihren Wert bestimmt. Bei aller Anerkennung richtiger, anthropologisch-naturwissenschaftlicher Grundanschauungen und umfassender Vorarbeit kann man doch nicht behaupten, daß dies Verhältnis in Hausers Schriften ein besonders günstiges wäre. Daß die Juden in Italien „viel reiner nordisch" als die christlichen Bewohner des Landes, daß „die deutschen Soldaten im allgemeinen brünett und rundköpfig" seien, ist zum mindesten eine stark übertriebene Behauptung, wenn auch selbstverständlich erhebliche Blutmischungen in beiden Völkern nicht geleugnet werden können. Das römische Weltreich „eine Republik von Nigritos" zu nennen, geht jedenfalls viel zu weit, und der Versuch, die naturwissenschaftliche Bezeichnung „rundköpfige oder asiatische Menschenart (Homo brachycephalus sive asiaticus)" durch „polare Rasse" zu ersetzen, ist sachlich unberechtigt, denn die dem Nordpol zunächst wohnenden Eskimo gehören, wie durch einwandfreie Untersuchungen festgestellt ist und vom Verf. gelegentlich selbst erwähnt wird, zu den langköpfigsten Völkern der Welt. Auf geschichtlichem Gebiet ist die angeblich erste Erwähnung der Germanen auf den Kapitolinischen Fasten vom Jahre 222 v. Chr. zu beanstanden, da hier „germaneis" zweifellos „echte", nämlich Gallier, bedeutet, ebenso die, obwohl von Grimm stammende, Gleichsetzung der thrakischen Geten mit den germanischen Goten und „die engere Beziehung der Juden" zu diesen. Nicht Kaiser Maximin hieß „ursprünglich" Micca, gotische Kurzform eines mit mikils, groß, zusammengesetzten Namens, sondern dessen Vater, und daß die tschechische Libussa „unmittelbar" von dem Franken Samo abstamme, „möglicherweise" als Enkelin, ist eine durchaus willkürliche Annahme. Besonders zahlreich sind die sprachlichen Irrtümer; so kann der Volksname Germanen nach seinem Lautstand unmöglich von ar und man, mit der Bedeutung „edle Männer", abgeleitet werden, derjenige der Goten nicht „Hochgewachsene" bezeichnen, der homerische Askanios, von der Wurzel ask, keineswegs mit Scandia oder Scanza, vom Stamme skand, in Verbindung gebracht werden. Mehrfach verfehlt sind auch die Deutungen slawischer Eigennamen, Bogislaw z. B., aus bog, Gott, und slawa, Ruhm, zusammengesetzt, ist nicht „Schlachtsohn", sondern „Gottberühmt", und Ceslaw hat mit Headoald oder Catualda nicht das mindeste zu tun, ebensowenig Boris mit Berich, Kosenamen Berika von Berimud o. ä. Leicht ließen sich diese Beispiele vermehren, doch werden wohl die angeführten genügen. Gerne erkenne ich an, daß der Verf. mit Entschiedenheit für die Bedeutung des Germanentums in der Weltgeschichte eintritt, verhehle mir aber auf der anderen Seite auch nicht, daß seine Übertreibungen und Fehlgriffe der guten Sache schaden müssen. Der Schlußforderung, alles was „auf Erhaltung und Verbreitung der blonden Rasse als der eigentlich germanischen hinziele, zusammenzufassen, wenn das, was das Deutschtum groß gemacht, was ihm die Kraft gegeben hat, gegen eine Welt von Feinden standzuhalten, nicht untergehen soll", stimme ich bei, möchte aber auch die Sprache nicht vergessen.

Ludwig Wilser.

Schrader, O. Die Indogermanen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1916, Quelle & Meyer (Wissenschaft und Bildung 77).

Da in dieser Neuausgabe das Büchlein des Breslauer Gelehrten nur geringe Änderungen gegen die erste, vor 6 Jahren erschienene Auflage erkennen läßt, insbesondere in der Hauptsache, der Urheimatfrage, an der früheren Anschauung festhält, bleibt auch mein andernorts geäußertes Urteil dasselbe. Daß der Verf. nach eigenem Geständnis in naturwissenschaftlichen Fragen einer selbständigen Meinung ermangelt und auch in der Wahl seiner Gewährsmänner nicht sehr glücklich ist, wundert uns nicht. Aber selbst in rein sprachlichen Dingen kann man ihm zahlreiche Irrtümer nachweisen. So ist griech.-lat. chiton, tunica (aus ctunica), Rock, nicht aus dem Hebräischen (ketonet) entlehnt, sondern, wie althochd. kitel, kidel zeigt, altes Gemeingut der europäischen Sprachen. Ebensowenig stammen die Wörter für „Erbse", griech. orobos, erebinthos, lat. ervum, althochd. arwiz, aus „noch unbekannter Quelle", sondern sind mit lat. orbis, urbs verwandt und bezeichnen die Rundheit. Ganz verkehrt ist die Deutung der Volksnamen Gruthunge und Terwinge als „Grießgoten" und „Baumgoten" (angeblich von angels. greot und got. triu); sie sind aus der nordischen Heimat mitgebracht und durch „Mutige" (got. usgrudja, mutlos) und „Kühne" (altsächs. altnord. derebi, diarfr) zu übersetzen. Verfehlt und veraltet ist auch die Erklärung von Scandinavia als „Heringsland"; das Stammwort ist vielmehr scand, Erweiterung von scan, das in unserem „schön" und dem heutigen Namen Schonen, alt Scania, fortlebt. Unsere „Stube" wurzelt nicht „auf römisch-griechischem Sprachboden", sondern darf, wie griech. stoa lehrt, als urverwandt gelten, und lat. caupo ist ein Lehnwort aus dem Gallischen, nicht umgekehrt. Das deutsche Wort „Eimer" (alt eimbar von got. ains und bairan, Gefäß „mit einem Henkel"), genau so gebildet wie „Zuber" (alt zubar aus zwibar, „mit zwei Henkeln"). kann darum nicht entlehnt sein, denn lat. griech. amphora, amphoreus, aus amphiphoreus, bedeutet ja gerade einen Topf mit doppeltem Träger; diskos, discus, disc, ursprünglich nur ein rundes Brett bezeichnend, sind verwandt. Genug der Proben. Auch die ungeschickte, den Tatsachen widersprechende, von einzelnen Sprachforschern schon wieder aufgegebene Zweiteilung der Indogermanen in „Kentum- und Satemvölker" (nach dem harten oder erweichten K-Laut) hält Schrader aufrecht. Wenn er die anthropologischen Merkmale sehr gering einschätzt und es für eine „außerordentliche Willkür" erklärt, einen besonderen „Typus, etwa den dolichokephalen, just in seiner skandinavischen Eigenart, ohne weiteres als den echten, urindogermanischen aufzufassen und darauf dann die Lehre von einer skandinavischen Herkunft der Indogermanen aufzubauen", so ist dagegen zu erwidern, daß diese Schädelbildung im Verein mit hohem Wuchs und hellen Farben nach Grabfunden und Schilderungen bei allen stammverwandten Völkern sich nachweisen läßt, und zwar um so deutlicher, je näher sie zeitlich und örtlich ihrem Ursprung geblieben waren, fast rein bei den nach übereinstimmender Überlieferung aus der skandischen Halbinsel ausgewanderten Germanen, die sich eben dadurch als letzte Welle der indogermanischen Völkerflut zu erkennen geben. Ein stichhaltiger Gegengrund kann aus keiner der einschlägigen Wissenschaften, die zur Lösung der alten Streitfrage einträchtig zusammenwirken müssen, beigebracht werden, und der nur auf dieser Grundlage aufzustellende, allen bekannten Tatsachen entsprechende indogermanische Stammbaum liefert den Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung. Wie verhält sich dagegen die des Verfs.? Die Länder „im Norden

und Nordwesten des Schwarzen Meeres" sollen den „Gegensatz von Waldland und Steppe" widerspiegeln, der „auch später von skythischer bis germanischer Zeit nachweisbar" sei. Das kann unmöglich als zwingender Beweis gelten, und die angeführten Namen einiger Bäume und Tiere treffen ebensogut für Nordeuropa zu. Dagegen sprechen hauptsächlich die dem Boden fehlenden Altertümer in ununterbrochener Entwicklung von der Steinzeit bis zum Eisenalter, wie sie sich in Schweden finden, und die geschichtlichen, Rückschlüsse auf die Vorzeit gestattenden Völkerwanderungen. So sind die Gallier nicht, wie es nach des Verfs. Ansicht der Fall sein müßte, donauaufwärts, sondern vielmehr abwärts gewandert. Daß es vor dieser „Urheimat" am Schwarzen Meer „vielleicht anderswo noch eine zweite gegeben" haben könne, ist ebenso folgerichtig wie ein Kreis mit doppeltem Mittelpunkt. Die Stärke des Schraderschen Büchleins liegt in der Darstellung der „ältesten Kulturzustände", die manches Belehrende enthält, für die Urheimatfrage versagt es vollständig. Ludwig Wilser.

Hoernes, M. Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Zweite durchaus umgearbeitete und neu illustrierte Auflage. Mit 1330 Abb. im Text. Wien 1915, Kunstverlag A. Schroll & Co.

Seit der ersten, 1898 erschienenen Auflage dieses Werkes sind fast zwei Jahrzehnte verflossen, eine Zeit, reich an wichtigen Funden wie an rastloser Forscherarbeit, während der manches alte Vorurteil zu Fall, manch neue Anschauung zum Durchbruch gekommen ist. Dem hat der schaffensfreudige, seitdem verst. Verf. in vollstem Maße Rechnung getragen, und so ist denn „unter dem alten Titel" ein ganz neues Buch entstanden. Daß das frühere, als Stoffsammlung sehr brauchbar, im Grundgedanken aber doch von vielen Fachgenossen für „verfehlt" gehalten, „längst veraltet und überholt" war, gesteht er selbst zu, möchte dies aber lieber auf „stofflichen Zuwachs" als auf „vermehrte Einsichten in das Wesen und Werden der prähistorischen Kunst" zurückgeführt sehen. Mit berechtigtem Stolz hebt er auch hervor, daß der „seit geraumer Zeit im Buchhandel vergriffenen" ersten Bearbeitung „trotz ihrer Unzulänglichkeit" doch „keine Konkurrenz erwachsen" war, da das ungeheure Arbeitsfeld für den einzelnen schwer zu überblicken und „den Prähistorikern in der Regel das Gebiet der Kunstgeschichte und Ästhetik, den Kunsthistorikern und Ästhetikern das Gebiet der prähistorischen Altertümer fremd" geblieben sei. Obwohl die „Darlegung erweiterter Einsichten und vertiefter Auffassungen" selbstverständlich Raum beansprucht, ist doch der äußere Umfang nicht gewachsen, sondern sogar etwas zurückgegangen (von 708 auf 661 Seiten), was mit Hinblick auf die Handlichkeit zu begrüßen und dadurch erreicht ist, daß manches nicht unmittelbar zur Sache Gehörende, wie Geisterglaube, Götzenverehrung, Mutterrecht u. dgl., in Wegfall und der kleine Druck in ausgedehntem Maße zur Anwendung kam. Der Ausdruck „bildende Kunst" in der Überschrift ist offenbar gewählt, um Dicht- und Tonkunst auszuschließen, bezeichnet aber hier einen etwas weiteren Begriff als nach dem heutigen Sprachgebrauch und umfaßt die gesamte Zierkunst, alles, was wir jetzt unter „Kunstgewerbe" verstehen. Wie schon bei der ersten Auflage, so hat auch diesmal die K. Akademie der Wissenschaften in Wien das Unternehmen durch einen Kostenbeitrag unterstützt, der hauptsächlich zur Beschaffung neuer Abbildungen verwendet wurde, während der Verlagsbuchhandlung für die vornehme Ausstattung des ganzen Werkes Anerkennung gebührt.

Seine früheren, noch ganz im Banne des Spruches „ex oriente lux" stehenden Ansichten hat Hoernes, einem allgemeinen Umschwung der Meinungen folgend, vielfach berichtigt oder doch gemäßigt und ist dadurch, was ich mit Genugtuung feststelle, der von jeher von mir vertretenen Auffassung erheblich näher gekommen. Bestrebt, „an der Hand der ältesten erhaltenen Kunstdenkmäler gleichsam den Naturgesetzen des Kunstlebens näherzutreten", möchte er die von ihm eingeschlagene Richtung weder als „geographische (oder handelsgeschichtliche)" noch als „ethnographische", sondern vielmehr als „anthropologische" angesehen wissen, d. h. er stellt mit gutem Grund den Menschen mit all seinen Anlagen und Fähigkeiten als Träger und Verbreiter der künstlerischen Entwicklung in den Vordergrund. Trotzdem hat er sich, was ja menschlich sehr wohl zu begreifen ist, den alten Fesseln nicht vollständig zu entwinden vermocht, überschätzt bei der Aufspürung des Verbreitungsweges eines bestimmten Kunstgeschmacks oder Zierwerks oft noch Handelsverbindungen und andere mehr oder weniger dunkle Beziehungen und Einflüsse zuungunsten der in dieser Hinsicht viel wirksameren Völkerwanderungen und gibt, wenn die Wahl freisteht, meist der südnördlichen oder ostwestlichen Richtung vor der umgekehrten den Vorzug. Da es nicht meine Art ist, unbegründete Vorwürfe zu machen, sei mir die Anführung einiger Beispiele gestattet, zunächst eines allgemein entwicklungsgeschichtlichen. Auf S. 77 werden „die Primitiven der Gegenwart nicht für entartet, sondern für verarmt" erklärt, und zwar „durch Ausscheidung der stärkeren Elemente". Warum sollten gerade bei den dunkelhäutigen Menschenarten, die zudem unter einem milderen Himmel lebten, derartige Ausmerzungen der Besten stattgefunden haben? Da möchte ich doch der von mir versuchten, in der Besprechung von Beth angedeuteten Erklärung aus der früheren Abzweigung vom Hauptstamm den Vorzug geben. „Von Hause aus", meint der Verf., „gebe es wohl keine passiven oder weiblichen Völker"; für den einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung Huldigenden ist eben in dieser ursprünglichen „Ungleichheit" der Menschenarten die ganze, so verschiedenartige geschichtliche Entwicklung unseres Geschlechtes begründet. „Die Bewohner Südskandinaviens waren Meister in der Gießkunst", wird auf S. 77 zugestanden; trotzdem aber soll die in der jüngeren Bronzezeit stärker hervortretende „plastische Tendenz" einen „Einfluß des Südens" erkennen lassen. Warum? Montelius, dem man ganz gewiß eine Unterschätzung südlicher oder östlicher „Einflüsse" nicht vorwerfen kann, hebt doch mit Nachdruck hervor, daß „kein Teil von Europa ein so reiches Zierwerk in der Bronzezeit aufzuweisen" habe wie der Norden. Dasselbe gilt im einzelnen von der Schneckenlinie oder Spirale. „Die jüngere Steinzeit und die früheste Bronzezeit Skandinaviens", lesen wir auf S. 200, „kennen noch kein Spiralband; in der späteren Entwicklung bildet dieses dagegen eines der Hauptmotive der nordischen Dekoration", bei dem genannten schwedischen Forscher dagegen (Die Kultur Schwedens usw.): „die Arbeiten des früheren Teiles — der sogenannten älteren Bronzezeit — tragen als Verzierungen solch feine Spiralornamente und Zickzacklinien, wie man auf Fig. 40—44 sieht", und auf S. 229 bildet der Verf. selbst die schönste Schneckenwindung von einem irischen Steinaltersgrabe ab. „Nordeuropa", wird auf S. 392 behauptet, „huldigte dagegen während der ganzen Bronzezeit, d. i. bis um 500 v. Chr., ausschließlich der Gießkunst", während „die jüngere Technik, das Schmieden, im Orient und im ägäischen Kulturkreis schon früh . . . an die Seite der ältesten Technik getreten ist." Montelius dagegen

schreibt: „Fast alle Bronzesachen sind gegossen; erst gegen den Schluß der Periode hin findet man häufiger Spuren von der Anwendung des Hammers.“ Wenn es auf S. 27 heißt: „Dieser spätgermanische Schmuck (Mitteleuropas) ist oft üppig und blendend, aber stets barbarisch und flitterhaft gegenüber der gediegenen Schmuckindustrie des alten Orients und der südeuropäischen Länder“, so ist dazu zu bemerken, daß der Geschmack eben verschieden und kein geeigneter Gegenstand des Streites ist. Daß die Zierkunst „der germanischen Völkerwanderungszeit ... eine bereicherte und erweiterte Fortsetzung der keltischen“ sei, ist ja in gewissem Sinne richtig, aber nicht in dem, daß sie von dieser entlehnt ist; beide sind vielmehr Zweige des gleichen Stammes. Die „nordische Fibel“, wird auf S. 414 gesagt, „entstand wahrscheinlich in Mitteleuropa und kam von da nach Südskandinavien“; sie ist aber dort wenigstens ebenso alt und nach ihrem noch aus „zwei Stücken“ bestehenden Bau entschieden ursprünglicher. Wie sich Hoernes den Gang der Kulturentwicklung vorstellt, erhellt aus den Worten: „Die kretische Kultur folgte der orientalischen, die etruskische der kretischen und die keltische der etruskischen“; das ist genau der Richtung der vor- und frühgeschichtlichen Völkerwanderungen zuwiderlaufend, während doch, auch nach des Verfs. Ansicht, „die Rasse einen starken, wenngleich dunklen Faktor in der Geschichte der Kultur darstellt“. Daß Skandinavien „für die Metallzufuhr nicht von Mitteleuropa, sondern von Westeuropa abhängig“ war, ist nur halb richtig; das Zinn kam freilich von den britischen Inseln, an Kupfer hatte es aber selbst Überfluß. Die Überlegenheit der „nordeuropäischen Metallarbeit“ ist „groß in technischer wie in ästhetischer Hinsicht“. Wenn auf S. 438 noch von einer „Übernahme der phönikischen Buchstabenschrift“ durch die Griechen gesprochen wird, so ist dies eines der alten, nicht überwundenen Vorurteile; immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß dies eine der schlimmsten „Geschichtslügen“ ist, die wir kennen. Diese Andeutungen mögen genügen, um mein nicht durchweg zustimmendes Urteil zu rechtfertigen.

Der reiche Stoff, in dem nach einer besonderen Vorliebe des Verfs. die Töpferkunst (Keramik) eine hervorragende Rolle spielt, wird in sieben Hauptstücke eingeteilt, Quellen und Richtungen der bildenden Kunst, die prähistorische Kunst in Europa, der Westen und die naturalistische Kunst des Jägertums, Mitteleuropa und die geometrische Kunst des Bauerntums, Kulturkreise und Kunstrichtungen der jüngeren Steinzeit und der Kupferzeit, der Südosten und die Kulturkreise der Bronzezeit und endlich Kulturkreise und Entwicklungen der Eisenzeit. Die Einteilung der Kunstübung in eine solche des Jäger-, Bauern- und Herrentums scheint mir etwas gezwungen; es hat auch unter den kriegerischen Herrenvölkern des Nordens noch Jäger und Bauern gegeben, die größtenteils das eine wie das andre waren.

Was uns Deutsche zunächst angeht, die altgermanische Kunst, wird etwas stiefmütterlich behandelt, was aber darin seine Erklärung findet, daß die Darstellung mit dem Jahr 500 vor unserer Zeitrechnung abschließt, also zu einer Zeit, als die Germanen noch nicht ins Licht der Geschichte getreten waren. Die „germanische Tierornamentik“ wird zwar als „eigenartig und charakteristisch-nordisch“ anerkannt, aber doch als viel zu abhängig vom keltischen Kunsthandwerk (La-Tène-Stil) betrachtet; angeblich ist zunächst „den Kelten die Aufgabe geworden, zuerst die entsprechenden Formen dieser Kulturstufe zu entwickeln“. Es geht auch zu weit, die Kunst des christlichen Mittelalters allein auf die Kelten zurückzuführen. „Sie (die

Lebenskraft keltischer Formgebung) beherrscht die frühchristliche Kunst auf den britischen Inseln und blüht in der Zackenfülle, den durchbrochenen Rosetten und den stilisierten organischen Gestalten des gotischen Stils, der auf demselben Boden entstand wie der La-Tène-Stil." Damals hatten doch die Kelten ihre Rolle ausgespielt und die Germanen die Führung übernommen. Was im keltischen Stil germanisch anmutet, erklärt sich durch „innere Verwandtschaft".

Zum Schluß sei unumwunden der große Fortschritt anerkannt, der zwischen der ersten und zweiten Auflage liegt. Wenn auch an dieser noch einiges auszusetzen ist, so erklärt sich dies aus des Verfs. wissenschaftlichem Entwicklungsgang. Nichts Menschliches ist vollkommen, und das schöne, inhaltreiche Werk des Wiener Altertumsforschers hat der Vorzüge so viele, daß es für jeden Fachgenossen unentbehrlich geworden ist. Ludwig Wilser.

Schwerz, Dr. F. Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart. 5 Tafeln, 88 Abbildungen im Text, 169 Literaturangaben. 307 S. Stuttgart 1915, Strecker & Schröder. 10,50 M.

Im Verlaufe der sehr gründlichen Arbeit wird gezeigt, daß im Gange der Jahrtausende die Schweiz von ganz verschiedenen Völkern und Stämmen besiedelt wurde. Der älteste und gut bekannte Typus gehört der Steinzeit an, seine Herkunft aber ist unbekannt. In der Pfahlbau- und Bronzeperiode folgte auf diesen typisch langschädeligen ein etwas breitköpfiger und breitgesichtiger Menschenschlag, der auch noch in der Eisenzeit neben dem ausgesprochenen Langkopf lebte.

Von den Helvetiern haben wir schriftlich überlieferte Kunde; in diesem Volk befand sich ein nordisches Element mit heller Augen- und Haarfarbe, großer Körperlänge und langem und schmalem Schädel. Die Römerherrschaft scheint keinen größeren Einfluß auf den Menschenschlag gehabt zu haben. Mit dem Eindringen der germanischen Völker, der Alemannen und Burgunder, erlangte das langköpfige, schmalgesichtige und hellfarbige nordische Element die Oberhand und brachte der Schweiz eine neue Sitte und Kultur.

Die mittlere und östliche Schweiz nahm die deutsche Sprache und damit germanische Gebräuche und Lebensweise an; im Westen nahmen die germanischen Burgunder Sprache und Gebräuche ihrer Herren, der Römer, an. Der echt germanische Körperbau ging im Laufe der Zeiten verloren, das breitköpfige, dunkelfarbige, alpine Element, das vielleicht schon in der Zeit der Herrschaft der Helvetier eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte, gewann in physischer Beziehung die Oberhand.

Rassenhygienisch von besonderem Interesse sind einige nebenhergehende Untersuchungen wie die über die wichtigsten Gesetze des Wachstums und den Einfluß von Krankheiten und der sozialen Lage auf Körper und Geist. Die kretinische Degeneration (Kropf, Taubstummheit und allgemeiner Kretinismus) wird allgemein erörtert; unter 10000 Personen beiderlei Geschlechts fanden sich 24,5 Taubstumme; 1908 mußten in Sursee von 44 Stellungspflichtigen nicht weniger als 42 wegen Kropf militärfrei erklärt werden. Neubaur.

Meisl, Dr. Josef. Die Juden im Zartum Polen. Bonn 1916. 78 S.

Meisl gibt einen geschichtlichen Überblick über den Entwicklungsprozeß in der politischen, Wirtschafts- und Kulturgeschichte der polnischen Juden. In der

ersten Periode schildert er die ältesten Zeiten bis zur Katastrophe in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Einwanderungen, die rechtliche Lage durch das Boleslawsche Statut, die Judenfeindschaft der Geistlichkeit und der Städte und den Einfluß der Reformation.

In die zweite Periode fällt die Verschlimmerung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Kosakenaufstand. Rabbinismus, Mystizismus, Sabbatianismus, Frankismus und Chassidismus werden eingehend erörtert neben der ganzen Judenfrage während der Teilungen Polens.

Die dritte Periode umfaßt den Zeitraum vom Untergang des Reiches bis auf die Gegenwart. Die Stellung der Juden im Großherzogtum Warschau, während der Freiheitskriege und in Kongreßpolen, innere Wandlungen und die Verstärkung der Assimilationsbestrebungen bilden hier den Gegenstand der Besprechung. Mit dem Pogrom in Warschau 1887 und seinen Folgen und einem Überblick über die jüngsten Ereignisse schließt der Verfasser seine Ausführungen.

Man kann diese Schrift als wertvollen Beitrag ansehen für die Lösung der schwierigen Probleme, die die einzigartige Gemeinschaft der 1 747 655 Juden, die etwa 14.7 % der 11 935 318 Bewohner Polens ausmacht, bieten. Sie selbst fordern natürlich als Grundlagen der äußeren Organisation von der praktischen Politik die innere Freiheit, die Erhaltung des nationalen Selbstbewußtseins ihrer geschichtlich gewordenen Gruppe. Eine Assimilation der Juden an dieses oder jenes anders geartete nationale Element kann also nach ihrer Meinung nicht in dem Sinne eines Aufgehens, sondern nur auf der Grundlage einer beiderseitige Gleichberechtigung erstrebenden Verständigung wünschenswert und möglich sein, welche alles ausschaltet, „was dieser elementaren Forderung der Gerechtigkeit und der Individualfreiheit der Nationen widerspräche". Neubaur.

Guradze, Dr. Hans, Berlin. Die Mischehen in Berlin. Halbmonatsschrift für Soziale Hygiene und prakt. Medizin. Jhg. 24, Nr. 23. Berlin 1916.

Marcuse, Max, Berlin. Mischehen und Statistik. Ebendort, Jhg. 24, Nr. 24. Berlin 1916.

Guradze weist auf Grund der am 1. Dezember 1910 durch das Statist. Amt der Stadt Berlin ermittelten und kürzlich erschienenen Volkszählungsergebnisse auf die übrigens häufig dargelegte Unterfruchtbarkeit der Mischehen hin. 12 v. H. der Männer und 12,1 v. H. der Frauen lebten in (insgesamt 47 263) Mischehen. 29,7 v. H. der Ehen waren ohne in der Haushaltung lebende Kinder, während von allen verheirateten, verwitweten oder geschiedenen Frauen „nur" 17,5 v. H. kinderlos waren. Mischehen zwischen Juden und Evangelinnen waren in 44 v. H. (!) kinderlos, zwischen evangelischen Männern und Jüdinnen in 38,8 v. H. Im großen und ganzen lebte mehr als die Hälfte aller kinderlosen Frauen in Mischehen, also „sind nicht nur die Mischehen vielfach kinderlos, nein, auch umgekehrt ist die allgemeine Kinderlosigkeit oft auf die Mischehe zurückzuführen". Diesen Ausführungen gegenüber behauptet Marcuse, daß von einer Un- oder Minderfruchtbarkeit der (von ihm besonders untersuchten christlich-jüdischen) Mischehen an und für sich nicht die Rede sein kann; die Bevölkerungsstatistik tauge zur Erforschung des Gegenstandes nicht. Denn: 1) jene Ehen sind nicht mitgerechnet, in denen ein andersgläubiger Gatte zur Religion des anderen vor der Zählung übergetreten ist, wobei die Wahr-

scheinlichkeit des Übertritts annähernd mit jedem neuen Kinde steigt, also die fruchtbaren Mischehen ausgeschaltet werden; 2) die bei christlich-jüdischen Mischehen „immer zahlreicher werdenden gemeinsamen Austritte" beider Gatten (Dissidenten!) bleiben unberücksichtigt (die Rolle der Dissidenten verschiebt tatsächlich jede Judenstatistik erheblich, Ref.); 3) jene Ehen gelten auch als Mischehen, in denen jemand, der seine Religion gewechselt hat, einen Angehörigen seiner früheren Religion heiratet. Ref. möchte bezweifeln, ob diese Umstände die Ergebnisse derart verschieben, daß die Unterfruchtbarkeit der Mischehen bestritten werden kann. Die Frage ist aber die, welchen Anteil an den Ursachen biologische bzw. gesellschaftliche Umstände haben. Letztere spielen zweifellos eine wichtige, vielleicht ausschlaggebende Rolle. Mischehen werden zunächst von Personen eingegangen, die zu den „feinsten" Blüten unserer individualistischen Kulturentwicklung gehören und für Gruppenwerte (Religion, Familiensinn) wenig übrig haben. Sie gehören auch in der Mehrzahl den oberen Gesellschaftsschichten an. — Sehr recht hat Marcuse mit seinem Schlußsatz: „Es gilt nicht nur die Frage nach der Quantität, sondern die noch umstrittenere und sozialhygienisch wie rassenbiologisch vielleicht noch bedeutsamere Frage nach der Qualität der Nachkommenschaft aus Mischehen der Entscheidung zuzuführen."

G. v. Hoffmann, Berlin.

Feuchtwanger, Dr. Sigbert. Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1916. (VII u. 80 S.) 2 M.

Alle bisherigen judenpolitischen Bewegungen können nach Ansicht des Verf. die Judenfrage ihrer Lösung nicht näherbringen. Das hat nach Verf. seinen Grund darin, daß die Judenfrage „in der unlöslichen Verquickung von Jüdischem mit Nichtjüdischem begründet ist, also selbst unlösbar ist". Die unlösbare Verquickung des Jüdischen mit dem Nichtjüdischen bezeichnet Verf. als die objektive Judenfrage. Sie wird nach seiner Ansicht nur deshalb so sehr als „Frage", als quälendes Rätsel empfunden, weil die Unlösbarkeit der jüdisch-nichtjüdischen Verquickung nicht genügend bekannt ist. Diese Unkenntnis von der Unlösbarkeit der objektiven Judenfrage bezeichnet Verf. als die subjektive Judenfrage. Sie kann gelöst werden, nämlich durch die jüdische Wissenschaft, die die Verquickung zu erforschen hat und dabei nach Ansicht des Verf., der übrigens selbst einen jüdischen Namen trägt, deren Unlösbarkeit feststellen wird.

Trotzdem die Schrift Feuchtwangers entschieden geistreich ist und von eingehendem Studium der Judenfrage Zeugnis ablegt, glaubt Ref. nicht, daß sie geeignet ist, die Judenfrage in irgend etwas ihrer Lösung näherzubringen oder ihr auch nur einen kleinen Teil ihrer Schärfe zu nehmen. Das zeigt sich auch deutlich bei den Ausführungen, die Verf. über den für Deutschland und für die Gegenwart sicher aktuellsten Teil der Judenfrage macht: über die Ostjudenfrage. Vor allem ist es ein Mangel, daß Verf. die Ostjudenfrage eigentlich allein vom ostjüdischen und nicht auch vom deutsch-jüdischen (und deutsch-nichtjüdischen) Standpunkt aus betrachtet.

Es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Judenfrage in Deutschland durch die fortwährende Einwanderung der Ostjuden unausgesetzt verschärft wird, daß sie also, umgekehrt ausgedrückt, viel von ihrer Schärfe verlieren würde, wenn es gelänge, der unaufhörlichen Einwanderung der Ostjuden einen Damm

vorzuschieben. Der Grenzschluß gegen die Ostjuden liegt deshalb ganz vornehmlich im Interesse einer Lösung der deutschen Judenfrage. Andererseits besteht gar kein triftiger Grund, die Grenze nicht gegen die Ostjuden zu schließen. Die auf Grund der jüdischen Sprache zuweilen behauptete ostjüdische „Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland" glaubt auch Feuchtwanger „als Sentimentalität ablehnen" zu müssen. Genau so wenig kann natürlich der Umstand, daß die Ostjuden mit einem Teil der Deutschen gleicher Konfession sind, einen Grund dazu abgeben, ihnen ein Anrecht auf das Deutsche Reich zuzusprechen. Auch Feuchtwanger hebt selber hervor, daß sowohl die Verwaltungen der größeren jüdischen Kultusgemeinden Deutschlands als auch überhaupt die liberalen Juden, denen „die menschlich sympathischsten, an Charakter und Leistungen tüchtigsten und wertvollsten Juden Deutschlands angehören", die Gefahr, die ihnen von der ostjüdischen Einwanderung droht, erkannt haben, eine Gefahr, die vor allem eben darin besteht, daß die Judenfrage in Deutschland durch diese Einwanderung bis zur Unerträglichkeit verschärft werden wird. Ein deutsches Buch, das die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem behandelt, hätte deshalb nicht an dem Grenzschluß, dieser aktuellen „Prophylaxe" der deutschen Judenfrage, vorübergehen dürfen. Siemens.

Martius, Prof. Dr. Friedrich. Konstitution und Vererbung in ihrer Beziehung zur Pathologie. (Allgemeiner Teil der Enzyklopädie der klinischen Medizin, herausgegeben von Langstein, v. Noorden, v. Pirquet und Schittenhelm.) VIII u. 258 S. Mit 13 Textabbildungen. Berlin 1914, Springer. 2,20 M.

„Was auch in den besten unserer medizinischen Studentenlehrbücher über Hereditäre Krankheiten' und unter ähnlichen Rubriken gesagt wird, mutet meist geradezu kläglich an." So lautet Erwin Baurs leider nur zu berechtigtes Urteil in der zweiten Auflage seiner klassischen „Vererbungslehre". Um so erfreulicher ist es, wenn man einmal eine Ausnahme findet, und eine solche liegt in dem Buche von Martius vor uns. Der bekannte Rostocker Kliniker hat bereits seit zwei Jahrzehnten sich um die Grundlegung einer „Konstitutionspathologie" bemüht; das vorliegende Buch bringt daher im Wesen nichts Neues, wie er selber es an einer Stelle ausdrückt. Die Arbeit wurzelt hauptsächlich noch in den Begriffen der älteren Generation, zugleich aber erstrebt sie auch eine Auseinandersetzung mit der modernen experimentellen Erblichkeitswissenschaft.

Der Grundgedanke des Buches gelangt an einem speziellen Beispiel zu folgendem Ausdruck: „Ebensowenig, wie es die asthenische Konstitutionskrankheit, ebensowenig gibt es konstitutionelle Krankheiten überhaupt. Aber in allen Krankheiten steckt — innerhalb weitester Grenzen an Intensität schwankend — ein konstitutionelles Moment." „Der Morbus asthenicus als reale Wesenheit ist ein begriffliches Phantom." Sachlich stimmt man dieser Lehre — die eigentlich selbstverständlich sein sollte — heute wohl allgemein zu. Referent hat es schon während seines Studiums in allen Hörsälen so gehört. Nur scheint es dem Referenten nicht angezeigt zu sein, diesen konstitutionellen Schwächezuständen den Namen „Krankheit" vorzuenthalten, obwohl das heute noch fast allgemein modern ist. Eine Diskussion dieser terminologischen Frage würde allerdings begriffskritische Unter-

suchungen erfordern, zu denen hier kein Raum ist. Immerhin weiß Referent sich darin mit einem so bedeutenden Denker wie Ribbert einig. Als eine deutsche Bezeichnung des Begriffes der Konstitution schlägt Martius das Wort „Verfassung" vor. Die Begriffe Diathese und Disposition werden identifiziert und von dem des pathologischen Zustandes getrennt, ob zu Recht, sei dahingestellt. Ebenso scheint es dem Referenten fraglich, ob man wirklich gut tue, auch nach der Entdeckung des Syphiliserregers bei den früher sogenannten „metasyphilitischen" Krankheiten von einem „luetischen Konstitutionalismus" oder „Syphilismus" zu sprechen. Abgesehen von der allgemeinen Grundlegung findet sich in diesem Buche auch der Beginn eines spezielleren Ausbaues der Konstitutionspathologie, und man wird den Ausführungen des erfahrenen Klinikers über die konstitutionell bedingte Albuminurie, Glykosurie, Achylie usw. mit Vergnügen folgen.

Stellenweise finden sich vitalistische Anschauungen angedeutet, so auf S. 96, wo den Nieren eine vitale Funktion zugesprochen wird, die „den physikalischen Gesetzen der Diffusion und Filtration widerspricht". Martius sagt, man sei berechtigt, vitale Kräfte als wirksam anzuerkennen, wie wir auch die Schwerkraft als tatsächlich gegeben hinnehmen müßten. Referent möchte dazu bemerken, daß auch in der anorganischen Naturwissenschaft der wissenschaftliche Physiker nichts aus „Kräften" erklärt. Die „Kraft" ist keine Tatsache, sondern nur ein Name für das Produkt aus Masse und Beschleunigung. Näher auf diese erkenntniskritischen Fragen einzugehen, verbietet der Raum.

Die ganze zweite Hälfte des Martiusschen Buches wird von der „pathogenetischen Vererbungslehre" eingenommen, und es heißt hier mit Recht: „Die Vererbungslehre ist zugleich Grundpfeiler und Schlußstein einer jeden wissenschaftlichen Konstitutionspathologie." Der Lamarckismus (M. schreibt immer Lamarkismus) findet eine sehr verdiente Zurückweisung. Obwohl Referent durchaus mit Martius der Meinung ist, daß eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" beim Menschen nicht stattfinde, kann er des Verfassers Schluß nicht anerkennen, daß der Mensch darum eine „artfest gewordene Spezies" darstelle, wie es an vielen Stellen, z. B. auf S. 134 heißt: „Gerade darum nennen wir ihn ja 'artfest geworden' und rechnen ihn mit Johannsen zu den 'festen' Biotypen." Abgesehen davon, daß Referent darin einen verhängnisvollen sachlichen Irrtum erblickt, ist es auch keineswegs die Meinung Johannsens, der an vielen Stellen betont, daß die menschlichen Populationen aus überaus zahlreichen Biotypen bestehen. Wie der Begriff des Biotypus, so sind auch andere Begriffe Johannsens von Martius mißverstanden worden, so z. B. der der „reinen Linie" und des „Phänotypus".

Im Zusammenhang mit der angeblichen „Artfestigkeit" des Menschen steht Martius' optimistische Stellung zur Degenerationsfrage. Referent kann nur sagen, daß er fast in allen Familien, die er daraufhin prüfen konnte, mehr oder weniger schwere krankhafte Erbanlagen fand die zweifellos nicht seit je bestanden haben und vor allem nicht in alle Zukunft weiter zu bestehen brauchten. Jeder Optimismus in dieser Hinsicht ist ein gefährliches Narkotikum; denn nach allem, was wir heute bereits positiv wissen, wäre der Nieder- und Untergang unserer Rasse nur noch durch eine durchgreifende Rassenhygiene allergrößten Stiles abwendbar, die freilich nicht in einem „staatlich kontrollierten Rassestall" stattfindet noch

stattfinden kann, wie Martius anzunehmen scheint. Auch daß „Eheschließungsgesetze“ gegenüber wirtschaftlich-sozialen Reformen in einer durchgreifenden Rassenhygiene eine höchst nebensächliche Rolle spielen, scheint Verfasser noch nicht erkannt zu haben. Übrigens ist Rassenhygiene (M. sagt Rassehygiene) nicht identisch mit „Konstitutionshygiene“. Martius behauptet, daß die Voraussage in bezug auf die Erbanlagen des einzelnen Kindes überhaupt unmöglich sei. Wir können jedoch zweifellos schon heute in nicht wenigen Fällen ganz bestimmte Voraussagen für die Vererbung im Einzelfall treffen; im übrigen aber ist das nicht einmal eine notwendige Voraussetzung wirksamer Rassenhygiene. Martius sagt auf S. 192 selber, wir könnten uns „darauf verlassen, daß auch künftig gesunde Eltern gesunde Kinder gebären“. Wegen der rezessiven (latenten) Krankheitsanlagen gilt das zwar nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, nicht mit Sicherheit, aber gerade diese von Martius angegebene Tatsache genügt vollauf für die praktische Durchführung der Rassenhygiene; denn es folgt ja direkt daraus, daß die zahllosen krankhaften Nachkommen in der Regel eben von krankhaften Eltern stammen. Folglich ist es auch möglich, durch soziale Reformen, den gesunden Anlagen zu stärkerer Fortpflanzung zu verhelfen als den kranken. Martius, der an vielen Stellen gegen die „Entartungspessimisten“ zu Felde zieht, ist darin selber viel zu pessimistisch. Auch sonst im Leben rechnen wir ja zumeist mit Wahrscheinlichkeiten, selten nur mit Sicherheiten, und daß man nicht alles mit einem Schlage ideal machen kann, ist doch kein Grund dafür, die alten Mißstände bestehen zu lassen. Schon heute brauchte eine praktische Rassenhygiene viel weniger im Dunkeln zu tappen als z. B. die von Martius vertretene innere Medizin.

Durch die Stellungnahme zur Mendelforschung ist ein Zwiespalt in Martius' Werk gekommen. Die Rechnung auf S. 168 und 169 setzt noch die Hypothese von der nur individuellen (nicht physiologischen) Verschiedenheit der Chromosomen (bzw. Erbeinheiten) voraus, die heute als widerlegt zu betrachten ist. An einigen Stellen nimmt Martius aber auch bereits das Mendelsche Gesetz für den Menschen an, so auf S. 212 („Jetzt wissen wir durch den exakten Mendelismus“ ...) und auf S. 226. Die moderne Erblichkeitsforschung arbeitet übrigens keineswegs nur mit „reinen Linien“, und sie erwartet daher auch keineswegs nur so einfache Zahlenverhältnisse, wie Martius zu meinen scheint. Es wäre dringend erwünscht gewesen, daß Verfasser sich auch mit der komplizierteren Methodik, z. B. der von Weinberg angegebenen Geschwistermethode auseinandergesetzt hätte, bevor er ein so negatives Urteil über das Mendelsche Gesetz beim Menschen hätte fällen dürfen, wie es an vielen zumeist wohl älteren Stellen des Buches geschieht.

Andererseits scheint mir Verfasser der genealogischen Betrachtungsweise zu viel Bedeutung für die Vererbungsforschung beizulegen. Damit in Zusammenhang steht wohl auch der auf S. 215 gezogene falsche Schluß, daß ein Mensch mit einem erblichen Leiden die Anlage dazu in dem Falle mit „mathematischer Sicherheit“ von der gesunden Mutter geerbt haben müsse, wenn ein Bruder der Mutter dasselbe Leiden aufweise. Der Onkel könnte es nämlich auch von einem seiner Eltern geerbt haben, ohne daß seine Schwester (die Mutter des Ausgangspatienten) die betreffende Erbeinheit ebenfalls mit bekommen hätte. Der Unterschied zwischen „Keimverwandtschaft“ und „Blutsverwandtschaft“ (S. 212) ist daher nicht

von durchschlagender Bedeutung für die Erblichkeitsforschung beim Menschen. Ein Onkel hat z. B. zwar eine doppelt so große Belastungsbedeutung als eine Kusine, aber keine absolute. Das Galtonsche Gesetz vom Ahnenerbe hat Martius offensichtlich mißverstanden (S. 144 u. 145). Dasselbe bezieht sich nämlich nicht auf die Anteile am Idioplasma, sondern an den äußerlich meßbaren Charakteren der Ahnen. Der von Martius konstatierte Widerspruch ist also nicht vorhanden. Weder Galtons Gesetz noch Haeckers Darstellung desselben sind falsch, aber es bezieht sich auf den Phänotypus, nicht auf den Genotypus.

Daß die Angriffe, welche Martius auf S. 216 ohne vorherige Lektüre gegen meine Arbeit von 1912 richtet, unberechtigt sind, dürfte er inzwischen selbst gesehen haben.

Da in einer kritischen Besprechung, zumal in einer sorgfältigen, die negativen Urteile äußerlich relativ mehr hervortreten als die positiven, so möchte ich am Schluß nicht unterlassen, noch einmal besonders zu betonen, daß ich den Grundgedanken des Buches für durchaus gesund und unwiderleglich halte, daß ich auch den meisten besonderen Darlegungen durchaus zustimmen kann und nur in Einzelheiten abweichender Meinung bin. Fritz Lenz.

Peters, W. Über Vererbung psychischer Fähigkeiten. Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. III. Bd., 4.—6. Heft. 197 S. Verlag B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1916. 6,40 M.

Für die Psychologie ist Vererbung „diejenige Ähnlichkeit blutsverwandter Individuen, welche nicht durch eine postnatale Wirkung dieser Individuen aufeinander oder durch irgendwelche Einflüsse, denen die Verwandten nach ihrer Geburt in gleicher Weise ausgesetzt sind, zustande gekommen ist". An diesen Ähnlichkeiten wird die Gültigkeit der biologischen Vererbungsgesetze zu demonstrieren sein. Ferner wird die Frage beantwortet werden müssen, welcher Art die psychischen Erbeinheiten sind, und ob sie mit den von der Analyse aufgedeckten psychologischen Elementarfunktionen identisch sind oder nicht. Die Größe der psychischen Verwandtenähnlichkeit kann durch die Methoden der Korrelationsberechnung ermittelt werden. Die Art der Vererbung zu bestimmen und die Wirkung von anzestralem Einfluß und von Milieu zu unterscheiden, sind weitere Aufgaben der psychologischen Vererbungsforschung.

Verfasser bringt nun zur Beantwortung aller dieser Fragen Beiträge, indem er die Schulleistungen von Kindern, Eltern und z. T. auch von Großeltern vergleicht, sowie auch die psychologische Ähnlichkeit von Geschwistern experimentell untersucht. Als Ausgangsmaterial dienen die Volksschulzeugnisse, zur Bewertung der Vererbungsgröße die verschiedenen Korrelations- bzw. Kontingenzkoeffizienten. Der eigentlichen Darstellung geht eine klare Übersicht über die bisherige Literatur zu dieser Frage voraus, aus der der eine Schluß Beachtung verdient, daß nämlich die Milieuwirkung sich zumeist als viel geringer wie der Einfluß der Vererbung erwiesen hat.

Die Schulzeugnisse stammen fast durchweg aus ländlichen Gegenden; die Beschaffung des entsprechenden Materiales in Städten stieß infolge der großen Fluktuation der Bevölkerung auf Schwierigkeiten. Die Zeugnisse stammen nicht alle aus den gleichen Klassen; es mußten z. T. Kinderzeugnisse niederer Klassen mit Elternzeugnissen aus der obersten Klasse verglichen werden. Untersuchungen über

die Variabilität der Leistungen innerhalb des Schulganges zeigten aber in Übereinstimmung mit den Erfahrungen von C. T. Gray (Educat. Psychol. Monographs Nr. 8, 1913), daß dieser Fehler nicht sehr ins Gewicht fallen kann. Die Zeugnisnoten wurden in entsprechende Zahlen verwandelt, so daß die Leistungen durch die Reihe der ganzen Zahlen 1—5 dargestellt erscheinen. Auch die Unterschiede, welche die subjektive Beurteilung des klassifizierenden Lehrers, seine Milde oder Strenge, bewirken, wurden besonders festgestellt und mit einem durchschnittlichen Unterschied von 0,8 Notenstufen für die Feststellung der Leistungsähnlichkeit als irrelevant erfunden.

Das Gesamtmaterial umfaßt 1162 Kinder von 344 Elternpaaren, ferner die Zeugnisse von 177 Großeltern und 11 Urgroßeltern; doch konnten nur für 151 Kinder die Zeugnisse aller vier Großeltern erhalten werden, während für 45 Kinder nur von 3, für 119 nur von 2, für 77 nur von einem Großelter Zeugnisse vorlagen.

Auf das Kapitel „Zeugnisnoten, ihre Verteilung und ihr Durchschnitt" kann hier nicht näher eingegangen werden.

Bei Vergleich der Durchschnittsnoten von Eltern und Kindern, wobei zunächst die Leistungen von Lesen, Schreiben, Rechnen und in Sprache zusammengefaßt und auch die beiden Geschlechter vereinigt werden, zeigt sich, daß die Durchschnittsleistungen der Kinder von denen der Eltern abhängen: je schlechter die Mittelnote der Eltern ist, um so schlechter ist im allgemeinen die der Kinder, und je besser erstere ist, desto besser ist auch die zweite. Es zeigt sich ferner, daß die Abweichungen der Durchschnittsnoten der Kinder vom Gesamtdurchschnitt geringere sind als die der elterlichen Mittelnoten; es besteht also eine Rückschlagstendenz nach dem Gesamtdurchschnitt. Nach Galton aus den Abweichungen von Kindern und Eltern gebildete Quotienten liefern einen Mittelwert von etwa $^1/_3$ ($^8/_{25}$), so daß der Rückschlag $^2/_3$ betragen würde, ein Wert, der doppelt so hoch ist als der von Galton bei der psychischen Vererbung gefundene Wert. Worauf diese Differenz beruht, ist zur Zeit nicht festzustellen.

Man findet noch weitergehende Ähnlichkeiten, indem die Note 2 z. B. bei jenen Kindern am häufigsten vorkommt, deren beide Eltern die Note 2 hatten usw. Wenn die Noten der Eltern stark differierten, so findet man bei den Kindern nicht etwa einen Mittelwert, sondern sie folgen z. T. dem „guten", z. T. dem „schlechten" Elter; diese Tatsache ist für die Auffassung der psychischen Vererbung von Wichtigkeit. Verfasser schließt daraus, daß eine ausschließliche Mischung der Erbmassen nicht in Frage kommen könne, sondern es sich entweder um eine rein alternierende Vererbung oder eine Kombination von Misch- und alternierender Vererbung handeln müsse. Auch jene Fälle, bei welchen die Note der Kinder zwischen den elterlichen Noten liegt, kann keine Stütze für die Annahme einer Mischvererbung abgeben, weil es sich zeigen läßt, daß die Häufigkeit dieser Erscheinung in die Variabilitätsgrenze der Kindernoten überhaupt hineinfällt.

Bei 148 Kindern lagen die Elternnoten weit auseinander (1 bzw. 3, 4 oder 5). Es ergab sich nun, daß von diesen 103 = 69,6 % in den Noten entweder einem Elter folgten oder teilweise folgten und teilweise rückschlugen (uniparental veranlagte), während nur 10,1 % (15) in einigen Fächern dem einen, in andern dem zweiten Elter folgten bzw. teilweise rückschlugen. Innerhalb einer Familie folgt weit häufiger die Nachkommenschaft einem Elter, als dem einen und anderen zum Teil. Unter 142 Familien fanden sich bei 91 (64 %) uniparental veranlagte

Nachkommenschaft. Ähnliche Resultate wie durch Betrachtung der Durchschnittsnoten erhält man bei Zugrundelegung der Noten in den einzelnen Fächern.

Um den Einfluß des Geschlechtes des Elters zu bestimmen, wurden alle Elternpaare mit gleichen Noten ausgeschieden und nur jene berücksichtigt, wo eine Differenz bestand. Dabei ergab sich, daß die Korrelation zwischen den Leistungen der Mütter und denen der Kinder größer ist als die Korrelation zwischen diesen und den väterlichen Leistungen ($q = 10,48$ und $0,34$, Vierfelderkoeffizient nach Yule). Ferner ist der Erbeinfluß der Eltern bei den Töchtern größer als bei den Söhnen ($q = 0,51$ und $0,40$). Die Durchschnittsnoten der Söhne und Töchter sind besser, wenn die mütterlichen Noten besser sind als die väterlichen und schlechter bei dem umgekehrten Verhältnis. Die Analyse in den einzelnen Schulgegenständen zeigt, daß die Mutter in den Fächern, in denen das weibliche Geschlecht bessere Leistungen aufzuweisen hat, die Nachkommenschaft stärker beeinflußt, während dort, wo das männliche Geschlecht bessere Anlagen zeigt, die Einwirkung der Väter vielleicht etwas überwiegt.

Die Durchschnittsnote der Kinder zeigt im allgemeinen die Tendenz, schlechter zu werden, wenn die Mittelnote der Großeltern schlechter wird. Die Korrelation zwischen Leistung von Großeltern und Kindern ist mit $q = 0,37$ kleiner als der entsprechende Wert für die Eltern und Kinder ($q = 0,45$). Bei gleichen Elternpaaren entsprechen den Großeltern mit besseren Leistungen Kinder mit besseren Leistungen, wodurch ein direkter Erbeinfluß der Großeltern bewiesen erscheint. Aus den allerdings recht kleinen Zahlen, die den Einfluß des großelterlichen Geschlechts illustrieren, scheint hervorzugehen, daß der großväterliche Einfluß größer ist als der der Großmutter. Würde sich diese Tatsache an einem größeren Material bestätigen lassen, so würde man anzunehmen haben, daß die Eltern großväterliche Eigenschaften latent tragen und diese weitervererben.

Verfasser hat ferner nach Galtons Vorgang die Gültigkeit des „Gesetzes vom Ahnenerbe" an seinem Material erprobt. Die Übereinstimmung der gefundenen und berechneten Werte ist eine leidlich gute.

Um die Frage nach dem Bestehen des Mendelschen Gesetzes zu prüfen, werden die Dispositionen zu guten und schlechten psychischen Leistungen als zwei verschiedene, einander entgegengesetzte psychische Eigenschaften betrachtet. Auf die Einzelheiten dieser Berechnung kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Differenz zwischen gefundenen und berechneten Werten ist nicht sehr erheblich. Sie beträgt für die Kombination der Eltern gut—gut 2,0%, für die gut—schlecht 9,7%, für die schlecht—schlecht 20,0%. Dabei ist die Annahme zugrunde gelegt, daß keine der beiden Eigenschaften vollständig über die andere dominiert, sondern daß bei der Nachkommenschaft der heterozygoten Individuen ein gleich großer Teil die eine, und ein gleich großer Teil die andere Eigenschaft aufweist (Mirabilis-jalapa-Typus). Auch bei Einbeziehung der Großeltern sind die Resultate recht gut. Zur Erklärung mancher Unregelmäßigkeiten nimmt Verfasser in Anlehnung an gewisse Erfahrungen der Biologie einen Dominanzwechsel an. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß in dem gleichen Massenmaterial auch das Gesetz vom Ahnenerbe sich als einigermaßen gültig erweisen konnte; denn wenn dieselbe Eigenschaft sich ungefähr gleich häufig als dominant und als rezessiv erweist, so muß die statistische Verarbeitung Zahlen liefern, die mit den vom Gesetz des Ahnenerbes geforderten übereinstimmen.

Bei den Versuchen über Geschwisterähnlichkeit wurden je zwei im Alter aufeinanderfolgende Geschwister verglichen, um den Einfluß von Abweichungen (Minderwertigkeiten) der Erstgeborenen auszuschließen. Die Ähnlichkeit zwischen den Leistungen der Geschwister ist größer als die zwischen Eltern- (bzw. Vater- oder Mutter-)leistung und Kinderleistung, ein Resultat, das mit dem von Pearson und Elderton übereinstimmt. Die Ähnlichkeit ist zwischen gleichgeschlechtlichen Geschwistern größer als zwischen verschiedengeschlechtlichen, und zwar zeigen die Schwestern untereinander wiederum eine größere Ähnlichkeit als die Brüder untereinander, was vielleicht mit der größeren Variabilität des männlichen Geschlechtes überhaupt zusammenhängt. Die psychologischen Versuche bestanden in Gedächtnis- und motorischen Versuchen und Prüfung der Kombinationsfähigkeit nach Masselon. Als Maßstab der Leistung wurde der Mittelwert aus den Schülerleistungen einer Klasse ($= \frac{n+1}{2}$ bei n-Versuchspersonen oder Versuchen) gewählt. Die Gedächtnisversuche stellten die Aufgabe, aus mehrgliedrigen (5—8zahligen) Zahlenreihen tunlichst viele zu behalten und niederzuschreiben. 81 Geschwisterpaare wurden untersucht. Mit den mittleren Leistungen der jüngeren Geschwister steigen auch die der älteren. Die dabei zutage tretende Geschwisterähnlichkeit ist größer als die aus den Zeugnisnoten berechnete ($\varrho = 0{,}64$ und 0,64 bzw. $R = 0{,}54$ und 0,42). Der Einfluß von Versuchstag, Klassenzusammensetzung und Alter werden gesondert untersucht. Die Korrelation der Gedächtnisleistungen bei gleichgeschlechtlichen Geschwistern ist größer als bei verschiedengeschlechtlichen; die Gedächtnisleistungen gleichgeschlechtlicher Geschwister sind einander ähnlicher.

Die Bewegungsgeschwindigkeit wurde durch Ausführung von $\times$-Zeichen in vorgezeichneten Quadraten von 7,5 mm Seitenlänge bei einer Versuchsdauer von einer Minute geprüft. Von 427 Schülern, die als Versuchspersonen dienten, hatten 151 ein oder mehrere Geschwister. Dabei zeigte sich ein besonders großer Einfluß des Geschlechtes.

Die Kombinationsfähigkeit wird nach Masselon untersucht, indem man die Aufgabe stellt, aus gegebenen Worten (2—5) einen sinnvollen Satz zu bilden. Von 411 Versuchspersonen hatten 133 Geschwister. Die Durchschnittsleistung der älteren Geschwister ist um so schlechter, je schlechter die der jüngeren ist. Auch hier tritt die weit größere Ähnlichkeit der gleichgeschlechtlichen Geschwister mit $\varrho = 0{,}31$ gegen $\varrho = 0{,}06$ bei verschiedengeschlechtlichen hervor. Hier wie bei den motorischen Versuchen findet sich so gut wie keine Ähnlichkeit unter den Geschwistern ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Die Ähnlichkeit nimmt ab, je größer der Altersunterschied zwischen den Geschwistern wird. Vielleicht trägt daran eine Verschiedenheit des psychischen Entwicklungstempos schuld, über welche Frage aber Erfahrungen noch fehlen.

Zur Beurteilung des Gesamtergebnisses ist die Frage nach dem Einfluß des Milieus von größter Bedeutung. Ein gewisser Milieueinfluß wird sicherlich bestehen. Da aber die Untersuchungen sich durchaus auf ländliche Schulen beziehen, so sind die auf das Kind wirkenden Milieufaktoren in den verschiedenen Familien zweifellos viel gleichförmiger als in der Großstadt. Die Annahme einer weitergehenden Milieuwirkung zur Erklärung der verschiedenen gefundenen Tatsachen stößt jedoch auf Schwierigkeiten. Man könnte zwar aus den häuslichen

Verhältnissen die Angleichung der Kinder an einen der Eltern zu erklären versuchen, etwa das Überwiegen des mütterlichen Einflusses aus dem Umstande der Erziehung durch die Mutter. Doch wird dadurch nicht erklärt, warum das Kind nur in einer Leistung dem Elter folgt, in einer anderen zurückschlägt, einer dritten (was vorkommt) dem anderen Elter folgt. Die Tatsache, daß die Übereinstimmung zwischen elterlicher und kindlicher Leistung in manchen Fächern (Sprache, Religion) schlechter ist als in anderen, läßt sich vom Standpunkte der Vererbungslehre erklären, wenn man diese Leistungen als uneinheitliche Konglomerate auffaßt. Gerade bei Religion oder Fleißnote müßte der Milieueinfluß besonders hervortreten, was aber nicht der Fall ist. Ferner kann die Milieuwirkung nicht den stärkeren Einfluß des Vaters in einzelnen Fächern (Rechnen) erklären. Die Milieutheorie versagt ferner, wenn es sich um die Deutung der Geschlechtsunterschiede handelt. Das stärkste Argument gegen die Milieutheorie wird aber durch die Abhängigkeit der kindlichen Schulleistungen von den Leistungen der Großeltern geliefert.

In einem Schlußkapitel werden die Resultate der gesamten Untersuchung noch einmal zusammengestellt, sowie die Korrelationskoeffizienten tabellarisch vereinigt.

Die Untersuchungen des Verfassers müssen von der Rassenbiologie zweifelsohne freudig begrüßt werden. Stellen sie doch einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis der Erbzusammenhänge auf psychischem Gebiete dar. Es mögen die Hypothesen, die Verfasser aufstellt, sich bewähren oder nicht, jedenfalls bedeutet diese Arbeit eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens um Tatsachen und eine wirksame Anregung zu weiterer Forschung. Am meisten angreifbar erscheinen dem Referenten die Ausführungen über das Bestehen alternierender bzw. Mendelscher Vererbung. Verfasser verkennt selbst nicht, daß wir von Erbeinheiten auf diesem Gebiete noch nichts wissen und daß die Aufstellung des Merkmalpaares „gut—schlecht" eine mehr oder weniger willkürliche sein muß. Vielleicht wird sich auch hier auf dem Wege der exakten Familienforschung eine verläßliche Grundlage finden lassen. Rassenhygienisch von großer Wichtigkeit ist die Feststellung des geringen Milieueinflusses, die dem Ref. als ziemlich gut fundiert erscheint. Rudolf Allers.

Rüdin, Ernst Prof. Dr. Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. I. Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox. IV und 172 S. 66 Figuren und Tabellen. Berlin 1916. Julius Springer. 9 M.

Rüdin unternimmt es an Hand eines großen klinisch und familiengeschichtlich vollständig durchgearbeiteten Materiales, die rassenbiologisch wie klinisch gleich bedeutsame Frage nach dem Erbgange und der Entstehung der Geisteskrankheiten zu untersuchen. Die vorliegende Veröffentlichung bringt als die erste einer Serie zunächst Studien über die Dementia praecox.

Bevor der Inhalt des Werkes in großen Zügen wiedergegeben wird, sei dem Referenten eine Bemerkung zur Aufklärung für nicht psychiatrisch Geschulte gestattet. Voraussetzung jeder Erblichkeitsforschung ist natürlich, daß der hinsichtlich einer Vererbung zu untersuchende Charakter hinlänglich scharf gekennzeichnet sei, um bei allen Invividuen wiedererkannt werden zu können. Es ist nun ein Übelstand, daß komplexe psychische Funktionen schwer exakt zu umgrenzen sind;

daher denn auch die Erblichkeitsforschung auf dem Gebiete der Normalpsychologie großen Schwierigkeiten begegnet. Wenn nun auch, wie nicht verkannt werden soll, es gar manche psychotische Zustandsbilder gibt, deren Abgrenzung und Zusammenfassung in einen Krankheitsbegriff schwankend und schwierig ist, so muß andererseits hervorgehoben werden, daß gewisse typische Krankheitsbilder sehr wohl zu bestimmen und abzugrenzen sind, nicht anders, wie Krankheiten des Körpers. Zu diesen stets erkennbaren Psychosen zählt auch die von Rüdin bearbeitete Dementia praecox, wenn man, wie es Verfasser tut, sich an die typisch entwickelten Formen hält, und nicht, einer leider in der Psychiatrie verbreiteten Neigung folgend, alle möglichen Krankheitsbilder gewissen Arbeitshypothesen zuliebe zusammenwirft. Da gerade die Abgrenzung der Dementia praecox vielfach ein Streitgegenstand gewesen ist, mag diese Bemerkung nicht überflüssig erscheinen.

In dem ersten Kapitel behandelt Rüdin die Methodik. Man wird ihm größten Dank wissen dafür, daß er hier in vollendeter Klarheit nicht nur die von ihm befolgten leitenden Prinzipien, sondern auch die Einzelheiten der Arbeit genau darlegt. Damit wird die bisher vielfach (oder fast immer) allzu dilettantisch betriebene medizinische Erblichkeitsforschung auf eine methodologisch einwandfreie Basis gestellt. Man wird endlich einsehen müssen, daß es nicht genügt, einige Stammbäume zusammenzutragen, um Vererbungsprobleme zu lösen. Denn, wie Rüdin mit Recht betont, die — psychologisch begründete — überwiegende oder ausschließliche Beschäftigung mit „interessanten", d. h. möglichst an Krankheitsfällen reichen Stammbäumen führt durch die einseitige Berücksichtigung schwer belasteter Familien zu ganz irrigen Anschauungen. Eine einwandfreie statistische Verarbeitung ist aber nur dann möglich, wenn das Material alle Möglichkeiten, daher auch die nicht belasteten Stammbäume, enthält. Aus diesem Grunde hat Verfasser auch von der Wiedergabe von Stammbäumen Abstand genommen und behält sich deren Einzelerörterung für eine weitere Arbeit vor.

Einleitend erläutert Verfasser, daß die Mendelschen Voraussetzungen der $RR \times DR$ und $DR \times DR$-Kreuzungen auch das Zustandekommen konkreter Geschwisterserien ohne jeden Krankheitsfall verlangen; zu diesem Zwecke bedient er sich äußerst instruktiver schematischer Darstellungen, wie sie m. W. bisher noch nicht gegeben worden sind.

Um ein diesen Bedingungen entsprechendes einheitliches Material zu gewinnen, muß dasselbe nach ganz bestimmten gleichbleibenden zeitlichen und örtlichen Bedingungen gesammelt werden. Dies geschah, indem die in der Münchener psychiatrischen Klinik aufgenommenen Fälle als Probanden betrachtet wurden, und deren gesamte Verwandtschaft nach den Prinzipien der Familienforschung genau untersucht wurde. Die statistische Verarbeitung folgt den von Weinberg (dies. Arch. 1913, H. 4 und 5) entwickelten Prinzipien, die eine klare durch Schemata noch erläuterte Darstellung erfahren. Es wird ferner die Technik der Materialsammlung beschrieben und die zu den verschiedenen statistischen Gruppierungen verwandte Zählkarte abgebildet.

Dieses erste Kapitel sei jedem, der sich mit medizinischer Vererbungsforschung befaßt, dringend zum Studium empfohlen!

Zunächst wurden mit Hilfe jener Zählkarten zwei Gruppen geschaffen. Die erste umfaßt jene Dementia praecox-Probanden, nebst den dazugehörigen Ge-

schwistern, deren Eltern zur Zeit der Verarbeitung als Dementia praecox-frei, demnach mit Rücksicht auf den manifesten oder latenten Dementia praecox-Charakter als DR-Individuen zu betrachten waren. Die zweite umfaßt jene Probanden, deren einer Elternteil Dementia praecox-krank war, also als RR, deren zweiter Elternteil jedoch Dementia praecox-frei, also als DR-Individuum aufgefaßt werden müßte.

Im zweiten Kapitel wird die Proportionenfrage bei den Nachkommen Dementia praecox-freier Eltern, also aus $DR \times DR$-Kreuzungen, behandelt.

In der statistischen Verarbeitung dieses Materiales von insgesamt 4823 Geschwistern wird zunächst die grundsätzlich falsche Berechnungsweise früherer Autoren angewandt, was durch einen Vergleich mit der methodologisch richtigen Berechnung sehr lehrreich wird. Tatsächlich findet man eine Erkrankungsziffer von 3,52% für Dementia praecox allein, von 6,79% für Dementia praecox plus sonstiger geistiger Störungen, während frühere Autoren durch die fälschliche Miteinbeziehung der Probanden selbst eine Erkrankungshäufigkeit von nahezu 25% (wie auch in diesem Material nach der falschen Methode) gefunden hatten. Eine genaue Berechnung der Erkrankungswahrscheinlichkeit für jedes einzelne Altersjahr wurde durchgeführt und in Tabellen dargestellt. Da ergibt sich nun der höchst wichtige Schluß, daß Dementia praecox bei den Kindern Dementia praecox-freier Eltern nur zu 4,48% auftritt, d. h. nur zwischen $^1/_{32}$ und $^1/_{16}$ der Kinder solcher Eltern erkranken; dieser Befund spricht dafür, daß die Krankheit oder die Anlage dazu eher nach dem rezessiven als nach dem dominanten Modus sich vererbt. Aber die (vielfach gemachte) Annahme, daß das Merkmal Dementia praecox mit dem Merkmal Dementia praecox-frei ein einfach mendelndes Merkmalspaar bilde, ist hinfällig. Dementia praecox ist kein monohybrides Merkmal. Da die Häufigkeit 4,48% dem Werte $^1/_{16} = 6,25\%$ ziemlich nahe steht, könnte man als nächst einfache Annahme die machen, daß es sich um eine dihybride Kreuzung handle, wo also zwei konkurrierende Merkmalspaare vorhanden sind. Auch diese Kreuzungen werden in übersichtlichem Schema erläutert. Diese Annahme würde das Vorhandensein von Individuen erfordern, die zwar nicht Dementia praecox-krank, wohl aber in anderer Weise psychisch verschieden von den normalen sein müßten. Tatsächlich liegen klinische Anhaltspunkte vor, die das Bestehen der theoretisch geforderten dreifachen Verschiedenheit in den Geschwisterserien vermuten lassen. Doch bedarf es hier noch weiterer eingehender Untersuchungen. Aber schon diese Andeutung genügt, um zu zeigen, wie befruchtend auch auf die klinisch-deskriptive Betrachtungsweise eine exakte Erblichkeitsforschung wirken kann.

Im dritten Kapitel werden die Nachkommen Dementia praecox-Kranker ($RR \times DR$) untersucht. Das Material ist klein; es umfaßt 52 Fälle mit einer Gesamtzahl von 166 Geschwistern. Schon diese geringe Zahl macht die Annahme einer Dominanz unwahrscheinlich. Unter den Nachkommen dieser Eltern fanden sich bei 6,18% Dementia praecox, bei 10,30% andere Psychosen. Es nehmen also die Krankheitsprozente in der Richtung der $RR \times DR$-Kreuzungen zu.

Im folgenden Kapitel werden aus der Gesamtgruppe der Dementia praecox-freien Eltern jene zunächst ausgeschieden, welche trunksüchtig waren, ohne jedoch nachweislich geisteskrank gewesen zu sein (109 Geschwisterserien mit 784 Geschwistern), ferner jene, wo ein Elternteil irgendwie geisteskrank war, jene, wo

ein Elternteil geisteskrank und einer oder beide trunksüchtig waren, jene, wo beide Eltern irgendwie geisteskrank waren, schließlich jene, deren Eltern von Trunksucht und Geisteskrankheit frei waren, wo aber eine Belastung durch ein anderes Verwandtschaftsglied bestand. Alle diese Momente bewirken eine Erhöhung der Erkrankungsziffern. Daher ist die Häufigkeit, mit der Dementia praecox innerhalb einer Geschwistersippschaft auftritt, nicht allein von der Häufigkeit der Krankheit unter den Eltern abhängig, sondern auch von der Häufigkeit anderer, klinisch von Dementia praecox verschiedener Psychosen und der Trunksucht. Auch die anderen in diesen Sippschaften auftretenden Psychosen zeigen die gleiche Abhängigkeit. Offenbar bildet das Auftreten anderer Psychosen bei Eltern und Geschwistern nicht einen nebensächlichen Befund, sondern es hängt irgendwie mit dem Wesen der Anlage zusammen.

Sehr wertvolle Resultate ergab die Untersuchung der Stiefgeschwister der Dementia praecox-Kranken, die im fünften Kapitel dargestellt wird. Es konnten 432 Vollgeschwister mit 344 Halbgeschwistern vom gemeinsamen Vater und 345 der einen mit 154 der anderen Art von der gemeinsamen Mutter verglichen werden. Während unter den (zusammen) 768 Vollgeschwistern 145 Fälle von Dementia praecox und 15 anderer Psychosen vorkamen, fanden sich unter den 498 Halbgeschwistern insgesamt 1 und 3 Fälle, d. h. 0,56 und 1,70%. Daraus folgt, daß zum Zustandekommen sowohl der Dementia praecox als auch anderer Psychosen das Zusammenwirken beiderseitiger krankhafter Erbanlagen erforderlich ist, woraus wiederum der rezessive Charakter des Erbganges erhellt. Nicht etwa ein Mangel an Belastung auf seiten der Halbgeschwister hat dieses Resultat bewirkt, da gerade die doppelt verheirateten Elternteile eine höhere Dementia praecox-Belastung aufweisen.

Der Einfluß der Stellung in der Geburtenreihe (sechstes Kapitel) kann nur erhoben werden, wenn das Moment der verschiedenen Familiengröße berücksichtigt wird. Rüdin bedient sich der von Weinberg (Kinder der Tuberkulösen) angegebenen Methode. Wenn auch absolut verläßliche Zahlen noch nicht erhalten werden konnten, so zeigt sich doch zweifellos eine ungünstige Sachlage für die Letztgeborenen, und die von anderen Autoren (Hansen, Pearson u. a.) errechnete stärkere Gefährdung der Erstgeborenen erwies sich als Folge mangelhafter Berechnungsmethoden. Ferner ergibt sich, daß wahrscheinlich bei der Entstehung der Dementia praecox ihrer Natur nach noch unbekannte „Milieu"-Faktoren mitwirken, die mit Vererbung an und für sich nichts zu tun haben.

Das siebente Kapitel erörtert zusammenfassend die Frage nach Rezessivität und Dominanz. Außer den schon oben angeführten, für das Bestehen des rezessiven Erbganges sprechenden Momenten, werden noch mehrere Tatsachen herangezogen. Eine Untersuchung der Nachkommen von weiteren 20 Dementia praecox-Kranken (aus der Irrenanstalt Eglfing) ergab nur 2 (höchstens 3) Fälle von Dementia praecox unter 81 Deszendenten, während bei Dominanz der Krankheit 100% oder 50% zu erwarten gewesen wären. Auch ist eine Vererbung über zwei Generationen außerordentlich selten, da sie in dem doch beträchtlichen Material von Rüdin vollständig fehlt. Ferner findet man ein der Dominanz widersprechendes Vorherrschen der kollateralen Vererbung. Endlich ist es weitaus der häufigste Fall, daß Dementia praecox bei Kindern Dementia praecox-freier Eltern gefunden wird, eine Tatsache, die mit der Annahme der Dominanz nur unter

Heranziehung komplizierter Hilfshypothesen vereinbar ist, sich aber aus der Rezessivität zwanglos erklären läßt. Wenn auch die Annahme eines einfach mendelnden Merkmalpaares nicht Stich hält, so ist man doch zur Annahme der Rezessivität gezwungen; wahrscheinlich ist die Dementia praecox ein Produkt von sich offenbar ergänzenden pathogenen Faktoren aus den beiden Ursprungsfamilien. (Auf die interessante z. T. Plate folgende Erörterung der unvollkommenen Dominanz kann hier nicht eingegangen werden.)

Eine einseitige Vorliebe der Erkrankung für ein bestimmes Geschlecht besteht nicht. Das Verhältnis unter den Klinikaufnahmen ist männliche 120,9 : 100 weibliche, nach besonders sorgfältiger diagnostischer Auswahl 125,2 : 100; das Überwiegen bei den Männern hängt z. T. von der größeren diagnostischen Sicherheit ab, vielleicht auch von der größeren Morbidität des männlichen Geschlechtes in allen Altersklassen überhaupt; endlich kommen Männer leichter in die Anstalt als Frauen. Das Geschlechtsverhältnis innerhalb der Geschwister ist normal (2176 : 2090 = 104,1). Ein Vergleich zwischen Eltern- und Kindergeneration ist mangels genügender Kenntnis ersterer noch nicht durchführbar. Jedenfalls liegt kein Grund vor, in Anlehnung an Fahlbecks Befunde das Bestehen einer Degeneration anzunehmen.

Das neunte Kapitel behandelt das Problem der Anteposition. Es wurden die Geschwistererkrankungen verglichen, und zwar 72 Fälle, wo 2 Geschwister, 8 wo 3, 1 wo 4 Geschwister erkrankt waren. Nun zeigt sich zwar bei den älteren Geschwistern ein durchschnittlich höheres Erkrankungsalter (25,86 und 24,68), doch sind die Differenzen gering und wohl auf verschiedene Weise zu erklären (Schwierigkeiten in der exakten Feststellung des Erkrankungsbeginnes bei den älteren, größere Jugend der zweiten Geschwister, die z. T. das Gefährdungsalter noch nicht durchschritten haben). Vergleicht man Eltern und Kinder (50 Fälle), so ergeben sich Werte von 36,7 und 24,25 Jahren, ein Unterschied also von etwa 12 Jahren. Aber auch hier spielen die genannten Momente eine Rolle; wesentlich aber ist, was bisher nicht berücksichtigt wurde, daß die in frühem Alter an Dementia praecox Erkrankenden gar nicht Eltern werden; nur die spät Erkrankenden oder jene, bei welchen die Krankheit so schleichend verläuft, daß der wahre Beginn nicht bemerkt wird, zeugen Nachkommen. Verfasser gibt an Hand der Literatur eine Darstellung des Antepositionsproblemes, dessen Bestehen aber für die Dementia praecox einstweilen noch nicht erwiesen ist. Für den Fall dieses Nachweises zeigt Verfasser einige Wege zur Erklärung.

Im zehnten Kapitel wird das Problem der polymorphen oder generellen Vererbung aufgerollt. Auch hier ist die exakte Probandenmethode der einzig gangbare Weg. Bisher ist weder für noch gegen eine solche (theoretisch mögliche) Annahme ein Beweis erbracht worden. Sehr zu Recht bemerkt Verfasser, daß solche Fragen nur auf Grund zahlreicher statistischer Gruppierungen und klinischer Einzeluntersuchungen gelöst werden können. Er gibt auch die Leitlinien, nach welchen solche anzustellen wären.

Eine polymorphe Vererbung wird durch die relativ große Häufigkeit andersartiger Psychosen bei Eltern und Geschwistern der Dementia praecox-Kranken in den Bereich der Möglichkeit gerückt. In dieser Häufigkeit (s. oben die Zahlen) kann man kaum einen Zufall erblicken. Nun sind aber diese Zustände sehr verschiedenartig, so daß als wahrscheinlichste Annahme die Auffassung sowohl der

Dementia praecox als auch der anderen Psychosen als Produkte kompliziert spaltender Vererbungsvorgänge erscheint.

Das elfte Kapitel bringt klinische Betrachtungen über die Beziehungen der andersartigen Geisteskrankheiten und der Dementia praecox untereinander, worauf hier nicht eingegangen werden kann.

Eine die einzelnen Kapitel zusammenfassende Übersicht schließt die Arbeit.

Referent möchte nicht anstehen, dieses Werk Rüdins als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Vererbungsforschung beim Menschen zu bezeichnen, bedeutend nicht nur wegen der Fülle des verarbeiteten Materiales und der gewonnenen Resultate, sondern auch deshalb, weil hier exakteste Methodik und strengste Selbstkritik zusammenarbeiten, um die Verläßlichkeit der Ergebnisse zu sichern, beispielgebend für alle folgenden Untersuchungen auf dem Gebiete menschlicher Vererbung. Die Klarheit der Darstellung und die Sicherheit der methodischen Handhabung wird bewirken, daß alle künftigen derartigen Arbeiten sich strenge an Rüdin werden anlehnen müssen. Es ist nur zu hoffen, daß Verfasser uns bald mit der Fortsetzung seiner Studien wird beschenken können.

Rudolf Allers.

Classen, W. Das stadtgeborene Geschlecht und seine Zukunft. 45 S. Paul Eger, Leipzig 1914.

Die kleine Schrift ist das 9. Heft der Sammlung „Die Entwicklungsjahre", psychologische Studien über die Jugend zwischen 14—25, hrsg. von Eger und Heitmann. (Die anderen Hefte sind: 1. Eger, Bedeutung der Jugendpsychologie; 2. Schultz, Die Halbstarken; 3. Jäckel, Weibliche Dorfjugend; 4. Heitmann, Der Realschüler; 5. Gerok, Der Handwerkslehrling; 6. Sapper, Das Dienstmädchen; 7. Mahling, Die Psyche der Jugendlichen und das religiöse Moment in der Jugendpflege; 8. Zentgraf, Der Soldat, ein Versuch zur Militärpsychologie.)

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, „die wunderbare Spannung der Gegensätze" zu untersuchen, die bestehen zwischen der augenblicklichen Blütezeit des deutschen Volkes und dem Niedergange in Form eines baldigen Alterns, mit dem der Verfasser rechnet. Er ist Hamburger Pädagoge. Von den 1400 jungen Menschen, die ihm nahe getreten sind, hat er sich 400 herausgeordnet nach Lebensschicksalen, Eltern, Beruf, Geschwistern, deutlichsten „ethnologischen" Merkmalen usw. Alles Beobachtungsmaterial stammt aus den weniger komplizierten Arbeiterverhältnissen.

Der erste Teil, der die gesammelten Beobachtungen der Reihe nach bespricht, enthält eine stattliche Anzahl von wichtigen Einzeltatsachen und beherzigenswerte Mahnungen, die im dritten Teil in rassenhygienische Forderungen nach innerer Reinheit und Kraft unseres Volkstums ausklingen.

Nicht ohne Einschränkung vermag man aber den dritten Teil, den Rückblick auf die Vergangenheit, aufzunehmen. Für Rasse hat er seine eigene Definition und unterscheidet eine natürliche von einer historischen und bringt in diese die „beiden verschiedenen Naturformen des Menschenlebens" unter. Die vier „natürlichen" Rassen, Europaeus, Mediterraneus, Alpinus und die Finnen, erkennt der Verfasser unter unserer Jugend „sowohl rein als auch in allen möglichen Mischungen wieder". Nicht nur in Brüdern, sondern sogar in Zwillingen können verschiedene ethnologische Typen an den Tag treten. Die Wiedergabe einiger Bemerkungen

von einer Art naiver Rassenphysiognomik mag erspart bleiben, ich komme darauf an anderer Stelle zurück.

Dagegen wird man dem Verfasser beipflichten können in seiner Klage, daß eher für Forschungen in Neuguinea oder Afrika Geldmittel bereitliegen als für die Erforschung der Vorgänge in unserem gegenwärtigen Volksleben, die wie in diesem Falle so häufig nebenamtlich in mühsam ergeizten Stunden geleistet wird.

Neubaur.

Haneld, Dr. Fritz. Zur Frage der Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung in Beamtenfamilien. 44 S. Berlin 1916, Vahlen. 2 M.

Verfasser ist wissenschaftlicher Hifsarbeiter im Kgl. Preuß. Stat. Landesamt und Schriftleiter der „Rundschau für Gemeindebeamte" des Zentralverbandes der Gemeindebeamten Preußens. In seiner Schrift spiegelt sich die lebhafte Abneigung der meisten kinderlosen und kinderarmen Beamten gegen eine bevölkerungspolitische Reform der Beamtenbesoldung wieder, falls diese etwas anderes wäre als eine „umschriebene Besoldungserhöhung". Er würde sich wahrscheinlich dagegen verwahren, wenn man ihn als Malthusianer bezeichnen würde; viele seiner Äußerungen nähern sich aber diesem Standpunkt bedenklich. Der kurze Sinn seiner Ausführungen ist etwa der, „daß Geburtenrückgang und Geburtenbeschränkung in der Psyche des Volkes und seiner kulturellen Entwicklung liegen und jeden Eingriffs menschlicher Satzung spotten". Ihm scheint aber auch viel daran zu liegen, daß dies sich so verhalte, und so wird seine Schrift eine Streitschrift gegen jede Bevölkerungspolitik überhaupt.

Haneld hat an einem Material von mehreren hundert Beamtenfamilien verschiedene Fragen, die mit der Kinderzahl in Zusammenhang stehen, statistisch betrachtet. Von dem Ausgangsmaterial gewinnt man leider keine hinreichend klare Vorstellung, was mit der Pflicht der Verschwiegenheit entschuldigt wird. Die Schlüsse lassen an Objektivität zu wünschen übrig, teils gehen sie weiter, als das Material erlaubt, teils sind sie auch direkt falsch. So schließt er z. B., daß „nach sehr kurzer Gebärpause meist nur schwach lebensfähige Wesen erzeugt werden, die zwar die Säuglingszeit überstehen, im eigentlichen Kindesalter dann aber doch dem Tode verfallen", während seine eigene, allerdings etwas unübersichtliche Tabelle zeigt, daß auch von den nach kürzester Pause Geborenen die große Mehrzahl überlebt.

Von Interesse ist der Befund Hanelds, daß die ersten Geburten einen stärkeren Knabenüberschuß als die späteren geben, wie das auch von anderer Seite schon öfter gefunden worden ist. Das Maximum der Knabengeburten findet er in Ehen zwischen ganz jungen Frauen und älteren Männern; doch sind seine Zahlen zu klein, um in dieser Hinsicht beweiskräftig zu sein.

Haneld bekennt sich zu dem Schlagwort des Franzosen Dumont von der „capillarité sociale". Der soziale Aufstieg wird mit dem Aufstieg des Öls im Lampendocht verglichen; oben verbreitet es Licht, verzehrt sich aber dabei. Der Vergleich mit der Physik soll offenbar den Vorgang als notwendig und unabänderlich hinstellen. Er hinkt vor allem deshalb, weil er die Verschiedenheit der menschlichen Erbanlagen übersieht. Wären alle Menschen gleich veranlagt wie die einzelnen Teilchen des Öles, so bestände freilich kein Grund zur Beunruhigung, denn irgendwelche Menschen wird es immer geben. Im Aufstieg der

Begabten, sofern er zu ihrer Austilgung führt, liegt aber gerade das Verhängnis, welches in der Folge auch zum Niedergang der von Haneld so gepriesenen Kultur führen muß. Von „Kultur" hat Haneld etwa denselben Begriff wie die öffentliche Meinung; das geht z. B. aus einer Besprechung des sog. freibleibenden Einkommens hervor, welches nach seiner Ansicht „Verwendung finden soll, den Menschen zum Menschen zu machen, ihn über das Wesen einer nur mechanisch konsumierenden und produzierenden Maschine zu erheben und ihm die Teilnahme an den Segnungen der Kultur zu ermöglichen". Als „Segnungen der Kultur" scheinen also nur solche Dinge angesehen zu werden, die Geld kosten und zwar Geld kosten über die einfache Lebenshaltung der Familie hinaus. Das Familienleben als solches und die Aufzucht der Kinder scheinen nicht zur „Kultur" zu gehören, wohl aber die „Zigarre", der „Schoppen" und die Repräsentation. Ich will hier nicht über das Kriterium der Kultur streiten, auf die Anschauungen Hanelds gibt es aber nur eine richtige Antwort: prinzipiell keinen Pfennig Besoldungserhöhung mehr für kinderlose Beamte, sondern Gehaltsaufbesserung in Zukunft ausschließlich nach Maßgabe der Kinderzahl! Fritz Lenz.

Jaeckel, Dr. R. Das Heiratsalter im modernen Japan. Zeitschr. f. Sozialwissensch., N. F. 6. Jahrg., S. 698—713.

Dieser Aufsatz ist auf Grund der amtlichen japanischen Statistik der Eheschließungen in den Jahren 1899—1910 abgefaßt. Die Gesamtzahl der Ehen betrug in dieser Periode 4663475, die Gesamtzahl der eheschließenden Personen war 9326950. Im allgemeinen ist das Heiratsalter geringer als in den Ländern Europas, doch ist auch in Japan der Anteil der Spätheiraten ziemlich bedeutend. Interessant ist folgender Vergleich der Verteilung der eheschließenden Personen auf gewisse Altersklassen in Japan und im Deutschen Reich. Es heirateten:

	Von je 1000 Personen	
im Alter von	Japan (1899—1910)	Deutschland (1901—1910)
weniger als 20 Jahren	178	43
20—25 „	374	389
25—30 „	249	351
30—40 „	145	161
40—50 „	39	38
50 Jahren und darüber	16	18

Die auffallendsten Tatsachen, welche diese Zahlenreihen zum Ausdruck bringen, sind, daß in Japan erstens viel mehr Leute vor Vollendung des 20. Lebensjahres heiraten, und zweitens, daß dort die relative Zahl der Eheschließenden in der Altersklasse 25—30 schon bedeutend geringer ist als in Deutschland. In beiden Ländern treten verhältnismäßig die meisten Personen im Alter von 20—25 Jahren in die Ehe ein; auch in den Altersstufen von 30 Jahren aufwärts sind die Unterschiede gering. Jaeckel findet die in Japan herrschende Neigung und Möglichkeit zur Frühehe und Normalehe um so erstaunlicher, als dort bereits seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Übervölkerung herrscht. Die jugendlichen Heiraten sieht Jaeckel als Ursache davon an, daß sich in Japan ein Geburtenrückgang noch nicht geltend macht. Die Zahl der Lebendgeburten (auf 1000 Einwohner berechnet) stieg sogar von 27,2 im Jahresdurchschnitt 1881—90 auf 29,8 1891—1900 und auf 32,2 1901—10. Sicher ist ja, daß die natürliche Fruchtbarkeit von einem

ziemlich frühen Alter an abnimmt, so daß der späte Eintritt in die Ehe für die Hervorbringung einer großen Kinderzahl doppelt ungünstig ist. Der Ref. glaubt aber, daß in Japan Präventivmittel weit weniger bekannt sind als bei uns, und daß dieser Umstand bei der Gestaltung der Geburtenzahl mehr ins Gewicht fällt als das Eheschließungsalter.

Die Zahl der Eheschließungen nimmt in Japan im allgemeinen zu; aber in drei Jahren von Jaeckels Beobachtungsperiode nahm sie ab, am meisten in dem Kriegsjahr 1905, als der Rückgang gegen das Vorjahr über 96 000 ausmachte. Die Statistik zeigt, daß in Japan während des russisch-japanischen Krieges die Heiratshäufigkeit in den jüngeren Altersklassen abnahm, in den höheren Altersklassen aber zunahm. Es bestätigt sich die schon von J. E. Horn, Wappeus und anderen beobachtete Tatsache, daß die Wirkungen des Krieges vornehmlich die jüngeren Altersklassen betreffen: Auf Kosten der Jugend heiratet das Alter. In Jahren der wirtschaftlichen Depression macht sich dagegen die Abnahme der Eheschließungen bei allen Altersklassen geltend, wenn auch bei den jüngeren am stärksten. Auch abgesehen vom Krieg und von Wirtschaftskrisen, ist eine leichte Tendenz zum Hinaufrücken des Heiratsalters merkbar.

Wie anderwärts, so ist auch in Japan das Heiratsalter nach dem Geschlechte verschieden. Das weibliche Geschlecht heiratet im allgemeinen in jüngerem Alter als das männliche. Auch im Gesetze ist ein Unterschied festgelegt, denn das mindeste Heiratsalter ist für männliche Personen das vollendete 17., für weibliche das vollendete 15. Jahr. Vergleichen wir wieder, aber nach dem Geschlechte getrennt, das Heiratsalter in Japan und in Deutschland. Es heirateten von je 1000 Personen:

im Alter von	männliches Geschlecht		weibliches Geschlecht	
	Japan (1899—1910)	Deutschland (1901—1910)	Japan (1899—1910)	Deutschland (1901—1910)
weniger als 20 Jahren	62	1	295	84
20—25 „	330	293	418	486
25—30 „	328	428	169	274
30—40 „	199	205	90	116
40—50 „	56	46	21	30
über 50 „	25	27	7	10

Jaeckel hebt als bemerkenswert hervor, daß auch in Japan noch eine nennenswerte Zahl von Männern im Alter von mehr als 50 Jahren heiratet, obzwar sie dort bereits als „Inkyo" oder Greise gelten, die sich vom tätigen Leben zurückziehen und all ihre Habe den Söhnen übergeben.

Die im Alter von weniger als 20 Jahren heiratenden männlichen Personen haben in den elf Beobachtungsjahren an Zahl stark abgenommen, und zwar sowohl absolut wie relativ. Die weiblichen Frühheiratenden weisen in der ganzen Periode wohl mannigfache Schwankungen, aber keinen absoluten Rückgang auf; relativ hat sich ihre Zahl jedoch auch beträchtlich vermindert. In sämtlichen anderen Altersklassen hat die Zahl der Eheschließenden beider Geschlechter eine Zunahme erfahren. Der Einfluß der Kriegs- und der wirtschaftlichen Krisenjahre auf die Heiratshäufigkeit tritt beim männlichen Geschlecht deutlicher hervor als beim weiblichen. Die langsame Erhöhung des Heiratsalters zeigen beide Geschlechter, das männliche jedoch stärker.

Hans Fehlinger, z. Zt. im Felde.

Oettinger, Dr. Walter. Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen. 77 S. Berlin 1914, Fischers medizin. Buchhandlung H. Kornfeld. 1.20 M.

Verf. hat die „durch Kritik bisher kaum gehemmte Ausbreitung der rassenhygienischen Ideen" als „eine ernste Gefahr" erkannt. Aus diesem Grunde fühlt er sich berufen, durch eine scharfe Kritik „die Rassenhygiene" zu bekämpfen. Es ist dabei interessant zu beobachten, daß der Verf., der sich eine so große Aufgabe gestellt hat, noch nicht einmal Klarheit darüber erlangen konnte, was die Rassenhygiene eigentlich ist. Die sogenannte positive Rassenhygiene, die von den namhaftesten Rassenhygienikern Deutschlands wiederholt und nachdrücklich als der eigentliche Kernpunkt der Rassenhygiene, als die Rassenhygiene sensu strictiore bezeichnet worden ist, wird von dem Verf. mit keiner Silbe erwähnt. Ein solches Übersehen der Hauptsache ist schwer zu verstehen, zumal bei einem Verfasser, der auch rassenhygienische Schriften gelesen hat, in denen ganz ausdrücklich auf die untergeordnete Bedeutung der sogenannten negativen Rassenhygiene hingewiesen wird (z. B. Baur, Lenz). Andererseits liegt darin, daß es einem deutschen Privatdozenten der Gegenwart möglich ist, ein Buch über „die Rassenhygiene" zu schreiben, ohne von der Existenz der gesamten positiven Rassenhygiene offenbar auch nur eine Ahnung zu haben, eine ernste und eindringliche Mahnung für alle Rassenhygieniker. Wir können und sollen daraus lernen, daß noch immer die englisch-amerikanische, negative Rassenhygiene viel zu sehr in den Vordergrund der rassenhygienischen Diskussion gerückt worden ist, und daß es an der Zeit ist, noch viel nachdrücklicher als bisher die Aufmerksamkeit auf die deutsche, positive Rassenhygiene zu lenken.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Überschrift des vorliegenden Werkes „Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen" durchaus unberechtigt, ja geradezu irreführend ist. Was die Schrift enthält, ist nichts weiter als eine manchmal recht treffende, allerdings rein negative Kritik eines bedeutungsarmen Teilgebietes der Rassenhygiene, nämlich der sogenannten negativen Rassenhygiene. Innerhalb dieser engen Grenzen ist die Schrift allerdings für Rassenhygieniker recht lehrreich, wenn auch die Kritik vor gelegentlichen Übertreibungen nicht zurückschreckt und nicht selten auch die vererbungsbiologische und selektionstheoretische Vorbildung vermissen läßt, die man von einem Autor verlangen müßte, der den Versuch unternimmt, eine ganze wissenschaftliche Disziplin durch Kritik aufzulösen und zu vernichten. Die Definition z. B., die Verf. von der „Entartung" gibt, ist völlig unzulänglich. Die Behauptung, daß eine Krankheit, die gelegentlich auch von gesunden Eltern vererbt wird, rezessiv sein müsse, läßt sich nicht aufrecht erhalten angesichts unserer Kenntnisse über die Epistase sowie über die Unregelmäßigkeiten der Dominanzmanifestation. Auf Seite 7 und 8 verwechselt Verf. sogar Variabilität mit Idiokinese (bzw. „Mutabilität") und zieht aus dieser Verwechslung weitreichende Folgerungen. Besonders unzulänglich ist die Schrift in selektionstheoretischer Hinsicht. Die Hygiene wird vom Verf. als „die unerläßliche Vorbedingung und Grundlage der Auslese" bezeichnet. Verf. wird wohl übersehen haben, daß er nach dieser Behauptung folgerichtigerweise gezwungen ist, die Möglichkeit der natürlichen Selektion überhaupt zu leugnen; jedenfalls können wir nicht annehmen, daß es die Absicht des Verf. war, mit „der Rassenhygiene" auch gleichzeitig den gesamten Darwinismus zu vernichten. Im Zusammenhang

hiermit steht auch die haltlose Behauptung, daß „eine Auslese des Besseren im Kampf ums Dasein nur dann stattfinden kann, wenn die Bedingungen des Kampfes gleich sind". Demnach würde es also einen Kampf ums Dasein in der Natur gar nicht geben, weil die Bedingungen des Kampfes selbstverständlich nur ausnahmsweise völlig gleich sind. Es kommt hier eben gar nicht auf eine absolute, sondern nur auf eine durchschnittliche Gleichheit der Bedingungen an; der Erfolg der Auslese wird schon dadurch verbürgt, daß unter den ausgemerzten Varianten sich neben den ungünstigen Modifikationen auch eine wesentliche Anzahl ungünstiger Mutationen befindet; deshalb ist es unangängig, an die Wirksamkeit der Selektion die Bedingung zu knüpfen, daß überhaupt keine Modifikationen mit ausgemerzt werden. Einer Übertreibung macht sich Verf. auch schuldig, wenn er behauptet, „alle (vom Verf. gesperrt!) Maßnahmen der Hygiene bezwecken nichts anderes als die Ausschaltung von Situationsnachteilen, die wahllos gut und schlecht Organisierte schädigen und dahinraffen". Ein Situationsnachteil ist ein Relationsbegriff; gerade mit Hilfe der Hygiene gelingt es aber vielen, sich Situationsvorteile zu verschaffen; also würde doch gerade durch die Hygiene die Selektion in Frage gestellt. In Wirklichkeit kann aber die Selektion durch die Modifikabilität gar nicht in Frage gestellt, sondern höchstens in ihrer Wirkung verlangsamt werden; und auch dies ist nicht einmal in wesentlichem Grade möglich bei allen Merkmalen, die eine geringe Modifikationsbreite besitzen.

Zusammenfassend wiederholen wir: aus der Arbeit Oettingers können die Rassenhygieniker manches lernen, wenigstens solche, die die untergeordnete Bedeutung der negativen Rassenhygiene noch nicht klar genug erkannt haben. Nichtfachleute müssen vor der Schrift gewarnt werden, da sie geeignet ist, ganz falsche Begriffe über Wesen und Bedeutung der Rassenhygiene zu verbreiten. Immerhin wird die Schrift mit dazu beitragen, das Wort Rassenhygiene und damit die Diskussion über diesen Gegenstand in immer weitere Kreise zu tragen, und sie wird folglich das Gegenteil von dem erreichen, was der Verf. beabsichtigt hatte; so daß man auf die Rassenhygieniker das Wort anwenden kann, das in der Bibel von den Kindern Gottes gesagt ist: ihnen müssen „alle Dinge zum besten dienen".

Siemens.

Rosenthal, Dr. med. Die Volkserneuerung und der Krieg. Breslau 1, 1915. 0,75 M.

Als ich die Abhandlung Rosenthals zum ersten Male las, haben die dort enthaltenen Vorschläge zur Hebung der Bevölkerung in der Mehrzahl der Fälle guten Eindruck auf mich gemacht, so daß ich glaubte, andere Vorschläge, die zu weit gingen oder einseitig waren, mit in den Kauf nehmen zu müssen. Bei der zweiten Lesung hat aber die Abneigung das Übergewicht bekommen. So empfiehlt R. die Kinderrenten und Elternpensionen auf die Fälle der Bedürftigkeit zu beschränken, will sie also als Almosen in das Armenrecht verweisen. Noch mehr reizt zum Widerspruch, daß er das uneheliche Kind dem ehelichen völlig gleichgestellt wissen will. Er nennt die gegenwärtige Bewertung der Unehelichkeit ein Vorurteil und eine falsche Sittlichkeitsanschauung. Demgegenüber muß denn doch daran festgehalten werden, daß die ledige Mutter gegenüber der Ehefrau im allgemeinen geringere Qualitäten besitzt, daß die Mutter in der Ehe mit ihrer Vielzahl der Kinder ganz andere Pflichten zu erfüllen hat als das Mädchen mit einem oder zwei Kindern. Zuzugeben ist, daß die Alimentenfrage des außer-

ehelichen Vaters viel größere Aufmerksamkeit erfordert, als ihr gewidmet wird. Wenn aber R. völlige Gleichstellung der außerehelichen und ehelichen Kinder fordert, wenn er volles Erbrecht gegenüber dem Vater und gleichen Anteil in der Aufzucht, ferner wenn er das Recht auf den Namen des Vaters, sofern dieser festgesetzt ist, verlangt, so richtet sich diese Forderung direkt gegen die ehelichen Kinder. Abgesehen davon, daß — wie Fritz Lenz mit Recht hervorhebt — jede Verbesserung des außerehelichen Kindes das Vorrecht des ehelichen Kindes schmälert, würde die Benennung nach dem Vater eine Zweiteilung des außerehelichen Kindes herbeiführen und jenem Kind, das den mütterlichen Namen erhält, für sein Lebtag den Stempel der Prostitution der Mutter aufdrücken. Gerade aus Rücksicht auf das außereheliche Kind ist man von der früheren Bestimmung, das Kind nach dem Vater zu benennen, abgekommen. Das unbeschränkte Erziehungs- und das volle Erbrecht würden die Gütertrennung zwischen den Ehegatten fördern, also eine Maßregel, die die Ehe schwächt. Der Erwerb vieler Männer, namentlich der unteren Stände, ist nicht selten — selbst bei Gütertrennung — der Erfolg der fleißigen und sparsamen Hausfrau. In bäuerlichen Kreisen hängt das Blühen des Hofes von der Mitarbeit der Kinder ab. Alles aber, was in der Ehe erworben wird, ist rechtlich ein Miteigentum des Vaters. Die Früchte der Arbeit der Ehefrau und der ehelichen Kinder würden also dem außerehelichen Kinde, das und dessen Mutter gar keinen Beitrag geleistet haben, ebensogut zufallen. Damit fällt die Rosenthalsche Abhandlung, die daher eine größere Verbreitung im Kreise der Gesellschaftshygieniker nicht verdient. Dr. Graßl-Kempten.

•

Zeiler, A. Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt. 88 S. Stuttgart 1917, Hess. 1,50 M.

Der Verfasser, welcher erster Staatsanwalt in Zweibrücken ist, geht von der Annahme aus, daß die wirtschaftliche Ordnung die Grundlage und die Bedingung einer vermehrten Kindererzeugung ist. Diesem Gedanken entsprechend verlangt er Haushaltungsbeihilfen und Kinderbeihilfen. Als Grundlage der Stufenleiter der beiden Beihilfen geht er von der Einkommensteuer aus. Jedes Ehepaar, auch das sterile, soll 150 Tausendstel des Einkommens beider Ehegatten jährlich bekommen. Bei der Kinderbeihilfe will er eine Abstufung, je nachdem das Kind die Volks-, oder die Mittel-, oder die Hochschule besucht. Für jedes Kind in der Volksschule und für die Zeit vor der Volksschule fordert er im ersten Lebensjahr 30 Tausendstel des Gesamteinkommens, mindestens 50, höchstens 250 M., steigend bis zum 14. Lebensjahr bis zu 40 Tausendstel mit mindestens 100, höchstens 500 M. jährlich. Bei den Mittelschülern soll der Betrag schwanken zwischen 300—900 im 10. Lebensjahr und 500—1500 im 20. Lebensjahr; bei Hochschulen soll der Zuschuß zwischen 600—2400 M. betragen. Außerdem Entbindungs-, Schwangerschafts-, Säuglings- und Wochenpflegegelder, Schulfreiheit u. a.

Aufgebracht soll all diese Summe werden durch Zuschlag zu der allgemeinen Einkommensteuer. Eingehende Berechnungen, detailierte Behandlung von zu erwartenden Einreden werben für den Gedanken der allgemeinen Zulage.

Die zu erwartende Geldnot in Europa wird die Verwirklichung des Planes auf Jahrzehnte hinausschieben. Ich glaube, wir müssen daran gehen, die Bevölkerungspolitik an einer anderen Seite aufzurollen. Trotz der Schwierigkeit sollten wir versuchen, jene Unmasse von „Kulturbedürfnissen“, die die wahre Ursache der Einschränkung

der Kinderzahl war und ist, wegzuräumen, wozu uns der gegenwärtige Krieg Gelegenheit gibt. Wenn jeder einzelne für sich die körperliche Arbeit in der Gesellschaft gleich hoch einschätzt wie die geistige und dies zu sagen den Mut hat, so wird der Andrang zu Staatsstellen geringer werden, die Ehen werden früher geschlossen werden und die Zahl der Kinder wird steigen. — Die Unterstützung kinderloser Ehen, wie Zeiler verlangt, müssen wir ablehnen. Die kinderlose Ehe ist biologisch keine Ehe. Kirche, Staat und Gesellschaft sehen sie lediglich als Folge der prinzipiellen Ein- und Dauerehe als Ehe an. Warum ein Assessor, der eine Frau mit 3000 M. Rente geheiratet hat, noch einmal soviel Haushaltungsbeihilfe erhalten soll als sein Kollege, der ein armes Mädchen heimführt, ist mir trotz aller Begründung Zeilers nicht eingegangen. Ebenso mit den Kinderbeiträgen. — Das heißt ja die Schmarotzer im Volke züchten! Auch andere Zweifel tauchen auf.

Trotz dieser Widersprüche, die dem Arzte geradezu aufgezwungen werden, enthält die Abhandlung Zeilers viele Grundwahrheiten, um derenwillen das Büchlein warm empfohlen werden kann. Graßl, Kempten.

Schmittmann, Dr. jur. Reichswohnversicherung. Kinderrente durch Ausbau der Sozialversicherung. (Schriften der Deutschen Gesellschaft für soziales Recht.) 136 S. Stuttgart 1917, Enke. 3,40 M.

Wohnung und Kinderzahl stehen in einem gewissen Verhältnis. Schmittmann scheint anzunehmen, daß die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, insbesondere Vergrößerung der Wohnräume, automatisch zur Vermehrung der Kinderzahl führe. Daß dies nicht der Fall ist, geht aus seiner eigenen Arbeit hervor. Obwohl die englischen Arbeiterwohnungen als vorbildlich betrachtet werden, ist die Kinderzahl der englischen Arbeiter geringer als die der deutschen. Ebenso in Frankreich. In Deutschland nimmt die Kinderzahl, wie der Verfasser statistisch erhärtet, mit der Größe des Wohnraumes ab. Der Skeptiker könnte daher dazu kommen, die Verbesserung der Wohnverhältnisse der Arbeiter als gleichgültig zu behandeln. Dies wäre verfehlt; vielmehr muß man der offensichtlich warmherzigen Befürwortung der Verbesserung der Wohnverhältnisse der deutschen Arbeiter durch Schmittmann rückhaltslos zustimmen, denn eine gute, ausreichende Wohnung ist die Vorbedingung für eine große und gesunde Familie. Auf Grund der Voraussetzungen aber müssen meiner Anschauung nach die sittlichen und biologischen Ausleseursachen wirken, die zusammen erst ein volkreiches Familienleben hervorbringen.

In dieser Beziehung möchte ich hier warnen vor einer Überschätzung der Heimstättenfürsorge. Solange die Heimstättenfürsorge sich damit begnügt, den Arbeiter von der Arbeitsstätte zu trennen, solange wird sie durchschlagenden Erfolg nicht erzielen. Der Heimstättenfürsorge hat die Verlegung der Arbeitsgelegenheit vorauszugehen oder beide sind doch wenigstens gleichzeitig zu behandeln. Zuzustimmen ist dem Verfasser, wenn er sich von der polizeilichen Regelung der Wohnungen nichts verspricht. Eine solche Regelung wirkt lediglich abschreckend, nicht helfend. — Der Autor sucht der Wohnungsnot unserer Arbeiter auf indirektem Wege beizukommen, indem er eine Kinderrente befürwortet. Allerdings setzt er eine nach meiner Überzeugung viel zu kleine Kinderrente an. 10 Mark, ev. 20 Mark monatlich bei vier Kindern ist doch herzlich wenig.

Die Aufbringung der nötigen Gelder will Schmittmann durch Markenkleben im Anschluß an die Reichsinvalidenanstalt bewirken. Einzelne Milderungen, die er vor-

nimmt, ändern nichts an der Sache. Das Markenkleben als Grundlage der sozialen Fürsorge für große Familien haben auch andere Autoren aufgenommen, und es ist daher Zeit, zu diesem Vorschlag auch in biologischer Beziehung Stellung zu nehmen.

Daß der Arbeitnehmer zu seiner zukünftigen Rente beiträgt, ist nur zu billigen. Armenunterstützung soll die Fürsorge nicht sein und nicht werden.

Bedenklicher scheint mir der Zwang der Beiträge der Arbeitgeber. Teilt man das Volk nach der Art, wie es seinen Lebensunterhalt gewinnt, in Klassen, so haben wir einerseits solche, die von der Arbeit ihrer Voreltern leben. Es sind dies die reinen Kapitalisten, über deren Schmarotzereigenschaft man gerade in der Gegenwart wohl einig ist. Dann haben wir eine Gruppe, die teilweise ihren Unterhalt selbst verdienen, teilweise von dem Erwerb der Vorfahren leben. Sie sind Teilschmarotzer. Das Erwerben des Unterhaltes kann auf geistigen und körperlichen Arbeitsleistungen beruhen. Zu den ersteren gehören die Beamten in allen Sparten, die freien Berufsarten und insbesondere der Handel. Zu den Berufsarten mit vorherrschend körperlicher Arbeit gehören der Landbau, das Baugewerbe, die Klasse der Handwerker und als Zwischenstufe die Industriellen. Der Gewinn durch geistige Arbeit ist durchweg größer als der durch körperliche Arbeit, und zugleich haben die geistigen Erwerbsarten das Charakteristikum, daß sie ohne zahlreiche Hilfskräfte in Wirkung gesetzt werden können. Die soziale Fürsorge mittels des Markenklebens ist eine echte Kopfsteuer; sie belastet also insbesondere jene Erwerbszweige, die mit den Händen ihrer Arbeiter verdient. Von seiten der Schmarotzer wird zu der sozialen Fürsorge nichts, von seiten der geistig Arbeitenden sehr wenig beigetragen, obwohl gerade sie gewinnbringend sind. Diese Vorbelastung der körperlichen Arbeit muß sich in der Wahl der Berufsarten auswirken. Es ist wohl nicht zufällig, daß wir von der körperlichen Arbeit seit Erlaß der sozialen Fürsorge noch mehr abrücken als dies schon vorher geschah. Diese Verschiebung hat große biologische Gefahren, die nicht unterschätzt werden dürfen. Dazu kommt, daß es bei den mehr primitiven Erwerbsarten des Landbaues und der Wohnungsherstellung den Arbeitern gelungen ist, die ganze Beitragssumme auf die Arbeitgeber abzuwälzen, während das bei den Großindustriellen nicht möglich war. Gerade die Kleinunternehmer werden alle durch eine Erhöhung der Beiträge am schwersten getroffen und vielleicht erdrosselt. Das Bauhandwerk, die Grundlage der Wohnverhältnisse, wird beträchtlichen Schaden leiden. Die v. Gruberschen Vorschläge, die Kinderrente der Allgemeinheit aufzuerlegen, verdienen in dieser Hinsicht den Vorzug. Will man den praktisch bereits begangenen Weg des Markenklebens beibehalten, so bedarf es einer Ergänzungssteuer. Die von den Lasten der sozialen Fürsorge bisher verschonten Klassen müssen dazu herangezogen werden. Gerade in der Wohnungsfrage. Der Arbeiter wohnt schlecht und teuer, die Vornehmen gut und wohlfeil. Hier ist also der Hebel einzusetzen. Die Wohnungen müssen nach der Höhe der Ausnützung besteuert werden. Eine Wohnung, von kinderlosen Eheleuten bewohnt, muß dreifache Steuer zahlen als die gleiche Wohnung von einer kinderreichen Familie ausgenützte. Der Gedanke des Verbrauches muß als steuerpolitisches Kennzeichen aufgenommen werden. Unsere Steuerpolitik ist das rückständigste Ding des Staates. Sie stützt sich noch immer auf die vor Jahrhunderten gültige Beobachtung, daß die Familie die Haupterwerbsquelle war, sie läßt den Ausgabezwang der modernen Familie völlig außer Ansatz. Sie ist eine Steuerbeitreibmaschine geworden. Hier hat unsere ganze Staatswissenschaft von Grund aus versagt.

Ich glaube nun zwar nicht, daß die nächste Zukunft weder im v. Gruberschen noch im Schmittmannschen Sinne irgendeinen Fortschritt der Fürsorge bringen wird und insofern halte ich diese Vorschläge leider für rein akademisch, ich fürchte, daß eine starke Belastung kommen wird, und da halte ich es für angezeigt, daß sich alle, welche für die kinderreichen Familien eintreten, einigen in der Richtung, daß die Mehrbelastung auf die Schultern der Kinderlosen und Kinderarmen gelegt wird, und daß dadurch ein Ausgleich für die Kinderreichen eintritt.

Und insofern ist die Arbeit Schmittmanns zu begrüßen, weil sie wiederum den Finger auf eine eiternde Wunde gelegt hat.

Graßl, Kempten.

Ruttmann, W. J. Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. 155 S. und 21 Abbildungen im Text. Schulwissenschaftl. Verlag A. Haase, Leipzig 1917. 4,20 M.

Der Titel des vorliegenden Buches ist insofern irreführend, als in erster Linie, wie der Untertitel sagt, „Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung" gegeben und außer deren Beziehungen zur Erziehungslehre auch die zur Soziologie, Medizin, Pflanzen- und Tierzüchtung und zwar fast in gleichem Maße erörtert werden. Neu und frisch gewagt ist der Versuch, die psychischen Erscheinungen der Vererbung von Anlagen morphologischer und pathologischer Merkmale vom Menschen anzuschließen, ein Versuch, der in seiner Schwierigkeit gewürdigt werden muß. Er konnte jedoch über vage Äußerlichkeiten vorläufig nicht hinauskommen, was nach Stand und Methode der Psychologie nicht verwunderlich ist. Trotzdem sollte das Unternehmen des Verfs. in pädagogisch interessierten Kreisen rechte Beachtung finden und vor allem das „biologische" Denken gegenüber den subtilsten vitalen Erscheinungen mit verbreiten und fördern („Körperliches und Seelisches sind eine untrennbare Sache", S. 126). Es muß aber noch hervorgehoben werden, daß die guten Seiten der Schrift aus mancherlei Gründen in „Laien"-Kreisen, worunter ich hier Nichtbiologen im Sinn des Verfs. verstehe, wohl kaum in beabsichtigter Weise zur Geltung und zum Durchbruch gelangen können. Hierzu zähle ich die mangelnde Klarheit in der Gedankenführung, schwerfälligen, oft manierierten Ausdruck, Neigung zu abschweifender Reflexion, vor allem aber die geradezu schreckliche Überlastung mit vererbungstheoretisch wichtigem, für die Zwecke des Buches z. T. ganz überflüssigem und in der Darlegung und Anordnung gänzlich ungenügend durchgearbeitetem Stoffe, die der Laie in dieser „Aufmachung" niemals erfassen und infolgedessen er auch kein rechtes Verständnis für das Prinzipielle gewinnen kann. Das pädagogisch-didaktische und methodische Geschick des Verfs. hat leider mangels einer weisen und klugen Beschränkung auf ein mit durchdringender Klarheit behandeltes Stoffminimum versagt. Erhöht werden diese Mängel durch zahlreiche stilistisch-redaktionelle und sachliche Fehler, welch letztere sich sogar auf erbtheoretische Fragen mitbeziehen. So redet der Verf. z. B. von „einer Züchtung der Anlagemerkmale" (Vorwort V) — ein Problem, das nicht einmal in seinen Grundzügen über „Typenfestigkeit" oder als „Vererbung erworbener Eigenschaften" berührt wurde — von der Wiederholung von Berufen im „Handwerker- oder Bauernstand der früheren Zeit" als „Erbwirkung in Form einer Disposition für gewisse Leistung" (S. 149), von der Erblichkeitsforschung,

die „das grandiose Dogma von der Erbsünde biologisch begründet und damit die vorwissenschaftliche Erkenntnis" bestätigt (S. 26), von einer Biologie schlechtweg, mit und ohne anatomisch-morphologischen und physiologischen Kenntnissen (Biologie des Gelehrten, des Bauern, Tierzüchters, Erziehers) und einer „höheren", die den Menschen zum Herrscher der Kultur zu machen sucht „in einem ganz anderen Sinne, wie er es infolge seiner Machtentfaltung der Kultur gegenüber schon längst geworden ist" (S. 3/4). Sodann erscheint dem Verf. die „Erbkunde" als die Gipfelknospe des biologischen Denkens und Arbeitens (S. 4), während er einige Zeilen weiter sie „gegenüber anderen Gipfelknospen der Biologie abzugrenzen" (S. 4) sucht. Im Vorwort hebt Verf. gewissermaßen als Programm seiner Arbeit „die vorbeugende Pflege der gesunden Keime des Volksgutes hervor" (VI) — tritt aber für die Erhaltung der Schwachen ein und befürwortet für Schwachsinnige nicht einmal Segregation und Sterilisation, denn: „denkbar ungünstige Umstände tragen die Notwendigkeit zur ungeeigneten Fortpflanzung leicht in sich" (S. 13). Die Unterstützung „eines jeden Tüchtigen auf Grund einer wissenschaftlichen Auslese der Begabten" (Vorwort V) wird mit vollstem Rechte verlangt — aber der Verf. ist gegen das System der Begabungsstufen, „weil es zu der grotesken Forderung einer Übermenschenzucht in einer Schule für Sonderbegabte oder für Hochbegabte geführt hat" (S. 17). Wir könnten die Liste derartiger Widersprüche beträchtlich verlängern, lassen es aber hierbei bewenden. Sie drängen sich dem aufmerksamen Leser gar zu oft auf, besonders deshalb, weil der Verf. in Ein- und Überleitungen — z. B. bei Erörterung von „Umfang und Aufgabe der Erbkunde" (S. 8) — sozusagen den Mund gar zu voll nimmt und gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen zu allerlei Konzessionen und Reservationen gezwungen ist.

Im übrigen ist der Ausdruck „Erbkunde" für die gemeinsame Einbeziehung von exakter Erblichkeitslehre, Psychologie und Individualitätsforschung auch in ihrer Anwendung auf Erziehungs- und Unterrichtsprobleme überflüssig und wesenlos, da letztere (Psychologie und Individualitätsforschung) im Grunde genommen nur Teilerscheinungen der ersteren (der Erblichkeitslehre) darstellen. Die vom Verf. gebrauchten Prägungen, wie „erbbiologisch, psychobiologisch", sind autologisch und daher auch abzulehnen. Die hauptsächlichsten Gewährsmänner des Verfs. sind Lang, Hertwig, Johannsen, Plate, ferner Sommer und Peters. Sehr oft erfolgte die Anlehnung an dieselben in zu äußerlicher, wenn auch zugegebener Weise (vgl. S. 12, 30—32, 35, 36/37, 44/45, 108), und schwierige wissenschaftliche Hypothesen und Darlegungen sind mehrfach ohne Kommentar zitiert worden (S. 45, 72, 91, 105, 106).

Wenn der Fleiß und die umfangreiche Belesenheit, sowie die für einen Nichtbiologen immerhin erschwerte Einarbeitung in die Gedankengänge und mannigfachen Auffassungen von Erblichkeitserscheinungen auch anerkannt und gewürdigt werden, so ist doch letzten Endes das Ganze in bezug auf das gestellte Ziel zu betrachten und kritisch maßgebend. Und in dieser Hinsicht muß das Urteil lauten, daß die anschaulichen Beziehungen zwischen der Erbkunde und der Pädagogik nach der hodegetischen und didaktischen Seite sich nicht deutlich genug erkennen lassen und daß die Zielstellung, „die Ergebnisse der Erbkunde praktisch zu beachten" (Vorwort V), im Gewande des vorliegenden Buches nicht erreicht sein und daher die beabsichtigte Anregung auch ausbleiben dürfte.

Thiem.

Hartnacke, Wilhelm. Zur Verteilung der Schultüchtigkeit auf die sozialen Schichten. Sonderabdruck aus: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. 5 S.

Die Arbeit gewährt einen mittelbaren Einblick in die Verschiedenheit der Begabung der einzelnen sozialen Stände. Deshalb ist sie auch für die Rassenhygiene von hohem Interesse.

Verf. stellt zuerst fest, daß auf den unentgeltlichen Schulen Bremens prozentual alljährlich viel mehr Schüler sitzen bleiben als auf den entgeltlichen (ca. 8% gegen ca. 3%). Dann gibt Verf. eine Statistik, die das Ergebnis einer Umfrage an die Bremer Lehrer über die Denkfähigkeit ihrer Schüler darstellt. Das Zeugnis einer guten bzw. sehr guten Denkfähigkeit wurde auf den entgeltlichen Schulen 11,52%, auf den unentgeltlichen nur 2,9% der Schüler ausgestellt. „In 11 unentgeltlichen Schulen mit vorzugsweise Arbeiterbevölkerung ist nicht ein Kind als für höhere Schule in Frage kommend bezeichnet, während unter den sämtlichen entgeltlichen Schulen nicht eine ist, die nicht wenigstens zwei Kinder hätte aufgeben können." „Was durch die Statistik für Bremen dargetan ist, ist, daß die breite Masse der niederen Schichten in verhältnismäßig sehr geringem Grade Kinder mit höherer Schulleistungsfähigkeit stellt. Das bedeutet keine Herabsetzung, sondern einfach eine Feststellung, ich möchte sagen naturwissenschaftlichen Charakters." Die „starke Korrelation zwischen sozialer Schichtung und Schultüchtigkeit" wird schließlich vom Verf. noch mit Hilfe von Tabellen dargelegt, die uns über die Berufe der Väter derjenigen Schüler unterrichten, welche das Zeugnis „sehr gute Denkfähigkeit" erhalten hatten.

Auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchungen ist Verf. folgerichtig ein scharfer Gegner der sogenannten Einheitsschule. „Die bittere Kritik an unserer Schule und die Revolutionierungsideen haben zur Voraussetzung, daß die Streuung der geistig Leistungsfähigeren über das Volksganze gleichmäßig sei." Diese Voraussetzung hat sich ja aber gerade als verkehrt erwiesen. „Man muß sich durchaus frei machen von der Vorstellung, als ob die Genies und Talente im Volke in Massen vorkämen. So erklecklich die Zahl absolut genommen ist, so gering ist sie relativ."

Die kurze, klar und kritisch geschriebene Abhandlung ist sehr zu empfehlen.

Siemens.

Hartnacke. Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Einige Gedanken und Vorschläge zur Organisation des Schulwesens nach dem Kriege. Leipzig 1916, Verlag Quelle & Meyer. 31 S. Preis 0,80 M.

Der Aufstieg der Begabten (Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht im Auftrag herausg. von **P. Petersen**). VI u. 208 S. Leipzig 1916, Verlag B. G. Teubner. Preis geb. 2,70 M.

In beiden Arbeiten handelt es sich um schulorganisatorische Probleme. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die Schule in ihrer heutigen Gestalt eine Auslese der tüchtigen und begabten Elemente gewährleistet, bzw. wie sie gestaltet werden müßte, um dieser Forderung zu genügen. Für die Rassenhygiene besitzt diese Frage insofern Bedeutung, als ja die Auslese der Tüchtigen deren sozialen Aufstieg, sowie deren Betätigung an der richtigen Stelle erreichen soll, daher diesen Individuen auch die Möglichkeit geben kann, ihre Begabung nicht nur auf Kinder

zu vererben, sondern diesen wiederum gesicherte Lebensbedingungen zu schaffen. Auf die schultechnischen Einzelheiten kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Hartnacke bemerkt, daß es bedenklich sei auf Grund der minderen Schulleistung einem jungen Menschen die Fortsetzung der intellektuellen Tradition seines Stammes zu versagen; man müsse der Vererbung Rechnung tragen. Auch der Einfluß der Tradition innerhalb einer Familie ist nicht zu unterschätzen. Weniger hart sei es, einen Tüchtigen aus sozial tieferer Schicht nicht zu fördern, als einem geistigen Berufskreisen entstammenden Schüler von solchen Berufen infolge Verkennung auszuschließen. Schließlich hat der Staat mehr Interesse am Stamm als am Individuum. Und die Begabung, die sich in einer Generation nicht ganz durchsetzen konnte, wird es in der zweiten oder dritten können. Auch dürfen die unteren Schichten nicht intellektuell verarmen, indem der Staat jedes begabte Kind über den Bedarf an geistigen Nachwuchs hinaus fördert. (Die Auslese der Tüchtigen ist eben nicht gleichbedeutend mit der Zuführung der Begabten zu den intellektuellen Berufszweigen.) Auch auf die negative Auslese, d. h. die Abstoßung der effektiv Unbegabten muß geachtet werden; solche Individuen sind von den höheren Schulen fernzuhalten. Eine allgemeine Zwangsauslese mit grundsätzlicher Ausschaltung der elterlichen Entscheidung bezeichnet Verf. als ein Unding. Auch auf die Begabungsdifferenzen muß bei der Schulauslese Wert gelegt werden. Wesentlich im gleichem Sinn bewegen sich die Ausführungen des zweiten Werkes, das eine Reihe von Aufsätzen verschiedener Fachleute enthält. Auch hier wird betont, daß ein noch stärkeres Hindrängen zur Universität garnicht erwünscht sei. Das Problem sei vielmehr darin zu sehen, daß die eigentliche Befähigung des Kindes schon in den Entwicklungsjahren erkannt werde. Es lautet: „Wie erziehen wir den rechten Handwerker, Techniker, Landwirt, Kaufmann, Arzt, Lehrer, Theologen, Juristen, Verwaltungsbeamten usw.?" Ein Haupthemmnis gedeihlicher Entwicklung ist das Berechtigungswesen, der Umstand, daß je länger ein Schüler die Schule besucht, er desto mehr Berechtigungen für verschiedene Berufe zu erwerben vermag. Der zweite „verderbliche Wahn", wie Petersen sagt, ist die Überschätzung des Akademikers. (Ref. möchte hier einschalten, daß es nicht so leicht sein dürfte, mit diesem „Wahn" zu brechen; hängt er doch — wie viele andere hier in Frage kommende Dinge — innigst mit dem Problem der Berufsehre zusammen, deren Ordnung durch die soziale Entwicklung, historische Faktoren u. a. festgelegt, einer Umformung nicht ohne weiteres zugänglich erscheint. Vgl. O. Neurath, Arch. f. Sozialwissensch. Bd. 41).

Der erste Abschnitt ist überschrieben: „Die Begabung" und bringt Aufsätze über Schul- und Lebensbegabung, Aufstieg der für Handwerk, für kaufmännische, für technische, künstlerische Berufe Begabten, über Volksschule und Begabung, Berufswahl auf der höheren Schule, Förderung technischer Begabung, zum Schluß einen interessanten Aufsatz aus der Feder W. Sterns über psychologische Begabungsforschung, einen über Berechtigungswesen von Kühne und über die soziale Bewertung verschiedener Berufsgruppen von Eulenburg, welcher vielfach das oben berührte Problem der Berufsehre behandelt und einen inhaltsreichen Entwurf zur Bearbeitung dieses Kapitels der Sozialpsychologie darstellt. Der zweite Abschnitt behandelt die Wege zur „Nationalen Schule", Berichte über derartige Versuche (München, Mannheim) und Vorschläge zur Neuorganisation.

Rudolf Allers.

Petrich, Dr. Hermann, Rechtsanwalt in Friedrichshagen bei Berlin, Jugendpflege und Staat. Eine Frage der Bevölkerungspolitik. 32 S. Halle a. S. 1916, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Die kleine Arbeit ist eine der wenigen, die irgendeine gesellschaftliche Einrichtung ins Auge fassend vom rassenhygienischen Gesichtspunkte aus werten. Wie der Verfasser richtig erkennt, erstreckt sich die Rassenhygiene über die eigentliche Eugenik (Fortpflanzungshygiene) hinaus auch auf die Jugendpflege, wie denn auf jede Erscheinung, Maßnahme oder Einrichtung überhaupt, die auf die Rassenwohlfahrt Einfluß ausüben kann. Mit dem Maßstabe der Rassenhygiene, der Wohlfahrt künftiger Geschlechter betrachtet, müssen alle Gebiete des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in Einzelschriften der Reihe nach durchgearbeitet werden, um mit der Zeit alle unsere Einrichtungen in den Dienst der Rasse stellen zu können. Als eine Arbeit dieser Art sei Petrichs Büchlein begrüßt.

„Dem Schutz der Schwachen verdankt die Kultur Großes. Findet dieser Schutz aber nicht sein Gegengewicht in besonderer Pflege des Starken, so ist er der Rasse schädlich." So will Petrich den gesunden Nachwuchs durch eine wohldurchdachte, stramm erziehende staatliche Jugendpflege in die richtigen Bahnen lenken. „Die Jugendpflege als Teil allgemeiner Rassenhygiene (vielleicht besser: als Teil der Rassenhygiene im weiteren Sinne, im Unterschiede zur Eugenik oder Fortpflanzungshygiene) besitzt für den Staat zu große Wichtigkeit, als daß er sie privater Betätigung allein überlassen dürfte." Staatliche Jugendämter mit einem Reichsjugendamt an der Spitze sollen die Leitung fest in die Hand nehmen. Das größte Gewicht soll auf die Betätigung in der Natur (Übungsplätze, Sonntagslager, Wanderherbergen, land- und forstwirtschaftliche Arbeiten) gelegt werden. Petrich tritt ferner für die Einführung eines Jugenddienstjahres ein: es soll „geturnt, gerudert, geschwommen, gespielt, leicht körperlich gearbeitet und wie im Fortbildungsunterricht gelernt" werden. Im ganzen ist es weniger Spiel, eher Schule, Vorbildung für das Leben, mit heilsam starker Betonung des ländlichen Berufes. Petrich sieht selbst ein, daß diese Vorschläge an der Kostenfrage zunächst scheitern; mit dem Gedanken zu befassen lohnt es sich jedoch. Im Grunde genommen ist sein Entwurf ein staatlich organisiertes Wandervogelleben. G. v. Hoffmann, Berlin.

The Journal of Heredity, Washington. Maiheft, 1916. Aus dem Inhalte: Die Negerverbände bekämpfen erfolgreich die Ausdehnung des Verbotes der Rassenmischung. — In ungefähr hundert Hochschulen werden im gegenwärtigen Schuljahr eugenische und genetische Lehrgänge abgehalten. (Im Jahre 1914 waren es 44 Hochschulen.) — Eine Stiftung von 10000 Dollar wird für eine rassenhygienische Untersuchung der Bevölkerung in der Grafschaft Nassau auf der Insel Long Island unter der Leitung von Ch. B. Davenport verwendet. Es soll der Rassenwert der Bevölkerung und die Zahl der Minderwertigen festgestellt werden. Eine ähnliche Untersuchung findet in der Stadt Kansas statt, wo die Unterrichtsbehörde und eine Schule für Hygiene die Familiengeschichten aller Schulkinder sammelt. — Im Staate Nebraska wurde im Jahre 1915 ein Gesetz zum Unfruchtbarmachen der Minderwertigen angenommen. — Die eugenische Abteilung der Akademie in Pittsburg ließ ein rassenhygienisches Schaustück „Die Ungeborenen" von Georg Middleton aufführen. Das Stück behandelt die gewollte Kinderlosigkeit. — Die Nationale Gesellschaft für Erziehungswesen gründete einen

Ausschuß für die Verbreitung rassenhygienischer Gedanken, der jährlich 1000 Dollar an Mittelschüler in der Form von Preisen für verschiedene rassenhygienische Schularbeiten verteilen wird. — Ein Aufsatz des Maiheftes bespricht die durch Inzucht erzielten vortrefflichen Züchtungsergebnisse der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde, Berlin. G. v. Hoffmann.

Rubner, Max. Über moderne Ernährungsreformen.[1]) München und Berlin 1914, R. Oldenbourg. 83 S. 8⁰. Preis 1,80 M.

Derselbe. Wandlungen in der Volksernährung.[1]) Leipzig 1913, Akademische Verlagsanstalt. 134 S. 8⁰. Preis geb. 7,60 M.

Vorstehende beiden Schriften stehen in einem eigentümlichen Zusammenhange miteinander. Die erstgenannte, später erschienene wendet sich gegen alle Kritiker, die an der heute in den breiten Volksmassen sowohl wie bei den Gebildeten üblichen Ernährung wesentliche Mängel finden. Die zweitgenannte, früher erschienene stellt solche wesentlichen Mängel in reicher Fülle fest. Diese Schrift trägt zur Widerlegung jener Schrift — ohne es zu wollen — Erhebliches bei.

Ich bin nach eingehender Prüfung der Ausführungen Rubners zu folgenden Schlüssen gekommen: 1. Die Grundlagen, auf denen R.s Anschauungen aufgebaut sind, sind unhaltbar. Die Gründe, die er gegen Hindhede und Chittenden anführt, sind in allen wesentlichen Punkten zu verwerfen. 2. Die Erfahrungen dieser Männer, so wenig sie sich ohne weiteres für eine Verallgemeinerung eignen, gehen über die Erfahrungen R.s weit hinaus.

3. Die Frage des Nahrungsmaximums hat R. ernstlich überhaupt nicht aufgeworfen. Hindhede und Chittenden haben nicht nur dies getan, sondern sie haben für alle Fälle, die sie überhaupt prüfen konnten, erwiesen, daß das Eiweißmaximum etwa die Hälfte des Voitschen Minimums bei mittlerer Arbeit ist. R. hat Experimente, die möglicherweise das Gegenteil ergeben könnten, ohne daß darum Hindhedes Experimente falsch wären, nicht versucht.

4. Die Frage der Verschiedenheit des Nahrungsbedarfs gemäß den Lebensbedingungen (außer Arbeit und Gewicht) ist weder von R. noch seinen Gegnern experimentell untersucht.

5. Anstatt wirklicher Erfahrungen mit verschiedenen Ernährungsweisen will R. den Instinkt der Volksmassen zum Richter in ernährungswissenschaftlichen Fragen erheben. W. Claaßen.

Hettner, Alfred. Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. 3., umgearb. Aufl. des Werkes „Englands Weltherrschaft und der Krieg". Leipzig 1917, B. G. Teubner. VI und 296 S. 4,20 M.

Es liegt nun die 3. Auflage von Hettners Buch „Englands Weltherrschaft" vor, dessen 1. Auflage in diesem Archiv, 1915/16, Heft 6, besprochen wurde. Die 3. Auflage ist stark umgearbeitet worden, um den im Laufe des Krieges eingetretenen Veränderungen gerecht zu werden; auch hat der Autor in manchen

1) Über die beiden genannten Schriften Rubners ging schon vor längerer Zeit eine sehr eingehende Besprechung von Herrn Dr. Claaßen ein, die leider wegen Raummangels immer wieder zurückgestellt werden mußte. Schließlich haben wir uns entschlossen, die vorliegende ganz kurze Zusammenfassung zu bringen.

Die Schriftleitung.

Punkten seine Ansichten revidiert. Im ganzen ist jedoch die Tendenz des Buches dieselbe geblieben; sie ist durch die gegenwärtige Kriegsstimmung diktiert.

Englands Weltherrschaft besteht nach Hettners Darstellung nicht vorzugsweise in seinem umfangreichen Landbesitz, seinem Kolonialreich, und nicht in der großen Ausbreitung des angelsächsischen Volkstums, sondern darin, daß es „eine Herrschaft oder doch einen sehr starken Einfluß ausübt auf alle diejenigen außereuropäischen und europäischen Länder, die vorzugsweise auf dem Seewege erreicht werden; es hat die Weltherrschaft, weil und insofern es die Seeherrschaft hat.“ Der Meinung, die englische Seeherrschaft sei auch in Friedenszeiten zur Geltung gekommen, die Hettner an mehreren Stellen seines Buches bekundet (z. B. S. 273), kann sich der Referent nicht anschließen. Im 9. Kapitel zeigt Hettner deutlich, daß die Vorteile der Insellage Großbritanniens für den Handel zu Friedenszeiten durch die Verkehrsentwicklung der letzten Jahrzehnte zu einem großen Teil aufgehoben wurden. Aber die britischen Inseln sind den Meeren vorgelagert, an welchen Deutschland Anteil hat, „die ozeanischen Verkehrswege Deutschlands führen an den britischen Inseln vorbei und werden von ihnen beherrscht. Wenn das für den friedlichen Verkehr nicht mehr viel zu besagen hat, so birgt es dagegen für den Kriegsfall, wie wir jetzt sehen, die größte Gefahr. Das ist wohl die stärkste Waffe Englands gegen uns“ (S. 11). Die geographische Lage Großbritanniens gewährt diesem Lande also einen kriegerischen Vorteil gegenüber Deutschland. Beachtenswerte Ausführungen über den Einfluß der geographischen Umwelt auf die Entwicklung des britischen Volkes und Staates enthalten besonders die Abschnitte „Die Naturbedingungen“, „Das Volkstum“, „Die Entwicklung der Weltherrschaft“, „Englands Verkehrsmacht“, „Das Wesen von Englands Weltherrschaft“ und „Die Ursachen von Englands Weltherschaft“.

Im Abschnitt über die Krisis der Weltherrschaft Englands schreibt Hettner, daß er besonders die einseitige Entwicklung der Kultur Englands zum Industrie- und Handelsstaat für das weitere Beibehalten seiner Macht als gefährlich ansieht. Er erinnert daran, daß nach biologischen Gesetzen „sehr spezialisierte, d. h. hoch, aber einseitig ausgebildete Tierformen sich veränderten Lebensbedingungen nicht anpassen können und darum leichter untergehen“ als weniger spezialisierte. Dem ist entgegenzuhalten, daß Staaten keine Organismen sind, sondern Organisationen, und daß für ihre Entwicklung, namentlich ihre Anpassung an veränderte Existenzbedingungen, andere Gesetze in Betracht kommen als für die organischen Wesen. Sehr klar wird diese Tatsache z. B. in Prof. M. Verworns Schrift über „Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik“ (2. Aufl., Jena 1916) zum Ausdruck gebracht. Ferner betrachtet Hettner das englische Volk als zu wenig fortschrittlich: „Es ruht auf der Höhe des Erreichten aus.“ In der Tat fällt dem Deutschen in England der konservative Geist seiner Bevölkerung, das Beharren auf einmal eingeschlagenen Wegen, eine große Stetigkeit, stark auf. Darin unterscheiden sich die Engländer von den Deutschen ebenso wie von den Amerikanern. Die Frage ist nur, ob Stetigkeit als „Ausruhen auf der Höhe des Erreichten“ zu deuten ist. Wir müssen uns vor Trugschlüssen hüten. Gerade die vielen Besonderheiten und die Stetigkeit der englischen Kultur erschweren ihre Übertragung auf andere Völker, die Vorbedingung einer wirklichen und dauernden Weltherrschaft wäre.

Trotz der mancherlei Einwendungen, die der Referent gegen Hettners Ansichten zu machen hat, ist dieses Buch zum Studium zu empfehlen, da es eine Menge wichtiger Tatsachen enthält, welche die Zusammenhänge zwischen Umwelt und Völkerschicksal anschaulich machen. H. Fehlinger (im Felde).

Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk. Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Prof. R. Geyer, Wien, Geh. Rat M. v. Gruber, Generallandschaftsdirektor a. D. W. Kapp, Dr. G. W. Schiele, Reg.-Präsident v. Schwerin, Geh. Rat R. Seeberg. Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. Heft 1 April 1917. Verlag J. F. Lehmann, München. Jährlich 12 Hefte 16 M.

Vor mir liegt das erste Heft einer neuen Zeitschrift, welche sich zur Aufgabe macht, alles was der deutschen Erneuerung dienen kann, zu erörtern und zu verbreiten. Daß eine Erneuerung Deutschlands bitter nötig ist, darüber wird heute wohl niemand mehr im Zweifel sein, eine Erneuerung in geistiger und leiblicher, kultureller und rasslicher Beziehung. Das Archiv für Rassenbiologie tritt ja seit Jahren für die Rettung und Erneuerung unserer Rasse ein, und wir begrüßen es mit Freuden, daß der Schlachtruf der Rassenhygiene in immer weiteren Kreisen Widerhall findet. Die neue Monatsschrift will ihrer Ankündigung nach unter anderen ebenfalls für rassenhygienische Ziele werben. Das von ihr aufgestellte Programm kann im ganzen nur die Billigung des Rassenhygienikers finden. Vor allem zwei der darin genannten Ziele scheinen mir ganz besonders begrüßenswert zu sein: für den einzelnen die „Erleichterung des Daseinskampfes durch Abhärtung gegen künstlich gezüchtete Bedürfnisse“ und für die Gesamtheit der „Erwerb eines dem Bevölkerungszuwachs entsprechenden, an Deutschland angrenzenden großen Siedlungslandes und dessen Erschließung“.

Das erste Heft enthält folgende Beiträge: „Deutschlands Erneuerung“ von Dr. E. Kühn, „Deutsche Weltanschauung“ von H. S. Chamberlain, „Deutsche Staatskunst“ von H. Claß, „Zur Erneuerung der Ethik“ von Dr. F. Lenz (dem Ref.), „Deutsche Erziehungsaufgaben“ von Prof. Dr. Stählin, „Völkische Außenpolitik“ von Geh. Rat M. v. Gruber.

„Deutschlands Erneuerung“ ist die erste Monatsschrift allgemein politischen Inhalts, welche der Rassenfrage und Rassenhygiene die gebührende Bedeutung einräumt. Vaterland und Rasse werden als die beiden Leitsterne ihrer Tätigkeit angegeben. Im dritten Heft (Juni 1917) finden sich unter andern folgende Beiträge: „Betrachtungen über Rasse und Rechtsempfinden“ von Dr. Schmidt-Gibichenfels, „Merkworte zur Rassenhygiene“ von Dr. F. Lenz, „Züchtung — Zucht — Erziehung“ von Prof. Dr. H. G. Holle.

Die Zeitschrift wird in völkischem Geiste geleitet. Einseitigkeiten scheinen im ganzen glücklich vermieden zu werden. Stellenweise treten allerdings alldeutsche Anschauungen zutage, die ich für die Entwicklung unseres Volkes nicht für segensreich halte. Im übrigen aber herrscht ein so gesunder Geist in dem neuen Unternehmen, daß ich ihm nur möglichst große Wirksamkeit wünschen kann.

Fritz Lenz.

Notizen.

Die islamische Geisteskultur beruht hauptsächlich auf der koranischen Weltanschauung. Doch ist der Vorstellungskreis des Korans nur die allerunterste Schicht der Ideenwelt des Islams, sagt Prof. Dr. M. Horten in seiner Schrift „Die islamische Geisteskultur", der wir hier folgen.[1]) Auf dieser Basis haben sich im Laufe der Entwicklung mehrere Kulturschichten aufgebaut, zunächst die Kultur der Halbgebildeten, die nicht aus Erkenntnissen, Aufdeckung von Ursachen und klaren Begriffen besteht, sondern aus Gedächtnisinhalten und Materialsammlungen. Erst in der höchsten Schicht treten abstrakte Begriffe auf. Aber diese höchste Geisteskultur ist Fremdgut. Die islamischen Vertreter wissenschaftlicher Weltanschauung waren selbst Söhne einer anderen Kultur, meistens der hellenischen, und daher war für sie die Frage nur, zu ihrem traditionellen Denken die koranischen Lehren hinzuzunehmen. Sie gingen also nicht vom Koran aus, sondern von der in ihrem Lande herrschenden Geisteskultur, in die sie den Koran nur einzufügen hatten. Aus dem Koran allein ließ sich keine höhere Weltanschauung entwickeln. Außer Philosophen haben auch Theologen die islamische Geisteskultur beeinflußt. Die positiven Theologen kommen dabei nicht in Betracht. Die spekulativen Theologen verfolgen das Ziel, die koranischen Dogmen innerlich zu verbinden und zu begründen, sie aus Prinzipien abzuleiten und aus ihnen ein philosophisch durchdachtes Weltbild zu konstruieren. Das Verhältnis von Gott zu Welt bestimmt hier die ganze Auffassung. Sofern die spekulative Theologie des Islams darüber hinausgeht, trägt sie durchaus griechischen Charakter, so daß sie als eine Vereinigung islamischen und griechischen Denkens gelten kann.

H. Fehlinger, z. Zt, im Felde.

Meldepflicht und Behandlungszwang für Geschlechtskrankheiten fordert ein Entwurf, den eine Kommission des Münchener Ärztlichen Vereins ausgearbeitet hat. Dieser Entwurf von Vorschriften, welche nur für Bayern gedacht sind, weil sie dort infolge besonderer staatsrechtlicher Verhältnisse ohne einen Akt der gesetzgebenden Körperschaften auf dem Verordnungswege eingeführt werden könnten, hat folgenden Wortlaut:

§ 1. Jeder Fall von übertragbarer Geschlechtskrankheit ist der zuständigen Behörde zu melden.

Übertragbare Geschlechtskrankheiten im Sinne gegenwärtiger Vorschriften sind:

a) Tripper, sowohl der Harn- und Geschlechtsorgane als der Augenbindehaut und Mastdarmschleimhaut,

b) weicher Schanker,

c) Syphilis im primären, sekundären und tertiären Stadium, endlich angeborene Syphilis.

Die Meldung hat schriftlich binnen 3 Tagen zu erfolgen. Die Frist beginnt, sobald die Krankheit erkannt ist.

Die Formblätter und die unfrankiert zu versendenden Umschläge für die Meldung sind bei den Distriktpolizeibehörden erhältlich und soweit tunlich den Ärzten und Anstalten zuzusenden.

§ 2. Zur Meldung verpflichtet ist

1. der Arzt, der den Kranken untersucht hat oder behandelt, wenn auch wegen einer anderen Krankheit;

---

1) Leipzig 1915, Veit & Co.

2. jede sonstige Person, die den Kranken untersucht hat oder behandelt, wenn auch wegen einer anderen Krankheit;
3. bei Krankheitsfällen, die in öffentlichen Kranken-, Entbindungs-, Gefangenen- und ähnlichen Anstalten hervortreten, ausschließlich der Vorsteher der Anstalt oder die von zuständiger Seite hierfür bestimmte Person.

In Fällen der Untersuchung oder Behandlung wegen einer anderen Krankheit kann die Meldung unterbleiben, wenn von dem an sich Meldepflichtigen nachgewiesen wird, daß von anderer Seite die Meldung erstattet ist.

§ 3. Die Meldung des Krankheitsfalles soll folgende Angaben enthalten:

1. des Kranken Ruf- und Familiennamen, Geschlecht, Geburtsort und Geburtstag, Familienstand (ob ledig oder verheiratet, verwitwet oder geschieden), Beruf oder Gewerbe, Wohnort und Wohnung, bei Kindern auch Name, Stand, Wohnort und Wohnung der Eltern;
2. die Krankheit nach Name, Sitz, Art, Stadium und bisheriger Dauer;
3. Zeitpunkt und Quelle der Ansteckung, wenn auch nur vermutet;
4. ob der Meldende die Behandlung übernommen hat oder durch wen der Kranke sonst behandelt wird oder ob er sich nicht behandeln läßt;
5. ob der gleiche Krankheitsfall schon von anderer Seite festgestellt wurde, bejahenden Falles von wem;
6. Ort und Tag der Meldung sowie die deutliche Unterschrift des Meldenden mit Angabe des Standes und der Wohnung.

Dem Kranken ist zu eröffnen, daß an die Gesundheitsbehörde Meldung erstattet werden muß, daß aber die Meldung für die Beamten jener Behörde und die amtlichen Ärzte unter Amtsgeheimnis steht.

Dem Kranken ist nach Formblatt ein Nachweis über die erfolgte Meldung mit Angabe des Tages und der Krankheit auszuhändigen.

Fühlt sich der Betreffende durch die Behauptung, er sei geschlechtskrank, beschwert, was der Meldende dann anzumerken hat, so erläßt die zuständige Behörde auf Grund anderweitiger sachverständiger Feststellung Entscheidung und eröffnet sie ihm unter Belehrung über sein Recht der Beschwerde zur Kreisregierung, Kammer des Innern, die in letzter Instanz auf Grund Obergutachtens entscheidet.

§ 4. Eine ärztliche Behandlung — wenn erforderlich in einem Krankenhause — kann von der zuständigen Behörde angeordnet werden, wenn der Kranke wegen der übertragbaren Geschlechtskrankheit sich überhaupt nicht behandeln läßt oder nach Zeit und Maß nicht dauernd ausreichend oder nur von einer Person, der die zu einer sachgemäßen Behandlung von Geschlechtskranken erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten unzweifelhaft fehlen, gleichviel ob diese Person nach den bestehenden Gesetzen hiewegen bestraft werden kann oder nicht.

Für Personen, die gewerbsmäßig Unzucht treiben und an einer übertragbaren Geschlechtskrankheit leiden, bleibt die weitergehende Vorschrift über Behandlungszwang in § 23 der Ministerialbekanntmachung vom 9. Mai 1911, Gesetz- und Verordnungsblatt S. 426 unberührt. Desgleichen für Neugeborene, die an übertragbarer Augeneiterung (Ophthalmoblennorrhöe) erkrankt sind.

§ 5. Eine sachverständige Untersuchung kann die zuständige Behörde, wenn es nötig erscheint und nicht ein überwiegender Schaden nach anderer Richtung zu befürchten wäre, im Benehmen mit dem meldenden oder behandelnden Arzt anordnen in bezug auf Familienangehörige, Hausgenossen des Kranken und andere Personen, wenn zu vermuten ist, daß sie Ansteckungsquelle oder angesteckt sind.

Die Vorschriften über Behandlungszwang (§ 4) finden auch hier Anwendung.

§ 6. Der Abschluß der Behandlung einer übertragbaren Geschlechtskrankheit ist in entsprechender Anwendung der §§ 1 und 2 von der behandelnden Person oder Anstalt zu melden. Hat der Meldende seinerzeit auch den Krankheitsfall

der gleichen Behörde gemeldet, so ist hierauf unter Angabe des Tages Bezug zu nehmen. In anderen Fällen ist, soweit bekannt, anzugeben, von wem und wann die Krankheit gemeldet wurde und wo der Kranke damals seinen Aufenthalt (§ 8) hatte.

Es ist auch zu melden, wenn sich der Kranke der Behandlung vorzeitig entzieht. Syphiliskranken ist zu eröffnen, wann neuerliche Untersuchung, Behandlung usw. geboten erscheint.

Der Inhalt dieser Eröffnung ist in der Meldung anzugeben.

§ 7. Wer eine an übertragbarer Geschlechtskrankheit leidende oder einer solchen verdächtige Person untersucht oder behandelt, ist verpflichtet, sie auf die Ansteckungsgefahr und auf die gerichtlichen Folgen aufmerksam zu machen, die eintreten können, wenn jemand angesteckt werden sollte.

Ferner ist die Person davor zu warnen, eine Ehe einzugehen, solange noch Ansteckungsgefahr vorhanden ist.

Auch ist darauf hinzuweisen, daß bei Eingehung der Ehe unter der Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten die Ehe unter Umständen für nichtig erklärt werden kann und daß bürgerlich-rechtliche Schadensersatzansprüche entstehen können.

Formblätter zu solchen Mitteilungen in Verbindung mit Verhaltungsmaßregeln sind bei den Distriktspolizeibehörden erhältlich und soweit tunlich den Ärzten und Anstalten zuzusenden.

§ 8. Zuständige Behörde ist die für den Aufenthaltsort des Kranken in Betracht kommende Distriktspolizeibehörde (unmittelbarer Magistrat oder Bezirksamt), in München die Polizeidirektion, bezüglich der Anordnungen unbeschadet eines unmittelbaren Eingreifens der Kreisregierungen, Kammern des Innern, und des Staatsministeriums des Innern.

Die Distriktspolizeibehörden gehen in Fühlung mit dem Amtsarzte vor, dem auch die eingehenden Meldungen zuzuleiten sind.[1])

§ 9. Alle Beamten, Ärzte und Bediensteten sind zur Verschwiegenheit über die ihnen dienstlich bekannt gewordenen Fälle von Geschlechtskrankheit verpflichtet.

Verboten ist auch, Behörden und Personen, die nicht im Vollzug der gegenwärtigen Vorschriften tätig zu werden haben, Einsicht in die einschlägigen Akten zu gewähren.

Bei der Aufbewahrung der Akten ist auf die Geheimhaltung sorgfältig Bedacht zu nehmen.

Über alle Krankheitsmeldungen ist ein Vermerk nach Formblatt unter Beschränkung auf Name, Geburtsort und Geburtstag des Kranken sowie Aktenzeichen an die für den Geburtsort des Kranken zuständige Behörde zur Aufbewahrung und Registrierung zu senden; für außerhalb Bayerns Geborene an die Polizeidirektion München.

§ 10. Die vorstehenden Vorschriften beziehen sich nicht auf kranke Militärpersonen, die dem aktiven Heere oder der aktiven Marine angehören.

In bezug auf sie obliegt die Anordnung und Durchführung aller Bekämpfungsmaßregeln den Militärbehörden.

Beim Übertritt ins Zivilverhältnis ist bei solchen Kranken, bei denen Untersuchung oder Behandlung noch nötig erscheint, von der Militärbehörde der nach diesen Vorschriften zuständigen Behörde Mitteilung zu machen.

Lassen sich solche Personen von Zivilärzten oder von Militärärzten in Privatpraxis untersuchen oder behandeln, so finden die gegenwärtigen Vorschriften An-

1) Vgl. § 37 Abs. 1, 39 der Dienstanweisung vom 23. Januar 1912, Ministerialblatt S. 153.

wendung. Die Meldung ist aber von der zuständigen Behörde der Militärbehörde zuzuleiten.

Wenn als Quelle der Ansteckung oder angesteckt im Sinne des § 5 Personen in Frage kommen, die als Militärpersonen dem aktiven Heer oder der aktiven Marine angehören oder in militärischen Dienstgebäuden untergebracht sind, so hat die zuständige Behörde der Militärbehörde zu weiterer Veranlassung Kenntnis zu geben. § 9. Abs. 4 gilt entsprechend.

§ 11. Soweit die Kosten der Bekämpfung nicht aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten sind, insbesondere auch nicht armenrechtliche oder versicherungsrechtliche Obliegenheiten in Frage kommen oder eine freiwillige Übernahme von seiten der Armenverbände, Gemeinden, Distrikte oder Versicherungseinrichtungen erfolgt ist, sind die Kosten von dem Betroffenen zu tragen.

Bei besonderen Verhältnissen, namentlich bei Überbürdung von Armenverbänden und Gemeinden können Beihilfen aus Staatsmitteln gewährt werden.

Zweifels- und Streitfälle sind beschlußmäßig auszutragen.

§ 12. Soweit nicht nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine höhere Strafe verwirkt ist, werden gemäß Art. 67 Abs. 2 des Polizeistrafgesetzbuchs mit Geldstrafe bis zu 90 M. oder mit Haft bis zu 4 Wochen bestraft:

> Zuwiderhandlungen gegen die Meldepflicht und gegen die von der zuständigen Behörde nach gegenwärtigen Vorschriften getroffenen Schutzanordnungen.

Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften von seiten der mit ihrem Vollzug befaßten Beamten und Behörden unterliegen nicht der Strafvorschrift nach Abs. 1, sondern den anderweit bestehenden Strafgesetzen und der Ahndung im dienstaufsichtlichen und dienststrafrechtlichen Verfahren.

Dieser Entwurf, bei dessen Zustandekommen vor allem der bekannte Münchner Dermatologe Prof. Dr. v. Zumbusch und der Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Dyroff mitgewirkt haben, berührt sich in sehr vielen Punkten mit dem Plane, welchen Dreuw in Heft 1 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift dargestellt hat. Vom rassenhygienischen Standpunkte kann man meines Erachtens nur dringend wünschen, daß die Meldepflicht für Syphilis und Gonorrhoe so bald wie möglich kommen möge. Allerdings gibt es vorerst noch viele Gegner eines solchen Gesetzes, welche befürchten, daß bei bestehender Meldepflicht von seiten des Arztes viele Erkrankte sich scheuen würden zum Arzt zu gehen. An diesem Bedenken ist zweifelhaft etwas Wahres; ich bin aber überzeugt, daß die segensreichen Folgen der Meldepflicht die etwaigen nachteiligen weit überwiegen würden, und nur auf den Gesamterfolg kommt es an. Es gibt keinen siegreichen Angriff ohne Verluste. Aus Furcht vor Verlusten aber darf man nicht auf den Sieg verzichten. Fritz Lenz.

Leitsätze zur Frage der Gesundheitszeugnisse hat die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene aufgestellt. Sie lauten:

„1. Zur Sicherstellung eines zahlenmäßig ausreichenden und tüchtigen Nachwuchses sind Maßnahmen erforderlich, die nicht nur die Menge, sondern auch die Güte der Nachkommen ins Auge fassen.

2. Solche qualitative Maßnahmen hätten eine möglichst erhöhte Fruchtbarkeit der Tüchtigen und eine möglichst herabgesetzte Fortpflanzung der Minderwertigen anzustreben.

3. Zur möglichsten Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher Verbindungen ist vor allem die gesetzliche Einführung des Austausches von amtsärztlichen Gesundheitszeugnissen vor Schließung jeder Ehe erwünscht.

4. Der Austausch von Gesundheitszeugnissen hätte vorerst, ohne irgendwelche Eheverbote nach sich zu ziehen, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehewerber über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehewerbern zu überlassen, aus dem Inhalte der Zeugnisse die Folgerungen zu ziehen.

Die Maßnahme wäre ein wirksames Mittel, die Bevölkerung über die Bedeutung der Gesundheit für die Eheschließung aufzuklären, die Gewissen der Ehewerber zu schärfen und sie in den Stand zu setzen, die Gefahren im Einzelfalle leichter als bisher zu erkennen."

Diese Leitsätze entfernen sich im Inhalte nicht von den Leitsätzen zur Geburtenfrage, welche die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene im Jahre 1914 in Jena beschlossen hat; auch dort wird der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung gefordert, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Einrichtung in einem Staate, dessen Bevölkerungsfragen in rassenhygienischem Sinne geregelt wären, einen zwar kleinen, aber doch nicht unwesentlichen Teil dieser Regelung würde bilden müssen. Etwas anderes aber ist es, ob bei unseren gegenwärtigen Zuständen die öffentliche Erörterung dieser Frage ersprießlich oder gar die gesetzliche Einführung von Gesundheitszeugnissen segensreich wäre. Ich glaube beides leider verneinen zu müssen; die wichtigsten Gegengründe scheinen mir die folgenden zu sein:

Gerade die wichtigsten jener Krankheiten, an welche man bei der Forderung von Ehezeugnissen zu denken pflegt, die Syphilis und Gonorrhoe, sind im latenten Stadium trotz aller Hilfsmittel der Wissenschaft in der Regel nicht nachzuweisen, zumal wenn der zu Untersuchende selbst das Leiden zu verbergen sucht. Im floriden Stadium aber heiraten ohnehin nur äußerst wenige Individuen und nur solche, gegen deren Kinderlosigkeit kaum rassenhygienische Bedenken bestehen. Man sagt nun wohl, die Entdeckung Kranker sei auch gar nicht der eigentliche Zweck des Gesetzes, sondern es sei vielmehr zu hoffen, daß dann solche, die noch ansteckend sein könnten, sich gar nicht erst als Ehekandidaten stellen würden. Wir haben aber leider in Deutschland Millionen von Männern, die in dieser Lage sind. Die meisten von diesen aber könnten durchaus gesunde Kinder in der Ehe bekommen. Wenn also das Gesetz Erfolg haben würde, so würde es Hunderttausende von Männern von der Ehe abschrecken, bei denen es eigentlich gar nicht nötig wäre. Und ob noch Ansteckungsfähigkeit besteht, das wissen weder die Betroffenen selber, noch läßt es sich einigermaßen sicher feststellen. Da wir nach dem Kriege mit einem Millionenüberschuß von Mädchen rechnen müssen, so führt jede Ausschaltung eines Mannes auch zur Ausschaltung eines Mädchens von der Ehe. Jede Ehe eines noch ansteckungsfähigen Mannes dagegen beeinträchtigt die Zahl der gesunden Ehen nicht, eben weil der Überschuß an Mädchen besteht. Viel wichtiger als die Ausschaltung kranker Männer wäre also die kranker Mädchen. Da aber eine ernsthafte Untersuchung der Mädchen eine genaue Untersuchung der Geschlechtsteile einschließt, so ist sie von vornherein undurchführbar. Gerade bei den anständigen Mädchen würde das ein Gegenmotiv gegen die Ehe werden. Durch die Einführung des zwangsmäßigen Austausches von Ehezeugnissen würde also die Volksvermehrung auf jeden Fall bedenklich beeinträchtigt werden, und, was das Schlimmste ist, gerade die Vermehrung der Gewissenhaften und Vordenklichen. Außer den angeführten kommen noch viele andere Gesichtspunkte in Betracht, und wenn man das Für und Wider sorgfältig abwägt, so kann man meines Erachtens nur zu dem Schlusse kommen, daß aus der Einführung der Ehezeugnisse so lange ein überwiegender Schaden erwachsen würde, als wirklich entscheidende Einrichtungen quantitativer und qualitativer Bevölkerungspolitik noch nicht bestehen. Fritz Lenz.

Über den Geburtenrückgang in Großbritannien gibt der Bericht der englischen Kommission, die 1913 zum Studium dieser Frage eingesetzt wurde, einige interessante Einzelheiten. Sie stellt fest, daß die Geburtenrate in England und Wales von 1840—1880 nahezu unverändert auf ungefähr 35 vom Tausend stand, seitdem aber um beinahe ein Drittel, auf 23,8, gefallen ist. Sie schwankt sehr nach den einzelnen Bezirken, in London selbst stehen sich die reiche Vorstadt Hempstead mit 17,55 und der schreckliche Ostendbezirk Stoveditch mit 30,16 gegenüber; am größten ist der Rückgang aber, je besser gestellt eine Bevölkerungsklasse ist, wie folgende Tabelle der Geburten auf tausend verheiratete Männer unter 55 Jahren zeigt:

1. obere und mittlere Klasse	119
2. unterer Mittelstand	132
3. gelernte Arbeiter	153
4. ungelernte Arbeiter	213.

Der Geburtenrückgang erklärt sich in keiner Weise durch eine Veränderung in der Heiratsrate oder im Alter des Heiratens; dagegen wird festgestellt, daß künstliche Verhinderung der Empfängnis in den oberen Klassen und im Mittelstand sehr weit verbreitet ist und daß dazu in der Arbeiterbevölkerung häufig Abtreibung kommt. Bezüglich der Frage, wie dem Rückgange gesteuert werden könne, ist der Bericht ganz wertlos. Er geht in seinen praktischen Vorschlägen von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß Verbesserung der wirtschaftlichen Lage die Abneigung gegen den Nachwuchs vermindere, während seine eigene Statistik zeigt, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

Geburtenbeschränkung in Nordamerika. Eine offene Werbetätigkeit zur Geburtenverhütung unter dem Deckmantel rassenhygienischer Bestrebungen hat im vergangenen Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingesetzt. Auf die starke Vermehrung der Minderwertigen hinweisend werden neumalthusianische Gedanken in der Bevölkerung wahllos verbreitet und auch die erforderlichen Vorbeugungsmittel gleich zur Verfügung gestellt(!). Einem Berichte der Zeitschrift „The Survey" zufolge wurden jüngst 19 neumalthusianische Gesellschaften gegründet oder zur Gründung vorbereitet; demnächst soll eine gemeinsame Tagung stattfinden und eine ständige Zentralstelle ins Leben gerufen werden, während die Zeitschrift der Bewegung bereits regelmäßig erscheint. Die Arbeitsweise dieser Apostel des „Rassenselbstmordes" — wie Roosevelt die Geburtenbeschränkung vor Jahren treffend nannte — kennzeichnet folgender Bericht: „Eine stille Werbearbeit von Haus zu Haus wird durchgeführt, um die Mütter der arbeitenden Bevölkerung zu erreichen." Die offene Versendung der Werbeschriften und Vorbeugungsmittel wird manchmal durch Anwendung der Gesetze eines „ignoranten" Zeitalters unangenehm gestört, ein reisender Werbemann der Gesellschaft wurde sogar zu drei Jahren Kerker verurteilt, aber die bei Einleitung eines Strafverfahrens „einsetzende Propaganda im ganzen Staate", die Sammlung bedeutender Geldmittel (durch die Schutzmittelerzeuger?) zur Verteidigung der Angeklagten, „Massenversammlungen", „Protestversammlungen", „Hunderte von Protestbriefen und Depeschen" geben der „öffentlichen Meinung" machtvoll Ausdruck, und die Folge dieser geschäftskundig geführten Aufklärungsarbeit scheint ein Einlenken der Gerichte zu sein. Frauen sind die rührigsten Führer der Bewegung, der sich aber auch zahlreiche Ärzte, Hochschullehrer, Geistliche, unter ihnen sogar einige bekannte Größen der eugenischen Bewegung angeschlossen haben.

Der Herausgeber einer großen amerikanischen rassenhygienischen Zeitschrift schreibt mir: „Wir erblicken hier die größte Gefahr im Bestreben der kriegführenden

Länder, die Bevölkerungszahl ohne Rücksicht auf die Güte des Nachwuchses zu heben. Ein solches Bestreben muß schließlich zum Untergange der betreffenden Nationen führen (!) . . . Hier nimmt die Bewegung zur Förderung der Geburteneinschränkung (Birth Control Movement) großen Umfang an. Die Herausgeberin der Zeitschrift, welche die Geburtenverhütung verkündet, verbringt ihre meiste Zeit in Haft; sie hat kürzlich in Neuyork eine Klinik zur mündlichen Belehrung der dort anfragenden Frauen eröffnet und ist deshalb wieder festgenommen worden. Trotzdem nehme ich an, daß die Bewegung insbesondere die unteren Bevölkerungsschichten rasch und unaufhaltsam ergreifen und ihrer Vermehrung Einhalt tun wird. Daß die oberen Bevölkerungsschichten der Geburteneinschränkung huldigen, ist natürlich." Der Briefschreiber billigt also ohne Zweifel diese Art der Werbetätigkeit.

In Deutschland ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Nordamerika sich durch die Kleinhaltung seiner besten Familien sein eigenes Grab vorbereitet. Wie immer auch andere hierüber denken, ich kann diesen nunmehr offen geförderten Entwicklungsgang nur bedauern. Ich halte die führende Schicht der Nordamerikaner, angelsächsischer und überhaupt nordeuropäischer Abstammung, für überaus tüchtig, nicht nur oder nicht so sehr im Sinne der Tüchtigkeit eines neuzeitlichen, großstädtischen Wettbewerbes, die also hauptsächlich Rührigkeit und Pfiffigkeit bedeutet, sondern im besten Sinne des Wortes, mit althergebrachten Idealen. Von einem unvorteilhaften Rassengemisch kann bei dieser Oberschicht nicht einmal so weit die Rede sein, wie zum Beispiel bei uns, stammen ihre Vertreter doch fast ausschließlich von Nordeuropäern verschiedener Länder ab, was auch in der einheitlichen, nordischen äußeren Erscheinung zum Ausdruck kommt. Die gegenwärtige Geburteneinschränkung läßt gerade diese Schicht dahinschwinden und an ihre Stelle treten die Emporkömmlinge eines aus allen Weltteilen zusammengeströmten wirklichen Völkerbreies, dessen Hauptbestandteile aus Süd- und Osteuropa, sogar in zunehmender Menge aus Asien herstammen. Die Folge dieses Werdeganges ist, daß das Nordamerika von morgen nicht mehr das von heute sein wird. Als Großmacht wird es dann ausgespielt haben.

Oder — heute ein recht ketzerischer Gedanke — weist nicht der praktische Sinn der Nordamerikaner in der neu entflammten Bewegung zur weiteren Geburteneinschränkung gerade den richtigen Weg? Die Geburtenverhütung der Tüchtigeren ist nun einmal da; der jetzige Zustand bedeutet ohnehin das Aussterben der Besten und das Überwuchern der Mittelmäßigen im Volke, er führt, wenn keine Änderung erzwungen wird, zur „Proletarisierung des Nachwuchses". Um einen Ausgleich zu schaffen, streben die Amerikaner nunmehr die Geburtenverhütung der großen Masse einschließlich der Unterdurchschnittlichen an. Folgt dann, sobald das Gleichgewicht in der Vermehrung der verschiedenen Schichten des Volkes einigermaßen hergestellt ist, eine entgegengesetzte geburtenfördernde Bewegung, die auf das Gewissen, den Familiensinn, den Opfermut, das rassenhygienische Bewußtsein, das Pflichtgefühl, die Kinderliebe usw., mit einem Worte: auf wünschenswerte Eigenschaften pocht, so werden eben die besten Familien den größeren Anteil am Nachwuchse haben, ohne der Gefahr einer Überwucherung durch sich stark vermehrende unterdurchschnittliche Massen ausgesetzt zu sein. Die Selbstsüchtigen werden und sollen die einmal erlernte Geburtenverhütung beibehalten. Man wird Kinder haben, wenn man genügend Mittel und Liebe hat, um sie aufzuziehen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse werden dann auf die Geburtenzahl nicht mehr kontraselektorisch einwirken. Daß Armut und geringe Bildung die Erlernung der Geburtenverhütung ausschließen, läßt sich wohl nicht behaupten; die Selbstsucht macht jeden Menschen den neumalthusianischen Lehren zugänglich, je größer die Selbstsucht, um so leichter. So ungefähr dürften die Nordamerikaner denken. Ihnen kommt allerdings die Notwendigkeit eines Daseinkampfes nach außen

hin, der eine große Bevölkerungszahl fordert, kaum zum Bewußtsein. Der eben geschilderte Gedankengang steht den überzeugenden Ausführungen von Hermann Siemens in diesem Archiv (Band 12, Heft 1, S. 43—55) sehr nahe, dessen „Proletarisierung unseres Nachwuchses" einen Markstein im deutschen rassenhygienischen Schrifttum bedeutet.

Man fragt sich unwillkürlich: bauen wir — besonders in letzter Zeit — in rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Dingen auf genügend sicherer Grundlage? Das meiste ist Theorie, beruht auf Spekulation; Allheilmittel werden ersonnen, Systeme am grünen Tisch erbaut, um mit ebensolchen spekulativen Erwägungen wieder niedergerissen zu werden. Ob da wohl schließlich das Richtige herauskommt? Was wir brauchen, sind Tatsachen, deren Herbeischaffung allerdings schwieriger ist, als die übliche Schreibtischarbeit. Das Leben selbst muß untersucht werden, die rassenbiologischen Vorgänge müssen aufgedeckt werden, erst dann können wir mit richtigen praktischen Schlüssen kommen. Die zu lösenden Fragen sind viel zu einschneidend, als daß der Volkskörper durch Fehlgriffe unwiederersetzbar geschädigt werden dürfte.

G. v. Hoffmann-Berlin.

Rassenhygienische Unfruchtbarmachung. Prof. Dr. Gustav Aschaffenburg, Köln a. Rh. bespricht in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, 36. Bd. 7. Heft 1915, S. 688—691 einige deutsche Schriften über die Frage des Unfruchtbarmachens von Verbrechern und Minderwertigen überhaupt. Anknüpfend an einen Vortrag des Züricher Psychiaters Hans Maier: „Erfahrungen über die Sterilisation Krimineller in der Schweiz und Nordamerika als Mittel der sozialen Hygiene" erfolgte auf der Internationalen Tagung für Kriminalanthropologie in Köln eine Aussprache, in der sich die Redner (Prof. Rosenfeld, Sommer, Bonger, Van Hamel jr.) gegen die Maßnahmen wandten. Prof. Rosenfeld bestritt die „Vererblichkeit des Verbrechens als solchen". Prof. Sommer wies auf die Möglichkeit der Regeneration hin, Bonger hob die Entstehung von Verbrechen durch die sozialen Verhältnisse aufs schärfste hervor, Van Hamel jr. verwarf die Unfruchtbarmachung aus gefühlsmäßigem Widerwillen. Letztere Hemmung scheint der Verbreitung des Gedankens noch am meisten im Wege zu stehen; mit Recht meint Aschaffenburg, daß ein so ernstes Problem mit solchen Gegengründen nicht entschieden werden darf; das warmherzigste Anrufen der Empfindung muß und wird wirkungslos bleiben, sobald die Frage entschieden ist, daß die Verhinderung der Zeugung die Gesellschaft vor der verbrecherischen Entartung schützt. Dann nimmt er selbst zur Frage Stellung: „Nichts kann den Entwicklungsgang des Sterilisierungsproblems besser kennzeichnen, als daß Groß, der 1900 einem Aufsatz von Näcke über den Gegenstand die Bemerkung zusetzen zu müssen glaubte, es sei kaum anzunehmen, daß der Vorschlag Näckes ‚jemals irgendwo' zur Durchführung gelangen werde, 1912 sich rückhaltlos an die Spitze derer stellt, die eine baldige Verwirklichung der Forderung verlangen. Ich kann mich persönlich nicht zu so weitgehenden Forderungen entschließen. Das Wesen der Entartung und die Gesetze der Vererbung sind uns noch nicht mit solcher Genauigkeit bekannt, daß wir die Indikation zur Sterilisierung aus sozialpolitischen und eugenetischen Gründen zweifelsfrei angeben können. Und ohne eine solche zuverlässige Indikationsstellung ist eine gesetzliche Regelung unmöglich. Gegen Mißgriffe könnte mangels ausreichender Vorkenntnisse und Erfahrungen auch die sorgsamste Zusammensetzung einer Kommission, die über die Notwendigkeit des Eingriffes zu entscheiden hätte, nicht schützen."

Und weiter: „So erfreulich dieses allseitige lebendige Interesse an der ganzen Frage, so überraschend der Fortschritt der Denkweise unserer Kriminalpolitiker ist, deren schroffes Ablehnen sich in eine, wenigstens im Rahmen wissenschaftlicher Diskussion mögliche Anteilnahme verwandelt hat, so muß ich mich doch zu dem

Geständnis bekennen, daß ich die Frage der Sterilisation aus sozial- und kriminalpolitischen Gründen noch nicht für lösungsreif halte. Wohl aber die aus individuellen Gründen. Daß durch Sterilisation und häufiger wohl durch Kastration aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Verbrechern (und auch von Geisteskranken) sozial brauchbare und zuweilen sogar wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gemacht werden können, ist nicht zu bezweifeln. Darum ist es ratsam, die Verwirklichung dieser bereits lösbaren Aufgabe nicht dadurch zu erschweren oder zu verhindern, daß man sie mit eugenetischen Zukunftshoffnungen und -forderungen verbindet."

Es ist bemerkenswert, daß die theoretischen Erörterungen über die Frage auch bei uns an das Problem des Verbrechens anknüpfen, obwohl gerade die Vererbung verbrecherischer Anlagen unter allen Minderwertigen am wenigsten erwiesen ist und die äußeren Umstände beim Verbrechen zweifellos am meisten mitbestimmend wirken. Daß man die Erörterungen dennoch mit Vorliebe mit der Unfruchtbarmachung der Verbrecher beginnt, ist wiederum durch Gefühlsumstände bedingt, denn die Maßnahme wird mehr oder weniger bewußt als Vergeltung empfunden und manche würden die Unfruchtbarmachung, auch in ihrer härtesten Gestalt: die Verschneidung der Verbrecher gerne sehen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die Unfruchtbarmachung nicht als Strafe, sondern als Vorbeugungsmaßregel und zwar als eine rassenhygienische Maßnahme betrachtet werden muß, daß an ihre Anwendung bei Verbrechern als solchen erst in späterer Folge gedacht werden soll und zunächst die Unfruchtbarmachung jener Menschengruppen zur Erörterung gelangen muß, deren erbliche Minderwertigkeit erwiesen ist. Die erste Frage ist also nicht die: können wir durch Unfruchtbarmachungen der Vermehrung verbrecherisch veranlagter Wesen vorbeugen? sondern: gibt es Gruppen von Minderwertigen, deren Unfruchtbarmachung zur Hintanhaltung der Vermehrung dieser Minderwertigen auf Grund unserer Kenntnisse der Vererbungsvorgänge gerechtfertigt erscheint? Auf diese Weise nähern wir uns in sachlicher Weise dem Kernpunkt der Frage, statt daß wir die jedenfalls noch nicht genügend erwiesene Annahme der Vererbung verbrecherischer Anlagen als Ausgangspunkt wählen und dann mit dieser schwankenden Grundlage das ganze Problem verwerfen. Dasselbe gilt für die manchmal geforderte Unfruchtbarmachung der Dirnen, die noch dazu auch ohne besondere Eingriffe ohnehin zumeist unfruchtbar sind. G. v. Hoffmann, Berlin.

Bevölkerungspolitische Besoldungsordnung in Berlin-Schöneberg. Die Stadtverordnetenversammlung von Schöneberg hat folgenden Beschluß gefaßt: „Jeder Lehrer, Beamte, Arbeiter oder Angestellte mit einem Jahreseinkommen bis zu 6400 M. erhält vom 1. Dezember 1916 an im Falle der Geburt eines Kindes eine Teuerungszulage von 50 M., wenn es das erste Kind ist, von 60 M., wenn es das zweite Kind ist usf. bei jedem weiteren Kind 10 M. mehr. Diese Zulage wird auch Kriegsteilnehmern gewährt." Damit hat Schöneberg, das bisher an der Spitze der Unfruchtbarkeit marschierte, begonnen, nunmehr auch im Kampfe dagegen voranzugehen. Möchte der Erfolg den Erwartungen entsprechen. Nicht ganz von der Hand zu weisen ist freilich die Befürchtung, daß die für alle Einkommenstufen bis 6400 M. gleiche Zulage am wirksamsten bei den geringsten Einkommen sein wird. Dadurch würden somit in erster Linie Familien mit nicht besonders günstiger Begabung in der Vermehrung gefördert werden.

Fritz Lenz.

Heiratsvermittlung zwischen Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen hat sich der Provinzialausschuß der Nationalstiftung der Provinz Sachsen zur Aufgabe gemacht. Er hat eine Sammelstelle für Nachrichten über Kriegsbeschädigte, die

sich verheiraten möchten, einerseits und Kriegerwitwen anderseits eingerichtet. Von hier aus erfolgt die Aufnahme der Anzeige ohne Namensnennung in die Zeitschrift für die Lazarette im Bereiche des Armeekorps und auch die weitere Vermittlungstätigkeit. Für viele Kriegsbeschädigte ist es zweifellos einer der wichtigsten Teile der Fürsorge, daß ihnen die Möglichkeit zu einer angemessenen Eheschließung gegeben wird. Für die Kriegerwitwen, die sich vielfach außerstande sehen, das Geschäft ihres gefallenen Mannes auf die Dauer weiterzuführen, ist die Heiratsvermittlung eher von noch größerem Segen. Gerade vom Standpunkte der Rassenhygiene kann die Organisation der Heiratsvermittlung, die in einigen Tageszeitungen infolge mangelnden Verständnisses leider ins Lächerliche gezogen worden ist, nur durchaus befürwortet werden. Die Kriegsverletzten sind in ihrem Wert als Familienväter im allgemeinen durchaus nicht beeinträchtigt; sie stellen im Gegenteil eine Auslese nach überdurchschnittlicher konstitutioneller Tüchtigkeit dar. Ausnahmen bilden allerdings die Scharen der Kriegshysteriker und der Geschlechtskranken, die man womöglich von der Vermittlung ausschließen sollte. Im übrigen aber kann es nur befürwortet werden, daß eine organisierte Heiratsvermittlung über das ganze Reich ausgedehnt werden möge. Auch sollte sich die Vermittlung nicht auf die Kriegerwitwen beschränken, sondern auch die jungen Mädchen in den Bereich ihrer Tätigkeit ziehen, von denen im Durchschnitt doch wohl mehr Kinder zu erwarten wären als von den Witwen. Zu wünschen wäre es sogar, daß bis zum Friedensschluß eine amtliche oder halbamtliche Heiratsvermittlung so weit ausgebaut würde, daß alle heimkehrenden Krieger, soweit sie ledig sind, die Organisation in Anspruch nehmen könnten. Im Hinblick auf die obenerwähnten Kriegsneurotiker und Geschlechtskranken könnte man auch daran denken, die Zulassung zur Vermittlung von einem amtsärztlichen Zeugnis abhängig zu machen. Bekanntlich macht es vielen Vaterlandsfreunden ernste Sorge, wie man einer Verbreitung von Syphilis und Gonorrhoe durch heimkehrende Krieger vorbeugen könne. Hier schiene mir nun eine Möglichkeit zu bestehen, um wenigstens einen Schritt auf diesem Wege vorwärtszukommen. Während die allgemeine Einführung obligatorischer Gesundheitszeugnisse vor der Eheschließung vorerst an der Unmöglichkeit des sicheren Nachweises der in Rede stehenden Krankheiten scheitern muß, würde in diesem Falle die Zulassung vertraulicher Rückfragen bei den Militärbehörden, wo die Krankenpapiere aufbewahrt werden, wertvolle Anhaltspunkte zur Beurteilung der Eheeignung geben. Fritz Lenz.

Aus der Gesellschaft für Rassenhygiene.

Der letzte Vorgang in der Gesellschaft für Rassenhygiene, über welchen hier berichtet worden ist, war die Ausschußsitzung vom 28. Oktober 1915 in Berlin. Seitdem hat die Gesellschaft eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren. Die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene ist eingetragener Verein geworden und (im Zusammenhang damit) in einen Bund von Ortsgruppen umgewandelt worden. Ich will nun versuchen, an der Hand der Sitzungsberichte ein Bild von dieser Entwicklung zu geben; früher war das nicht möglich, da die endgültige Form der Gesellschaft, insbesondere der Satzungen, noch nicht feststand.

Sitzung des Ausschusses der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene am 22. und 23. Juli 1916 im Hygienischen Institut zu München.

Auf der Tagesordnung stehen 1. Satzungsänderung, 2. Propaganda, Herausgabe einer volkstümlichen Zeitschrift, 3. Antrag der Deutschen Abolitionistischen Föderation betreffend Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 4. Verschiedenes.

Der Antrag auf Satzungsänderung geht von der Ortsgruppe Berlin aus. Diese fordert die Eintragung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene in das Vereinsregister und eine Ergänzung der Satzungen im Sinne der Ermöglichung der Aufnahme körperschaftlicher Mitglieder. Die Notwendigkeit einer Satzungsänderung war auch von andern Mitgliedern betont worden, besonders um der Gesellschaft den Schein eines internationalen Charakters zu nehmen, der sich bei der Werbearbeit als sehr hinderlich erwiesen hatte. Der Ausschußsitzung liegen zwei Satzungsentwürfe vor, einer von Geh. Rat v. Gruber und ein zweiter von der Berliner Ortsgruppe. Angenommen wird vorläufig eine Fassung, die sich auf einer mittleren Linie bewegt. Die endgültige Bestimmung der Satzung bleibt der nächsten Abgeordnetenversammlung überlassen.

Die von der Ortsgruppe Berlin aufgestellten Richtlinien für eine weitere Tätigkeit der Gesamtgesellschaft finden grundsätzlich die Zustimmung des Ausschusses. Insbesondere wird die Herausgabe einer Zeitschrift und die Anstellung eines besoldeten Geschäftsführers beschlossen.

Sodann nimmt der Ausschuß zu dem Antrage der Deutschen Abolitionistischen Föderation Stellung, welcher von der Gesellschaft für Rassenhygiene das Eintreten für Eheverbote für Geschlechtskranke und Aufstellung einer besonderen Strafbestimmung für geschlechtliche Infektion fordert. Der Ausschuß beschließt, eine im ganzen zustimmende Antwort zu geben.

Geh. Rat v. Gruber teilt darauf mit, daß er von einem in Bildung befindlichen Ausschuß für Fragen der Volksvermehrung, an dessen Spitze der bekannte Pfarrer D. Weber, Bonn, stehe, zur Teilnahme aufgefordert sei. Geh. Rat v. Gruber wird ersucht, im allgemeinen eine Beteiligung der Gesellschaft für Rassenhygiene zuzusagen.

Weiter wird beschlossen, die notwendig gewordene Abgeordnetenversammlung Mitte September in Mitteldeutschland abzuhalten.

Sitzung der Delegiertenversammlung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene am Montag, den 23. Oktober 1916, im Zoologischen Institut zu Jena.

Auf der Tagesordnung steht: 1. Satzungsänderungen, 2. Antrag der Berliner Ortsgruppe bezüglich Herausgabe einer volkstümlichen Zeitschrift; 3. Antrag der Berliner Ortsgruppe bezüglich Arbeitsplan und Werbetätigkeit; 4. Antrag der Deutschen Abolitionistischen Föderation bezüglich Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; 5. Verschiedenes.

Es liegen zwei Satzungsentwürfe vor. Geh. Rat v. Gruber teilt mit, daß Herr Professor v. Amira, München, auf seine Bitte die Entwürfe in eine solche Form gebracht hat, daß sie den Forderungen des Vereinsgesetzes und des Bürgerlichen Gesetzbuches genügen. Nach Entwurf I würde die Gesellschaft mehr auf zentralistischer, nach Entwurf II mehr auf föderalistischer Grundlage aufgebaut sein. Der Entwurf II, welcher besonders durch die Ortsgruppe Berlin befürwortet wurde, wird von der Versammlung mit einigen Änderungen angenommen. Die anwesenden 7 Ortsgruppenvertreter werden beauftragt, die Eintragung der Gesellschaft beim Amtsgericht München herbeizuführen.

Geh. Rat v. Gruber, München, und Dr. Ploetz, Herrsching, werden zu Vorsitzenden der auf diese Weise umgebildeten Gesellschaft gewählt. Es wird beschlossen, daß die Zahl der weiteren Mitglieder des Vorstandsrates elf betragen soll. Gewählt werden als Mitglieder des Vorstandsrates: Prof. Fischer, Freiburg; Konsul v. Hoffmann, Berlin; Prof. Kaup, München; Verleger Lehmann, München; Dr. Lenz, München-Puchheim; Prof. Rüdin, München; Prof. Sittmann, München; Geh. Rat Sommer, Gießen; Hofrat Spatz, München; Dr. Träger, Berlin; San.-Rat Weinberg, Stuttgart. — Als Jahresbeitrag für die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene wird für die nächsten zwei Geschäftsjahre 3 ℳ pro Ortsgruppenmitglied festgesetzt. — Der Vorstandsrat erhält den Auf-

trag, einen Musterentwurf für Ortsgruppensatzungen auszuarbeiten, die Leitsätze der Gesellschaft zu vervollständigen und einen Haushaltsvoranschlag aufzustellen. — Es wird beschlossen, die Berliner Denkschrift über das neue Arbeitsprogramm drucken zu lassen und als Grundlage für die weitere Arbeit zu verwenden. Außerdem soll versucht werden, Geldmittel für eine großzügige Arbeit zu sammeln, um die Herausgabe einer Korrespondenz, der geplanten Zeitschrift und eine intensivere Werbetätigkeit zu ermöglichen. — Hinsichtlich des Antrages der Deutschen Abolitionistischen Föderation wird beschlossen, grundsätzlich zustimmend zu antworten. — Weiter wird beschlossen, für den von Pfarrer D. Weber ins Leben gerufenen Ausschuß für Volksvermehrung einen Beitrag von 50 *M* zu zahlen und zu der Tagung des Ausschusses womöglich zwei Mitglieder zu entsenden. — Schließlich wird noch beschlossen, ein Verzeichnis aller Ortsgruppenmitglieder drucken zu lassen. — Die Satzung der Gesellschaft hat nunmehr folgenden Wortlaut:

Satzung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene E. V.

§ 1. Name der Gesellschaft. Der Name der Gesellschaft ist Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene E. V.

§ 2. Ziel und Wege. 1. Die Gesellschaft bezweckt die Förderung der Lehre und Anwendung der Rassenhygiene. Sie sucht ihrem Zweck vornehmlich dadurch zu dienen, daß sie

a) wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich der Rassen- und Gesellschaftshygiene fördert,

b) rassenbiologische und rassenhygienische Erkenntnisse sowie daraus sich ergebende praktische Leitgedanken unter den Mitgliedern und in der Bevölkerung verbreitet,

c) durch Wort und Schrift das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den kommenden Geschlechtern in unserm Volk erweckt und vertieft,

d) öffentliche und private praktische Maßnahmen zur Volksvermehrung und Hebung der Rasse anregt und unterstützt, z. B. durch Eingaben an Behörden und gesetzgebende Körperschaften, Vermittlung sachverständiger Untersuchung auf Ehetauglichkeit usw.

2. Von parteipolitischen und konfessionellen Bestrebungen hält sich die Gesellschaft fern.

§ 3. Sitz und Geschäftsjahr. 1. Der Sitz (§ 24 B. G. B.) der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene ist München. Der Verwaltungsort wird von der Hauptversammlung jeweils auf die Dauer von 2 Jahren bestimmt. Derselbe Ort kann wiederholt als Verwaltungsort gewählt werden.

2. Geschäftsjahr der Gesellschaft ist das Kalenderjahr.

§ 4. Mitglieder. Mitglieder der Gesellschaft sind:

1. die Unterzeichner dieser Satzung (Gründer),

2. die 1. und 2. Vorsitzenden der nicht vollberechtigten Ortsgruppen für ihre Person und für die Dauer ihrer Amtsführung,

3. die vollberechtigten Ortsgruppen.

§ 5. Ortsgruppen. 1. Mit der Errichtung von Ortsgruppen ist eine planmäßige Ausbreitung der Gesellschaft über das ganze Reich anzustreben. Ausnahmsweise kann in größeren Städten die Errichtung mehrerer Ortsgruppen stattfinden.

2. Die Errichtung einer Ortsgruppe bedarf ebenso wie ihre Satzung, welche mit den Satzungen der Gesellschaft nicht in Widerspruch stehen darf, der Genehmigung des Vorstandsrates.

3. Die Ortsgruppen können als vollberechtigte und als nicht vollberechtigte errichtet werden.

Vollberechtigt sind nur jene Ortsgruppen, welche eingetragene Vereine sind.

4. Die Ortsgruppen, sowohl die vollberechtigten als die nicht vollberechtigten, haben folgende Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft in die Satzungen aufzunehmen:

a) der Eintritt oder Austritt von Mitgliedern ist sofort dem Verwaltungsausschuß bekanntzugeben,

b) die Ortsgruppe hat für jedes ihrer ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder den durch die Hauptversammlung (§ 11) festgesetzten Gesellschafts-Jahresbeitrag nebst einem Verzeichnisse der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder bis spätestens 30. April jeden Jahres an die Gesellschaftskasse abzuführen,

c) Geschäftsjahr der Ortsgruppe ist das Kalenderjahr,

d) die Ortsgruppe hat den Jahresbericht und die Jahresrechnung, wie sie von ihrer Mitgliederversammlung genehmigt wurden, dem Verwaltungsausschuß in Abschrift oder gedruckt zu übersenden,

e) sie hat das Ergebnis der Vorstands-(Ausschuß-)Wahlen binnen einer Woche nach vollzogener Wahl dem Verwaltungsausschusse mitzuteilen,

f) die Ortsgruppe ist bei öffentlichen Kundgebungen, welche die Ziele der Gesellschaft berühren und Fragen größerer Bedeutung betreffen, an die von der Gesellschaft aufgestellten Leitsätze gebunden und hat, falls sie sich über Fragen äußert, die über diesen Rahmen hinausgehen, namentlich bei Eingaben an Behörden und gesetzgebende Körperschaften, die Genehmigung des Verwaltungsausschusses einzuholen. Die Genehmigung gilt als erteilt, wenn der Verwaltungsausschuß nicht innerhalb 14 Tagen Widerspruch erhebt. Falls der Verwaltungsausschuß die Genehmigung verweigert, kann die Ortsgruppe die Entscheidung des Vorstandsrates anrufen und gegen dessen Ablehnung die der Hauptversammlung,

g) die Ortsgruppe hat für Änderungen ihrer Satzungen die Genehmigung des Vorstandsrates einzuholen. Wird die Genehmigung der Änderungen versagt, so ist Berufung an die Hauptversammlung zulässig, welche endgültig entscheidet.

5. a) das Ausscheiden einer Ortsgruppe aus der Gesellschaft erfolgt: 1. durch Auflösung, 2. durch Austritt, 3. durch Ausschluß,

b) die Auflösung und der Austritt kann nur mit Schluß des Geschäftsjahres erfolgen,

c) der Ausschluß kann vom Vorstandsrate beantragt werden, wenn die Ortsgruppe dauernd ihre Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft nicht erfüllt, von den von der Gesellschaft aufgestellten Leitsätzen abweicht oder in anderer Weise gegen den Vorteil der Gesellschaft verstößt. Über den Ausschluß entscheidet die Hauptversammlung mit Dreiviertel der abgegebenen Stimmen,

d) die ausgeschiedene Ortsgruppe hat keinen Anspruch auf das Gesellschaftsvermögen.

§ 6. Rechte der Mitglieder der Ortsgruppen. 1. Die Zugehörigkeit zur Gesellschaft kann nur durch Aufnahme in eine Ortsgruppe neu erworben werden. Bei der Bewerbung um Aufnahme steht die Wahl der Ortsgruppe frei.

2. Jedes Mitglied einer Ortsgruppe hat das Recht, unter den vom Vorstandsrate festgesetzten Bedingungen die Einrichtungen der Gesellschaft zu benutzen, an deren Veranstaltungen teilzunehmen, die von der Gesellschaft herausgegebenen Drucksachen zu beziehen; ferner das Recht, von der Gesellschaft Auskunft und Rat in rassenhygienischen Angelegenheiten einzuholen. Wenn dadurch im Einzelfalle Ausgaben entstehen, sind solche nach Festsetzung des Verwaltungsausschusses zu vergüten.

3. Die ordentlichen Mitglieder der Ortsgruppen haben das Recht, den Hauptversammlungen mit beratender Stimme beizuwohnen und das Recht, Anträge an den Vorstandsrat zu richten.

§ 7. Leitung und Verwaltung der Gesellschaft. 1. Die Geschäfte der Gesellschaft werden besorgt durch

a) den Vorstand,

b) den Vorstandsrat,

c) den Verwaltungsausschuß,

d) die Hauptversammlung.

2. Der Vorstand und die übrigen Mitglieder des Vorstandsrates und Verwaltungsausschusses verwalten das Amt als Ehrenamt.

3. Zur Deckung der Reisekosten des Vorstandes und der übrigen Mitglieder des Vorstandsrates und Verwaltungsauschusses können im Haushaltungsvoranschlage Mittel bereitgestellt werden.

§ 8. Vorstand. 1. Vorstand der Gesellschaft im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches ist der 1. Vorsitzende der Gesellschaft; bei seiner Verhinderung der 2. Vorsitzende.

2. Der Vorstand ist unter persönlicher Haftung verpflichtet, sich an die Beschlüsse des Vorstandsrates und des Verwaltungsausschusses zu halten.

3. Der 1. Vorsitzende der Gesellschaft ist Vorsitzender des Vorstandsrates, des Verwaltungsausschusses und der Hauptversammlung; bei seiner Verhinderung der 2. Vorsitzende.

4. Die beiden Vorsitzenden werden aus den ordentlichen Mitgliedern der Ortsgruppen von der Hauptversammlung auf die Dauer von 2 Geschäftsjahren gewählt. Sie sind nach Ablauf ihrer Amtsdauer wieder wählbar. Sie müssen am Verwaltungsorte der Gesellschaft oder in dessen näherer Umgebung wohnen.

§ 9. Vorstandsrat. 1. Der Vorstandsrat hat die Oberleitung der Gesellschaft und die Oberaufsicht über ihre Geschäfte. Er überwacht die Einhaltung der Satzung, den Vollzug der Beschlüsse der Hauptversammlung und entscheidet in allen Angelegenheiten, welche der Hauptversammlung nicht vorbehalten sind, insofern er deren Erledigung nicht dem Verwaltungsausschusse überwiesen hat.

2. Dem Vorstandsrate selbst bleibt vorbehalten:

a) die Genehmigung der Errichtung von Ortsgruppen, ihrer Satzungen und Satzungsänderungen.

b) die Beschlußfassung über die Annahme von Stiftungen und Schenkungen,

c) die Entscheidung über die Verwaltung des Stammvermögens und der Stiftungen der Gesellschaft betreffende grundsätzliche Fragen,

d) die Anstellung eines besoldeten Geschäftsführers und die Festsetzung seiner Bezüge,

e) die Bestellung eines Schriftleiters für regelmäßige Veröffentlichungen der Gesellschaft; beides innerhalb des Rahmens des Haushaltsvoranschlages,

f) die Feststellung seiner eigenen Geschäftsordnung und die Regelung der Befugnisse und Amtspflichten des Verwaltungsausschusses und seiner einzelnen Mitglieder, des Geschäftsführers und der übrigen Gesellschaftsbeamten durch Erlaß von Dienstanweisungen,

g) die Beschlußfassung über Beschwerden, welche gegen die Geschäftsführung des Verwaltungsausschusses, einzelner Mitglieder desselben oder der Vereinsbeamten erhoben worden sind,

h) die Bildung von Unterausschüssen zur Beratung von wissenschaftlichen Fragen oder zur Vorbereitung wichtiger Angelegenheiten aus seiner Mitte und die Zuziehung anderer Ortsgruppenmitglieder sowie der Gesellschaft nicht angehörender Personen zu diesen,

i) die Beschlußfassung über die der Hauptversammlung zu erstattenden Tätigkeits- und Rechenschaftsberichte, die Prüfung der Jahresschlußrechnungen des Kassenwarts und der Haushaltsvoranschläge,

k) die Einberufung der Hauptversammlung, die Festsetzung der Tagesordnung und die Vorberatung der Anträge für diese.

3. Der Vorstandsrat besteht neben dem 1. und 2. Vorsitzenden der Gesellschaft aus mindestens noch 9 Mitgliedern, die von der Hauptversammlung aus den ordentlichen Mitgliedern der Ortsgruppen auf die Dauer von 2 Geschäftsjahren gewählt werden. Sie sind nach Ablauf ihrer Amtsdauer wieder wählbar. Außer den beiden Vorsitzenden müssen noch mindestens 3 Mitglieder des Vorstandsrates am Verwaltungsorte der Gesellschaft oder in dessen näherer Umgebung wohnen.

4. Die Hauptversammlung kann, jenseits dieser Mindestzahl von 9, die Zahl der Mitglieder des Vorstandsrates durch einfachen Mehrheitsbeschluß vermehren oder vermindern.

5. Der Vorstandsrat ist berechtigt, an Stelle ausgeschiedener Mitglieder für deren Amtsdauer Ersatzleute zuzuwählen.

6. Der Vorstandsrat wählt aus seiner Mitte auf die Dauer seiner eigenen Bestellung einen 1. und 2. Schriftführer und einen Kassenwart, welche alle im Verwaltungsorte der Gesellschaft oder dessen näherer Umgebung wohnen müssen.

7. Die Sitzungen des Vorstandsrates werden vom Vorstande nach Bedarf, mindestens aber einmal im zweiten Viertel jeden Jahres und am Tage vor Zusammentritt der Hauptversammlung in der Regel an den Verwaltungsort der Gesellschaft bzw. an den Ort der Hauptversammlung, in der Regel mindestens eine Woche vorher, schriftlich unter Angabe der Tagesordnung einberufen. — In weniger wichtigen oder in dringlichen Fällen kann der Vorstand die Beschlußfassung auch durch Umlaufschreiben herbeiführen. Er muß jedoch eine Sitzung des Vorstandsrates anberaumen, wenn wenigstens 2 Mitglieder des Vorstandsrates dies verlangen. — Beschlüsse, welche im Umlaufwege gefaßt worden sind, müssen in der nächsten Sitzung des Vorstandsrates verlesen und so der Verhandlungsschrift einverleibt werden.

8. Die Sitzungen des Vorstandsrates finden unter der Leitung des 1. bzw. 2. Vorsitzenden der Gesellschaft, bei deren Verhinderung unter der des 1. Schriftführers statt.

9. Der Vorstandsrat ist beschlußfähig, wenn mindestens eine der zum Vorsitz bestimmten Personen und ein Drittel seiner Mitglieder anwesend sind. Er beschließt mit einfacher Mehrheit. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende. — Zu Beschlußfassungen über Beschwerden gegen den Verwaltungsausschuß oder einzelne seiner Mitglieder ist die Anwesenheit von mindestens 5 von der Beschwerde nicht betroffenen Mitgliedern erforderlich. Die von der Beschwerde betroffenen Mitglieder haben sich dabei der Abstimmung zu enthalten.

10. Über die Sitzungen des Vorstandsrates ist eine Verhandlungsschrift zu führen, in welche alle gefaßten Beschlüsse wörtlich aufgenommen werden müssen. Die Verhandlungsschrift ist vom Vorsitzenden und vom Schriftführer zu beglaubigen.

§ 10. Verwaltungsausschuß. 1. Der Verwaltungsausschuß besteht aus dem 1. und 2. Vorsitzenden der Gesellschaft, dem 1. und 2. Schriftführer und dem Kassenwart.

2. Der Verwaltungsausschuß besorgt die laufenden Geschäfte und die Durchführung der Beschlüsse der Hauptversammlung und des Vorstandsrates.

3. Der Verwaltungsausschuß wird vom 1. Vorsitzenden, bei dessen Verhinderung vom 2. Vorsitzenden nach Bedarf zusammengerufen. Über weniger wichtige und über dringliche Angelegenheiten kann der Vorsitzende auch durch Umlaufschreiben abstimmen lassen, doch muß er eine Sitzung einberufen, sobald ein Mitglied des Verwaltungsausschusses dies verlangt.

4. Der Verwaltungsausschuß ist beschlußfähig, wenn einer der Vorsitzenden und mindestens 2 andere Mitglieder anwesend sind; er beschließt mit einfacher Mehrheit. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

5. Über die Sitzungen des Verwaltungsausschusses ist eine Verhandlungsschrift zu führen, in welche alle Beschlüsse wörtlich niedergelegt werden müssen. Die Verhandlungsschrift ist vom Vorsitzenden und vom Schriftführer durch Unterschrift zu beglaubigen. Beschlüsse, welche im Umlaufwege gefaßt werden, müssen in der nächsten Sitzung verlesen und in die Verhandlungsschrift aufgenommen werden.

6. Der Verwaltungsausschuß hat dem Vorstandsrate innerhalb des ersten Viertels jeden Jahres Rechnung zu legen und über die Tätigkeit der Gesellschaft Bericht zu erstatten; ferner ihm auf Verlangen jederzeit Aufschlüsse über die Gesellschaftsangelegenheiten zu erteilen.

§ 11. Hauptversammlung. 1. Die Hauptversammlung besteht aus den im § 4 unter 1 und 2 genannten Personen und aus den Vertretern der vollberechtigten Ortsgruppen. Ordentliche Mitglieder der Ortsgruppen dürfen der Versammlung mit beratender Stimme beiwohnen.

2. Die ordentliche Hauptversammlung findet alle 2 Jahre einmal innerhalb der Monate Juli bis einschließlich Oktober statt. Sie wird vom Vorstandsrate auf einen von ihm zu bestimmenden Tag und Ort einberufen.

3. Die ordentliche Hauptversammlung nimmt vom Vorstandsrate den Tätigkeits- und Rechenschaftsbericht, von den Rechnungsprüfern den Bericht über die gesamte Geld- und Vermögensgebarung, Stiftungsverwaltung usw. für die abgelaufene Verwaltungsspanne entgegen, erteilt Entlastung, beschließt über den Haushaltungsvoranschlag und entscheidet über die auf der Tagesordnung stehenden Anträge. Sie prüft unter Vermittlung von zwei von ihr bestellten Rechnungsprüfern die Rechnungen der Gesellschaft und setzt die Höhe des Gesellschaftsbeitrags für die nächsten 2 Geschäftsjahre fest.

4. a) Anträge der persönlichen Mitglieder der Gesellschaft, der Ortsgruppen oder einzelner ordentlicher Mitglieder von Ortsgruppen müssen, um auf die Tagesordnung der Hauptversammlung zu kommen, spätestens bis zum 31. Mai des Jahres der ordentlichen Tagung dem Vorstandsrate übersandt werden.

b) Anträge von einzelnen Ortsgruppenmitgliedern kann der Vorstandsrat nach seinem Ermessen auf die Tagesordnung setzen oder ablehnen.

5. Gegenstände, welche nicht auf der Tagesordnung der ordentlichen Hauptversammlung stehen, dürfen erst nach deren Erledigung und nur dann in Verhandlung genommen werden, wenn die Versammlung dies mit Dreiviertelmehrheit zuläßt.

6. Außerordentliche Hauptversammlungen können jederzeit vom Vorstandsrate, im Notfalle auch vom Vorstande einberufen werden, wenn er dies für im Interesse der Gesellschaft erforderlich erachtet (§ 36 B. G. B.).

7. Eine außerordentliche Hauptversammlung muß vom Vorstandsrate einberufen werden, wenn dies von mindestens $1/_6$ der Ortsgruppen unter Angabe des Zwecks und der Gründe schriftlich beantragt wird.

8. Die Einberufung der ordentlichen und der außerordentlichen Hauptversammlungen hat nicht später als 4 Wochen vor ihrer Abhaltung unter Mitteilung der Tagesordnung durch Zuschrift an die persönlichen Mitglieder (§ 4) und an sämtliche Ortsgruppen zu erfolgen.

9. Die Sitzungen der Hauptversammlung werden vom 1. oder 2. Vorsitzenden der Gesellschaft geleitet.

10. Über die Verhandlungen der Hauptversammlung ist eine Verhandlungsschrift zu führen, in welche alle gefaßten Beschlüsse wortgetreu niedergelegt werden müssen. Die Verhandlungsschrift ist vom Vorsitzenden der Versammlung und von 2 von ihr gewählten Versammlungsteilnehmern zu prüfen und zu unterzeichnen.

11. a) Zur Abstimmung in der Hauptversammlung sind nur die persönlichen Mitglieder und die Vertreter der vollberechtigten Ortsgruppen berechtigt,

b) die Zahl der auf die einzelne vollberechtigte Ortsgruppe in der Hauptversammlung entfallenen Stimmen richtet sich nach der Zahl der bis Ende April des Wahljahres an die Gesellschaftskasse abgelieferten ordentlichen Mitgliedsbeiträge,

c) auf je 15 Beiträge von ordentlichen Mitgliedern entfällt eine Stimme. Ein verbleibender Rest von mehr als 7 Mitgliedsbeiträgen gilt als voll. Jedoch kann keine vollberechtigte Ortsgruppe mehr als 25 Stimmen abgeben,

d) es bleibt der einzelnen vollberechtigten Ortsgruppe überlassen, durch wieviele Vertreter sie die ihr zukommenden Stimmen ausüben lassen will,

e) als Vertreter können nur ordentliche Mitglieder einer Ortsgruppe bestellt werden. Die Bestellung von Mitgliedern anderer Ortsgruppen als Vertreter ist gestattet,

f) die vollberechtigte Ortsgruppe hat den oder die von ihr bestellten Vertreter dem Verwaltungsausschusse rechtzeitig zu nennen und bei jedem anzugeben, wie viele Stimmen für die Ortsgruppe abzugeben er bevollmächtigt ist,

g) jeder Vertreter ist mit einer auf seinen Namen lautenden Vollmacht zu versehen, in welcher ebenfalls die Zahl der Stimmen anzugeben ist, welche er führt,

h) die Vertreter sind verpflichtet, diese Vollmachten dem Vorsitzenden der Versammlung rechtzeitig vor Beginn der Sitzung vorzulegen,

12. a) die Hauptversammlung ist ohne Rücksicht auf die Zahl der in der Sitzung vertretenen Stimmen beschlußfähig,

b) die Beschlußfassungen erfolgen mit einfacher Mehrheit, insoweit nicht das Gesetz oder die Satzung etwas anderes vorschreiben. Bei Stimmengleichheit gilt der Antrag als abgelehnt,

c) drei Vierteile der abgegebenen Stimmen sind erforderlich für die Annahme von Satzungsänderungen und für den Ausschluß einer Ortsgruppe.

§ 12. Auflösung der Gesellschaft. 1. Der Antrag auf Auflösung der Gesellschaft muß schriftlich unter Angabe der Gründe beim Vorstandsrate eingereicht werden. Er bedarf der Unterstützung von mindestens einem Fünftel der Ortsgruppen.

2. Ist der Antrag ausreichend unterstützt, so hat der Vorstandsrat binnen 4 Wochen, nachdem dies festgestellt ist, eigens dafür eine Hauptversammlung auf einen mindestens 4 Wochen und spätestens 8 Wochen späteren Zeitpunkt einzuberufen.

3. Für den Auflösungsbeschluß ist eine Mehrheit von drei Vierteilen der abgegebenen Stimmen erforderlich.

4. Wenn die Hauptversammlung die Auflösung beschlossen hat, entscheidet sie in derselben Sitzung über die Verwendung des Vermögens der Gesellschaft. Es muß Zwecken der Rassenbiologie oder der Rassenhygiene gewidmet werden.

§ 13. Inkrafttreten der Satzung. Diese Satzung tritt mit 10. April 1917 in Kraft. Als erstes Geschäftsjahr im Sinne dieser Satzungen gilt die Zeit vom 10. April 1917 bis 31. Dezember 1917.

Jena, 23. Oktober 1916.

Eingetragen im Vereins-Register Bd. XIII Nr. 63 am 7. April 1917.

München, den 10. April 1917.

K. Amtsgericht München, Registergericht.
Dessel, Oberamtsrichter.

Sitzung des Vorstandsrates der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene am 29. Juli 1917 im Hygienischen Institut zu München.

Auf der Tagesordnung steht die Wahl des Verwaltungsausschusses. Satzungsgemäß sind die beiden Vorsitzenden der Gesellschaft Geh. Rat v. Gruber, München, und Dr. Ploetz, Herrsching, zugleich die Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses. Als Schriftführer werden Verleger Lehmann, München, und Dr. Lenz, München-Puchheim, gewählt, als Kassenwart Hofrat Spatz, München.

Sodann wird die Frage der Geldbeschaffung für die Zeitschrift und die Besoldung eines Geschäftsführers weiter besprochen. v. Hoffmann teilt mit, daß die Ortsgruppe Berlin bereits ein Rundschreiben verschickt habe. Lehmann vertritt die Anschauung und findet die Zustimmung der Versammlung, daß für die Geldsammlung ein großzügiges und anschauliches Ziel aufgestellt werden soll, etwa die Schaffung eines rassenhygienischen Museums. Die 5 Mitglieder des Verwaltungsausschusses werden von der Versammlung als Kommission für die Ausarbeitung eines Programmes für das Museum bestimmt. In dessen Rahmen soll dann auch die Herausgabe der Zeitschrift und die Anstellung eines Geschäftsführers zur Ausführung kommen.

Sanitätsrat Weinberg teilt die Gründung einer Württembergischen Gesellschaft für Rassenhygiene mit, die vorerst eine nicht vollberechtigte Ortsgruppe der Deutschen Gesellschaft darstellt. — Schließlich wird noch beschlossen, dem Deutschen Wohnungsausschuß mit einem Beitrage von 50 ℳ beizutreten. Fritz Lenz.

Zeitschriftenschau.

Abkürzungen: A. = Archiv, H. = Heft, J. = Journal, Mitt. = Mitteilungen, Mon. = Monatsschrift, W. = Wochenschrift, Z. = Zeitschrift.

Archiv f. Frauenkunde und Eugenetik. Bd. 2, H. 1/2. Sellheim, Das weibliche Fortpflanzungsleben als eine Kette fruchtbarer und unfruchtbarer Funktionsgänge. Sundberg, Über Rassenmischungen, Sippschafts- und Stammehen. Laubenburg, Frauenkrankheiten als Erwerbskrankheiten. Winternitz, Die Frau in den indischen Religionen (Forts.). Nassauer, Der Schrei nach dem Kinde. H. 3. Schacht, Die geringere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Weibes. Reich, Gebrechlichkeit und Zivilisation.

Archiv für innere Kolonisation. Jg. 1916/17, H. 3/4. Wygodzinski, Auswanderung und innere Kolonisation in Österreich. Brandsch, Deutsche Siedlungstätigkeit in Ungarn. H. 5/6. Metz, Fünfundzwanzig Jahre Siedlungsarbeit der Generalkommissionen. v. Czettler, Die innere Kolonisation in Ungarn. Krammel, Siedlungsarbeit in Siebenbürgen.

Archiv f. Kriminologie. Bd. 67. Sommer, Zur forensischen Beurteilung der Erblichkeit von morphologischen Abnormitäten und der Papillarlinien der Finger.

Archiv f. Sozialw. und Sozialpolitik. Bd. 42, H. 1. Zimmermann, Belgische Arbeiterwohnungen. H. 2. Sombart, Aus der Frühzeit der modernen Gesellschaftsformen. Bd. 43, H. 2. Budge, Der Krieg und das Bevölkerungsproblem.

Halbmonatsschrift f. soz. Hygiene und praktische Medizin. Jg. 24 H. 23. Guradze, Die Mischehen in Berlin. H. 24. Marcuse, Mischehen und Statistik. H. 25. Guradze, Zum Gegenstande: Mischehen und Statistik. Jg. 25, H. 1. v. Hoffmann, Ein neuer Adel der biologisch Tüchtigen.

Korrespondenzblatt der Deutsch. Gesellsch. für Anthropologie usw. Jg. 47, H. 10/12. v. d. Broek, Zur Frage der willkürlichen Beeinflussung der kindlichen Schädelform.

Medizinische Klinik. Jg. 12, H. 38. Sokolowsky, Brutpflege und Jungenfürsorge bei Säugetieren. Jg. 13, H. 11. Löhlein, Kriegserfahrungen über Nachtblindheit. H. 12. Löhlein, Forts. H. 13. Löhlein, Forts.

Münchener Mediz. Wochenschrift. Jg. 63, H. 34. Grumme, Abhängigkeit des Fortpflanzungsvermögens vom Eiweißgehalt der Nahrung. John, Über die Bedeutung der Tonsillen für Gesundheit und Wehrfähigkeit. H. 35. Gennerich, Zur Behandlungsfrage der frischen Luesstadien. H. 36. Gennerich, Schluß. Nobl, Zur Ätiologie des Lichen ruber planus. H. 40. Meyer-Rüegg, Über künstliche Befruchtung beim Menschen. H. 45. Pryll, Kohabitationstermin und Kindsgeschlecht. H. 49. Lagner, Hilfsschule, Ehe und Nachkommenschaft. H. 51. Siegel, Zur willkürlichen Geschlechtsbestimmung. Jg. 64, H. 1. Dorenberger, Hebung der Volkskraft durch Kräftigung unserer Jugend. H. 4. v. Hoffmann, Über die Begriffe Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene (Eugenik). H. 5. Pfaundler, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. H. 6. Jahn, Kinderlosensteuer und staatliche Kinderversicherung. H. 9. Lenz, Ein Beitrag zur Basedowdiathese. H. 13. v. Gruber, Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. Jg. 64, H. 14. Pesl, Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. H. 15. Busching und Freudenberger, Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. H. 16. Jesionek, Der Erlaß des Kgl. Preußischen Kriegsministeriums betreffend die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. H. 17. Pfaundler, Zur Organisation der Fürsorge bei kongenitaler Lues im ersten Kindesalter. Schweitzer, Kriegsamenorrhöe. H. 18 Graefe, Über Kriegsamenorrhöe. Pfaundler, (Schluß). H. 25. Duschl, Eine seltene Form von Polydaktylie. H. 27. Spatz, Bekämpfung der antikonzeptionellen Propaganda. H. 28. Kaup, Außerhäusliche Erwerbsarbeit der Frau und Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. H. 29. Döderlein, Zur Bekämpfung der Fehlgeburten. Steinhardt, Vom Stillen in der Kriegszeit. H 30. Pesl, Leitsätze über Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der Heimarbeiterinnen. H. 32. Franqué, Künstliche Sterilisation und Geburtenrückgang. H. 33. Denkschrift

über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung, H. 34. Kaup, Zur Frage der Zuverlässigkeit der Wassermannschen Reaktion. Lenz. Ein großzügiger Plan zur Bevölkerungspolitik in Bayern. Grassl, Zur Bekämpfung der Fehlgeburten.

Pol.-Anthrop. Monatsschrift. Jg. 14, H. 11. Bieder, Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien. Diethart, Die Ostjudenfrage (Zionismus und Grenzschluß). Jg. 15, H. 5. Holle, Zur Frage der inneren Kolonisation. Sigismund, Frauenbewegung und Staat. H. 6. Holle, Mechanisches und biologisches Denken. Siemens, Die politisch-anthropologische Bedeutung des Geburtenrückgangs. Sigismund, Forts. H. 7. Sigismund, Forts. H. 8. Sigismund, Schluß. Holle, Die „nationale" Einheitsschule. H. 9. Hutten, Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen. H. 10. Siemens, Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen. H. 11. Holle, Biologie im Unterricht nach dem Kriege. Krüger, Deutsches Blut in Frankreich. H. 12. Holle, Schluß.

Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt. Jg. 25, Nr. 44. Albrecht, Zur Bekämpfung ehehindernder und geburtenzahlbeschränkender Arbeitsbedingungen. Für und wider die Dienstpflicht der Frau. Nr. 50. Gräf, Die Familie i. d. Arbeiterversicherung. Nr. 51. Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung. Jg. 26, Nr. 1. Strehlow, Mängel unsres städtischen Siedelungswesens. Nr. 3. Mantel, Gegen dienstvertragliche Ehehindernisse und Nachkommenschaftsbeschränkungen. Nr. 7. Winnig, Die Frage der ausländischen Arbeiter in Deutschland. Nr. 8. Lüders, Der Aufstieg der Begabten. Bamberger, Auswanderersteuer. Nr. 11. Die Förderung des Kleinwohnungswesens in Preußen. Nr. 16. Schmitz, Die Industriearbeiterfrau als Mittelpunkt der Familie. Nr. 18. Schmittmann, Der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes und die Wohnungsfrage der Ledigen. — Beihilfen für kinderreiche Familien in Frankreich. Nr. 26. Wohnungsfrage und Geburtenrückgang. Nr. 32. Ein Schritt vorwärts in der Wohnungsfrage. Nr. 35. Rückgang der Säuglingssterblichkeit während des Krieges. Nr. 38. Wittmayer, Errichtung eines Fachministeriums für Volksgesundheit und soziale Fürsorge in Österreich. Nr. 41. Aufstiegmöglichkeiten für begabte Volksschulkinder in Berlin.

The American Naturalist. Vol 49, Nr. 584. East, The Chromosome View of Heredity and its Meaning to Plant Breeders. Nr. 585. Norton, Inheritance of Habit in the Common Bean. Gates, On the Modification of Characters by Crossing. Nr. 586. Pearl, Seventeen Years Selection of a Character. Frost, The Inheritance of Doubleness in Matthiola and Petunia. I. The Hypotheses. Nr. 587. Variability and Amphimixis. Summer, Genetic Studies of Several Geographic Races of California Dear Mice. Nr. 588. Castle, Some Experiments in Mass Selection. Little, The Inheritance of Black-eyed White Spotting in Mice. Laughlin, The F_1 Blend accompanied by Genic Purity. Platt, The Population of the „Blanket Algae" of Freshwater Pools. Nr. 589. Minchin, The Evolution of the Cell. Morgan, The Eugster Gynandromorph Bees. Nr. 590. Papanicolaou and Stockard, A further Analysis of the Hereditary Transmission of Degeneracy and Deformities by the Descendants of Alcoholized Mammals. Pearl, Fecundity in the Domestic Fowl and the Selection Problem. Minchin, The Evolution of the Cell. Nr. 591. Jeffrey, Hybridism and the Rate of Evolution in Angiosperms. Papanicolaou and Stokkard, Forts. v. Nr. 590. Castle, Variability under Inbreeding and Crossbreeding. Nr. 592. Muller, The Mechanism of Crossing-over. Bagg, Individual Differences and Family Resemblances in Animal Behavior. Waterman, Evolution of the Chin. Holden, Hybrids of the Genus Epilobium. Nr. 593. Calkins, General Biology of the Protozoan Life Cycle. Minchin, The Evolution of the Cell. Muller, The Mechanism of Crossing-over. Wolfe, Fasciation in Maize-Kernels. Nr. 594. Castle, New Light on Blending and Mendelian Inheritance. Little, The Occurrence of Three Recognized Color Mutations in Mice. Muller, The Mechanism of Crossing-over. Nr. 595. Riddle, Sex Control and Known Correlations in Pigeons. Emerson, The Calculation or Linkage Intensities. Muller, Forts. Vol. 50, Nr. 596. Davenport, The Form of Evolutionary Theory that Modern Genetical Research seems to favor. Goodale, Egg Production and Selection. Sinnott, Comparative Rapidity of Evolution in Various Plant Types. Nr. 597. Bartlett, The Status of the Mutation Theory with especial reference to Oenothera. White, Inheritance Studies in Pisum. Vallean, Inheritance of Sex in the Grape. Nichols, On Primarily Unadaptive Variants. Nr. 599. Dunn, The Genetic Behavior of Mice of the Color Varieties „Black and Pan" and „Red". Nr. 600. Goldschmidt, Experimental Intersexuality and the Sex-problem. Mac Dowell, Piebald Rats and Multiple Factors.

Z. f. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bd. 17, H. 7. Neisser, Neo-Regle-

mentarismus und Neo-Abolitionismus. **Lieske**, Gewissenszweifel in Fragen der Schweigepflicht gegenüber Geschlechtskranken. **Fraenkel**, Sexuelle Gefährdung der Frau durch den Krieg. H. 8. **Schlenzka**, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und Prostitution. H. 9. **Flesch**, Anzeigepflicht und Berufsgeheimnis des Arztes u. d. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Z. f. Dem. und Statistik der Juden. Jg. 12, H. 1—3. **Rosenfeld**, Die jüdische Bevölkerung Galiziens 1867—1910. Religionsbekenntnis der i. J. 1911 in Preußen wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze Verurteilten. Die Blinden, Stummen, Geisteskranken und Geistesschwachen nach der Konfession auf Grund der Volkszählung 1910 in Berlin.

Z. f. Ethnologie. Jg. 48, H. 1. **Friedenthal**, Über den Grad der Blutsverwandtschaft i. d. Familie oder Sippschaft. **Hauschild**, Das Mendeln des Schädels. H. 2 u. 3. **Haustein**, Die Darstellung von Mensch und Tier durch Messung, Meßschema und Zeichnung. **Fritsch**, Die Feststellung der menschlichen Hautfarben. **Fritsch**, Die Verbreitung australoider Merkmale in Melanesien und den Philippinen.

Z. f. Morphologie und Anthropologie. Bd. 20, H. 1. **Schwerz**, Untersuchung v. Burgunderschädeln d. Westschweiz a. d. 5.—10. Jahrh.

Z. f. Sozialwissenschaft. Jg. 7, H. 11. **Wolf**, Die Erklärung des Geburtenrückgangs durch die Wohlstandstheorie. Jg. 8, H. 1. **Klumker**, Die Herkunft der Armen. Jg. 8, H. 2/3. **Mauschke**, Kinderzahl u. Kindersterblichkeit.

Eingegangene Druckschriften.

[Im Interesse einer raschen Berichterstattung bitten wir alle Verfasser, ihre in unser Gebiet einschlagenden Werke oder Sonderabzüge möglichst bald an die Redaktion (Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München) einsenden zu wollen mit dem Vermerk: zur Rezension im Archiv.]

Adametz, L. Studien über die Mendelsche Vererbung der Karakulschafe. Bibl. genet. Bd. 1. Leipzig, Borntraeger 1917.

Armbruster, L. Phylogenie der Geschlechtsbestimmungsweise bei Bienen. Zool. Jb. (Syst.) 40, 1916.

Banta, A. Sex intergrades in Crustacea. Proc. Nat. Acad. Sci. 2, 1916, 578.

Becher, E. Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen. Leipzig 1917, Veit. 149 S.

Van Bemmelen, J. Flügelzeichnung der Hepialiden. Zool. Anz. 48, 1916, Nr. 6 und 7.

Biedermann, W. Sekretion und Sekrete. Archiv f. d. ges. Physiol. 167, 1917.

Botke, J. Dessin des ailes des Lépidoptères et leur origine phylétique. Leiden 1916.

v. Buddenbrock. Lichtkompaßbewegungen bei Insekten. SB. Heidelberg. Akad. Wiss. (Math. nat. Kl. Abblg. B) 1917, Nr. 1.

Claß, Heinrich. Zum deutschen Kriegsziel. 80 S. München 1917, J. F. Lehmann. 1 M.

Davenport, Ch. The form of evolutionary theory that modern genetical research seem to favor. Am. Nat 50, 1916, Ex. 49.

Davenport, C. B. Hereditary factor in Pellagra. Arch. int. Med. 18, 1916, 4—31.

Deegener, P. System der Sozietätsformen im Tierreiche. Zool. Anz. 49, 1917.

Dickel, F. Geschlechtsbildung bei der Honigbiene. Z. f. wiss. Insectbiol. 11 u. 12.

Die Nornen. Beiträge zu deutscher Wiedergeburt und germanischem Menschentum. H. 2. 1917. Ausgabe A. 96 S. Jährlich 4 Hefte. 8 M.

Doflein, F. Zuckerflagellaten. Biol. Zbl. 36, 1916, Nr. 10.

Dürken, B. Entwicklungskorrelationen und Lokalrassen bei Rana fusca. Biol. Zbl. 37, 1917, Nr. 3.

—, —. Variation von Schmetterlingspuppen durch verschiedenfarbige Umgebung. Z. f. wiss. Zool. 96, 1916.

Dyck, Siegfried. Bevölkerungsprobleme. [47 S.] Breslau 1917, Preuß & Jünger.

Eulenburg, Prof Dr. Albert. Moralität und Sexualität. [92 S.] Bonn 1916, A. Marcus & E. Weber. Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Fabarius, E. A. Neue Wege der deutschen Kolonialpolitik. [31 S.] Berlin 1916.

Fischer, E. Vererbungsexperimente mit Vanessa urticae-Aberrat. Soc entomol. 29, S. 88.

—, —. Paarung der Tagfalter in der Gefangenschaft. Soc. entomol. 31, S. 55.

—, —. Zur Frage, ob Vanessa ichnusa eine eigene Art sei.

Friedberger, J. Der Einfluß der Geburtenfolge auf die Sterblichkeit der Kinder. Braunschweig 1916, Frdr. Vieweg & Sohn. 20 S.

Giese, Dr. Fritz. Die Idee einer Frauendienstpflicht. [168 S.] Langensalza 1916, Wendt & Klauwell. 4 M.

Haecker, V. Eigenschaftsanalyse der Wirbeltierzeichnung. Biol. Zbl. 36, 1916, 448.

—, —. Reizphysiologisches über Vogelzug. Biol. Zbl. 36, 1916, 403.

Hänsch, Prof. Dr. Felix. An der Schwelle des größeren Reichs. Deutsche Kriegsziele in politisch-geographischer Begründung. 234 S. Mit 6 Karten im Text. München 1917, J. F. Lehmann.

Hammer, Dr. W. Der reichsdeutsche Geburtenrückgang am Anfange des 20. Jahrhunderts. 96 S. Hohen-Neuendorf bei Berlin, Buchdruckerei Emil Krause.

Haneld, Fr. Zur Frage der Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung i. Beamtenfamilien. Berlin 1916, Verlag Vahlen. 44 S. 2 M.

Harris, A. The variable desert. Scient. Monthly 1916.

—, —. A tetra coty ledonous Race of Phaseolus. Mem. New York Bot. Garden 6, 1916, 229—44.

—, —. Correlation between number of pods and seed weight. Bull. Torrey Bot. Club. 43. 1916, Nr. 9.

—, —. Number of nipples in mammals. Am. Nat. 50, 1916, 696—704.

—, —. Variation, Correlation, Inheritance of Fertility. ibid. S. 626—636.

—, —. Progress in the theory of Correlation. Am. Nat. 50, 1916.

—, —. Parthenogenesis in Anthothrips. 16 Rep. Michigan Acad. Sci.

Hasebroek, K. Melanismus von Cymatophora. Internat. entomol. Z. 1917, Nr. 21.

—, —. Zwillingsflecke v. Vanessa z. Bestimm. des phyl. Alters. Zool. Jb. (Syst) 40, 1917.

Hauser, Dr. O. Der Mensch vor 100000 Jahren. 96 Abbild., 3 Karten. [142 S.] Leipzig 1917, F. A. Brockhaus.

Heinemann, Dr. Bruno, und **Neumann-Frohnau,** Dr. J. Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. 9 Kartenskizzen u. Schaubilder. [79 S.] Reichsverl. Berlin W 35, 1916.

Heinke, Prof. Dr. C. Organische Staatsentwicklung. [75 S.] München 1917, Ernst Reinhardt.

Herbst, C. Der kluge Hund von Mannheim. Nat. Wochschr. 15. 1916, S. 537—40.

—, —. Anatomie von Krebsen mit Antennulis an Stelle von Augen. Arch. f. Entwick.-Mech. 42, 1916.

Hertwig, R. Exper. Biologie u. Sexualitätsproblem. Internat. Monatschr. f. Wissenschaft. 8, 1913, Nr. 3.

—, —. Parthenogenesis der Infusorien. Biol. Zbl. 34, 1914, Nr. 9.

Hirt, Dr. Walter. Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele. [246 S.] 23 Originalfiguren. München 1917, Ernst Reinhardt.

v. Hoffmann, G. Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene (Eugenik). S.-A. aus der Monatsschrift „Öffentliche Gesundheitspflege". 11 S.

Hofstaetter, Walther. Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. 2 Karten, 32 Tafeln, 8 Abbild. [171 S.] Berlin 1917, B. G. Teubner. 2,70 M.

Nils von Hofsten, Geschichte des Diskontinuitätsproblems in der Biogeographie. Zool. Ann. 7, 1916.

Horn, Robert W. Volkscharakter und Kriegspolitik in Frankreich, Rußland, England. [100 S.] Heft 9. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W 57. 1,50 M.

Innere Kolonisation und Krieg. Oktoberheft 1916 d. Ztschr. „Der Panther". 250 S. 1.50 M.

Jahrbuch des Städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Herausgeg. v. der Direktion. [100 S.] 12 Taf., 7 Textabbild. Band 1913/14. Leipzig 1915, R. Voigtländer. 4,50 M.

Kapteyn, I. Skew frequency curves in biology. Rec. trav. bot. néerland. 13, 1916.

Kindermann, Dr. Carl. Des deutschen Volkes Meisterjahre. 299 S. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Klebs, G. Erbliche Blütenanomalien beim Tabak. Z. f. ind. Abstl. 17, 1916, S. 53—119.

Kleinsorgen, Wilhelm. Cellular-Ethik als moderne Nachfolge Christi. [200 S.] Leipzig 1912, A. Kröner.

Knauer, S. Ursachen und Folgen des aufrechten Ganges des Menschen. Anat. Hefte. Ergeb. 22, 1916.

Königs, K. Vererbungsfragen. Anhang zu: „Die Vererbung in der Kaninchenzucht" von Max Porzig, Gnandorf. [56 S.] Berlin 1916, Dtsche Gesellsch. f. Züchtungskunde.

Korschelt, E. Lebensdauer, Alter und Tod. Jena, G. Fischer 1917, 170 S.

—, —. Verhalten wirbelloser Tiere gegen niedere Temperaturen. Zool. Anz. 45, 1914.

Kossinna, Prof. Dr. Gustav. Die goldenen „Eidringe" und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland. Mit 69 Abb. 131 S. S.-A. aus Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Band VIII.

Kranichfeld, H. Einwände H. Nilssons gegen die Mutationslehre. Biol. Zbl. 37, 1917, Nr. 2.

Kronacher, C. Der Wiederaufbau der deutschen Pferdezucht nach dem Kriege. Berlin 1917, Parey. ℳ 2,50.

—, —. Allgemeine Tierzucht. 3. Abtlg. Artbegriff, Wege der Artbildung, Rassen. Berlin 1917, Parey. 8 ℳ.

de Lange, D. Entwicklungsgeschichte des japan. Riesensalamanders. Leiden 1916.

Lehmann, E. Bakterienmutationen. Naturwiss. 1916, Nr. 36.

Lipschütz, A. Allgemeine Physiologie des Todes. [184 S.] 38 Abbild. Braunschweig 1915, Friedr. Vieweg & Sohn. 6,80 M.

Lotsy, J. P. Qu'est-ce qu'une espèce? Arch. Néerland. Sci. exactes 3, 1916, 57.

—, —. Rapports entre problèmes sociaux et l'hérédité. ibid. S. 151.

—, —. Antirrhinum rhinanthoides. ibid. S. 195.

Luther, A. Zuchtversuche an Ackerschnecken. Acta soc. pro Fauna Fennica 40, 1915, Nr. 2.

Meisel-Heß, Grete. Das Wesen der Geschlechtlichkeit. 2 Bände. [666 S.] Jena 1916, Eugen Diederichs. Brosch. 10 M., Lwd. geb. 13 M.

Metz, Ch. Chromosome studies on the Diptera. Am. Nat. 50, 1916 und J. exper. Zool. 21, 1916, Nr. 2.

Mitteilungen an die Mitglieder der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. Nr. 2. Berlin 1916. 8 S.
—, —. Nr. 3.
—, —. Nr. 4. Juni 1917. 14 S.
Müller, H. The mechanism of crossing-over. Am. Nat. 50, 1916.
von Noorden, Dr. C., u. **Kaminer,** Dr. S. Krankheiten und Ehe. 2. Aufl. [1111 S.] Leipzig 1916, Georg Thieme. Geb. 28,40 M.
Nordquist, O. Aalstudien. Ark. för Zoologi. 11, 1917, Nr. 6.
Oettinger, Dr. Walter. Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen. [77 S.] Berlin 1914, Fischers med. Buchhandlung, H. Kornfeld. 1,20 M.
Paull, Dr. med. H. Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Polit. Flugschriften von E. Jäckh. [29 S.] Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 0 50 M.
von Peez, Dr. A. Europa aus der Vogelschau. [129 S.] Wien u. Leipzig, Manz-Verlag.
Pesl, Dr. Chr. C. Ansiedlungsfragen. S.-A. aus Jg. 1916 der Annalen des Deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. 46 S.
Przybyszewski, Stanislaw. Von Polens Seele. [91 S.] Jena 1917, Eugen Diederichs. 1,80 M.
Riddle, O. und Schüler, Reproduction in birds (6 Abhlg.). Am. J. of Physiol. 41, 1916.
—, —. Size and length relations of the right and left testes of pigeons. Anat. Record 2, 1916.
Riebesell, P. Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner.
Rosenthal, Justizrat Dr. Mutterschaft [37 S.] Breslau 1917, Preuß & Jünger.
Ruttmann, W. J. Erblichkeitslehre und Pädagogik. [151 S.] Leipzig 1917, A. Haase. Geh. 3,60 M., einfach geb. 4,20 M.
Schemann, Ludwig. Gobineau. 2. Band. [749 S.] Straßburg 1916, Karl J. Trübner.
Schierbeek. The setal pattern of caterpillars. Leiden 1917.
Schmidt, E. Die deutschen Bauern in Südrußland. 50 S. Mit einer Karte des deutschen Kolonistengebietes in Südrußland. Berlin 1917, Deutsche Landbuchhandlung.
Schmitz, Dr. K. E. F. Die Bedeutung Johann Peter Franks für die Entwicklung der sozialen Hygiene. 196 S. Berlin 1917, Schoetz.
Schultz, W. Schwarzfärbung weißer Haare durch Rasur. 2 Abhlg. Arch. f. Entwick.-Mech. 42, 1916.
Schutzbund für das deutsche Weib. Deutsche Minne. Erstes Buch, Juli 1916. [48 S.] Sis-Verlag, Zeitz. 1 M.
Schwerz, Frz. Die Völkerschaften d. Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart. Mit 5 Taf. u. 88 Abb. i. Text. Stuttgart 1915, Strecker & Schröder. VII u. 307 S. 10,50 M.
Shull, F. Periodicity in the production of males in Hydatina. Biol. Bull. 28, 1915, Nr. 4.
Shull, F. and **Ladoff,** S. Factors affecting maleproduction in Hydatina. J. exper. Zool. 21, 1916, Nr. 1.
Siemens, H. W. Jg. XV, H. 1. Kritik der Rassenhygiene. S.-A. aus der Pol. Anthrop. Mon. Politisch-Anthropologischer Verlag 1916, Berlin-Steglitz. 22 S.
—, —. Deutsche Geburtenpolitik. S.-A. aus „Deutsche Politik". Weimar 1916, Verlag Kiepenheuer. 7 S.
Siemens, H. W. Die biologischen Grundlagen d. Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. 80 S. Mit 8 Abbildungen. München 1917, J. F. Lehmann. 1.80 M.
Smolian, K. Fischereiverhältnisse in den Ostseeprovinzen. Allg. Fischereiztg. 1916, 1917.
Steinhausen, G. Germanische Kultur in der Urzeit. 3. Aufl. Aus Natur u. Geisteswelt. [132 S.] Leipzig 1917, B. G. Teubner.
Steinmann, P. und **Breßlau,** E. Die Strudelwürmer. Leipzig, Klinkhardt 1913.
Sternfeld, R. Deutsche Vollblutzucht. 39. Flugschr. D. Ges. f. Züchtungskde., Berlin 1917.
Torges, C. H. Die Nebenehe als einziges Mittel zur schnellen Bildung einer neuen und kräftigen Wehrmacht und Veredelung der Sittlichkeit. 24 S. Köln, O. Müller.
Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung. Herausgeg. v. d. Medizinalabt. des Ministeriums. 4. Band, 5. Heft. [265 S.] Berlin 1916, Richard Schoetz. 8 M.
Vorwärts in der Wohnungsfrage. Prof. Dr. C. J. Fuchs, Wohnungsfrage und Krieg. Dr. K. v. Mangoldt, Wohnungsreform durch das Reich. Vorträge, gehalten auf der Gründungsversammlung des Deutschen Wohnungsausschusses in Berlin am 19. November 1916. 38 S. Berlin 1917, Heymann. 1 M.
Wamser, Dr. H. P. Untersuchungen über den Energie- und Eiweißbedarf der höheren Tiere und des Menschen. 2. Heft. [88 S.] Zentral-Einkaufsges. m. b. H. Berlin W 8, 1915.
Wegelin, C. Erbliche Mißbildung des kleinen Fingers. Berl. Klin. Wochschr. 1917, Nr. 12.
Werber, E. Origin of the „independent" lenses of teratophthalmic embryos. J. exper. Zool. 21, 1916, Nr. 3.
Wilser, Dr. Ludwig. Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde. 232 S. Mit vielen Abbildungen. Steglitz 1917, Hobbing.
Wolff, G. Zur Frage des Denkvermögens der Tiere. Z. f. Psych. 77, 1917.
Zeiler, A. Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt. [88 S.] Stuttgart, J. Heß. 1,50 M.
Ziegler, E. Über denkende und buchstabierende Hunde. Nat. Wochschr. 16, 1917, S. 20—24.

An unsere Leser.

Die Kriegsverhältnisse machen es leider notwendig, im Umfang des Archivs eine Einschränkung eintreten zu lassen. Auf Grund behördlicher Verordnung und starker Steigerung der Herstellungskosten ist der Verlag nicht mehr in der Lage, die Hefte in dem bisherigen Umfange zu liefern. Vorliegendes Heft erscheint daher als Doppelheft, und der laufende Jahrgang wird insgesamt um etwa 18 Bogen kürzer sein als die bisherigen. Bei dem nächsten Jahrgang (1918) wird die Kürzung bei Fortdauer des Krieges voraussichtlich etwa 25 Bogen betragen. Wir danken den Lesern für die Geduld, welche sie trotz des unregelmäßigen und verzögerten Erscheinens des Archivs während des Krieges gezeigt haben, und hoffen, daß unsere Leser auch im nächsten Jahre dem Archiv die alte Anhänglichkeit bewahren und mit uns durchhalten werden. In gewisser Weise glauben wir sogar eine Besserung der Verhältnisse in sichere Aussicht stellen zu können. Voraussichtlich wird es nämlich möglich sein, das Erscheinen des laufenden und des nächsten Jahrganges wieder regelmäßig zu gestalten, so daß Ende 1918 beide Jahrgänge fertig vorliegen dürften. Sobald die Schwierigkeiten des Verlages behoben und ihm hinsichtlich des Materiales keine Beschränkungen mehr auferlegt sein werden, wird das Archiv dann auch wieder im alten Umfange erscheinen. Seine Aufgaben sind durch den Krieg nur größer geworden und glücklicherweise auch in vermehrtem Maße zum allgemeinen Bewußtsein gekommen. Der Krieg muß ja einmal ein Ende nehmen, und nachher soll es versucht werden, durch noch zweckmäßigere Arbeitsteilung unter den Herren Mitarbeitern die Leser in noch umfassenderer und vollständigerer Weise als vor dem Kriege über das ganze ungeheure Gebiet der Rassen- und Gesellschaftsbiologie auf dem Laufenden zu erhalten. Die Schriftleitung.

Die heutige Nummer enthält eine Anzeige betr. die Zwischenscheine der II. Kriegsanleihe, auf die hierdurch besonders hingewiesen wird.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München.
Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

12. Band

Eine deszendenztheoretische Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

1918
5./6. Heft

Herausgegeben von
Dr. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. A. NORDENHOLZ, München,
Prof. Dr. L. PLATE, Jena, Prof. Dr. E. RÜDIN, München
und Dr. R. THURNWALD, Berlin.



LEIPZIG-BERLIN. VERLAG B.G. TEUBNER.

ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTSBIOLOGIE

Redigiert von

Dr. Alfred Ploetz, Herrsching (bei München), und
Dr. Fritz Lenz, Puchheim-Eichenau (bei München).

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, die Manuskripte nur auf einer Seite beschrieben und in gut lesbarer Schrift einzusenden.

Das Archiv gewährt den Herren Mitarbeitern für Originalartikel ein Honorar von M. 50 pro Bogen, für Rezensionen M. 70 pro Bogen. Außerdem erhalten die Herren Verfasser unentgeltlich von größeren Aufsätzen 30 Sonderabdrucke, von kleineren Beiträgen, Rezensionen usw. 10 Abzüge der betr. Seiten; eine größere Anzahl dagegen, als die genannte, zu den Herstellungskosten.

Das Archiv umfaßt in einem Band 6 Hefte zum Preise von 24 Mark. Einzelne Hefte werden mit 5 Mark berechnet. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Abhandlungen.

Sapper, Professor Dr. K., in Straßburg i. E. Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart 417

Lenz, Dr. Fritz, in Puchheim-Eichenau bei München. Vorschläge zur Bevölkerungspolitik mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftslage nach dem Kriege . 440

Diskussion und Erklärungen.

Hertz, Dr. Friedrich, in Wien. Rasse und Kultur. Eine Erwiderung u. Klarstellung 468

Lenz, Dr. Fritz. Antwort an Hertz . . . 472

Kritische Besprechungen und Referate.

Gaupp †, August Weismann. Sein Leben und sein Werk (Dr. H. Thiem, z. Z. Metz) 475

Sonnenberger, Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie (Dr. H. W. Siemens, Charlottenburg) 478

Rasmuson, Kreuzungsuntersuchungen bei Reben (Thiem) 478

Brehms Tierleben. 4. Aufl. (Prof. Dr. L. Plate, Jena) 480

Werber, On the Blastolytic origin of the "Independent" Lenses of Some Teratophthalmic Embryos and its Significance for the Normal Development of the Lens of Vertebrates (Dr. V. Franz) 483

Skull, Periodicity in the Production of Males in Hydatina senta (Franz) . . . 484

Skull und Ladoff, Factors Affecting Male Production in Hydatina (Franz) . . . 484

Luther, Zuchtversuche an Ackerschnecken (Franz) 485

Sternfeld, Dtsch. Vollblutzucht (Siemens) 485

Kriegsgefangene. 100 Steinzeichnungen von Hermann Struck. Begleitworte von F. v. Luschan (Lenz) 486

Schemann, Gobineau (Lenz). 488

Derselbe, Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus (Lenz) 488

Seite

Wilser, Die Überlegenheit der germanischen Rasse (Lenz) 490

Haiser, Die Überzeugungskraft des „Beweises" (Lenz) 490

Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern (Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg) 493

Hirt, Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele (Privatdozent Dr. Rudolf Allers, z. Z. Wien) 494

Sommer, Über Familienähnlichkeit (Dr. H. Fehlinger, z. Z. im Felde) 495

Riebesell, Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre (San.-Rat Weinberg, Stuttgart) . . 496

Häcker, Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff (Weinberg) 496

Pearson, Nettleship und Usher, A monograph on albinism in man (Weinberg) 497

Jentsch, Über die klinische Bedeutung der Degenerationszeichen (Allers) 501

Pernet, Über die Bedeutung von Erblichkeit und Vorgeschichte für das klinische Bild der progressiven Paralyse (Allers) 502

Engelhard, Eine Familie mit hereditärem Nystagmus (Allers) 502

Kalb, Beiträge zur Belastungsfrage bei Paralyse (Allers) 503

Barth, Untersuchungen an weiblichen Fürsorgezöglingen (Allers). 504

Lewandowsky, Erbliche Kältelähmung (Allers) 504

Gumbel, Die Berechnung des Bevölkerungsstandes durch Interpolation (Weinberg) 505

Duncker, Die Frequenzverteilung der Geschlechtskombinationen bei Mehrlingsgeburten des Menschen und des Schweins (Weinberg) 505

Die Züricher Heiraten. Statistik der Stadt Zürich (Weinberg) 506

(Fortsetzung des Inhalts auf Seite 3 des Umschlages.)

Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart.

Von

Professor Dr. K. Sapper, Straßburg i. E.

(Fortsetzung von S. 320 und Schluß.)

VII. Soziale und rechtliche Einwirkungen von Einzelvertretern der Kulturvölker.

Wenn schon die Berührung mit Vertretern fremder Völker, die Begründung der politischen Herrschaft derselben und die Übertragung vieler Kulturelemente an sich und in ihren Begleit- und Folgeerscheinungen vielfach ungünstig auf den Bestand kulturärmerer Völker gewirkt haben, so ergaben und ergeben sich doch auch aus dem Nebeneinanderleben der Angehörigen verschiedener Rassen und Kulturen infolge der persönlichen Eigenschaften und Geistesrichtung der Vertreter der höheren und mächtigeren Kultur häufig Zustände und Ereignisse, die sehr wesentlich, ja entscheidend zum Niedergang, mancherorts sogar zur Vernichtung des Volksbestandes und der Kultur der Eingeborenen beitrugen und beitragen.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, in dieser Skizze die Unterschiede herauszuarbeiten, die sich für das Schicksal der kulturärmeren Völker aus der Verschiedenheit des Zeitgeistes, der Geistesrichtung und der Nationalität der Neuankömmlinge ergaben. Es ist ja klar, daß in einer Zeit, wo in Europa noch durchaus die mittelalterlichen Rechtsgebräuche blutiger Folterung, übermäßiger Strenge und Härte der Kriminalgerichtsbarkeit, Inquisition und Hexenprozesse herrschten, das mit glühendem Glaubenseifer verbundene rücksichtslose Draufgängertum der spanischen Konquistadoren des 16. Jahrhunderts in ihren Mitteln zur Unterwerfung und Bekehrung der Eingeborenen nicht gerade wählerisch war; ebenso versteht man gut, daß die nüchterne Strenge und der geistige Hochmut der englischen Puritaner des 17. Jahrhunderts der fremdartigen Psyche der Eingeborenen kein Verständnis entgegenbringen konnte, daß dagegen die aufgeklärten Ideen des 18. Jahrhunderts oder die humanen Anschauungen des 19. Jahrhunderts der Kolonisation in fremdem Gebiet mildere Formen geben konnten, wenngleich das tatsächlich häufig genug nicht der Fall gewesen ist.

Ebenso versteht es sich, daß der Beruf der Neuankömmlinge unter Umständen sich in der Art der Berührung mit den Fremdvölkern

charakteristisch ausspricht, wie der Gegensatz zwischen der harten Herrengebarung der südafrikanischen Buren und der geschmeidigen Diplomatie der holländisch-ostindischen Kaufleute im 17. oder 18. Jahrhundert, oder aber zwischen den rohen Mannschaften von Walfischfängern und den streng gehaltenen Angehörigen von Forschungsexpeditionen in der Südsee im 18. und 19. Jahrhundert sehr anschaulich zeigt. Näher darauf einzugehen, mag hier unterlassen werden. Aber mit einigen Worten sei der Einflüsse gedacht, die sich aus dem sittlichen Charakter und der Denkweise der Neuankömmlinge ergaben.

Es ist natürlich, daß bei den Naturvölkern ebenso allezeit böse und gute Menschen nebeneinander lebten wie bei den kolonisierenden Völkern. Aber bei den ortsständigen Naturvölkern wurden die schlimmen Elemente durch Stammessitte, Häuptlinge oder Furcht vor Vergeltung meist mehr oder weniger in Schranken gehalten, so daß die Gesamtheit den Anblick einer gewissen Ordnung darbot. Natürlich war in den meisten Fällen auch in der Heimat des Kulturvolkes, und zwar noch in erhöhtem Maß, ein Zustand der Ordnung und der Niederhaltung schlimmer Elemente vorhanden. Aber wenn eine kleine Gruppe von Angehörigen eines Kulturvolkes zu einem Naturvolke kam, so zeigte sie kaum jemals die mittlere Zusammensetzung ihres Heimatlandes, sondern meist einen Überschuß an Elementen bestimmter Art. Wenn die Guten in der Überzahl waren, wie vielfach bei Kolonien, die von Leuten gebildet wurden, die ihres Glaubens oder ihrer politischen Überzeugung wegen die Heimat verlassen hatten, oder aber wenn die Kolonie unter der straffen Leitung eines erfahrenen und gerechten Mannes[1]) stand, so blieb meist auch in sonst schwierigen Gegenden der Friede mit den Eingeborenen gewahrt. Aber wie selten war das der Fall! Wieviel Unheil hätte von den Naturvölkern abgehalten werden können, wenn die Kulturvölker dafür Sorge getragen hätten, gerade nur die Besten zu den Naturvölkern gehen zu lassen, Leute mit gutem Willen, gerechtem Sinn und Verständnis für fremde Sitten und fremde Art! Aber wo ist — bis in die neueste Zeit hinein — das Kolonialvolk, das entsprechend den schönen Redensarten von Hebung der Eingeborenen und ihrer Wohlfahrt eine Auswahl der Kolonisten nach körperlichen und sittlichen Grundsätzen je für nötig erachtet hätte? Wenn man von den Missionaren, den Forschungsreisenden, den Beamten absieht, so darf man bei der stark überwiegenden Zahl der Übersiedler als Beweggrund der Übersiedelung Egoismus, Erwerbssinn annehmen. Das bedeutet an sich gewiß keinen Tadel, denn wie viele Pflanzer und Kaufleute, die in ehrlicher Arbeit große Vermögen in fernen Ländern er-

1) Z. B. Antony Rouse 1650—1654 in Suriname (Koloniaal Tijdschrift, 1917, S. 309f.) oder — in größerem Maßstab — Prinz Johann Moritz von Nassau 1637—1644 in Holländisch-Brasilien.

worben haben, sind durch ihren gerechten Sinn und ihre verständige Behandlung der Eingeborenen zu wirklichen Wohltätern und Kulturbringern für sie geworden! Aber es ist nicht zu leugnen, daß von den „Pionieren der Kultur" gar viele Existenzen mit großer Energie, aber geringem moralischen Halt gewesen sind, die durch brutale Handlungsweise und ungerechte Übergriffe die Eingeborenen verletzten, ja vielfach deren anfängliche Freundschaft in erbittertste Feindschaft umwandelten.

Waren schon an den beiden ersten Expeditionen des Kolumbus zweifellos viele Abenteurer von zweifelhaftem Charakter beteiligt, so mußte die Mannschaft seiner dritten Expedition bereits zum Teil aus den Gefängnissen geholt werden, und bald fingen Nationen, die sonst mit einem gewissen Hochmut auf die Spanier herabzusehen gewohnt sind, an, noch viel weiter zu gehen und systematisch ihre Verbrecher in die Kolonien zu schicken, vor allem Engländer und Franzosen, aber auch bis in die Gegenwart hinein — über Land — die Russen. Es ist natürlich durchaus in der Ordnung, wenn Verbrecher unter strenger Aufsicht auf einsamen, sonst unbewohnten Inseln konzentriert werden, wie etwa in Kostarika auf der Insel San Lukas; aber wenn Verbrecher mit Vertretern kulturärmerer Völker zusammenkommen, die ihnen zudem an physischer Kraft und an Intelligenz oft nicht gewachsen sind, so kann man sich ausmalen, welche Unsumme von Unrecht, Gewalttat und Betrug hier auf die unglücklichen Naturvölker hereinbrechen mußte, wenn sie einmal völlig freigelassen waren oder aus dem Gefängnis entweichen konnten! Dieses in manchen Kolonialländern (besonders Nordamerika, und nach dessen Abfall Australien mit Tasmanien) recht zahlreiche Bevölkerungselement erhielt durch Zuzug von geistig gleichgestimmten Seelen aus der Heimat oder dessen Nachbarländern vielfach noch Verstärkung. Aus solchen Elementen rekrutierten sich im Gebiet der Vereinigten Staaten vielfach die Händler, Soldaten und Grenzer, Trapper und Bergleute, auch Indianeragenten, und wer die scharf umrissene Charakterisierung dieser Leute in Friedericis Werk über die „Indianer und Angloamerikaner" nachliest (S. 28 ff., S. 32 ff., S. 57 ff. S. 66 ff., S. 72 ff., S. 126 ff.), wird die Richtigkeit der Antwort anerkennen, die einmal heidnische Häuptlinge christlichen Glaubensboten gaben: „Wir sind besser als ihr; wir wollen euch nicht, euren Gott und eure Sitten; bessert erst eure Landsleute und dann kommt zu uns!"[1]) Er wird aber auch begreifen, daß die Indianer, soweit sie mit dieser oft physisch und psychisch zugleich verrotteten Gesellschaft in nähere Berührung kamen, oft völlig verdorben wurden und einen tiefen Sturz von ihrer früheren sittlichen Höhe taten. Die ständigen Übergriffe und Übeltaten der Grenzer riefen einen Zustand erbittertster Feindschaft

1) Friederici, Indianer, S. 144, nach Bancroft.

zwischen den Indianern und der Grenzbevölkerung hervor; auf beiden Seiten floß viel Blut, und stellenweise arteten die Feindseligkeiten geradezu zu einem Vernichtungskrieg gegen die Indianer aus, in dem selbst absichtliche Verbreitung von Blattern und staatliche Prämienausschreibungen für Indianerskalpe als Hilfsmittel beliebt wurden.[1])

Nicht besser stand es um das Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen in Australien und Tasmanien, wo ebenfalls durch die Übergriffe der Weißen sich bald eine Todfeindschaft zwischen beiden Rassen entwickelte; Mord und Tod dezimierten die mehr und mehr verdrängten Australier; noch immer dauert der ungleiche Kampf zwischen beiden Rassen an; jedes Unrecht auf der einen Seite löst ein anderes auf der anderen aus; nach Klaatsch[2]) ist die Tendenz klar: „die Eingeborenen sollen eingeschüchtert, verdrängt und ausgerottet werden, um den Viehherden Platz zu machen.“

Auf Tasmanien, wo sogar die Regierung einmal eine allgemeine Treibjagd auf die Eingeborenen veranstaltete, ist das Eingeborenenelement[3]) längst völlig ausgestorben, und auf Feuerland, das niemals eine Verbrecherkolonie besessen hat, scheint dasselbe Ende bevorzustehen unter ähnlichen Begleiterscheinungen wie auf den bereits besprochenen Gebieten. Herr van Waterschoot van Gracht schrieb darüber an Paul Sarasin[4]): „Die erste Schaffarm auf Feuerland datiert vom Jahre 1884. Die Eingeborenen machten sich unangenehm bemerkbar durch Stehlen dieser ‚weißen Guanacos‘. Es folgte eine Strafexpedition im Jahre 1886, welche unnötig hart auftrat und die Rassenfehde entfesselte. Bald wurde eine Prämie von 1 £ auf jedes Paar Ohren von Feuerländern ausgesetzt, und dies brachte es mit sich, daß allerlei Gesindel den ertragreichen Beruf der Menschenjäger aufnahm. Zwei von diesen haben sich dadurch besonders ausgezeichnet, daß sie mit Strychnin arbeiteten. Chile hat zum Schluß eingegriffen, und man veranstaltete große Kesseltreiben durch Soldaten. Von den acht Stämmen mit ca. 4000 Seelen dürften noch kaum 400 übrig sein. Der Stamm hat aber seine Lebenskraft eingebüßt und stirbt aus.“

Im Westen des außertropischen Südafrika ist es vielfach ähnlich gegangen, und wenn gegenwärtig über Raub und Plünderungssucht der Buschmänner in Deutsch-Südwestafrika geklagt wird[5]), so ist dieser Zustand zwar bedauerlich, aber als eine Reflexwirkung gegen die frühere Art der Behandlung dieses Volks durch die Weißen zu verstehen. In Britisch-Südafrika sind die Verhältnisse nicht besser, und Schafdiebstähle

1) Friederici, a. a. O., S. 132ff.
2) Zeitschrift für Ethnologie, 39, 1907, S. 664.
3) P. E. de Strzelecki, Physical description of New South Wales and Van Diemens Land. London 1845. S. 343ff.
4) Über die Aufgaben des Weltnaturschutzes. Basel 1914. S. 60f.
5) Deutsche Kolonialzeitung, 1913, S. 745.

durch Buschmänner häufig, weil der Fleischhunger ihnen von den Zeiten ihres Jägerdaseins innewohnt und sie ihn nach der Vernichtung des Wildstands durch die Weißen nicht anders stillen können.[1]) Im 18. Jahrhundert war der Rassenkrieg in Südafrika sehr schlimm gewesen[2]): 1774 erhielten Buren sogar den Auftrag, die Buschmänner zu vernichten und nur Frauen und Kinder zu schonen, um sie unter sich zu verteilen. Da aber fliehende Buschmänner ihre Kinder zu töten pflegten, um sie vor Sklaverei zu bewahren, so waren die Folgen für den Bestand des Eingeborenenelements besonders böse.

Im lateinischen Amerika fehlen natürlich schlimme Elemente ebenfalls nicht, die bei jeder Gelegenheit sich Übergriffe gegen die Eingeborenen, oder allgemeiner gesagt, gegen die Schwächeren erlauben. Selbst in dem doch recht geordneten Mittelamerika kam es mir in entlegenen Urwaldgebieten infolgedessen mehrfach vor, daß die sonst so gastlichen Indianer mich erst in ihre Hütte aufnahmen, nachdem meine indianischen Träger sich gewissermaßen für mein untadeliges Benehmen verbürgt hatten, und in den Urwäldern Kostarikas ist in der zweiten Häfte des 19. Jahrhunderts das Völkchen der Guatusos durch die aus Kinderraub und anderen Übergriffen der Kautschuksammler sich entwickelnden Kämpfe mit diesen so geschwächt worden, daß ihr Aussterben nur noch eine Frage der Zeit ist, obgleich sie jetzt — auf Betreiben des damaligen Bischofs Thiel — von der kostarikanischen Regierung durch einen militärischen Posten geschützt sind.

Das rapide Anwachsen des Kautschukbedarfs in den Kulturländern der Erde gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts hat sich zu einem Unglück für die Naturvölker in und nahe den tropischen Urwaldgebieten gestaltet, die reich an Kautschuk liefernden Pflanzen sind, also vor allem in den Gebieten des Amazonas und des Kongo.

In ersterem Gebiet, wo die Indianer schon seit langem vielfach zur Abarbeitung ihrer in Warenkäufen kontrahierten Schulden in den ungesunden Wäldern zum Kautschuksammeln verwendet worden waren und darunter gesundheitlich schwer litten, verüben die weißen und halbweißen Kautschuksammler vielfach die größten Übergriffe, was naturgemäß zu gegenseitigem Morden zwischen Indianern und diesen Leuten führt.[3]) Dazu kommt, daß sie vielfach die Indianer, die schon unter den Gewalttaten anderer Anwohner viel zu leiden haben[4]), in ihren Dienst

1) Vgl. die Ausführungen v. Luschans (im Zentralblatt für Anthropologie, 13, 1908, S. 24), der Errichtung einer Reservation und Lieferung von Schafen seitens der Regierung in Anregung bringt.

2) Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaft. Basel 1852. S. 14f. Von den Hottentotten berichtet dieselbe Arbeit (S. 17), daß sie so lange verdrängt wurden, bis sie Knechte werden mußten; ihre frühere Munterkeit verwandelte sich dadurch in düstere Mutlosigkeit.

3) Th. Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern. Stuttgart 1909. II, S. 2.

4) Ebenda I, S. 35. 243. 258. 260. 262.

pressen und unter Mißhandlungen schlimmster Art zum Kautschuksammeln zwingen, was geradezu zur Vernichtung ganzer Stämme ausschlagen kann. Koch-Grünberg schreibt z. B. (a. a. O., II, S. 319): „Kaum fünf Jahre sind vergangen, seit ich am Caiarý-Uaupés weilte. Wer dorthin kommt, wird mein Idyll nicht mehr finden. Der Pesthauch einer Pseudozivilisation geht über die rechtlosen braunen Leute hin. Wie allesvernichtende Heuschreckenschwärme dringen die entmenschten Scharen der Kautschuksammler immer weiter vor. Schon haben sich die Kolombianer an der Mündung des Cuduiarý festgesetzt und führen meine Freunde weit weg in die todbringenden Kautschukwälder. Rohe Gewalttaten, Mißhandlungen, Todschlag sind an der Tagesordnung. Am unteren Caiarý machen es die Brasilianer nicht besser. Die Dorfplätze veröden, die Häuser fallen in Asche, und von den Pflanzungen, die der pflegenden Hände entbehren, nimmt der Urwald wieder Besitz. So wird eine kraftvolle Rasse, ein Volk mit prächtigen Anlagen des Körpers und Gemüts vernichtet. Ein entwicklungsfähiges Menschenmaterial wird durch die Brutalitäten dieser modernen Kulturbarbaren zugrunde gerichtet."

Am Rio Envira[1]) ist es nicht wesentlich anders, und Nordostbolivien wird durch die zwangsweise Überführung der Indianer in die Kautschukdistrikte geradezu entvölkert[2]); kein Wunder, daß auch hier viel Feindschaft zwischen den Weißen bzw. Mischlingen und den Indianern besteht — abgesehen etwa von Gegenden, in denen ein feiner, verstehender Mann die Verwaltung in Händen hat.[3])

Wo kapitalkräftige europäische Gesellschaften die Kautschukgewinnung im großen betreiben, da wird es vielfach nicht besser, sondern zum Teil noch schlimmer, wie die an das tiefste Mittelalter gemahnenden Putumayogreuel zeigten[4]), und selbst staatliche Verwaltungsorgane wir-

1) F. Stegelmann, „Die Indianer des Rio Envira", Globus 83, S. 135 und 137.

2) E. Nordenskjöld, „Indianer och Hvita i Nordöstra Bolivia". 17. und 18. Kap. Stockholm 1911.

3) Derselbe, „Indianerleben". Leipzig 1912. S. 142 ff.

4) W. E. Hardenburg, The Putumayo. The devil's paradise. London and Leipsic 1912. Dieses Buch, das zahlreiche aktenmäßige Auszüge aus Roger Casements Berichten an die englische Regierung über die Ergebnisse seiner 1910 an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen enthält, stellt sich wie eine flammende Anklageschrift über die Wirkungen des Kapitalismus auf die Primitiven dar. So wird S. 47 klipp und klar gesagt, daß die Gewinnung von rund 4000 Tonnen Kautschuk im Putumayo-Gebiet im Lauf der Jahre 1900—1911 30000 Indianern das Leben gekostet habe. Die näheren Angaben über die entsetzlichen Grausamkeiten, die von den Angestellten der Peruvian Amazon Company Limited (trotz aller Dementis der peruanischen Regierung und ohne ernstlichen Versuch der Unterdrückung durch dieselbe) an den unglücklichen Huitotos und anderen Stämmen ausgeübt wurden, lesen sich ganz und gar wie die Schilderungen, die im 16. Jahrhundert Fray Bartolomé de las Casas von Westindien gemacht hat („Die Verheerung Westindiens", übersetzt von D. W. Andreae, Berlin 1790, worin übrigens S. 142 ff. behauptet wird, daß das Benehmen der Deutschen in Venezuela noch schlimmer gewesen wäre als das der Spanier). Wir wollen hoffen, daß hier ebenso, wie im Kongo-

ken unter Umständen in gleicher Art, wie die bekannten Vorgänge im Kongogebiet[1]) sattsam erwiesen haben. Daß aber solches Vorgehen bei den Eingeborenen tiefsten Haß gegen die Eindringlinge hervorrufen und gegebenenfalls auch Gewalttaten ihrerseits erzeugen muß, ist klar.

Die Frage, wer die ersten Anlässe zu den verderblichen Rassenkriegen gegeben hat, ist an dieser Stelle von wenig Belang; in den meisten Fällen waren es die Weißen; das Beispiel aus Feuerland zeigt aber, daß es gelegentlich auch die Eingeborenen waren. Wesentlich für unsere Betrachtungen ist aber die Tatsache, daß diese Rassenkriege nur deshalb ihren erbitterten Charakter annehmen konnten, weil Rechtsprechung und Verwaltung vielfach parteiisch waren. Für das Gebiet der Vereinigten Staaten gibt Friederici in seinem vielfach angezogenen Werke zahlreiche Belege dafür; weitere Belege finden sich in Bancrofts Geschichte der pazifischen Staaten, Bd. XXXI und XXXII, und vielen anderen Werken. Auch im spanischen Amerika kommen viele Fälle von Ungerechtigkeiten zuungunsten der Eingeborenen vor; allein es muß hier hervorgehoben werden, daß wenigstens in Mittelamerika, soweit ich die Sachlage übersehen kann, die Rechtsprechung doch nicht selten auch zugunsten der Indianer und gegen die Fremden (aber freilich nicht gegen die heimischen Mestizen) entscheidet.

In Südafrika[2]) und Australien[3]) dagegen finden wir wieder dieselben Zustände wie in den Vereinigten Staaten; die Gesetze an sich sind freilich nicht ungerecht, aber deren einseitige Anwendung oder auch Nichtanwendung, die immer zuungunsten der Eingeborenen geschehen, zuweilen selbst ohne regelrechtes Verfahren, ja Sprachverständigung.

Wenn schon die Verachtung, die in diesen Ländern sehr viele Weiße gegen die Eingeborenen nicht nur hegen, sondern auch aufs unzweideutigste bei jeder Gelegenheit zeigen, die Rassengegensätze immer aufs neue verschärfen muß, so ist doch die Ungerechtigkeit

---

gebiet nach neueren Darstellungen, wenigstens teilweise Übertreibungen vorliegen; aber überraschend ist die Gleichförmigkeit der Angaben für so entfernte Gebiete und Zeiten, so daß man mit Leo Frobenius (Im Schatten des Kongostaats. Berlin 1907. S. 293) als wirkende Ursache an Fieber und nervöse Umbildung der Psyche der Übeltäter oder mit Koch-Grünberg an sadistische Neigungen auf Grundlage häufiger Malaria denken muß. Erstaunlich ist aber neben der unbegreiflichen Roheit die sinnlose Verwüstung von Menschenleben, die doch die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Gebiets knicken muß, sowie die ganz unverständliche Gleichgültigkeit und Nachsicht, mit der die peruanische Regierung dem ebenso schändlichen wie schädlichen Treiben dieser Unholde zusah.

1) M. Büchler (Der Kongostaat Leopolds II. Zürich u. Leipzig 1912. I, S. 46 u. 483) weist Übertreibungen und Irrtümer zurück, wie denn auch andere Neuere ruhiger urteilen, so L. Frobenius, der freilich noch genug Schlimmes (z. B. a. a. O. S. 290) zu berichten weiß. Eine Darstellung der Protestbewegungen in den Vereinigten Staaten und in England gab Roger Brunet (L'annexion du Congo à la Belgique et le Droit international. Paris 1911. S. 174—231).

2) Zeitschrift für Ethnologie, 1907, S. 664 und 669.

3) Koloniale Rundschau, 1911, S. 506f.; 1912, S. 18.

gegenüber den Eingeborenen die tiefste Wurzel ihres Hasses gegen die Weißen.

Wohl hat man schon berechtigte Einsprüche gegen die Ansicht geäußert, daß die Kulturarmen Kindern gleichzuachten wären: aber in ihrem Rechtsgefühl sind sie zweifellos den Kindern gleich, die ja auch jede Ungerechtigkeit doppelt hart empfinden.

Hat der Eingeborene schon überall auf der Erde Veranlassung, zu fragen, aus welcher Quelle die Weißen ein Recht ableiten, um ihr Land in Besitz zu nehmen, ihre Häuptlinge ihrer Autorität, ja oft selbst ihrer Stellung zu berauben und mit willkürlicher Hand in ihre inneren Angelegenheiten und in ihre Einrichtungen zu greifen, so ist es für ihn doch besonders bitter, wenn er sehen muß, daß für ihn auch mit anderem Maß gemessen wird als für die Weißen, daß er auf sein Recht nicht rechnen kann.

Dem Eingeborenen fällt es auf Grund seiner überkommenen Rechtsbegriffe zwar häufig schwer, die Berechtigung so mancher obrigkeitlicher Verordnung zu verstehen, und man hält daher in gutgeleiteten Kolonien vielfach nach überliefertem Eingeborenenrecht Gericht, soweit das angeht[1]); bei Konflikten mit der weißen Bevölkerung, oder auch bei schweren Vergehen innerhalb der Eingeborenenbevölkerung geht das aber nicht an; der Eingeborene fügt sich aber auch da allmählich der neuen Ordnung willig, sobald das Recht in strengster Unparteilichkeit angewandt wird.

Als ich einmal unter den Kokospalmen des Strandes der Insel Buka einer Gerichtsverhandlung beiwohnen konnte, hat es auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, zu beobachten, wie ruhig und ergeben die Eingeborenen den mit würdigen Worten ausgesprochenen, auf dem Grund einer eingehenden Untersuchung ruhenden Richterspruch des Gouverneurs Dr. Hahl entgegennahmen und ausführten. Und das Geheimnis des allseitigen Vertrauens und aufrichtiger Verehrung, welche die Eingeborenenbevölkerung Nord-Neumecklenburgs ihrem Stationsleiter Boluminski entgegenbrachte, beruhte lediglich auf seiner absoluten Gerechtigkeit, die gegebenenfalls auch gegen den Weißen entschied, und auf dem warmen Wohlwollen, das der Schwarze trotz strenger Aufrechterhaltung der Disziplin in den Handlungen desselben herausfühlte.

Freilich handelte es sich hier um Völkerschaften, die infolge gerechter Behandlung von Anfang an noch zu keinem Rassenhaß erwacht waren. Daß aber auch selbst in solchen Gegenden, wo das bereits der Fall ist, eine wohlwollende und gerechte Persönlichkeit wieder Friede

1) Stellenweise, so in Niederländisch-Indien, ist auch die Eingeborenenverwaltung getrennt von der inneren (europäischen).

und Vertrauen schaffen kann, zeigen z. B. die Erfahrungen von E. J. Eyre[1]) im Innern Australiens.

Es ist durchaus anzuerkennen, daß die australischen Regierungen durch Errichtung von Reservationen und Bestellung von Eingeborenenprotektoren die Dinge zu bessern suchen, wie andererseits die Missionen in ihren enger begrenzten Wirkungsfeldern die Australier zu befrieden und zu heben verstanden haben[2]); aber solange die überwiegende Masse der weißen Bevölkerung ihre Vorurteile über die Eingeborenen und ihre ungerechte Behandlung derselben nicht aufgibt, wird deren Bestand und Wiederhebung nicht gesichert sein; doch wäre immerhin noch die Idee von Fritz Sarasin, eine unantastbare Reservation, die aber genügend große und günstige Verhältnisse bieten müßte, von der Bundesregierung zu erbitten[3]), als ein letzter Weg zur Rettung der unglücklichen Eingeborenen in Betracht zu ziehen.

VIII. Arbeitergewinnung.

Wenn die Minderwertigkeit vieler weißer Siedler und die ungerechte Handlungsweise und Beurteilung, die sich selbst bei sonst durchaus ehrenwerten Persönlichkeiten infolge ihrer Überhebung und ihrer verblendeten Grundanschauungen über die Eingeborenen finden, an vielen Stellen unter die wirksamen Faktoren im Aussterbevorgang der Naturvölker gerechnet werden müssen, so spricht andererseits — vornehmlich in tropischen Gebieten — die Art der Arbeitergewinnung häufig eine fast noch größere Rolle im gleichen Prozeß.

Freilich, die Gewinnung der wenigen Arbeitskräfte, welche der Haushalt einzelner Privatpersonen erfordert, der wenigen Gehilfen, die etwa Jäger, Handwerker, kleine Kaufleute u. dgl. bedürfen, findet in kleinen Siedelungen selten Schwierigkeiten, weil sie oft durch Verlockung, Überredung, auch wohl gelinde Nötigung aus der Eingeborenenbevölkerung der Umgebung gedeckt werden kann, wenn dieselbe nicht besondere Sitten und Gebräuche oder Anschauungen hegt, die diesem entgegenstehen, wie das bei manchen Völkern der Fall ist.

Groß werden aber häufig die Schwierigkeiten, wenn größere Arbeitermassen für mittlere und große Betriebe, wie Plantagen, Bergwerke usw. benötigt werden. Die Spanier vermochten dieser Schwierigkeiten anfänglich durch ihr Encomienda- oder Repartimientosystem Herr zu werden (seit 1499); es waren damit gewissermaßen Belehnungen mit einem mehr oder weniger großen Stücke Landes und dessen Bewohnern gemeint, die ohne Bezahlung zur Arbeit für ihren Herrn verpflichtet

1) Discoveries in Central Australia. London 1845. II, S. 148.

2) Th. Bechler, Zur Hebung der Eingeborenen Australiens. Koloniale Rundschau, 1913, S. 272—290.

3) Paul Sarasin, a. a. O., S. 57.

waren[1]) und als einzige greifbare Gegenleistung zum Christentum bekehrt werden sollten; daß die Encomiendas stellenweise auf dem Festlande jahrhundertelang diesen Dienst erfüllten und noch jetzt zum Teil in Großgrundbesitztümern erhalten sind, möge kurz erwähnt sein; im tropischen Tiefland der Antillen versagte es aber, weil die spanischen Herren in übermäßiger Geldgier ihren Arbeitern, zu denen selbst Kinder herangezogen wurden, zuviel zumuteten, so daß sie in großen Zahlen dahinstarben, während unter der übrigen Bevölkerung eine furchtbare Selbstmordepidemie[2]) zu grassieren begann, die in kürzester Zeit die Eingeborenen zum Verschwinden brachte. Als aber die Zahl der Arbeiter nicht mehr auszureichen begann, fing man an, teils Menschen von benachbarten Inseln und Küsten zu rauben, teils Sklaven aus dem wichtigsten tropischen Menschenreservoir der Erde, aus Afrika, einzuführen. Als ersteres System infolge völliger Entvölkerung, zum Teil aber auch infolge des Widerstandes dort anwesender Spanier[3]) nicht mehr zweckdienlich war, blieb allein der afrikanische Sklavenhandel, der nun (abgesehen von kleineren Einfuhren indianischer Sklaven aus Brasilien) den starken Arbeiterbedarf für Westindien bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts decken mußte. Die Arbeiterfrage, die in tropischen Ländern so schwierig ist, war damit hier vorläufig gelöst, und als Engländer, Franzosen, Holländer und Dänen sich in dem Gebiet festsetzten, befolgten sie dasselbe System der Sklaverei wie die Spanier in ihren westindischen und benachbarten Besitzungen.

Über die Behandlung der westindischen Sklaven sind wir namentlich durch die Werke von Du Tertre[4]), Père Labat[5]) und Bryan Edwards[6]) gut unterrichtet.[7]) Wir sehen, wie aus der anfänglich harten Behandlung, die naturgemäß zu starken Verlusten an Menschenleben, häufig auch zum Entlaufen der Gepeinigten ins unzugängliche Innere der Einzelgebiete führte, allmählich eine sehr milde Fürsorge für den Sklaven und seine Familie entstand, wie das ja im wohlverstandenen Interesse der Eigentümer lag. Schließlich war die ökonomische Lage der Sklaven entschieden günstiger als nachher nach ihrer Freilassung, und zudem wurde ihnen ärztliche Hilfe in weitgehendem Maße zuteil.

Im portugiesischen Teil Amerikas, in Brasilien, wiederholten sich dieselben Erscheinungen wie in Westindien, wenigstens in den haupt-

1) José Milla, Historia de la America Central. Guatemala 1879. I, S. 22.

2) O. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie, S. 146ff. Leipzig 1904. Nach B. de las Casas, Historia de las Indias. 1. II, c. 40 und III, c. 82.

3) Vgl. José Milla, a. a. O. I, S. 136.

4) Histoire générale des Antilles habitées par les François. 2. Bd. Paris 1667.

5) Nouveau Voyage aux isles de l'Amérique. 2. Bd. La Haye 1724.

6) The history, civil and commercial of the British Westindies. 5. Aufl. London 1819.

7) Vgl. die Darstellung in meinem Buche „In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens", S. 228--246. Stuttgart 1905.

sächlichsten Zügen: vielfach Bedrückung der Indianer in der Umgebung, Menschenraub im eigenen Gebiet zur Gewinnung genügender Arbeitskräfte, später aber Einfuhr von afrikanischen Sklaven. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Binnenlandes waren die Menschenreserven im eigenen Lande nicht so rasch erschöpft wie in Westindien und an dessen Nachbarküsten, so daß die Sklavenjagden oft unter größten Grausamkeiten im Innern bis tief ins 19. Jahrhundert hinein andauern konnten[1]), noch über die Zeit hinaus, in der die Einfuhr von Negersklaven verboten wurde (1850). So gab es denn in Brasilien lange Zeit, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, Neger- und Indianersklaven nebeneinander, jedoch mit dem Unterschied, daß die Indianersklaven wegen ihrer geringeren Leistungsfähigkeit viel niedriger im Preise standen und daher in Gebieten mit schwierigeren Produktionsbedingungen (im nördlichen und südlichen Brasilien) überwogen. Es wird berichtet, daß für einen afrikanischen Sklaven 47 Ochsen, für 15 indianische aber nur 35—40 Ochsen bezahlt wurden.[2]) Die Behandlung der Sklaven war hier von Beginn an mild, vielfach sogar familiär; aber trotzdem starben viele an Heimweh und Akklimatisationsschwierigkeiten, und die Zahl der neu eingeführten Negersklaven blieb daher immer hoch (zur Zeit des Assientohandels alljährlich 28000).[3])

Wenn wir die überaus geringe Zahl der Indianerbevölkerung des Innern Brasiliens, wenigstens zum Teil, auf den Menschenraub von der Küste her und den mit den Sklavenjagden naturgemäß verknüpften Menschenverlust zurückführen dürfen, so sind wir auch genötigt, anzunehmen, daß Afrika unter dem Einfluß dieser regelmäßigen, Jahrhunderte andauernden Blutabzapfung, wenigstens in den küstennäheren Gebieten, schwer gelitten hat. Denn wenn man schon die Zahl der in Amerika eingeführten Neger auf Millionen schätzen muß, so ist die Zahl der aus Afrika ausgeführten doch noch weit höher anzunehmen, da auf dem Seetransport bei langer Fahrt viele durch Hunger, Krankheit und Elend zugrundegingen; zuweilen kam nicht einmal $^1/_3$ der Eingeschifften am Bestimmungsorte an.[4]) Aber auch die Zahl der eingeschifften Sklaven gäbe noch keinen Begriff von den wirklichen Verlusten an Menschenmaterial, die durch den amerikanischen Sklavenbedarf verursacht wurden; denn vielfach wurden die Sklaven zweifellos erst nach harten Kämpfen gewonnen, und andererseits war selbst der unblutige Sklavenhandel vom Innern nach der Küste hin für die Sklaven, aber auch für die Begleitmannschaften, die dabei vielfach ungesunde Gebiete berührten, und

1) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1866—69. II, S. 261 ff. Amtlich war allerdings die Indianersklaverei schon 1758 abgeschafft worden.

2) H. Lufft, Geschichte Südamerikas. II, S. 59. Berlin und Leipzig (Göschen) 1913.

3) Koloniale Rundschau, 1911, S. 548.

4) Du Tertre. II, S. 495.

oft wohl auch für deren Heimat durch Einschleppung von Krankheiten mit gewissen Opfern verbunden.

Afrika hatte zwar schon im Altertum und im Mittelalter — seit dem Aufkommen des Islam in stark erhöhtem Maße — Sklaven nach Nordafrika und Vorderasien geliefert; aber empfindlich wurde die Menschenabgabe erst in der Neuzeit, als erst die west-, dann vom 17. Jahrhundert ab auch die ostafrikanischen Gebiete an Amerika große Zahlen von Sklaven abgeben mußten. In Rechnung muß aber gebracht werden, daß nach dem Beginn des Sklavenhandels erst viele Küstenbewohner, dann aber allmählich auch manche Binnenstämme es vorteilhafter fanden, ihre Gefangenen zu verkaufen als sie zu töten, bzw. ihren Götzen zu opfern und aufzuessen.[1]) Auch darf man annehmen, daß die afrikanischen Sklavenjagden an sich im Verhältnis weniger opferreich waren als die brasilianischen, weil sie durch Neger und nicht durch Europäer oder Mischlinge und deren Horden ausgeübt wurden. Immerhin waren die Menschenverluste für Afrika bedeutend, so daß unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung der schwarzen Rasse und deren Kultur die Unterdrückung des Sklavenhandels durch die Engländer wohl die segensreichste und menschenfreundlichste Tat ist, deren sich dieses Volk rühmen kann. Und wenn die Sklavenausfuhr nach Amerika auch noch längere Zeit anhielt, so hörte sie doch unter dem Einfluß der Überwachung des Handels und bald auch der Aufhebung des Sklavenhandels und dann der Sklaverei selbst in den amerikanischen Einzelländern nach und nach ganz auf.

Als aber im 19. Jahrhundert die Übertragung der Gewürznelkenkultur nach Zanzibar für die neugeschaffenen und bald aufblühenden Plantagen größere Mengen Arbeiter nötig gemacht hatte, nahm der Sklavenhandel in den benachbarten afrikanischen Landstrichen nochmals einen großen Aufschwung, und da die arabischen Händler ihre Sklavenzüge selbst mit modern bewaffneten Horden leiteten, waren dieselben infolge des Widerstandes der Neger und infolge der rücksichtslosen Transportweise der Sklaven mit furchtbaren Verlusten für die Eingeborenen verknüpft, so daß ganze Landstrecken verödeten, wie wir aus Livingstones[2]), v. Wißmanns[3]) u. a. Schilderungen wissen. Diesem arabischen Sklavenhandel den Todesstoß versetzt zu haben, ist das glänzende Verdienst v. Wißmanns und der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe.

Der offizielle Sklavenhandel größeren Stils hat damit sein Ende

1) Peter Leonard, The western Coast of Africa. Philadelphia 1833. S. 94.

2) Vgl. z. B. The last journals of David Livingstone, by H. Waller. London 1875. I, S. 56. 62. 97. 107. 222. 306. II, S. 105. 108. 119. 133 ff. 212.

3) Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas 1886/87. Frankfurt a. O. S. 115. 142 ff. 156. 193 ff.

erreicht; aber in Wirklichkeit weicht das Kontraktarbeitersystem und die Art der Arbeiterbehandlung der Kakaoplantagen von São Thomé und Puerto Principe von Sklaverei sehr wenig ab, um so mehr, als erst seit 1908 Rückbeförderungen nach der Heimat für die Arbeiter gewährt wurden und zudem viele Angolaneger unwissentlich ihren Kontrakt verlängern. Dazu kommt, daß die Sterblichkeit auf dem oft 100 Tagereisen dauernden Weg zur Küste und dann wieder auf den Pflanzungen selbst sehr groß ist, so daß praktisch der Menschenverlust für die die Arbeiter liefernden Naturvölker fast ebenso groß ist wie einst in den Zeiten des Sklavenhandels selbst.[1])

Und als in den englischen Kolonien Queensland und Fidji die Zuckerrohrkultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkam und klimagewohnte Arbeiter verlangte, da hub an den Küsten der melanesischen Inseln ein Werbesystem an, das sich in seinen Formen oft gar nicht und in seinen Wirkungen nur insofern von den Menschenraubzügen der kubanischen Pflanzer am Anfang des 16. Jahrhunderts unterschied, als die Angeworbenen wenigstens die Aussicht hatten, nach Jahr und Tag ihre Heimat wiederzusehen, soweit sie eben am Leben blieben, was bei sehr vielen derselben nicht der Fall war. Erst nach der Besitzergreifung Melanesiens durch Deutschland und England gelang es, das Anwerbesystem von seinen Auswüchsen zu reinigen und menschenwürdige Zustände zu schaffen.

Die wärmeren Gebiete Asiens samt den benachbarten Inselgebieten sind großenteils dicht bevölkert und haben daher kein Bedürfnis nach afrikanischen Arbeitskräften (wenn man etwa von Arabien absieht, wo das Negerelement in Oman eine größere Rolle spielt). Infolge ihres Menschenreichtums sind Indien und China-Japan nächst Europa die hauptsächlichsten Menschenausfuhrländer der Erde geworden. Aber hier handelt es sich um Kulturländer, deren Regierungen sich um ihre Untertanen kümmern, so daß keine sklavenhafte Kontrakte möglich sind und die Rückkehr gewährleistet wird, soweit sie nach der Kontraktzeit von den Arbeitern gewünscht wird.

Die Aufhebung der Sklaverei in Westindien und auf den Maskarenen hat wegen der Arbeitsscheu der freigewordenen Neger zur Einfuhr indischer Arbeiter nach den englischen, französischen, holländischen und dänischen Kolonien dieser Erdstriche geführt[2]); Südafrika hat

1) D. H. Christ-Socin, Der Kampf um die Freiheit der Arbeit in den portugiesischen Kolonien West-Afrikas. Koloniale Rundschau, 1914, S. 5—23. Mit Literaturangaben. Vgl. auch ebenda, S. 414 und 1913, S. 70.

2) Sehr gut informiert über die Kuliauswanderung aus Indien ein Aufsatz von W. Treuherz in der Kolonialen Rundschau, 1910, S. 633—637, in dem übrigens besonders darauf hingewiesen wird (S. 634), daß erst eine strenge Präventivgesetzgebung dem Kinderstehlen indischer Kulis und dem Anlocken armer Arbeiter durch französische Agenten ein Ende bereitete.

neben indischen auch (bis vor kurzem) chinesische Arbeiter gehabt, und in Samoa sind seit mehr als einem Jahrzehnt chinesische Arbeiter eingeführt, desgleichen seit lange in den Plantagen Sumatras und den Zinngruben der Halbinsel Malakka; japanische Landarbeiter findet man in großer Zahl auf Hawaii, und freie chinesische Auswanderer (meist Kaufleute, aber auch Handwerker, Gärtner usw.) findet man auf vielen Inseln der Südsee und Indonesiens sowie in manchen amerikanischen Ländern, zum Teil sogar schon mit bedeutendem (Java) oder selbst beängstigendem Einfluß (Tahiti[1])), indes indische Händler neben arabischen in Ostafrika eine große Rolle spielen.

Die asiatischen Auswanderer interessieren uns hier insofern, als sie zu den primitiveren Völkern der genannten Gebiete als Vertreter einer höheren Kultur kommen und ihnen neue Kulturelemente, aber auch ihre Krankheiten und Laster bringen. Während nun die freien Auswanderer sich großenteils aus besseren Volkselementen rekrutieren, stellen die chinesischen Kontraktarbeiter vielfach den Abschaum ihres Volkes dar; ja es ist sogar schon vorgekommen, daß der Werbeagent den ganzen Inhalt eines chinesischen Zuchthauses übermittelte[2]); daß in solchen Fällen die Einwanderung eine moralische und hygienische Gefahr genau ebenso bedeutet wie bei der oben besprochenen europäischen Verbrecherkolonisation, liegt auf der Hand; nur fällt die Schuld hier nicht der chinesischen Regierung zur Last, wie dort den betreffenden europäischen.

Wenn Afrika trotz mäßiger Volksdichte zwangsweise für Jahrhunderte auf dem Weltarbeitsmarkt als Hauptarbeiterreservoir gedient hat, so ist diese Rolle neuerdings und jedenfalls auf die Dauer den drei großen Dichtegebieten der Erde, Europa, Indien und China-Japan zugefallen. Dabei tritt aber, eben wegen der heimatlichen Überfüllung, deutlich die Tendenz zu dauernder Ansiedlung zutage, und sobald die Akklimatisation geglückt ist, steht der Einwurzelung und der Entfaltung der betreffenden Volksteile auf dem neuen Boden nichts mehr im Weg: ein Bodenwechsel, der nicht wesentlich von dem der freiwilligen Wanderungen vieler Völker in älterer Zeit verschieden ist.

Wenn aber in einzelnen Ländern in bestimmten Gebieten starker Arbeitsbedarf herrscht, so erfolgt von den Gebieten aus, die wegen dichterer Bevölkerung oder aus anderen Gründen Arbeiter abgeben können, zwar auch zuweilen dauernde Zuwanderung, meist aber nur zeitweilige Arbeiterabgabe, wobei die Arbeiter — ob Angehörige von Natur- oder Kulturvölkern, ist hier gleichgültig — nach längerer oder kürzerer Zeit nach Hause zurückzukehren pflegen.

1) Koloniale Rundschau, 1910, S. 500f.

2) v. Luschan in der Kolonialen Rundschau, 1911, S. 619, Anmerkung.

In gemäßigten Gebieten pflegen die gesundheitlichen Gefahren solcher **Wanderarbeiterbewegungen** gering zu sein, weil hier meist das **Klima** auf größere Strecken hin nur wenig wechselt und die Anpassungsfähigkeit der Bevölkerung an etwas verschiedene Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse größer ist als in den Tropen. Dazu kommt, daß hier infolge der guten Verkehrsentwicklung jederzeit eine rasche Heimkehr möglich ist und daher der Aufenthalt im fremden Land für Familienväter meist nicht so lange dauert, daß darunter die Volksfortpflanzung und -vermehrung litte. Anders liegen die Verhältnisse vielfach in primitiveren tropischen und subtropischen Ländern.

Soweit hier die Plantagen, Bergwerke oder sonstigen Arbeiter benötigenden Betriebe nur mäßige Größe haben und zudem räumlich ziemlich weit voneinander abliegen, da reicht wohl die umwohnende Bevölkerung für ihre Bedürfnisse aus, so daß die Arbeiter, wenn sie auch wochenlang an ihrer Arbeitsstätte wohnen müssen, doch in ständiger Fühlung mit ihrer Familie bleiben und den Hauptteil des Jahres in ihren Häusern wohnen. In solchen Gebieten, wie sie in den meisten Tropenländern strichweise vorliegen, bringt die Arbeit in europäischen Betrieben der kulturärmeren Bevölkerung meist keinerlei Schaden, da sie ja akklimatisiert ist — es sei denn etwa, daß gesundheitliche oder auch geistige Infektionen dadurch begünstigt werden.

Weit ungünstiger werden aber die Verhältnisse, wenn große wirtschaftliche Betriebe auf engem Raum zusammengedrängt sind, also die Arbeiter zum großen Teil aus größeren Entfernungen, vorzüglich aus örtlichen Dichtegebieten, gebracht werden müssen. Ob die Gewinnung mit staatlicher Beihilfe geschieht, wie vielfach in Guatemala[1]), oder wie gewöhnlich auf privatem Wege durch Vermittlung von Agenten, durch Schuldsklaverei oder durch unmittelbares Angebot der Arbeiter selbst usw., sei hier nicht in Betracht gezogen, da diese Betrachtungen zu weit führen würden und zudem sehr unvollständig bleiben müßten, weil die dringend erwünschte Übersicht der geographischen Verbreitung der verschiedenen Arbeitergewinnungsarten noch fehlt.

Wo die Wege zum Arbeitsplatz jederzeit und binnen weniger Tage zurückgelegt werden können, wie z. B. von den Hochländern Mittelamerikas oder Mexikos nach den Kaffeedistrikten der Randgebiete, da ist die einzelne Arbeitsperiode meist kurz (gewöhnlich nur wenige Wochen), so daß diese Unterbrechungen des Familienzusammenhalts bedeutungslos sind. Etwas schlimmer ist es, daß damit xerophile Hochlandbewohner in feuchte Landstriche der Tierra templada gehen und daher manchmal etwas unter dem Klima leiden; aber Kaffeebäume verlangen wenigstens ein ziemlich kühles Klima, so daß meist stark

1) Diese Zeitschrift VI, S. 47f. Schriften des Vereins für Sozialpolitik 147, Bd. II, 1912, S. 45.

malariadurchseuchte Gebiete gemieden werden. Schlimm wird es aber für die Hochlandbewohner, wenn sie etwa in Kakao- oder Bananenpflanzungen, Holzfällereien, Viehhaciendas von Privaten, oder aber an Bahn-, Kanal-, Telegraphenunternehmungen[1]) der Regierung im Tiefland, der Tierra caliente, arbeiten, weil sie hier nicht nur unter dem Klima entschieden leiden, sondern vor allem leicht Krankheitsinfektionen (Malaria, Gelbfieber, Schlafkrankheit, Dysenterie) zum Opfer fallen.[2]) Die Opfer sind oft so groß, daß sie für den Bestand kulturarmer Völkerschaften geradezu gefährlich werden können; in Mittelamerika waren auf der besonders gefährdeten atlantischen Abdachung, wie schon erwähnt, die Opfer an Indianern und Mestizen so groß, daß vielfach an deren Stelle Neger von Jamaika und den Kleinen Antillen gebracht werden mußten, die teils dauernd sich ansiedeln, teils auf mehrere Jahre kommen (manche mit der Familie).

Wo aber die Verkehrsbedingungen schwierig sind und die Reise entweder lange dauert oder nur selten überhaupt möglich ist (wie vielfach in den melanesischen Inselgebieten), da werden gewöhnlich Kontrakte auf mehrere Jahre gemacht, und da dieselben nach ihrem Ablauf nicht selten noch verlängert werden, so bleiben die Angeworbenen oft noch viel länger aus. Wo solche Verhältnisse herrschen, wie vielfach in Afrika und Melanesien, da leidet unter allen Umständen das Volk, das die Arbeiter geliefert hatte, und zwar um so mehr, wenn es nicht nur männliche, sondern womöglich auch weibliche Kräfte abgegeben hat, wie solches auf den Neuen Hebriden und bis vor kurzem auch in Deutsch-Neuguinea (vor allem Neumecklenburg) der Fall gewesen ist.

So lange Trennungen und so langer Aufenthalt an fremder Stätte sind unter allen Umständen vom Übel. In erster Linie macht sich das in gesundheitlicher Hinsicht geltend. Selbst wenn das Heimweh und die Akklimatisation glücklich überwunden sind, und selbst wenn Verpflegung, Behandlung und Behausung allen gerechten Anforderungen genügen, so machen sich doch selbst kleinere, geschweige denn stärkere klimatische und sonstige Unannehmlichkeiten infolge der Länge der Zeit allmählich ungünstig bemerkbar und schwächen häufig den Organismus. Dazu kommt, daß junge Leute an den neuen Arbeitsplätzen sexuell leicht verbummeln und daß bei Verheirateten auf Wahrung der ehelichen Treue auch um so weniger gerechnet werden kann, je länger die Trennung dauert. Viele erwerben so Geschlechtskrankheiten, die sie nach der Rückkehr unfähig zur Hervorbringung von Nachkommenschaft machen, und das Schlimmste ist vielfach, daß sie diese Übel dann auch in ihrer Heimat verbreiten. Wenn schon viele Kontrakt-

1) Diese Zeitschrift VI, S. 55. Vgl. auch Koloniale Rundschau, 1913, S. 708 (Eisenbahn).
2) Es versteht sich, daß dieselben Gefahren auch Trägern, Maultiertreibern, Ochsenkarrenführern und anderen Angestellten von Transportunternehmungen im Tiefland drohen.

arbeiter überhaupt nicht mehr zurückkehren, so kommt also andererseits von den Zurückgekehrten ein beträchtlicher Prozentsatz für die Volksvermehrung nicht mehr in Betracht. Die Zahl der heimkehrenden Kontraktarbeiter schätzt Dr. Speiser auf den Neuen Hebriden im Durchschnitt auf nur 60%, und in den ersten 2½ Jahrzehnten unserer Herrschaft über Deutsch-Neuguinea ist der mittlere Abgang ebenfalls — von behördlicher Seite — auf etwa 25% angegeben worden. Das sind furchtbare Zahlen, und wenn wir die ausgezeichneten Darlegungen des Missionars J. M. M. van der Burgt über die Entvölkerung Unjamwesis und Ussumbwas[1]) lesen, so entrollt sich uns ein geradezu erschütterndes Bild des Rückgangs hochwertiger Naturvölker, ein Bild, das durch andere Darlegungen bestätigt und noch ergänzt worden ist.[2]) Freilich werden hier die ungünstigen Folgen der Anwerbung zu langjähriger Kontraktarbeit einmal durch die starken Klimaunterschiede zwischen der Heimat der Arbeiter im Hochland und ihrem Arbeitsort an der Küste, andererseits aber auch durch die dumpfe geistige Atmosphäre der Küstenbevölkerung mit ihren arabischen und indischen Einflüssen verschärft. Aber auch von Togo, Kamerun, Südwest und anderen afrikanischen Gebieten hören wir von Bevölkerungsrückgang[3]), und furchtbar sind wieder die Verluste, die durch die Arbeiterzuwanderung zu den Minengebieten Südafrikas entstehen, weil eben bei der hohen Zahl von Arbeitern, die hier benötigt werden (200000 Schwarze), Leute noch aus weit entfernten, klimatisch stark verschiedenen Gegenden, zum Teil von ihren Häuptlingen gezwungen[4]), herbeiströmen; von den aus den nördlichen Tropengebieten stammenden Arbeitern starben teilweise mehr als 10% in den Transvaalminen[5]), und von den aus Mozambique abgewanderten Eingeborenen kehrten in den letzten zehn Jahren mindestens 50000 junge Männer nicht mehr zurück.

Was diese Zahlen bedeuten, wird uns namentlich klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Anwerbung, ähnlich wie der Krieg, nur die körperlich Tüchtigsten, Leistungsfähigsten auswählt, so daß also ihr Verlust auch besonders schwer wiegt. — Unter solchen Umständen wundern wir uns nicht, von Dr. Speiser zu hören, daß im Archipel der Neuen Hebriden die einst bevorzugten Anwerbegebiete vereinsamt sind und fast durchweg die Leeseiten der Inseln dünner bevölkert sind als die Luvseiten, die den Anwerbern das Landen nur schwer gestatten.

Die Verluste können freilich durch strenge Kontrolle von seiten der

1) Koloniale Rundschau, 1913, S. 705—728, und 1914, S. 24—27.

2) Koloniale Rundschau, 1914, S. 133 und 267 ff. Vgl. auch die sehr lehrreiche Familiennachwuchs-Statistik über die Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika im Deutschen Kolonialblatt, 1914, S. 440 ff.

3) Ebenda, 1914, S. 66, und 1912, S. 660.

4) Ebenda, 1911, S. 418.

5) Ebenda, 1912, S. 660.

Ärzte und Verwaltungsbeamten sehr herabgedrückt werden, und es ist ein Ruhmestitel unserer Kolonialregierung von Deutsch-Neuguinea, daß es ihr geglückt ist, die Sterberate der Angeworbenen in ihrem Gebiet auf 1 1/2 bis 3% herabzusetzen.[1] Aber freilich herrschen in der ganzen Ausdehnung des Schutzgebiets im Tiefland, wo bisher allein Anpflanzungen bestehen, überall ziemlich gleichartige klimatische Bedingungen, während wir in unseren afrikanischen Kolonien fast überall mit erheblicher Erschwerung des Problems infolge klimatischer Unterschiede zu kämpfen haben.

Aber selbst dann, wenn die Sterberate der Angeworbenen auf ein ganz zufriedenstellendes Maß zurückgeschraubt werden kann, bleibt das System ein Krebsschaden für das betroffene Volk. Man braucht nur die packende Schilderung zu lesen, die Felix Speiser[2]) von dem harmlosen munteren Treiben der Eingeborenen von Vao und dann von der dumpfen gedrückten Stimmung daselbst nach der Zwangsanwerbung der männlichen Jugend gibt, um einen schwachen Begriff von der psychischen Wirkung dieses Arbeitergewinnungssystems auf die Zurückgebliebenen zu bekommen. Jetzt, da unsere tüchtige Mannschaft draußen im Felde steht, haben wir ja in der eigenen Heimat Gelegenheit genug, ähnliche Gedanken zu fühlen wie die Daheimgebliebenen auf den Südseeinseln. Bei uns bleibt aber durch Briefe wenigstens eine geistige Fühlung mit den Angehörigen draußen, und wenn es gut geht, so kommt der Soldat auch dann und wann in Urlaub; die Volksvermehrung stockt daher nicht so völlig wie dort; die Verluste aber sind bei den Angeworbenen vielfach noch größer, als wir selbst nach dem gegenwärtigen furchtbar blutigen Krieg erwarten müssen, und von den Heimkehrenden sind in der Südsee, wie wir oben ausgeführt haben, viel weniger leistungsfähig, als es bei uns nach Friedensschluß sich zeigen wird.

Wie oft kommt es aber auch vor, daß der heimkehrende Kontraktarbeiter sein ehemaliges Haus zerfallen findet, da die Seinigen inzwischen gestorben sind; kein Feld wartet seiner, er ist auf die Gastfreundschaft seiner Verwandten angewiesen, und es gilt für ihn, von vorne zu beginnen, was ihm um so schwerer zu fallen pflegt, als er der heimischen Verhältnisse entwöhnt ist und manches von dem, was er draußen gelernt hatte, in der alten Heimat nicht verwerten kann, auch manchmal zu arbeitsscheu ist[3]), um das Nötige zu tun!

Es würde zu weit führen, diese Fragen weiterzuverfolgen; das Gesagte dürfte aber genügen, um zu zeigen, wie verderblich das Anwerbesystem für den Volksbestand der Naturvölker werden kann. Wo es irgend möglich ist, sollte daher das Fernanwerbesystem ganz abgeschafft

1) Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea, 1914, S. 76.
2) Südsee, Urwald, Kannibalen. Leipzig 1913. S. 72.
3) Vgl. die Schilderung von K. Neuhauß in der Kolonialen Rundschau, 1911, S. 353.

werden, wie z. B. in Melanesien, wo mit Hilfe der Regierung es doch erreicht werden könnte, daß die Männer sich hinfort auch in größerer Zahl als bisher in ihrer engeren Heimat zur Arbeit verwenden ließen. Und wo das nicht angeht, wie vielfach in unseren afrikanischen Kolonien, da müssen eben Mittel und Wege gefunden werden, wie die Kontraktzeit so weit abgekürzt werden kann, daß sie keine Schädigung des Familienlebens mehr bedeuten (Maximalzeit vielleicht sechs Monate), und wie durch ärztliche Kontrolle, durch sorgfältige Sanierungsarbeiten (wie sie z. B. neuerdings so erfolgreich auf den Plantagen Sumatras durchgeführt worden sind, um nur von privaten Unternehmungen zu sprechen!) und andere Maßnahmen die Sterblichkeit der Kontraktarbeiter auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden könne.

Auf die Frage: Volkskulturen oder Plantagenbau?[1]) gehe ich hier nicht ein. Daß erstere im allgemeinen für den Volksbestand günstiger sind, ist ganz unzweifelhaft. Aber viele Kulturen eignen sich eben nicht dafür, sondern sind nur in straff organisierten Betrieben rationell zu betreiben. Es gilt also auch für sie, durch Reorganisation des Anwerbewesens, vielleicht, wie Dr. Speiser für die Neuen Hebriden vorschlagen möchte, durch geregelte staatliche Konskription die Möglichkeit der Arbeitergewinnung — ohne Gefährdung der farbigen Bevölkerung — zu schaffen. Eine Fülle von Studien sollte jetzt getan werden, damit wir nach dem Kriege die Verwaltung unserer Kolonien nach der Richtung hin verbessern können, so daß der Bestand und das Aufblühen unserer farbigen Pflegebefohlenen wirklich gesichert werde.

Wohl hat man im Ausland unserer Kolonialverwaltung den Vorwurf gemacht, daß sie die Eingeborenen nicht human genug behandle.[2]) Aber soviel ich selbst sehen konnte — ich kenne freilich nur Deutsch-Neuguinea aus eigener Anschauung — und soweit ich mir nach der Literatur ein Urteil erlauben kann, von recht vereinzelten Fällen abgesehen, mit Unrecht. Eher könnte man sagen, daß bei uns gar zu viel verordnet werde, und ich darf vielleicht aus meiner Pflanzerzeit erwähnen, daß wir Deutsche in Mittelamerika angesichts mancher einengenden Verordnungen sagten, wir wären froh, nicht in einer deutschen Kolonie zu sein! In Guatemala wurden ja zwar auch genug Gesetze gemacht; aber wir wußten, daß dort die Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht wurde, wußten aber nicht, daß auch in deutschen Kolonien manche Verordnungen nur auf dem Papier stehen.[3])

Später habe ich im Bismarck-Archipel bemerkt, daß die Eingeborenen das Regierungsgebäude nicht mit Unrecht „house paper" benennen; aber auf die Gefahr hin, des übertriebenen Bureaukratismus beschuldigt

1) Vgl. Koloniale Rundschau, 1912, S. 449ff.
2) Koloniale Rundschau, 1913, S. 67f.
3) Koloniale Rundschau, 1913, S. 715.

zu werden, möchte ich doch die Anregung des Schweizer Forschers unterstützen und zum Studium der Frage anregen, wie wohl eine staatliche Konskription und Ordnung regelmäßiger Anwerbung bis in mäßige Lebenshöhe hinauf (16—30 Jahre) eingeführt werden könnte, denn ich glaube, daß damit eines der Mittel gefunden werden könnte, den drohenden Verfall mancher Naturvölker aufzuhalten, vielleicht sogar ins Gegenteil zu kehren.

IX. Zusammenfassung und Vorschläge.

In dem großen Völkergarten der Erde finden sich Gewächse der verschiedensten Art und Größe. Die Kulturvölker gleichen mehr oder minder mächtigen Bäumen, die zum Teil aus vielen Millionen von Zellen zusammengesetzt sind; die Naturvölker sind meist schmächtige, kleine Gewächse, deren manche nur aus wenigen Tausenden, ja zuweilen nur aus einigen hundert Zellen bestehen. Schon die Kleinheit bedeutet eine entschiedene Schwäche der Naturvölker den starken Kulturvölkern gegenüber; dazu kommt aber weiter, daß die innere Organisation dieser Pflänzchen minder vollkommen und widerstandsfähig ist, so daß sie unter Krankheiten und Schädlingen viel mehr leiden, unter Umständen sogar ganz eingehen; man begreift auch, daß solche Gewächse beim Verpflanzen in andern Boden — und in Wirklichkeit war es fast immer ärmerer Boden — leicht vollends verkümmern; dies Übel verschärft sich aber noch weiter durch den Umstand, daß diese Gewächse vielfach nur unter ganz bestimmten, eng umschriebenen Verhältnissen sich wohl fühlen, da sie häufig ausgesprochen xerophil oder hygrophil, großenteils auch hochgradig stenotherm sind und bei Änderung der Lebensbedingungen leicht zugrunde gehen.

In diesem Garten blühen die einzelnen Gewächse sehr verschieden. Aber die Gärtner, die hier walten, mühen sich, bei allen Pflanzen trotz ihrer Verschiedenheit dieselben Blumen und Früchte hervorzubringen. Da und dort glückt es, durch Aufimpfung dies Ziel zu erreichen, in anderen Fällen bringt Kreuzung eine Anähnlichung hervor; in vielen Fällen aber siecht die Pflanze unter den Impfversuchen dahin und geht schließlich ein. Schon jetzt bietet der Völkergarten einen ganz außerordentlich viel einförmigeren Anblick als noch vor einigen Jahrzehnten und vollends einigen Jahrhunderten, und wenn es so weitergeht, so wird in wieder einigen Jahrhunderten in der Tat das Ziel der Gärtner erreicht sein und der Völkergarten ein langweilig-einförmiges Gepräge gewähren, indem sich auch bei verschiedenem Unterbau doch allenthalben gleiche Blumen entwickeln; die zarteren Pflänzchen werden aber dann alle verschwunden sein.

Wie uninteressant und langweilig wird dann das Reisen werden! Wie monoton das Kulturleben der Erde!

Noch ist es nicht so weit; noch gedeihen viele Naturvölker mehr oder weniger kräftig, und in versteckten Winkeln unseres Gartens bewundern und studieren wir noch vereinzelt die seltsamen Blumen und Blätter eigenartiger Gewächse, die in vielfacher Hinsicht von den großen Kulturbäumen abweichen und von denen wir annehmen dürfen, daß sie auch in der Zukunft weitergedeihen würden, wenn wir imstande wären, ihnen ihre bisherigen Lebensbedingungen zu erhalten.[1])

Daß das reiche und mannigfaltige Blühen und Sprießen der alten Zeit in unserem Völkergarten unwiderbringlich dahin ist, müssen wir herzlichst bedauern; aber nichts vermag die Tatsache zu ändern; das Vergangene gehört der Geschichte an. Aber es gilt nun für uns und die nachfolgenden Geschlechter noch zu retten, was zu retten ist, und da wir nach Friedensschluß in unseren Kolonien, über deren Abgrenzung wir uns zurzeit noch keine klare Vorstellung machen können, Verhältnisse vorfinden werden, die eine Neuordnung der Dinge bedingen, so ist es an der Zeit, daran zu denken, wie wir wenigstens auf unserem Boden die Naturvölker nach Möglichkeit erhalten und kräftigen können.

Was wir oben für das Günstigste erklärt haben, völlige Erhaltung der früheren Lebensbedingungen für die Naturvölker, ist leider unmöglich; denn Wirtschaft und Verkehr greifen siegreich immer weiter um sich und erreichen schließlich auch die entlegensten Winkel der Erde. Aber was wir tun können, ist: den Kontakt mit den Kulturvölkern und ihren Giften möglichst sorgfältig zu kontrollieren und an ihren Lebens- und Kulturverhältnissen möglichst wenig zu ändern, aber schädliche Auswüchse rücksichtslos zu entfernen. Es gilt einerseits das körperliche Gedeihen der Völker zu erhalten und zu heben, und andererseits in ihr Kultur- und Geistesleben nur insoweit Eingriffe zu machen, als es unbedingt nötig ist.

Erstere Aufgabe ist hauptsächlich Sache der Ärzte und der Verwaltung, letztere die der Verwaltung und der Mission, aber auch jedes einzelnen Pioniers unserer Rasse.

Zur Erreichung der ersten Aufgabe muß vor allem eine ausgiebige ärztliche Kontrolle und Beratung der Eingeborenen einsetzen. Dafür sind von ärztlicher Seite schon alle notwendigen Maßnahmen vorgeschlagen und zum Teil durchgeführt worden; es erübrigt nur ge-

1) Ein glänzendes Beispiel, wie ein Naturvolk durch möglichste Absperrung gegen äußere Einflüsse in seinem Bestande bewahrt werden kann, bieten die grönländischen Eskimos, wo der dänische Monopolhandel diesen Erfolg zu bewirken vermochte. Nach genauen Zahlen, die mir die Herren D. Augaard Jensen-Kopenhagen und Morten P. Porsild, der Leiter der arktischen Station auf Disco, gütigst mitteilten, erfolgt — entgegen Nansens Urteil — seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts sogar eine ansehnliche Zunahme: Westgrönland 1834: 7356 Seelen, 1915: 12939. Freilich sind in dieser Zahl auch die Mischlinge enthalten, so daß die zahlenmäßige Zunahme der Reinrassigen nicht feststeht.

nügende Erhöhung der Zahl des Ärzte- und Sanitätspersonals, um diese Maßnahmen wirklich in genügender Weise durchführen zu können. Es handelt sich vor allem um Schutz gegen Einschleppung oder Verbreitung von Krankheiten der Menschen wie auch des Viehs (bzw. der Nutzpflanzen), Verbot des Alkoholverkaufs an die Eingeborenen, Verhütung der durch relative Überbekleidung bewirkten Verweichlichung, Verminderung der Kindersterblichkeit, Verbesserung der sanitären Einrichtungen, des Trinkwassers u. dgl., Hebung der Geburtsziffer, wozu unter anderem Bestrafung der Abtreibung[1]) und Prämiierung kinderreicher Familien (durch Steuer- und Arbeitserleichterungen usw.), vor allem aber Hebung des Lebensmutes (durch möglichste Anerkennung ihrer Einrichtungen und Rückführung zu ihrer alten Lebensweise, strengste Unparteilichkeit in Konflikten mit Weißen u. dgl.), Verbot allzu früher, aber auch — bei Frauenmangel — allzu später Heiraten, Begünstigung der Einehe vor der Vielehe usf. dienen können; andererseits aber Verhinderung jedes Raubbaus mit Menschen, wie er mit jeder Art von langfristiger Fernanwerbung, außerdem aber mit jeder Anwerbung nach klimatisch allzu verschiedenen oder an sich ungesunden Gegenden verbunden zu sein pflegt. Es wäre also empfehlenswert, daß die Wirtschaftspolitik jeder Kolonie auf die besonderen klimatischen Bedürfnisse der zur Verfügung stehenden Arbeiter eingestellt würde. Wo z. B. eine stärkere Hochlandsbevölkerung vorhanden ist, da sollten nach Möglichkeit Kulturen und sonstige Beschäftigungszweige bevorzugt werden, die im kühlen oder mäßig warmen Höhengürtel betrieben werden können, wie der Anbau von Kaffee, Tabak, Baumwolle, Cinchonabäumen u. a. oder aber Viehzucht, denn die Verwendung von Hochlandbewohnern im Tiefland muß immer zu schweren Verlusten führen, so daß schließlich die Gefahr entsteht, daß die Menschenreserve ausgeschöpft würde und darunter die Tieflandbetriebe schwer leiden müßten — eine Gefahr, die in Deutsch-Ostafrika schon deutlich erkennbar ist.

Auch ist zu überlegen, ob nicht im Interesse der Erhaltung und Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung eine weitschauende Kolonialpolitik da oder dort an Stelle von Plantagen- vielmehr Eingeborenenkulturen bevorzugen sollte, selbst auf die Gefahr hin, damit vorläufig geringere Ernteergebnisse zu zeitigen.

Leider sind alle unsere bisherigen Kolonien im Tiefland arm an Menschen, während doch gerade hier die meisten der in der Weltwirtschaft besonders wichtigen Tropengewächse gedeihen; uns täte der Besitz eines Tropenlandes mit dichter Tieflandbevölkerung not, die uns Arbeiter für die menschenarmen Tieflandgebiete unserer Kolonien liefern könnte und die wir ähnlich zu verwerten vermöchten, wie England seine

1) Vorschlag von Külz, Koloniale Rundschau, 1913, S. 327.

indische oder Holland seine javanische Menschenreserve verwertet, oder wie Frankreich seinen Menschenreichtum in Cochinchina verwenden könnte.

Zur Lösung der zweiten Aufgabe empfiehlt es sich, überall, wo es irgendwie angeht, das Alte bestehen zu lassen, die Stammessitze und die Autorität der Häuptlinge zu erhalten, die Eingeborenen vor jeder Nachahmung der Europäer in Kleidung, Behausung und Lebensweise möglichst zu bewahren, sie in Ausübung ihrer alten Feldarbeit zu bestärken, in der Schule Rücksicht auf ihre besondere Veranlagung und Kulturtradition zu nehmen und daneben sie vor Müßiggang zu bewahren und zur Arbeit zu erziehen. Das Rechtsgefühl der Eingeborenen, ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen sollen möglichst geschont werden. Um das erreichen zu können, wird es sich empfehlen, jeder kolonialen Regierung einen ethnologischen Sachverständigen[1]) beizugeben, der vor jedem Eingriff und jeder Verordnung deren mögliche Wirkung auf die Eingeborenen und ihre Institutionen zu berechnen und den Standpunkt der Eingeborenen in vollster Selbständigkeit vor den Behörden und im Gouvernementsrat vertreten würde. Einen „Beschützer der Eingeborenen" brauchen wir in unseren Kolonien nicht, weil wir das Vertrauen haben dürfen, daß die Behörden selbstverständlich deren Bestes wünschen, wohl aber brauchen wir einen unabhängigen Vertreter ihrer Interessen, weil die Behörden naturgemäß nicht in alle Eingeborenenverhältnisse genügend Einblick haben werden und daher beim besten Willen doch leicht auch grobe Mißgriffe tun können.

1) Leo Frobenius hat (a. a. O. S. 213 f.) die Aufstellung uneigennütziger Eingeborenenpfleger empfohlen, die beobachten und zwischen Staat und Eingeborenen vermitteln, aber auch die Eingeborenen erziehen sollen, und hält dafür nicht nur Missionare, Assessoren und Offiziere, sondern auch Ethnologen für ungeeignet. Solche Eingeborenenpfleger würden in der Tat viel Nutzen schaffen können, aber einen ethnologischen Sachverständigen könnten sie nicht ersetzen; denn wenn derselbe der Regierung und dem Gouvernementsrat gegenüber sich durchsetzen können soll, so muß er unbedingt über eine anerkannt gründliche ethnologische Vorbildung verfügen, zugleich aber auch in Volkswirtschaftslehre, Rechtslehre und Kolonialgeschichte eingehende Kenntnisse besitzen.

Vorschläge zur Bevölkerungspolitik mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftslage nach dem Kriege.

Von

Dr. Fritz Lenz.

Das deutsche Volk zehrt während des Krieges von seinem Kapital, und zwar nicht nur an Wirtschaftsgütern, sondern auch — und das ist viel schlimmer — vom Kapital seiner Rassenkraft. Das kann nicht anders sein, und wir müssen froh sein, daß wir vor dem Kriege große Reserven an Volksvermögen und tüchtigen Menschen besaßen. Wenn ein Volk so wie das unsere vor die Frage des Seins oder Nichtseins gestellt wird, so müssen diese Reserven eben eingesetzt werden, und sie können auch gar nicht besser angewandt werden. Nun aber erhebt sich die große Frage, wie alle die Opfer an Gut und Blut wieder ersetzt werden können. Für jede innere Politik, die ihre Ziele nicht in Schlagworten und Formelkram sucht, ergeben sich daher zwei beherrschende Aufgaben: einerseits die Deckung der Schuldenlast oder doch wenigstens ihre Verzinsung und andererseits die Wiederherstellung der Volkskraft nach Menschenzahl und Tüchtigkeit.

Wenn das deutsche Volk, wie wir hoffen, den Krieg siegreich bestehen wird, so wird auch die Wirtschaftsfrage in irgendeiner Weise ihre Lösung finden; die Wirtschaftsverluste des Krieges sind nicht unersetzlich. Auch die Wiederherstellung der Menschenzahl wird nach einem siegreichen Frieden keine übergroßen Schwierigkeiten machen. Um so schwerwiegender ist aber die Frage der Wiederherstellung der Rassentüchtigkeit. Der Durchschnitt derer, die den Krieg überleben, ist offenbar dem Durchschnitt der Gefallenen nicht gleichwertig, weder an körperlicher und seelischer Gesundheit noch an Einsicht, Opfermut und Willensstetigkeit. Um das deutlich zu erkennen, braucht man sich nur einmal vorzustellen, daß jene etwa Gefallenen noch lebten und alle andern Männer tot wären; dann würde aus jener Auslese mit den entsprechenden Frauen ein Geschlecht heranwachsen, das dem gegenwärtigen ganz bedeutend überlegen wäre. Aber die Wirklichkeit ist anders; wir müssen mit denen arbeiten, die uns geblieben sind. Ob die Verluste an unserm edelsten Blute überhaupt voll ersetzt werden können, das ist eine Frage, welche ohne weiteres zu bejahen leichtfertiger Optimismus sein würde. Um so mehr muß unsere Sorge darauf gerichtet sein, die Kriegsbeschädigung unserer Rassentüchtigkeit wenigstens so weit, als möglich ist, wieder gutzumachen. Die Frage der Wirtschaft und die der Menschenzahl betrifft doch schließlich nur äußere Dinge; die Frage der Rassentüchtigkeit aber betrifft den Kern unseres Volkstums selber. Natürlich ist auch die Wirt-

schaftslage und die Menschenzahl für die Rassentüchtigkeit von großer nicht zu unterschätzender Bedeutung. Daher darf die Wirtschaftspolitik und die quantitative Bevölkerungspolitik nicht ohne Rücksicht auf die qualitative Bevölkerungspolitik getrieben werden. Alle Wirtschaftsmaßnahmen müssen vielmehr so eingerichtet werden, daß sie eine möglichst große Tüchtigkeit der Rasse verbürgen. Das gilt in erhöhtem Maße für die Zeit nach dem Kriege.

Bisher ließ unsere Wirtschaftsordnung die Rücksicht auf die Gesundheit der Rasse nur zu sehr vermissen. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse sich mehr und mehr in einer Richtung entwickelt haben, welche die erbliche Durchschnittstüchtigkeit der Bevölkerung herabzudrücken geeignet ist. Ich halte es für sicher, daß das Vorherrschen der individualistischen Wirtschaftsauffassung über die organische eine Hauptursache eines fortschreitenden Niederganges unserer Rasse geworden ist, der sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr beschleunigt hat. Die begabten und tüchtigen Familien steigen sozial und wirtschaftlich empor und sterben in den oberen Gesellschaftsschichten infolge gewollter und ungewollter Kinderarmut aus. In unseren gebildeten und besitzenden Kreisen herrscht bereits das Zweikindersystem. Die wirtschaftlichen Verhältnisse veranlassen zu verspäteter Heirat, in vielen Fällen sogar zu völliger Ehelosigkeit; und wenn schließlich noch die Ehe geschlossen wird, so führt die Rücksicht auf die wirtschaftlichen Dinge zu einer so weitgehenden Beschränkung der Kinderzahl, daß die Erhaltung der Familie dadurch untergraben wird, wenn nicht gar schon vorher erworbene Krankheiten die Fähigkeit zur Erzeugung gesunder Nachkommen überhaupt vernichtet haben. Die aussterbenden Familien machen neuen Platz, die aus der breiten Masse aufsteigen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die in den proletarischen Schichten zurückbleibenden Familien nicht eine gleich hohe Begabung haben wie die aufgestiegenen. Die meisten Familien, welche irgend das Zeug zu sozialem Aufstieg in sich haben, haben sich im allgemeinen schon aus dem Proletariat emporgearbeitet. Diese Verschiedenheit der Begabung in den verschiedenen Gesellschaftsklassen, welche eine Folge der sogenannten sozialen Auslese ist, wird zwar oft leidenschaftlich bestritten, sei es, weil man meint, daß sie nicht mit den religiösen oder politischen Überzeugungen von der Gleichberechtigung aller Menschen vereinbar ist, sei es auch, weil man die Folgen des selbstgeübten Neumalthusianismus nicht zugeben will. So stark aber auch diese gefühlsmäßigen Gründe sein mögen, so schwach sind sie ihrer sachlichen Seite nach. Man weist wohl auf einzelne höher begabte Individuen in den breiten Massen hin, indem man ganz richtig bemerkt, daß diese Menschen bei entsprechender Gunst der Verhältnisse ganz andere Stellen hätten ausfüllen können. Aber

solche Fälle fallen uns doch eben auf, und das zeigt, daß es sich um Ausnahmen handelt. Es soll hier auch nicht die bekannte Tatsache bestritten werden, daß viele unfähige Köpfe an leitenden Stellen und auf fetten Posten sitzen. Diese fallen zwar weniger auf, weil die Durchschnittsköpfe ganz allgemein häufiger sind als die befähigten; aber immerhin sind doch auch die Schwachköpfe an hohen Stellen die Ausnahme und nicht die Regel. Man sagt dann wohl, die betreffenden hätten lieber Schuster oder Schneider werden sollen, und dieses Urteil macht die stillschweigende Voraussetzung, daß höher begabte Menschen sich relativ viel häufiger in den begrenzten Kreisen der oberen Gesellschaftsschichten als in den breiten Massen finden. Diese höhere Veranlagung ist nicht eine Folge der Erziehung. Gerade die erwähnten Durchschnittsköpfe an hohen Stellen haben meist eine sorgfältige Erziehung genossen, die talentierten Männer in den niederen Klassen dagegen fast niemals. Auch die wirklich Gebildeten verdanken ihre Bildung daher viel weniger ihrer Erziehung als ihren erblichen Anlagen. Aus diesen Gründen führt die Kinderarmut der führenden Schichten, die bereits bis weit in den Mittelstand vorgedrungen ist, zu einer fortschreitenden Verarmung unseres Volkes an führenden Geistern. Gewiß, unser Volk hatte ein großes Kapital an körperlicher und geistiger Tüchtigkeit; es stammt noch aus vergangenen Zeiten, wo die Verhältnisse der sozialen Auslese gesündere waren. Auch heute noch sind ja manche ländliche Bevölkerungsteile von diesem Aussiebungsprozeß ziemlich verschont geblieben. Unser Kapital an Rassenkraft ist auch noch keineswegs erschöpft; unerschöpflich aber ist es nicht; und gerade der Krieg hat sehr verhängnisvoll zu seiner Verminderung beigetragen. Es ist ein schlechter Trost, daß die geistige Blüte unserer Jünglinge, welche die Waffen des Feindes dahingerafft haben, auch wenn der Krieg nicht gekommen wäre, keine zur Erhaltung genügende Zahl von Nachkommen erzeugt haben würde. Nur um so dringender ist unsere Pflicht, solche Wirtschaftsverhältnisse zu schaffen, die der Erhaltung der tüchtigen Familien förderlich sind.

In besonders ungünstiger Lage hinsichtlich des Nachwuchses befinden sich die vom Staate Besoldeten, d. h. die Beamten und Offiziere. In einem Lebensalter, wo es an der Zeit wäre, eine Ehe zu schließen und eine Familie zu gründen, reicht das gewährte Gehalt dazu nicht aus. Auch später nimmt die Besoldung nicht die gebührende Rücksicht darauf; der Familienvater und der Junggeselle erhalten vielmehr gleich viel Gehalt. Die Lebenshaltung der verschiedenen Gehaltsklassen richtet sich daher mehr nach den Verhältnissen der Kinderlosen als der mit Kindern Gesegneten. Durch die Forderung des standesgemäßen Lebens werden die Familien wirtschaftlich vor eine unlösbare Aufgabe gestellt. Was Wunder, wenn sie dieser Schwierigkeit vorzubeugen

suchen, indem sie ihre Kinderzahl aufs äußerste beschränken. Durch das Aussterben der Offiziers- und Beamtenfamilien aber erleidet die Rasse einen unersetzlichen Verlust, weil beide Gruppen eine hervorragende gesellschaftliche Auslese aus der Bevölkerung darstellen. Zweifelhafte Elemente können sich im allgemeinen weder als Offiziere noch als Beamte auf die Dauer behaupten. Wenn der Staat also über die unmittelbare Gegenwart hinausrechnen würde, so müßte er für eine Besoldungsordnung sorgen, die einer ausreichenden Fortpflanzung seiner treuesten Diener wenigstens nicht im Wege stände.

Auch die Steuerpolitik des Staates wirkt bisher einer Vermehrung der Tüchtigen direkt entgegen. Auch hier liegt die Wurzel des Übels darin, daß das Einkommen nicht als Familien-, sondern als individuelles Einkommen betrachtet wird. In einer großen Familie müssen von demselben Einkommen viel mehr Mitglieder leben als in einer kleinen; in Wirklichkeit kommt also auf das Mitglied einer vielköpfigen Familie ein viel geringeres Einkommen als auf das einer kleineren. An Steuern aber trifft auf das Mitglied einer großen Familie verhältnismäßig viel mehr. Hier wird mancher Leser stutzen und einwenden wollen, wir hätten doch gesetzliche Steuerermäßigungen für kinderreiche Familien. In der grauen Theorie bestehen solche allerdings; Familien mit mehreren Kindern zahlen auf den Kopf des Kindes gerechnet einige wenige Mark Steuern weniger; der Nachlaß beträgt aber im günstigsten Falle wenige Mark pro Kind, und bei einem Einkommen von mehr als 5000 M. wird überhaupt kein Nachlaß mehr gewährt. Da nun die Steuern in den höheren Einkommensstufen stark ansteigen, so muß ein Vater von 5 Kindern, der 7000 M. Einkommen hat, ganz bedeutend mehr Steuer geben als ein Junggeselle von 3000 M. Einkommen, obwohl auf den Kopf der Familie nur ein Drittel des Einkommens des Junggesellen trifft! Bei genauerer Betrachtung erscheint also das bisherige sogenannte Kinderprivileg einfach beschämend und lächerlich — lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre, daß eine derartige Einrichtung überhaupt hat Gesetz werden können. Die Tatsache, daß man eine solche Steuerverteilung bisher als „gerecht" hat ansehen können, läßt die Hoffnung nicht gerade groß erscheinen, daß eine Umgestaltung in organischem Sinne in absehbarer Zeit erreicht werden könne.

Schlimmer noch als durch die direkten Steuern werden die großen Familien durch die indirekten getroffen. Die indirekten Abgaben wachsen geradezu fast im gleichen Verhältnis mit der Familiengröße, weil sie zum größten Teil auf Lebensbedürfnissen ruhen. Ein Familienvater, der fünf Kinder zu ernähren hat, zahlt für jedes eine Menge indirekter Steuern. Und diese Belastung wird nach dem Kriege jedenfalls noch sehr stark zunehmen. Auf irgendeine Weise werden die Zinsen der Kriegsausgaben aufgebracht werden müssen; und zusammen mit den

laufenden Ausgaben der Übergangszeit werden viele Milliarden jährlich dazu nötig sein, d. h. ein Vielfaches des Wehrbeitrages von 1913. Ohne eine gewaltige Erhöhung der direkten Steuern wird es natürlich nicht abgehen; aber auch die stärkste Anspannung der Steuerschraube wird nicht ausreichen, die Fehlbeträge zu decken, ganz abgesehen davon, daß man schon jetzt sich gegen die Erhöhung der Steuern wehrt. So bleiben die Monopole, d. h. die Verstaatlichung großer Unternehmungen oder die weitgehende Sozialisierung von Produktionsmitteln. Für Monopole kommen in Betracht: Kali, Stickstoff, Kohle, Wasserkraft, Elektrizität, Alkohol, Tabak, Getreide, Zucker, Salz, Streichhölzer u. a. m. Zum Teil werden auf diese Weise zwar Gewinne, die sonst in die Tasche von Privatunternehmern fließen würden, der Allgemeinheit der Verbraucher zugeführt; zum andern Teil aber wird eine starke Verteuerung des Lebens Hand in Hand damit gehen. Ohne eine solche würden die Monopole ihren Zweck, die Verzinsung der Kriegslasten, eben nicht erfüllen können. Das deutsche Volk wird also auch bei einem günstigen Ausgang des Krieges zunächst härter arbeiten müssen als vorher, bei einer geringeren Lebenshaltung als vorher. In ungleich höherem Maße würde das natürlich bei einem ungünstigen Kriegsausgang mit einem Verzichtfrieden der Fall sein. Von diesen Verhältnissen werden nun die großen Familien besonders hart getroffen werden, zumal gerade in diesen der Familienvater oft der einzige Einkommenbezieher ist, während die Kinder als Arbeitskräfte noch nicht in Betracht kommen. Daraus folgt, daß die wirtschaftlichen Beweggründe zur äußersten Beschränkung der Kinderzahl gegenüber der Zeit vor dem Kriege noch stark zunehmen werden. Die westlichen Ententeländer werden nun zwar voraussichtlich sich einer wohl ebenso schwierigen Wirtschaftslage gegenübersehen; ungleich günstiger aber liegen die Verhältnisse in Rußland. Rußland hat verhältnismäßig die geringsten wirtschaftlichen Kriegsopfer gebracht, weil es am wenigsten solche zu bringen in der Lage war. Da seine Staatsanleihen in der Hauptsache im Auslande untergebracht waren, wird es durch deren Ungültigkeitserklärung nach dem Kriege vielleicht weniger Schulden haben als vorher — als einziges von allen kriegführenden Ländern. Sein Reichtum bestand und besteht eben weniger in beweglichem Kapital als in unbeweglichen und unveräußerlichen Gütern und in Menschen. Seine landwirtschaftlichen Flächen und die meist noch unerschlossenen Bodenschätze sind ihm zum allergrößten Teil geblieben, und seine Bevölkerungszahl wird voraussichtlich nach dem Kriege wieder lawinenartig zunehmen, da die Geburtenverhütung in den eigentlich russischen Gebieten noch sehr wenig bekannt ist. Rußland wird sich daher voraussichtlich von allen am Kriege beteiligten Völkern am schnellsten erholen. Es ist ein ganz oberflächlich optimistisches Gerede, wenn man heute hört, daß die russische Gefahr auf

absehbare Zeit beseitigt sei. Gegenwärtig ist gewiß England unser Hauptfeind; aber wenn es uns gelingt, die englischen Vergewaltigungsgelüste für diesmal abzuwehren, bedeutet es in Zukunft kaum noch eine große Gefahr für uns. Viel bedrohlicher als die englische ist auf die Dauer daher die russische Gefahr für den, dessen politischer Blick nicht nur auf die allernächsten Monate oder Jahre gerichtet ist. Die Ablösung der nichtrussischen Gebiete vom russischen Reiche gibt nun dem deutschen Volke die Möglichkeit, durch eine bevölkerungspolitisch richtige Siedelungspolitik zwar nicht an Zahl mit den Russen zu wetteifern, aber doch eine so große Zahl tüchtiger Menschen den Russen entgegenzustellen, daß auch unsere Kinder und Enkel der slawischen Flut nicht zu erliegen brauchen. Auch diese Hoffnung aber dürfen wir nur hegen, wenn das deutsche Volk seine Bevölkerungspolitik mit aller Energie in die Hand nimmt, und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt der bloßen Zahl, sondern vor allem dem der Tüchtigkeit.

Die obigen Ausführungen über die Wirtschaftslage dürften genügend gezeigt haben, daß die Bevölkerungspolitik nur in engster Verknüpfung mit der Wirtschaftspolitik in Angriff genommen werden kann, und andererseits, daß jede Lösung der Wirtschaftsfrage verfehlt ist, die nicht auf die bevölkerungspolitischen Notwendigkeiten gehörige Rücksicht nimmt. Auch in der Frage des Nachwuchses muß der individualistische Standpunkt dem organischen untergeordnet werden. Wir kommen nicht um die Notwendigkeit einer Sozialisierung der Kinderaufzucht herum. Die Kinderaufzucht muß gewissermaßen Staatsmonopol werden, aber nicht etwa in dem Sinne, daß die ganze Erziehung in Staatsanstalten erfolgen solle — davon haben wir ohnehin schon zu viel auf Kosten der Familienerziehung —, sondern vielmehr in dem Sinne, daß die Kosten der Aufzucht und Erziehung zum großen Teil auf die Schultern der Allgemeinheit übernommen werden müssen.

In dieser Beziehung hat A. Zeiler, 1. Staatsanwalt in Zweibrücken, einen äußerst großzügigen Plan entworfen.[1]) Sehr dankenswert ist es vor allen Dingen, daß Zeilers Entwurf ins einzelne durchgerechnet ist und ein anschauliches Bild von den in Betracht kommenden Summen sowohl im einzelnen als auch im ganzen gibt. Nicht nur die Ehepaare mit Kindern, sondern auch die kinderlosen Ehepaare sollen eine Haushaltungsbeihilfe im Betrage von 150 Tausendsteln des Gesamteinkommens beider Ehegatten bekommen. Diese Haushaltungsbeihilfe soll weder eine Mindest- noch eine Höchstgrenze haben, weil die ganze Einrichtung nicht eine Unterstützung Minderbemittelter durch Höherbemittelte darstellen soll, sondern einen Ausgleich der wirtschaftlichen

1) A. Zeiler, Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt. Plan und Begründung einer Beihilfenordnung. 88 S. Stuttgart, Verlag J. Heß. M. 1,50.

Lasten des Familienunterhalts innerhalb der einzelnen Einkommensstufen. „Der Vater mit 20000 M. Einkommen, der sechs Buben standesgemäß aufzuziehen und dazu noch zwei Mädchen auszuheiraten hat, müßte es bitter unrecht empfinden, wenn ihm wegen seines hohen Einkommens die Beihilfen versagt wären, er also diese Familienlasten ganz selbst zu tragen und doch daneben zu der Deckung der Beihilfen für andere beizutragen hätte.“ Die Ehepaare mit Kindern sollen außerdem beträchtliche Kinderbeihilfen bekommen, und Zeiler sagt mit Recht: „Die Forderung, dem Familienvater Kinderbeihilfen zu gewähren, bedürfte, sollte man meinen, überhaupt keiner Begründung, wenn es nicht gälte, den Trägheitswiderstand zu brechen, der sich jedem Neuen entgegenstellt.“ Auch für uneheliche Kinder sollen diese Beihilfen gewährt werden; eheliche Eltern sind also nur insofern besser gestellt, als sie außerdem noch Haushaltungsbeihilfe bekommen; diese wirkt also wie eine Art Prämie auf die Eheschließung und ist sicher geeignet, den Prozentsatz der unehelichen Kinder herunterzudrücken, und sei es auch nur durch nachträgliche Legitimation. Die Kinderbeihilfen sollen vom 1. bis 14. Lebensjahr für jedes Kind 30 bis 40 Tausendstel des Einkommens betragen, und zwar sind hier Mindest- und Höchstgrenzen vorgesehen, nämlich 50 und 500 M. In der Höhe von 100 bis 500 M. wird die Beihilfe weitergewährt, solange das Kind noch in der Ausbildung zu einem Berufe steht. Besucht das Kind eine Mittelschule und muß es auswärts in Kost und Wohnung gegeben werden, so wird eine Erziehungsbeihilfe von 80 Tausendsteln (10. Lebensjahr) bis 120 Tausendsteln (20. Lebensjahr) gewährt; Mindest- und Höchstgrenzen bewegen sich hier zwischen 300 und 1500 M. Während des Besuches einer Hochschule werden 150 Tausendstel jährlich gewährt, mindestens 600 M. und höchstens 2400 M. Nach Abschluß der Berufsausbildung soll diese Beihilfe noch weiter gegeben werden, solange noch ohne eigenes Verschulden ein Berufseinkommen nicht vorhanden ist. Junge Männer sollen für den Einjährigendienst eine Beihilfe von 1000 bis 3000 M. bekommen, Mädchen bei der Verheiratung eine Ausstattungsbeihilfe von 400 bis 10000 M.

Hier möchte ich einige Worte der Kritik einschalten. Es erscheint mir bedenklich, die Beihilfen für Mädchen von der Vorbereitung auf einen Beruf abhängig zu machen. Das würde nämlich bei vielen zum Anlaß oder doch zum Vorwande für das Ergreifen eines selbständigen Berufes werden. Die Frauenberufsarbeit aber wirkt erfahrungsgemäß bevölkerungspolitisch ungünstig. Die berufstätigen Frauen heiraten selten und bekommen selbst dann wenige oder gar keine Kinder. Daher müßte der Tochter im Hause mindestens die gleiche Beihilfe gewährt werden. Selbst für das männliche Geschlecht ist es nicht ganz unbedenklich, daß während der Vorbereitung auf einen höheren Beruf

namhafte Beihilfen gegeben werden sollen, daß diese aber bei jenen jungen Männern, die schon in jungen Jahren ein auskömmliches Einkommen haben, wegfallen sollen. Es würde dadurch ein übermäßiger Andrang zum Studium hervorgerufen und unser Bildungsproletariat noch vermehrt werden, zumal Zeiler die Unentgeltlichkeit des Unterrichts in allen öffentlichen Anstalten verlangt. Zeiler hat selber das Gefährliche dieser Forderungen eingesehen, und er will dem Übel durch eine besondere autoritative Auslese vorbeugen. Bei jeder Schule soll ein besonderer Rat gebildet werden, der über die Eignung der Schüler entscheidet. Dieser Rat soll nur unter dem Gesichtspunkte urteilen, ob die Ausbildung des betreffenden Schülers im Interesse des Staates wünschenswert sei oder nicht. Ich halte eine strenge Auslese für die Mittel- und Hochschule zwar auch für dringend notwendig und halte deren Fehlen für den schlimmsten Mangel unseres gegenwärtigen Unterrichtswesens, aber dennoch glaube ich nicht, daß dadurch mein oben geäußertes Bedenken hinfällig würde. Es ist gar nicht erwünscht, daß alle dazu befähigten jungen Leute zum Hochschulstudium kommen, weil dadurch die nicht akademischen Berufe an geistiger Begabung verarmen und schließlich die breiten Massen geistig geradezu sterilisiert würden, wie z. B. auch Siemens betont hat. Am schlimmsten wäre eine solche Auslese beim weiblichen Geschlecht. Hier würde die Hochschulbeihilfe in Verbindung mit der Suggestion des Gutachtens des Ausleserates zweifellos dazu führen, daß gerade die Begabtesten noch mehr als heute dem Mutterberuf entzogen würden. Dazu kommt noch, daß im Mittelstande jede Besetzung einer höher besoldeten Stelle durch eine weibliche Kraft im allgemeinen einem Manne die Möglichkeit zur Familiengründung entzieht. Derartige Frauenberufsarbeit ist also unsozial im höchsten Grade. Auch die hervorragendsten Fähigkeiten können in geistigen Berufen nur rasch vergängliche Blüten hervorbringen; wenn aber eine begabte Mutter ihre Fähigkeiten auf eine Schar von Kindern überträgt, so wird dadurch das geistige Kapital für kommende Geschlechter erhalten. Aus diesem Grunde ist die von Zeiler geforderte Ausstattungsbeihilfe ganz besonders zu begrüßen; die Erziehungsbeihilfe aber sollte auch für jene Mädchen gewährt werden, die sich im Hause für den Hausfrauenberuf vorbereiten und dabei für Eltern und Geschwister viele Arbeit leisten.

Mancher Leser wird sich schon die Frage vorgelegt haben, wie denn die ungeheuren Kosten der an sich gewiß sehr segensreichen Zeilerschen Beihilfenordnung eingebracht werden können. Auf dieses heikle Thema will ich nunmehr eingehen. Zeiler will die Kosten gleichmäßig auf alle Einkommen verteilen. Die höheren Einkommen sollen dabei nicht progressiv herangezogen werden, weil das dem eigentlichen Sinn des ganzen Systems zuwiderlaufen würde. Dann würden nämlich auf Kosten

der hohen Einkommen die Kinder der Besitzlosen aufgezogen werden. Die Einrichtung würde folglich erst recht zu einer Verproletarisierung des Nachwuchses führen; die wirtschaftlich Unbegabten würden sich vermehren auf Kosten der Tüchtigen, und das Ziel jeder vernünftigen Bevölkerungspolitik wäre gründlich verfehlt. Zeilers Plan zur Deckung der Kosten vermeidet diesen Fehler: „Nicht Mitleid und Unterstützung für den Familienvater um seiner Not willen, nicht Almosen wegen seines Kindersegens soll es sein, sondern eine gerechte Verteilung der gesamten Kosten der Erhaltung und Vermehrung der Volkskraft auf die Schultern der Allgemeinheit." „Die Angehörigen der einzelnen Stufen können je als gesonderte Gruppe angesehen werden, die unter sich und innerhalb ihrer Gruppe die Lasten von Haushaltung und Kindererziehung in gerechter Verteilung gemeinsam tragen." Nur eine Ausnahme von dieser Regel ist nötig, wie Zeiler treffend begründet. Es muß nämlich das zum Unterhalt des einzelnen Menschen unbedingt notwendige Mindesteinkommen von der Deckungsabgabe frei bleiben. Andernfalls würde man den Beziehern der niedrigen Einkommen die Existenzmöglichkeit rauben. Im Interesse der Gleichmäßigkeit muß aber dieser Betrag, den Zeiler auf das 200 fache des ortsüblichen Tagelohnes ansetzt, auch von den höheren Einkommen abgezogen werden, und nur das „freie Einkommen" darf zur Deckung herangezogen werden. Auch bei dieser Regelung werden die nöheren Einkommen noch stärker belastet als die niederen, da eben wegen des gleichmäßigen Abzuges die Deckungsabgabe bei ihnen einen höheren Bruchteil des Gesamteinkommens ausmacht als bei den niederen; bleiben doch auch nach Zeilers Vorschlag die allerniedrigsten Einkommen ganz frei. Außerdem werden die höheren Einkommen durch die Festsetzung von Mindest- und Höchstsätzen der Kinderbeihilfen verhältnismäßig ungünstiger gestellt. Dazu kommt noch, daß die Beihilfen in den höheren Einkommensklassen praktisch seltener zur Auszahlung kommen werden, weil in diesen Kreisen Ehelosigkeit und Kinderarmut viel verbreiteter sind. Ganz vermieden ist also in Zeilers Plan die Unterstützung der Minderbemittelten durch die Höherbemittelten nicht, und ganz vermeidbar ist eine solche auch nicht bei einer allgemeinen Ausgleichsordnung, wie sie Zeiler anstrebt. Es wäre nur zu wünschen, daß eben darum der bevölkerungspolitische Erfolg in den bemittelten Kreisen größer sein möchte; ganz unmöglich wäre das nicht, weil offenbar gerade hier die absichtliche Kinderarmut größer ist als in den unbemittelten Kreisen, wo die Geburtenverhütung verhältnismäßig eine geringere Rolle spielt. Nur gegen gewollte Kinderarmut aber können wirtschaftliche Maßnahmen überhaupt Erfolg versprechen. Da andererseits auch in den unbemittelten Klassen die Geburtenverhütung ziemlich verbreitet ist, könnte Zeilers Bevölkerungspolitik unter Umständen

auch zu einer Vermehrung der wirtschaftlich wenig Befähigten führen. Immerhin aber zeugt die Geburtenverhütung in der Regel von einer gewissen Voraussicht und Selbstbeherrschung; auch in den unbemittelten Schichten zeichnen sich gerade die gebildeteren Elemente und die mehr geistig tätigen Berufe durch Kinderarmut aus. Wenn diese zu stärkerer Vermehrung gebracht würden, so würde das im allgemeinen nur durchaus wünschenswert sein. Es ist ja leider schon so weit gekommen, daß fast nur noch jene Familien, die ohne Nachdenken leichtsinnig in den Tag hineinleben, eine durch keinerlei Überlegungen gehemmte Vermehrung haben. Hier könnten also auch Beihilfen keinen stärkeren Vermehrungswillen hervorrufen. Nur wo in proletarischen Schichten schwerste Lebensnot die Aufwuchszahl der Kinder herabdrückt, würde durch Beihilfen auch hier eine größere Kinderzahl aufgebracht werden. Das aber würde zweifellos eine ungünstige Folge sein. Es würde jenen primitiven Rassenelementen Europas zur Vermehrung verhelfen, die z. B. Niceforo in seiner Anthropologie des Proletariats beschrieben hat. Die qualitative Wirkung der Zeilerschen Vorschläge ist also schwer übersehbar; sie wird zum Teil günstig, zum Teil aber auch ungünstig sein, ohne daß man sicher sagen könnte, ob der Gesamterfolg qualitativ günstig oder ungünstig sein würde. Nicht zweifelhaft aber wäre der günstige Erfolg in rein quantitativer Hinsicht. Wenn Zeilers Plan durchgeführt werden könnte, so würde sich die Geburtenzahl des deutschen Volkes im allgemeinen sicher viel günstiger gestalten als ohne eine solche Regelung der Aufzuchtskosten. Die Durchführbarkeit aber hängt in erster Linie von der Aufbringung der Mittel ab.

Zeiler hat in sehr dankenswerter Weise über den Umfang der umzusetzenden Summen, welche seine Neuordnung mit sich bringen würde, eine wertvolle Stichprobenrechnung angestellt. Er hat von den Einkommenbeziehern einer deutschen Stadt etwa 2000 wahllos herausgenommen und deren Familien- und Einkommensverhältnisse durchgearbeitet. Dieser Abschnitt macht mit den wertvollsten Teil seiner Schrift aus. Es ergab sich dabei, daß unter Zugrundelegung der oben dargelegten Beihilfen die Deckungsabgabe 29 Hundertstel des um den 200-fachen Tagelohnsatz verminderten Einkommens betragen müßte. Die Verhältnisse der betreffenden Stadt entsprechen nach Zeilers Angabe etwa dem Durchschnitt des Reiches. Der gesamte Umsatz an Beihilfen einerseits und der ihm gleiche an aufzubringenden Deckungsmitteln würde danach im Reich jährlich etwa 9,9 Milliarden betragen. Da aber der größte Teil dieser Summe den Besitzer nicht zu wechseln braucht, weil die Beihilfenbezieher ja alle zugleich die Deckungsabgabe aufgerechnet erhalten, so würden nur etwa $2^1/_2$ Milliarden Mark jährlich den Besitzer wechseln, d. h. von den Kinderlosen und Kinderarmen zur Aufzucht der Kinder der größeren Familien beigesteuert werden müssen.

Auch die kinderlosen Ehepaare würden natürlich noch erheblich zahlen müssen; denn die Haushaltungsbeihilfe (15 %) beträgt nur etwa die Hälfte der Deckungsabgabe. Die Junggesellen aber vollends würden etwa drei Zehntel ihres Einkommens allein für Zwecke der Familienbeihilfen hergeben müssen! Nach dem, was ich oben über die Wirtschaftslage nach dem Kriege gesagt habe, ist jedoch sicher zu erwarten, daß auch die Steuern für sonstige Zwecke des Reiches und der Einzelstaaten nach dem Kriege ganz gewaltig in die Höhe gehen müssen. Ich glaube, daß 20 Hundertstel des Einkommens für diese Steuern im Durchschnitt nicht zu hoch angesetzt sein werden. Die Junggesellen würden nach Zeilers Plan also etwa die Hälfte (!) ihres Einkommens hergeben müssen. Ich würde das zwar an und für sich durchaus für eine günstige Folge halten; die Luxusausgaben des Volkes würden ganz gewaltig abnehmen; die Lebenshaltung würde nicht mehr in so ungesunder Weise durch die Aufwendungen der Kinderlosen bestimmt werden; die Milliardenausgaben für Alkohol und Tabak würden zum großen Teil verschwinden und mit ihnen ihre furchtbar verderblichen Folgen in rassenhygienischer Hinsicht; dem Alkohol- und Tabakkapital würde sein ungesunder Wurzelboden zum großen Teil entzogen werden; zahlreiche darauf begründete Unternehmungen würden zusammenbrechen und mit ihnen allerlei Haushaltspläne der Staaten; die Prostitution mit allen ihren Übeln würde abnehmen; die Syphilis und Gonorrhoe würde wirksamer dadurch bekämpft werden als durch alle Beratungsstellen; und vieles andere mehr. Das alles würden durchaus gesunde Folgen der Zeilerschen Umwälzung sein. Die große Frage aber ist: Werden die Junggesellen sich die Einziehung ihres halben Einkommens gefallen lassen? Vielleicht wird Zeiler sagen, die Junggesellen könnten ja heiraten, wir hätten ja nach dem Kriege einen Überschuß von 2 Millionen Mädchen. Ich fürchte aber, daß die Junggesellen zum großen Teil nicht in die Ehe, sondern ins Ausland flüchten werden. Wir kennen bis heute kein sicheres Mittel, um die Auslandsflucht des beweglichen Kapitals zu verhindern. Auf dieser Beweglichkeit beruht ja zum großen Teil gerade die furchtbar verhängnisvolle Macht des internationalen Kapitals. Wenn es nicht gelingt, einen wirtschaftlich sehr günstigen Friedensschluß zu erreichen, was allein durch Niederwerfung Englands geschehen könnte, so werden wir ohnehin mit einer umfangreichen Auswanderung nach dem Kriege zu rechnen haben. Weite Kreise der Arbeiterschaft werden sich der drückenden Lebenslage und den großen indirekten Lasten durch Auswanderung zu entziehen suchen; und wenn man die indirekten Lasten durch Einziehung eines großen Teils des Vermögens der Besitzenden zu vermeiden trachtet, so werden die Kapitalisten scharenweise das Land verlassen, ohne daß die Lage der breiten Massen dadurch erleichtert werden würde. Unter solchen Umständen würden die Forderungen

Zeilers, welche ja zugleich die besitzenden und die nichtbesitzenden Junggesellen treffen, die Auswanderung und die Auslandsflucht des Kapitals noch ganz bedeutend steigern. Da nun bei jeder Auswanderung erfahrungsgemäß immer arbeitsfähige und unternehmungslustige Menschen vorherrschen, so würde der bevölkerungspolitische Zweck von Zeilers Plan unter Umständen direkt in sein Gegenteil verkehrt werden können; zumal auch der Mädchenüberschuß dadurch noch steigen würde. An Stelle einer Vermehrung der Volkskraft könnte eine Verminderung eintreten, und an Stelle einer Erleichterung der wirtschaftlichen Lage der deutschen Familien könnte eine Erschwerung infolge der Auslandsflucht des Kapitals eintreten. Gewiß sind diese Dinge sehr schwer zu übersehen, und ich will auch nicht sicher behaupten, daß diese ungünstigen Folgen die günstigen überwiegen würden; von der Hand zu weisen sind diese Bedenken jedenfalls aber nicht ganz. Zeiler ist ein unbeirrbarer Optimist. Er rechnet viel zu wenig mit der Selbstsucht und Einsichtslosigkeit der Vielzuvielen und speziell der Junggesellen. Wenn freilich alle Menschen die richtige Einsicht in die Notwendigkeiten des allgemeinen Lebens hätten und die nötige Selbstlosigkeit, um sich willig diesem allgemeinen Leben einzuordnen, dann wären natürlich Zeilers Vorschläge leicht durchführbar; ja, sie würden dann sogar überhaupt überflüssig sein. Solange die Menschen aber sind, wie sie wirklich sind, müssen wir damit rechnen. Optimistisch ist auch Zeilers Annahme, daß die Steuerpflichtigen nach Einführung seiner Ausgleichsordnung das steuerpflichtige Einkommen vollständiger angeben würden als gegenwärtig. Wegen der zu erwartenden Beihilfen, meint er, würden die Einkommensbezieher durch den eigenen Vorteil abgehalten werden, ihr Einkommen zu niedrig anzugeben; denn je größer das Einkommen, desto größer seien ja auch die Beihilfen. Wenn diese Annahme zutreffend wäre, so müßte man ja geradezu eine staatliche Kontrolle einrichten, daß niemand ein zu hohes Einkommen angebe, um sich um so höhere Beihilfen zu verschaffen. In Wirklichkeit aber liegt die Sache ganz anders. Wie schon gesagt, sind die Bezieher der hohen Einkommen im Durchschnitt sehr kinderarm; die Deckungsabgabe würde also bei den meisten die Beihilfen wesentlich übersteigen; die Haushaltungsbeihilfe allein deckt die Abgabe nur etwa zur Hälfte, und bei den übrigen Beihilfen sind ja Höchstgrenzen vorgesehen, so daß gerade die höchsten Einkommen den geringsten Vorteil davon haben. Und selbst bei jenen Familien mittleren Einkommens, die mehrere Kinder haben, könnte erst dann ein Anreiz zur möglichst hohen Angabe des Einkommens gegeben sein, wenn der Gewinn durch die Beihilfen den Verlust durch die nach dem Kriege zu erwartenden sehr hohen Steuern überwiegen würde. Insgesamt kann leider kein Zweifel sein, daß Zeilers Reform die Gründe, steuerbares Einkommen zu verschweigen, noch sehr

verstärken würde. Die Abgaben nach Zeilers Plan sind und bleiben eine Steuer, wohl eine Zwecksteuer mit vorher festgelegter Verwendung, aber doch eben eine Abgabe für Zwecke der Allgemeinheit, d. h. eine Steuer. Richtig ist, wie Zeiler sagt, daß es sich nicht um neue Aufwendungen der Allgemeinheit handelt, wie ich das auch schon öfters gelegentlich betont habe. Auch heute muß ja der Aufwand für Ernährung, Bekleidung, Erziehung usw. der Kinder geleistet werden; es handelt sich also nur um eine teilweise Abwälzung dieses Aufwandes auf die leistungsfähigeren Schultern der Kinderlosen und insbesondere der Junggesellen. Aber die Schwierigkeit der Abgabeneintreibung wird dadurch nicht geringer. Ich sehe leider keinen Weg, wie Zeilers Plan durchgeführt werden könnte, eben weil er gar zu großzügig ist. Wohl stimme ich im Ziel ganz mit ihm überein; der Weg zu diesem Ziel aber kann nur schrittweise zurückgelegt werden.

Ich gehe daher zur Besprechung eines weniger radikalen Vorschlages über, der im Mai 1917 in Naumanns „Hilfe" erschienen ist und der mir aus der Flut der bevölkerungspolitischen Literatur der letzten Jahre genügend hervorzuragen scheint, um hier besprochen zu werden. Der Verfasser ist ein im praktischen Wirtschaftsleben stehender Mann, welcher mit H. F. zeichnet und offenbar vorerst mit seinem vollen Namen nicht hervortreten will. Wie bei Zeiler sollen die Familienväter „Familienzuschüsse" erhalten, die durch besondere „Bevölkerungsabgaben" gedeckt werden. F. hat bei seinem Vorschlag aber in der Hauptsache den Mittelstand im Auge. Der Ausgleich der Familienlasten soll vor allem innerhalb der Einkommensgruppen von 2000 bis 20000 M. erreicht werden. Innerhalb dieses Spielraums unterscheidet F. noch drei Stufen. Die erste reicht von der Grenze der Alters- und Invaliditätsversicherungspflicht bei 2000 M. bis zur Grenze der Angestelltenversicherungspflicht bei 5000 M.; die zweite umfaßt die Einkommen von 5000 bis 10000 M.; die dritte reicht von 10000 bis 20000 M. Für jede dieser Gruppen soll eine Tafel über die Aufzuchtkosten eines Kindes aufgestellt werden, welche von der Geburt bis zur Erwerbsfähigkeit steigende Beträge enthält. Außerdem stellt F. für jede Gruppe eine Familienstandstafel auf, welche eine erstrebenswerte Norm darstellen soll. So nimmt F. für die Einkommensgruppe 2000 bis 5000 M. als normal an, daß ein junger Mann mit 25 Jahren heiratet und daß ihm nach einjähriger Ehe das erste Kind, nach dreijähriger das zweite, nach fünfjähriger das dritte und nach siebenjähriger Ehe das vierte Kind geboren wird. Wer diese Normalzahl zu der angenommenen Zeit nicht aufzuweisen hat, muß für die ihm fehlende Anzahl Kinder die nach der ersten Tafel festgesetzten Aufzuchtskosten als Bevölkerungsabgabe zahlen. Niemand könnte also durch Beschränkung der Kinderzahl unter die angenommene Norm die Ausgaben für Aufzucht und Erziehung sparen, da

ja jeder ganz gleich, ob er verheiratet wäre oder nicht, ob er Kinder hätte oder nicht, doch immer die entsprechenden Ausgaben hätte. Die Rücksicht auf die Aufzuchtskosten würde also aufhören, ein Beweggrund zur Beschränkung der Kinderzahl auf weniger als vier zu sein. Aus dem durch die Bevölkerungsabgabe entstehenden Fonds sollen jene Eltern, welche die angenommene Zahl früher als in Tafel 2 erreichen, und die, welche mehr als vier Kinder aufziehen, entsprechende Vergütungen erhalten; sodann aber soll bei der Abrechnung über Abgaben und Zuschüsse der Zuschuß für das dritte und vierte Kind doppelt gerechnet werden, so daß also Familien mit vier Kindern die Aufzuchtskosten ihrer beiden letzten Kinder nicht selbst zu bestreiten brauchten, sondern von der Allgemeinheit ersetzt erhielten. Familienväter, die zu der Zeit, wo sie schon vier Kinder haben sollten, nur zwei hätten, müßten also noch eine Bevölkerungsabgabe für zwei zahlen; bei drei Kindern würde sich die Abgabe und der Zuschuß etwa die Wage halten, während bei vier Kindern ein positiver Zuschuß für zwei Kinder vom Staate geleistet würden. Für den Staat würden im Anfang auf jeden Fall die Einnahmen aus der Bevölkerungsabgabe die Ausgaben erheblich übersteigen, während mit einem wachsenden bevölkerungspolitischen Erfolg der Einrichtung die Einnahmen natürlich geringer werden würden. Da bei dieser Neuordnung die Familien mit drei Kindern um etwa den doppelten Betrag der Aufzuchtskosten eines Kindes besser gestellt wären als solche mit zwei Kindern, und da Familien mit vier Kindern noch einmal um eine ebenso große Stufe besser gestellt wären als die Familien mit drei Kindern, so würde diese Einrichtung stark zugunsten der Erzeugung eines dritten und vierten Kindes wirken. Familien mit fünf Kindern dagegen würden eher wieder etwas schlechter gestellt sein als die mit vier Kindern, da für das fünfte Kind der Zuschuß geringer als für die früheren und für die weiteren Kinder immer mehr abnehmend gerechnet werden soll. „Denn eine große Zahl von Kindern sollte nur in die Welt setzen, wer auch imstande ist, sie ohne staatliche Hilfe zu ernähren und aufzuziehen." Daß F. seine Stufeneinteilung nur bis zu einem Einkommen von 20000 M. gehen läßt, bedeutet natürlich nicht, daß er für die höheren Einkommen keine Regelung wünsche. Für diese müßten vielmehr ebenfalls besondere Bestimmungen getroffen werden. Eine gewisse Schwierigkeit ergibt sich aus dem Umstande, daß das Einkommen in den verschiedenen Jahren wechselt und im Laufe der Jahre in der Regel steigt. Dadurch wird der Wert der Stufeneinteilung überhaupt zweifelhaft. Aber ich sehe diese auch nicht als das Wesentliche des Planes an.

Ich sehe den Vorzug des F.schen Planes vor dem Zeilerschen vor allem in der Konzentrierung der Maßnahmen auf das Wichtigste. Die Konzentrierung auf den Mittelstand ist sehr zweckmäßig, weil gerade

hier die Fortpflanzung quantitativ am ungenügendsten ist und weil das aus Gründen der Qualität ganz besonders verhängnisvoll ist. Aber auch die Einstellung der Sorge auf das dritte und vierte Kind halte ich für ganz besonders wirksam. So gut wie alle Ehepaare wollen doch immerhin zwei Kinder haben, weil sie — allerdings fälschlich — annehmen, daß dadurch die Erhaltung der Familie gewährleistet sei. Darum hat sich ja das Zweikindersystem in unsern gebildeten und besitzenden Familien fast allgemein ausgebreitet. In Wahrheit genügen aber selbst in friedlichen Zeiten noch nicht einmal drei Kinder im Durchschnitt zur bloßen Erhaltung der Familien. Es gilt daher, den Familien über den Umschlagspunkt zwischen Aussterben und Vermehrung hinwegzuhelfen; und dazu ist F.s Vorschlag ganz besonders geeignet. Und da leider gerade in den überdurchschnittlich begabten und tüchtigen Familien das Zweikindersystem vorherrscht, so würde die Verwirklichung dieses Planes vor allem auch qualitativ sehr segensreich wirken. Auf eine Kinderzahl, die wesentlich höher als vier ist, wird man gerade diese Familien leider doch nicht bringen können. Ich halte daher die Beschränkung der Fürsorge auf die ersten vier Kinder für durchaus angezeigt. Jede Bevölkerungspolitik, die mit gleichen Zuschüssen für alle Kinder arbeitet, führt zu dem unerwünschten Erfolge einer Vermehrung der Schwachen und Unbegabten. Würde man gar gleiche Kinderrenten für alle Einkommensstufen einrichten, so wäre die unvermeidliche Folge, daß in erster Linie wirtschaftlich untüchtige Elemente dadurch zur Vermehrung gebracht würden, ja daß die allerunerwünschtesten Elemente aus der Kinderaufzucht geradezu ein Geschäft machen würden. Kinderrenten von geringer Höhe, die für den Mittelstand nur eine neue Belastung bedeuten würden, ohne doch seine Kinderzahl erhöhen zu können, bedeuten eben für proletarische Familien und erst gar für allerhand Lumpenpack einen sehr wirksamen Anreiz zur Vermehrung. Ich bin aus diesen Gründen der Qualität schon seit mehreren Jahren für die Konzentrierung der Bevölkerungspolitik auf das dritte und vierte Kind eingetreten, und ich glaube, daß auch F. dadurch beeinflußt worden ist.

Eine derart konzentrierte Fürsorge wäre wirtschaftlich viel leichter durchführbar als der von Zeiler verlangte allgemeine Ausgleich. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Ich habe den Eindruck, daß Zeiler sich gar zu sehr von formalen Gründen des allgemeinen Ausgleichs und der „Gerechtigkeit“ leiten läßt. Es kommt hier der Staatsanwalt in ihm zum Vorschein mit der Devise: Fiat justitia, pereat mundus. In der Bevölkerungspolitik aber handelt es sich in erster Linie um die Erhaltung, zwar nicht der Welt, aber doch des eigenen Volkes und der Höhe der eigenen Rasse. Und Gerechtigkeit im höchsten Sinne kann nicht in irgendeiner Gleichheit oder einem Ausgleich bestehen, sondern nur darin ihren Grund finden, was den wahren

Interessen des Staates dient. Das wichtigste für den Staat aber ist eine wohlverstandene Bevölkerungspolitik bzw. Rassenhygiene.

Die Befürchtungen einer Auslandsflucht des Kapitals bzw. der Junggesellen, welche ich bei Besprechung des Zeilerschen Planes äußerte, sind bei der Beschränkung der Fürsorge auf das dritte und vierte Kind in viel geringerem Maße gegeben. Die notwendigen Aufwendungen würden eben viel geringer sein und der Erfolg nicht minder groß, sondern eher sogar größer. Zeiler sagt ausdrücklich auf S. 21 seiner Schrift: das Ziel seines Planes sei nicht eine Erhöhung der bisherigen Geburtenzahl, und das werde voraussichtlich auch gar nicht der Erfolg der Durchführung sein. Meines Erachtens ist aber eine Erhöhung der Kinderzahl besonders im Mittelstand dringend notwendig. Die meisten Familien unserer höheren und mittleren Stände sind infolge gewollter Kinderarmut in ungewolltem Aussterben begriffen. Das kann nicht oft genug gesagt werden. Die Bevölkerungspolitik muß daher versuchen, diesem Aussterben Einhalt zu tun, und zwar mit einem möglichst geringen Aufwand von Mitteln und mit möglichst geringen ungünstigen Nebenwirkungen. Ganz vermeiden werden sich ungünstige Nebenwirkungen wie Auslandsflucht usw. nicht lassen; aber andererseits würde die Durchführung des F.schen Programms dieselben günstigen Nebenwirkungen wie das Zeilersche haben, Verminderung der Luxusausgaben, des Alkohol- und Tabakverbrauchs, die ihrerseits wieder in hohem Maße günstig auf Zahl und Tüchtigkeit des Nachwuchses wirken würde.

Während es sich sowohl bei Zeilers als auch bei F.s Forderungen vorerst leider nur um fromme Wünsche handelt, hat man in Bayern ein bevölkerungspolitisches Programm in Angriff genommen, das zwar viel weniger umwälzend ist und sich auch nur auf einen relativ kleinen Teil der Bevölkerung bezieht, das aber eben darum größere Aussicht auf rasche Verwirklichung hat und das unter dem Gesichtspunkt der Rassenhygiene nur gutgeheißen werden kann. Es handelt sich um eine bevölkerungspolitische Fürsorge für die bayerischen Staatsbeamten im Rahmen einer Versicherungsanstalt für das gesamte bayerische Staatsdienstpersonal. Ausgegangen ist der Plan von dem bayerischen Verkehrsminister Exz. v. Seidlein, und die Durcharbeitung im einzelnen hat Postrat Hotz vom K. B. Ministerium für Verkehrsangelegenheiten besorgt. Im Mittelpunkt des Entwurfes steht eine obligatorische Kinderzulagenversicherung für sämtliche etatsmäßigen und nicht etatsmäßigen Beamten Bayerns. Familien mit mindestens drei Kindern sollen aus der Versicherung für jedes Kind eine Zulage erhalten, die zum größten Teil aus Staatsmitteln bestritten wird. Für Kinder höherer Beamten (Gehalt 3000 bis 24000 M.) werden von der Geburt bis zum schulpflichtigen Alter jährlich 150 M. gewährt, während der Schulzeit jährlich

204 M., während einer Ausbildung über das schulpflichtige Alter hinaus dieselbe Summe, jedoch 252 M., wenn die Ausbildung auswärtig erfolgt; während des Besuches einer Hochschule oder einer ähnlichen Berufsvorbereitung sollen 300 M. jährlich gegeben werden, jedoch nicht über das 24. Lebensjahr hinaus. Für die mittleren Beamten (Gehalt 1800 bis 6000 M.) beläuft sich die Höhe der Kinderzulagen entsprechend auf 102, 150, 204, 252 M.; für die unteren Beamten (Gehalt 1200 bis 3150 M.) auf 75, 102, 150, 204 M.

Durch Sonderbestimmungen ist vorgesorgt, daß Härten möglichst vermieden werden. So soll nach dem Tode des Vaters die Zulage auch dann gezahlt werden, wenn nur ein oder zwei Kinder vorhanden sind. Wenn eines von drei Kindern stirbt, sollen die Zuwendungen für die andern doch weiter gezahlt werden. Wenn die Zulagen nicht abgehoben werden, so bleiben sie als Sparguthaben stehen, und in diesem Falle verfügen die Kinder mit 24 Jahren über ein kleines Kapital, das bis zu 6000 und 7000 M. betragen kann und das besonders den Töchtern für die Aussteuer von Nutzen sein wird.

In diesem Entwurf ist ebenso wie in dem F.schen mit gutem Grund ein starker Unterschied zwischen den Familien mit zwei und denen mit drei Kindern gemacht. Da jene gar nichts, diese aber für jedes Kind einen Zuschuß bekommen, so beträgt der Unterschied zwischen höheren Beamten mit zwei und solchen mit drei Kindern 450 bis 900 M. jährlich, eine Summe, die immerhin schon die sonst bestehenden wirtschaftlichen Bedenken gegen die Erzeugung eines dritten Kindes etwas vermindern kann, obwohl sie natürlich nicht entfernt ausreicht, die Kosten für die Kinder zu decken. Bevölkerungspolitisch zielt also der Entwurf auf die Erzeugung des dritten Kindes ab, und es würde schon als ein großer Erfolg zu begrüßen sein, wenn er die Dreikinderehen nur etwas häufiger machen würde, da besonders unter den höheren Beamten das Zweikindersystem geradezu herrschend ist.

Die Kosten der geplanten „Versicherung" soll zum größten Teile der Staat tragen. Es wird mit einem Umsatz von etwa 10 Millionen Mark jährlich gerechnet, von denen der Staat mindestens vier Fünftel trägt. Die Beiträge der Beamten sind im Verhältnis zu den Leistungen der Versicherung geradezu verschwindend gering. Ledige (und ebenso kinderlose Verwitwete und Geschiedene) sollen 5% ihres Gehaltes zahlen, kinderlose Verheiratete 2% und alle übrigen 0,5%. Meines Erachtens könnten die Ledigen ruhig noch etwas kräftiger herangezogen werden. Auch aus den Kreisen der Beamten selbst sind Stimmen in dieser Richtung laut geworden. So wurde in einem Artikel der „Bayerischen Post", des Organs des Verbandes des bayerischen Post- und Telegraphenpersonals, 10% des Gehaltes als Beitrag für Ledige vorgeschlagen. Wenn einmal die von den Beamten geforderte Erhöhung der Besoldung ver-

wirklicht würde, so könnten auch wohl 20 oder 30% von dem Gehalte der Ledigen und mindestens 10% von dem der kinderlosen Verheirateten für Zwecke der Versicherung zurückbehalten werden. Das würde zugleich bei den ledigen Beamten auch die Bedenken gegen eine Eheschließung und Kindererzeugung ein wenig vermindern; denn man gibt erfahrungsgemäß nicht gern etwas her, auch wenn es nur wenig ist.

Dieses psychologische Moment kommt auch bereits in der Stellungnahme der Beamten zum Ausdruck. In einer Erklärung der Arbeitsgemeinschaft bayerischer Staatsbeamten-Vereine und des Hauptvorstandes des bayerischen Verkehrsbeamtenvereins, die in der München-Augsburger Abendzeitung erschienen ist, wird nämlich die Zustimmung zu dem Gesetzentwurf von einer vorherigen allgemeinen Gehaltserhöhung abhängig gemacht. In dieser Erklärung, die im übrigen der Sache ziemlich verständnisvoll gegenübertritt, wird behauptet, daß die Beamten nicht in der Lage seien, die geforderten Beiträge zu leisten, und verlangt, daß das Gehalt jedes Beamten (also auch der Junggesellen) vorher so erhöht werden müsse, daß es für den standesgemäßen Unterhalt einer mäßig großen Familie ausreiche. Wie groß man sich eine „mäßig große Familie" vorstellt, geht aus den weiteren Ausführungen hervor, wo im gleichen Zusammenhang die Familie mit zwei Kindern genannt wird. Die Beamten wenden sich ganz entschieden gegen jede Verbindung der Besoldungspolitik mit der Bevölkerungspolitik, weil sie fürchten, daß daraus zukünftigen allgemeinen Gehaltserhöhungen Hemmnisse erwachsen könnten. Das Gehalt des Beamten dürfe ausschließlich nur als eine Entschädigung für geleistete Arbeit angesehen werden. Mir scheint allerdings in dieser Auffassung eine gewisse Entwürdigung der Leistung des Beamten zu liegen. Das „Gehalt" des Beamten ebenso wie das des Offiziers bedeutet im Unterschied zum „Lohn" des Handarbeiters meiner Meinung nach keine Entlohnung für geleistete Arbeit, sondern hat die Bestimmung, dem standesgemäßen Unterhalt des Beamten und seiner Familie zu dienen. Nur daraus läßt sich ja auch ein Ruhegehalt rechtfertigen. In diesem Sinne wäre es eigentlich nur selbstverständlich, daß das Gehalt mit der Größe der Familie anstiege. Eine allgemeine Gehaltserhöhung kann die schwierige Lage der Familienväter nicht von Grund aus bessern; denn solange die Junggesellen den gleichen Betrag erhalten, können sie eben viel größere Aufwendungen machen; und da ihre Lebenshaltung die des ganzen Standes bestimmend beeinflußt, so sind die Familien trotz allgemeiner Aufbesserungen doch wieder nicht in der Lage, „standesgemäß" zu leben. Es ist daher im Interesse einer wirklich großzügigen Bevölkerungspolitik notwendig, daß die Junggesellen geringere Bezüge haben als die Familienväter. Natürlich wird niemand daran denken, den Junggesellen ihre bisherigen Bezüge zu kürzen; zu fordern wäre aber meines Erachtens, daß künftige Gehaltser-

höhungen so lange ausschließlich an Familienväter gewährt werden, bis ihr Gehalt das der Junggesellen um 50 bis 100 % übertrifft. Dann erst bestände die Möglichkeit zu annähernd gleicher Lebenshaltung; dann also erst wäre ein wirklich gleiches „Gehalt“ erreicht.

Die bayerische Verkehrsverwaltung hat diesen Weg nicht gewählt, offenbar aus Rücksicht auf die Wünsche der Beamten. Der Entwurf kommt aber wegen der Geringfügigkeit der geforderten Beiträge so gut wie ganz auf eine staatliche Familienzulage hinaus. Ob man nun von Kinderversicherung oder von Gehaltszulagen für Familienväter sprechen will, ist im wesentlichen nur ein Wortstreit. Da aber das Wort „Versicherung“ den Beamten die Zuwendung eher annehmbar macht, so braucht man ja mit diesem Wort nicht engherzig zu sein. Auch die geringen Beiträge dienen ja eigentlich nur dazu, die Form der „Versicherung“ äußerlich zu wahren. Und wenn die Kinderlosen klagen, daß sie die Beiträge nicht aufbringen können, wie hätten dann die Familien bisher überhaupt durchkommen können? Bei allen Forderungen von Gehaltserhöhungen geht es in der Regel immer so, daß die Familienväter als Sturmtruppen vorangeschickt werden. Deren schwierige Lage ist natürlich ganz unbestreitbar. Wenn sie aber zugleich Gehaltserhöhungen für die Ledigen durchsetzen, so kann nach dem, was ich sagte, eben doch keine wirkliche Abhilfe erreicht werden, und bald müssen die Familienväter zu neuen Forderungen vorgehen. Von einer Abstufung der Gehälter nach der Familiengröße befürchten nun die Beamten eine Verzögerung allgemeiner Gehaltsaufbesserung. Ich glaube aber, daß diese Furcht nicht berechtigt ist. Höchstens die erwähnten „Sturmtruppen“ könnten die Beamten dadurch verlieren; doch möchte ich nicht glauben, daß irgendwie beträchtliche Teile der Beamtenschaft derartige Hintergedanken haben, ebenso wie ich keinen Augenblick daran zweifle, daß jene Männer, welche in hochherziger Weise das Reformwerk in Angriff genommen haben, in irgendeiner Weise den Wunsch gehabt haben, dadurch einer Gehaltserhöhung entgegenzuarbeiten, wie einige Nörgler geargwöhnt haben. Im übrigen aber werden sich auch die Beamten an den Gedanken gewöhnen müssen, daß nach dem Kriege die staatlichen Mittel äußerst knapp sein werden. Gehaltserhöhungen müssen also zuerst da gegeben werden, wo sie am bittersten nötig sind, und das ist bei den größeren Familien der Fall. Es sind ja gewiß nicht die Beamten allein, welche durch den Krieg in eine bedrängte Lage gekommen sind. Abgesehen von der verhältnismäßig kleinen Zahl der Kriegsgewinnler haben mehr oder weniger alle Volksgenossen durch die Herabsetzung des Geldwertes sehr erhebliche Verluste an Kapital und Einkommen erlitten. Die Sache liegt leider durchaus nicht so, daß die Nichtfestbesoldeten ihre Einkünfte einfach entsprechend steigern könnten. Es ist daher auch nicht zu begründen, daß gerade die Fest-

besoldeten durch die übrigen Volksgenossen schadlos gehalten werden müßten. Eine „Anpassung der Besoldung an den gesunkenen Geldwert" könnte nur auf Kosten der anderen Stände geschehen. Das Ziel unserer Politik muß immer die Gesamtheit des Volkes sein, und für die Gesamtheit steht eine richtige Familien- und Bevölkerungspolitik obenan.

Die oben genannten Verbände der bayerischen Beamten haben in ihrer Erklärung sehr treffend betont, daß erst dann ein durchgreifender bevölkerungspolitischer Erfolg zu erwarten sei, wenn die Beamten nicht mehr zur Spätehe gezwungen sein werden. Die Frühehe aber erreicht man nicht dadurch, daß man den Junggesellen die Bezüge erhöht, sondern vielmehr dadurch, daß man mit der Eheschließung sofort eine dauernde Familienzulage in Aussicht stellt. Die Beamten haben sogar erkannt, daß in den späteren Jahren die Gehälter nicht mehr so stark anzusteigen brauchten, wie es bisher der Fall ist, sondern daß ihnen in den besten Jahren ausreichende Bezüge für den Unterhalt ihrer Familie sichergestellt werden müssen. Das kann aber auf keinem andern Wege erreicht werden, als daß man das Ansteigen der Besoldung nach dem Dienstalter durch ein solches nach dem Familienstande ersetzt, wie das z. B. Schallmayer schon vor Jahren gefordert hat.

Aus diesen Gründen besteht auch die Forderung der Beamtenverbände, daß die etatsmäßige Anstellung in allen Graden spätestens mit dem 25. Lebensjahre erfolgen muß, durchaus zu Recht. Um dem dann einsetzenden übermäßigen Andrange zu begegnen, müßte und könnte die Auslese unter den Bewerbern eine viel strengere sein als heute. Schon heute ist ja der Andrang zur Staatskrippe zu groß, obwohl die Beamten so sehr über mangelnde Besoldung klagen. Der große Zudrang spricht doch eigentlich dafür, daß ihre Lage nicht so schlecht sein könne; und doch sind die Klagen nicht ohne Berechtigung. Ausreichend und sogar überreichlich ist nur die Besoldung der alten Junggesellen, die es am wenigsten nötig und es auch am wenigsten verdient haben. In Not aber sind die Familien, und in Not ist die Jugend. Dort gilt es daher zu helfen. Mit der Forderung einer früheren etatsmäßigen Anstellung ist die einer im allgemeinen früheren Pensionierung zu verbinden. Es ist keineswegs wünschenswert, daß alte Junggesellen, deren Lebensinteressen sehr eng zu sein pflegen und oft über den Tarock kaum noch hinausgehen, der jungen Generation die Plätze wegnehmen. Eine Verjüngung des Beamtenkörpers würde nicht nur für die Bevölkerungspolitik, sondern auch für die ganze Staatsverwaltung von großem Segen sein. Es sind eben nur sehr wenige, die mit 60 Jahren sich noch in neue Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft hineinzudenken vermögen, und viele können es nicht einmal mehr mit 50 Jahren, wenn sie es überhaupt jemals gekonnt haben. Die Herrschaft der Alten ist eine der größten Gefahren für ein Volk. Wenn dagegen alle die,

bei denen unzweifelhafte Zeichen von Altersschwachsinn beständen, in den verdienten Ruhestand versetzt würden, so würden Verknöcherung und Bureaukratismus nur noch in sehr geringem Maße eine Stelle finden können.

Wie geradezu vernichtend das bisherige System auf die Nachkommenschaft der Beamten wirkt, zeigt die Statistik über die Kinderzahl der Beamten. Auf einen verheirateten höheren Beamten der bayerischen Staatseisenbahnverwaltung treffen 1,9, auf einen mittleren Beamten 2,1, auf einen unteren 3,4 Kinder. Bei der Postverwaltung sind die Zahlen 2,1, 1,7 und 2,8. Wenn man die Junggesellen einrechnet, so ergeben sich natürlich noch geringere Zahlen. Man muß sich dabei gegenwärtig halten, daß erst bei einer durchschnittlichen Kinderzahl von 4 eine schwache Vermehrung erfolgt, während die Zahl 3 noch ein langsames Aussterben bedeutet. Das heißt also: die Familien der höheren und mittleren Beamten in Bayern sind in schnellem Aussterben begriffen. Noch schlimmer liegen die Verhältnisse übrigens in Preußen, wobei sicher auch der Konfessionsunterschied eine Rolle spielt. Aber auch die katholische Kirche mit ihrer strengen Beichtkontrolle hat es nicht vermocht, die Geburtenverhütung von ihren Anhängern fernzuhalten. Die Beamtenverbände geben die Geburtenbeschränkung selber zu. In der erwähnten Erklärung heißt es: „Sie (die Beamten) sind außerstande, ihre Einkünfte der Verteuerung der Lebensbedürfnisse anzupassen; deswegen greifen sie vernünftigerweise zu dem einzigen Mittel, das ihnen bleibt: sie passen ihre Familienverhältnisse ihrem Einkommen an, weil sich das Einkommen nicht ihren Familienverhältnissen anpaßt.“ Das scheint mir ein äußerst wichtiges Zugeständnis zu sein, weil es uns zeigt, wo der Ausweg aus dem Übel zu suchen ist: Die Besoldung muß den Familienverhältnissen angepaßt sein, obwohl gerade die Beamten sich gegen diese Konsequenz sträuben. Eine allgemeine Gehaltsaufbesserung, wie die Beamten sie fordern, würde keinen bevölkerungspolitisch günstigen Dauererfolg haben. Die Verteuerung der Lebensbedürfnisse ist zum großen Teil keine erzwungene; sondern sie beruht in beträchtlichem Maße auf Luxusausgaben. Damit hängt es auch zusammen, daß die höheren Beamten weniger Kinder haben als die unteren, während es umgekehrt sein würde, wenn eigentliche Lebensnot die Ursache wäre.

Die Unterschiede in der Kinderzahl zuungunsten der höheren Beamten sind vor allem deswegen so verhängnisvoll, weil sie zu einer Verarmung unseres Volkes an begabten und tüchtigen Familien führen. Wie schon die Beamtenschaft im ganzen eine Auslese nach Gewissenhaftigkeit, ernster Lebensauffassung, körperlicher und geistiger Gesundheit und wohl auch nach Verstandesbegabung darstellt, so ganz besonders die höhere Beamtenschaft. Gerade die tüchtigsten Familien werden durch unsere individualistische Wirtschaftsordnung am schnellsten zum

Aussterben gebracht. Dem zu steuern ist daher die erste und wichtigste Aufgabe jeder gesunden Bevölkerungspolitik.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt den Entwurf des bayerischen Verkehrsministeriums, so darf man durchaus günstige Ergebnisse davon erwarten. Es ist zu hoffen, daß die wirtschaftlichen Bedenken gegen die Erzeugung des dritten Kindes ein wenig vermindert werden. Das würde vor allem den Familien der höheren Beamten zugute kommen, während die unteren Beamten auch heute schon drei Kinder im Durchschnitt haben. Eben darum aber würden die Familienzulagen vorläufig ganz besonders diesen zugute kommen. Eine wohlverstandene Bevölkerungspolitik muß vor allem zweierlei erstreben: erstens, daß das eigene Volk nicht von Menschen fremden Blutes überwuchert und verdrängt werde, und zweitens, daß innerhalb des eigenen Volkes die Begabten und Tüchtigen zu einer genügenden Fortpflanzung kommen, was in den letzten Jahrzehnten leider keineswegs der Fall war. Wir sollten doch wirklich aus den Erfahrungen des großen Krieges gelernt haben, daß es uns nicht so sehr an Menschen überhaupt als vielmehr an führenden Geistern fehlt. Menschen mit Führereigenschaften haben wir nicht mehr in genügender Zahl; auf deren Vermehrung kommt es also in erster Linie an. Aus den Nachkommen der oberen Klassen sind aber verhältnismäßig viel häufiger Männer mit Führereigenschaften zu erwarten als aus den unteren, weil schon die Väter oder Vorväter ihre gesellschaftliche Stellung im allgemeinen vermöge ihrer Fähigkeiten errungen haben. Unter diesem Gesichtspunkt wäre eine stärkere Staffelung der Kinderzulagen nach dem Diensteinkommen erstrebenswert, als der Entwurf sie vorsieht. Der Aufwand für die Kinder wird immer ungefähr der allgemeinen Lebenshaltung entsprechen. Der Einwand, daß die Kinderaufzucht bei den höheren Beamten in den ersten Jahren nicht mehr zu kosten brauche als bei den unteren, ist daher nicht stichhaltig. Gleiche Kinderzulagen würden fast nur bei den unteren Gehaltsklassen wirksam sein, und da gerade diese ohnehin schon drei Kinder pro Familie haben, so würde der eigentliche Zweck des Entwurfes, der, wie nicht oft genug betont werden kann, weil es immer wieder vergessen wird, ein bevölkerungspolitischer ist, zum großen Teil verfehlt werden, wenn etwa überall gleiche Sätze gewährt würden, wie von gewisser Seite gefordert worden ist. Die Kinderzulagen müssen also proportional dem Diensteinkommen sein. Auch die Beiträge der Beamten sind ja proportional dem Diensteinkommen, und da das Ganze ja die Form einer Versicherung haben soll, sollte es eigentlich selbstverständlich sein, daß die Leistungen der Versicherung den Beiträgen proportional sind.

Selbstverständlich genügt die Durchführung des bayerischen Entwurfes nicht zur Lösung der Kinderfrage für die Beamten. Das haben seine Urheber sicher auch nicht vermeint. Die Durchführung würde

aber einen wichtigen Schritt in der Richtung auf das rechte Ziel bedeuten. Allmählich könnten die Kinderzulagen erhöht werden, bis sie schließlich die Aufzuchtskosten wirklich decken. Das würde dann einer bevölkerungspolitischen Besoldungsordnung fast gleichwertig sein, die freilich aus den oben dargelegten Gründen prinzipiell immer vorzuziehen sein wird.

In eher noch schlimmerer Lage als die Beamten befinden sich hinsichtlich der Nachkommenschaft die Offiziere. Auch für diese müßte in entsprechender Weise gesorgt werden. Unersetzliche Erbwerte an Pflichttreue, Aufopferungsfähigkeit und andern Vorzügen könnten auf diese Weise in die Zukunft hinübergerettet werden, die andernfalls im Strudel des Geburtensturzes unserm Volk unrettbar verloren gehen. Die Offiziere sind insofern noch in ganz besonders übler Lage, weil ihre Standesehre ihnen verbietet, öffentlich ihre wirtschaftlichen Interessen zu vertreten. Indirekt aber werden sie dadurch vielfach zu Schritten getrieben, die einer geläuterten Ehrauffassung viel stärker zuwiderlaufen sollten. Leider aber sind unsere Ehrbegriffe fast ausschließlich nach überkommener Konvention orientiert und so gar nicht nach den Erfordernissen des Lebens. Wenn bei den Offizieren eine vernünftige Besoldungsordnung nach dem Familienstande eingeführt würde, so würden zahlreiche Krebsschäden zugleich damit verschwinden oder doch bedeutend eingeschränkt werden: das späte Heiratsalter und der Luxus der Junggesellen, der Alkohol- und Tabakmißbrauch und die Geschlechtskrankheiten, nicht zu vergessen auch die Geldheiraten, bei denen oft recht unerwünschte Erbanlagen in Kauf genommen werden müssen.

Man bekommt gegen eine bevölkerungspolitische Besoldungsordnung für Beamte und Offiziere oft den Einwand zu hören, daß eine wirklich großzügige Bevölkerungspolitik nicht gewisse Stände herausgreifen dürfe, sondern der Gesamtheit zugute kommen müsse. Es ist natürlich auch ohne weiteres zuzugeben, daß eine Anpassung des Einkommens an die Familiengröße für alle Stände das Wünschenswerteste wäre; aber nach dem, was ich oben über den Plan Zeilers sagte, dürfte die Schwierigkeit der Durchführung einer solchen Umgestaltung einleuchten. Demgegenüber wäre eine Familienfürsorge für die Festbesoldeten viel leichter durchführbar, und gerade diese Berufe haben eine solche auch ganz besonders nötig. Ich wäre gewiß der letzte, der einer allgemeinen Umgestaltung des Wirtschaftslebens im Sinne rassenhygienischer Bevölkerungspolitik nicht freudig zustimmen würde. Ich glaube nur nicht an ihre Durchführbarkeit in absehbarer Zeit; denn durchführbar sind nur solche Maßnahmen, die auf Einsicht und Verständnis seitens der sogenannten öffentlichen Meinung rechnen können; und in dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse ziemlich trostlos. Unsere Bevölkerung ist in ihrer Erziehung so ganz und gar nicht auf die Notwendigkeiten des allgemeinen

Lebens vorbereitet. Die Anschauungen ihrer sozialen Moral sind derart ausschließlich an der individualistischen Gleichheitsgerechtigkeit orientiert, daß wir bei jeder Forderung und jeder Reform damit rechnen müssen. Andernfalls wird gegen jeden Gedanken, an den sich die öffentliche Meinung noch nicht gewöhnt hat, eingewandt, daß er zu Ungerechtigkeiten führe. Am ehesten haben daher noch solche Vorschläge Aussicht auf Zustimmung und Verwirklichung, welche eine bestehende „Ungerechtigkeit" beseitigen wollen. Eine solche liegt nun darin, daß gegenwärtig die kinderreichen Familien viel stärker von direkten und indirekten Steuern betroffen werden als die kinderarmen und kinderlosen, wie ich das oben auseinandergesetzt habe. Um nun die Kinderzahl bei der Steuerveranlagung ernsthaft zu berücksichtigen, hat Schloßmann schon vor Jahren folgenden Vorschlag gemacht: Jede Familie sollte ihr Einkommen in so vielen gleichen Teilen versteuern, als sie Köpfe zählt. Wegen der starken Progression der Steuern würde das eine sehr wesentliche Entlastung der Kinderreichen bedeuten. Eine Familie, die außer dem Elternpaar aus fünf Kindern besteht, würde dann z. B. bei einem Gesamteinkommen von 6300 Mark mit siebenmal 900 Mark veranlagt werden und in Preußen steuerfrei ausgehen, während sie heute fast ebensoviel Steuern wie ein Junggeselle von demselben Einkommen zahlen muß, nämlich mehrere Hundert Mark. Um den gleichen Steuerertrag herauszubekommen, müßte der Steuersatz insgesamt natürlich erhöht werden, und das würde die sehr erwünschte Mehrbelastung der Junggesellen und Kinderarmen in sich schließen. Daß eine solche Steuerordnung nicht nur rassenhygienisch zweckmäßig sein, sondern auch dem so verbreiteten Ideal der Gleichheitsgerechtigkeit entsprechen würde, wird kaum jemand bestreiten wollen. Zugleich wäre es ein Schritt zur Ersetzung der individualistischen Wirtschaftsordnung durch eine organische. Anstatt um das individuelle Einkommen würde der Staat sich um das Familieneinkommen kümmern. Das würde sozial im Sinne der Fürsorge für die Bedürftigen sein und doch zugleich vorwiegend der Fortpflanzung der begabten und tüchtigen Familien, zumal der wirtschaftlich tüchtigen zugute kommen. Nur diese zahlen hohe Steuern, und nur bei diesen könnten Steuernachlässe oder Zuschläge daher die Antriebe zur Geburtenverhütung abschwächen. Bisher aber wurde durch die Steuerordnung die Geburtenverhütung geradezu belohnt. Ja noch mehr, das Konkubinat wurde sogar vor der Ehe vom Staate wirtschaftlich bevorzugt; bei Ehegatten wird das Einkommen und Vermögen von beiden zusammengerechnet und daher von der Progression betroffen. So war es bei dem Wehrbeitrag von 1913 und ebenso auch bei den Kriegsabgaben während der letzten Jahre. Von vielen Seiten wird bekanntlich mit großen Vermögensabgaben nach dem Kriege zur teilweisen Deckung der Schuldenlast des Reiches gerechnet. Da sollte

also beizeiten Vorsorge getroffen werden, daß wenigstens diesmal nicht die Ehe ungünstiger gestellt wird als das Konkubinat oder die Eltern einer großen Familie schlechter als Ehepaare, welche infolge Tripper oder Geburtenverhütung kinderlos sind. Wenn man schon derartige Vermögensabgaben für notwendig halten sollte, so sollte wenigstens die organische Auffassung des Besitzes und nicht die individualistische zugrunde gelegt werden; d. h. es sollten nach dem Schloßmannschen Prinzip die Vermögen in soviel gleichen Teilen herangezogen werden, als Familienmitglieder davon zehren.

Bei allen Maßnahmen zur Aufbringung der Lasten macht sich ein häßliches Loch geltend: es ist ein offenes Geheimnis, daß viele Milliarden in Deutschland der Steuerveranlagung entgehen, weil sie von den Besitzern verheimlicht werden. Ein Teil dieses Kapitals wird zwar kaum zu fassen sein; das in Wertpapieren angelegte Kapital aber würde meiner Ansicht nach sich viel vollständiger feststellen lassen als bisher. Es wäre zu erwägen, ob man nicht eine einmalige allgemeine Anmeldepflicht für Wertpapiere durchführen könnte. Die angemeldeten Papiere müßten in geeigneter Weise gestempelt oder sonstwie gekennzeichnet werden, und die ungestempelten hätten nach einem bestimmten Termin für ungültig erklärt zu werden. Auf diese Weise würde man sicher Milliarden für die kommenden großen Abgaben neu heranziehen können und zugleich wirksam der Auslandsflucht entgegenarbeiten. Man wende auch nicht ein, daß die Arbeit sich nicht durchführen ließe; während des Krieges sind viel umfangreichere Arbeiten um viel kleineren Nutzen durchgeführt worden. Es liegt nicht nur im Interesse unserer Wirtschaftspolitik, sondern auch einer rassenhygienischen Bevölkerungspolitik, daß die Kapitalhamster zu den Kosten herangezogen werden.

Es ist eine ideale Forderung der Bevölkerungspolitik, daß auch das Erbrecht im Interesse der Familienerhaltung umgestaltet werde. Bei den wohlhabenden und reichen Familien bildet die Rücksicht auf die Erbteilung einen verhängnisvollen Beweggrund zur äußersten Beschränkung der Kinderzahl. Man will den wenigen vorhandenen Kindern ihr Erbteil nicht durch weitere geschmälert sehen. Auch dieses Motiv der Geburtenverhütung führt daher zu einem Aussterben der wirtschaftlich Tüchtigen und Vorausschauenden. Um der Rücksicht auf das Kindeserbe diese verderbliche Wirkung zu nehmen und sie womöglich in den Dienst der Kindererzeugung zu stellen, hat Gruber eine Umgestaltung des Erbrechtes vorgeschlagen, nach welcher nur dann das ganze elterliche Erbe den Kindern bleiben soll, wenn mindestens vier Kinder vorhanden sind. Wenn dagegen nur drei Kinder vorhanden sind, so soll ein Viertel, wenn nur zwei: die Hälfte, und wenn nur eines: drei Viertel an Seitenverwandte fallen. Die Verteilung unter den Seitenverwandten

würde ebenfalls nach Maßgabe ihrer Kinderzahl erfolgen. Wenn derart ein Kind ohnehin nicht mehr als ein Viertel des elterlichen Vermögens erben könnte, so würde es natürlich keinen Sinn mehr haben, aus Rücksicht auf die Erbteilung die Kinderzahl auf weniger als vier zu beschränken. Das Familienvermögen würde nur in demselben Maße erhalten werden, in dem die Familie selber sich erhielte. Jede gesunde Familie aber hätte es in der Hand, durch Aufzucht einer gewiß mäßigen Zahl von Kindern ihr ganzes Vermögen zu behalten. Ein solches Erbrecht würde nicht etwa eine Erbschaftssteuer darstellen; an den Staat würde ja nichts fallen dabei; es würde aber der organischen Auffassung des Eigentums durchaus entsprechen, während jede Erbschaftssteuer dieser organischen Auffassung widerspricht. Wenn wir als aufbauende Einheit des Staates nicht das Individuum, sondern die Familie betrachten und alles Eigentum als Familieneigentum, so findet ja bei dem Übergang des Erbes von den Eltern auf die Kinder gar kein Besitzwechsel statt. Grund zu einer Besteuerung ist also nicht gegeben. Eine Besteuerung des Kindeserbes beeinträchtigt notwendig die wirtschaftliche Schaffensfreudigkeit der Eltern und wirkt daher sozialökonomisch ungünstig. Die Lasten nach dem Kriege müssen aber andererseits aufgebracht werden, und wir müssen nach einem Wege ausspähen, auf welchem das möglich ist. Meine bisherigen Vorschläge gingen alle dahin, wie man bei der Aufbringung der Lasten die kinderreichen Familien schonen und die leistungsfähigeren Schultern der Junggesellen und Kinderarmen entsprechend stärker belasten könne. Insofern als die Kinderreichen schlechterdings die Lasten nicht tragen können, bedeutet der Hinweis auf die Kinderarmen zugleich die Aufzeigung einer Quelle für die Kostendeckung. Daß dieses Prinzip nicht unpopulär ist, scheint mir aus einer Erörterung hervorzugehen, die die Frage der Kostendeckung auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag durch den Abgeordneten Quessel erfahren hat. Dieser hat einerseits die Abgabe großer Vermögensteile in Betracht gezogen, andererseits aber eine Änderung des Erbrechtes in dem Sinne, daß bei Vorhandensein von zwei Kindern ein Drittel, bei Vorhandensein von einem Kinde zwei Drittel und im Falle der Kinderlosigkeit das ganze Erbe ans Reich fallen solle. Auf diese Weise soll nicht nur die fortlaufende Verzinsung der Kriegsschuld, sondern auch ihre Amortisation möglich sein. Der Vorschlag berührt sich also mit dem Gruberschen; da beim Tode der Eltern die Kinder in der Regel schon erwachsen sein werden, würde die Zahl von drei dann vorhandenen Kindern auch zur Erhaltung der Familie ausreichen. Dieser Vorschlag, der zugleich bevölkerungspolitisch günstig wirken könnte, mag vielleicht in der Tat der hohen Vermögensabgabe vorzuziehen sein. Ich bin zwar kein Sozialdemokrat; nach meiner Ansicht besteht aber kein Grund, einen Vorschlag, bloß weil er sozialistisch ist,

abzulehnen. Bedenklich erscheint mir nicht der Sozialismus der Sozialdemokratie, sondern ihr Demokratismus. Zum Herrschen ist die Masse nicht berufen; das kann nur zu ihrem eigenen Schaden ausschlagen. Herrschen sollen die Fähigsten, die Aristoi im besten Sinne; d. h. unser Ziel muß eine Sozialaristokratie sein. Und in diesem Sinne würde eine Gestaltung des Erbrechtes in der besprochenen Art zweifellos ideal sein. Es fragt sich nur, ob sie durchführbar ist. Diese Frage ist sehr schwer zu entscheiden. Das freie Verfügungsrecht des Erblassers müßte natürlich beseitigt werden, was immerhin bedenklich ist. Außerdem wäre eine Abwanderung von Kapitalisten zu befürchten, die uns nach dem Kriege ohnehin droht. Ich möchte die Frage also offen lassen.

Besonders schwer durchführbar wäre eine solche Umgestaltung des Erbrechtes hinsichtlich des Grundbesitzes. Eine Abgabe im Betrage von einem oder zwei Dritteln des Grundwertes würde in vielen, vielleicht den meisten Fällen gleichbedeutend mit einer Verjagung der Familie von Haus und Hof sein. Die gleichmäßige Erbteilung bei Grundbesitz hat überhaupt ihre schweren Bedenken. In Frankreich hat sie die Bauern dem Zweikindersystem in die Arme getrieben und dadurch wesentlich zum Niedergang des Macht des französischen Volkes beigetragen. Bei ländlichem Besitz ist daher das Anerbenrecht mit ungeteilter Übergabe des Besitzes an eines der Kinder das gesündeste Erbrecht.

Die Gestaltung des Bodenrechtes und des Siedelungswesens ist überhaupt von entscheidender Bedeutung für die gesunde Fortpflanzung eines Volkes. Wo der Grund und Boden frei veräußerlich und teilbar ist, führt die Rücksicht auf die Erbteilung auch die bäuerliche Bevölkerung zu einer so weitgehenden Kinderbeschränkung, daß ihr Bestand nicht mehr gesichert ist. Es ist ein großer Irrtum, daß der Bauer gegen das Zweikindersystem gefeit sei. Der französische und der siebenbürgische Bauer beweisen das Gegenteil. Um diese letzte Quelle unserer Volkskraft vor dem Versiegen zu bewahren, gibt es meines Erachtens auf die Dauer nur ein Mittel, das ich die Methode der bäuerlichen Lehen genannt habe. Der Staat sollte sich für jene Fälle, wo ein Grundstück wiederholt freihändig den Besitzer wechselt, ein Vorkaufsrecht vorbehalten und aus diesen Grundstücken bäuerliche Lehen schaffen. Diese sollten an ausgesucht tüchtige Familien unter günstigen Bedingungen gegeben werden mit der Bestimmung, daß sie nur so lange weitervererbt werden, als die Familie eine ausreichende Kinderzahl aufweist. Bei kleinen Grundstücken könnte man wohl drei Kinder als Mindestzahl ansehen, bei größeren vier oder fünf. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß dann in der Regel auch eine zur Erhaltung der Familie ausreichende Kinderzahl vorhanden sein würde. Die Kinder stellten eben keine wirtschaft-

liche Belastung mehr dar, sondern sie wären ja umgekehrt die Bedingung des dauernden Innehabens des Lehens. Unserem Volke würde damit eine Quelle der Kraft erwachsen, aus der auch die Lücken, welche infolge ungenügender Fruchtbarkeit der städtischen Bevölkerung entstehen, immer wieder ausgefüllt werden würden. Es erscheint mir überhaupt fraglich, ob es gelingen wird, die städtischen Familien durch bevölkerungspolitische Maßnahmen zu einer gedeihlichen Fortpflanzung zu veranlassen. Hinsichtlich der Inhaber der bäuerlichen Lehen aber dürfte dies ganz sicher möglich sein. Mir ist sogar der Einwand gemacht worden, daß man schließlich nicht wissen werde, wo man den Nachwuchs aus den bäuerlichen Lehen unterbringen solle; der Einwand befürchtet also, daß meine Methode zu wirksam sein werde. Wenn aber wirklich einmal aus Landmangel eine weitere Ausdehnung dieser Lehen nicht mehr möglich sein sollte, so würde die Geburtenverhütung in den Städten dem Nachwuchs der Lehensbauern immer noch Raum genug schaffen. Vorerst aber ist unsere Sorge nicht die Übervölkerung, sondern wie wir dem Aussterben unserer tüchtigen Familien Einhalt gebieten können. Die Errichtung solcher bäuerlicher Lehen würde nicht nur quantitativ, sondern vor allem auch qualitativ sehr segensreich sein. Wenn bei der Belehnung mit derartigen Bauerngütern immer die Tüchtigkeit der Bewerber in entsprechender Weise berücksichtigt würde, so würde in verhältnismäßig wenigen Generationen die große Mehrzahl der Bevölkerung von derart tüchtigen Familien abstammen. So würde auch die geistige Begabung der Bevölkerung in die Höhe gezüchtet werden können, während sie heute infolge des Aussterbens der begabten Familien in schnellem Sinken ist. Es kommt darauf an, die Richtung der sozialen Auslese, welche in der Verteilung der Bevölkerung zwischen Land und Stadt wirksam ist, in gedeihliche Bahnen zu lenken. Während bisher die vom Lande abwandernden Bevölkerungsteile den zurückbleibenden im Durchschnitt an Begabung und Rührigkeit überlegen sein dürften, gilt es nunmehr, in den bäuerlichen Lehen derart greifbare Vorteile zu bieten, daß gerade die tüchtigsten Bauernsöhne und ihre Bräute oder jungen Frauen das Verbleiben auf dem Lande vorziehen würden. Wenn dann in der Hauptsache die unsolideren Elemente in die Großstädte ziehen würden, so würde die Unterfruchtbarkeit der Städte ihre verhängnisvolle Bedeutung verlieren. Mein Gedanke der bäuerlichen Lehen hat bereits sehr erfreulichen Anklang gefunden; auch Schallmayer, der doch gewiß ein vorsichtiger Bevölkerungspolitiker von anerkannter Bedeutung ist, hat diese Forderung zu der seinigen gemacht. Ein äußerst günstiges Feld für die Errichtung bäuerlicher Lehen würden die baltischen Lande darbieten. Im Osten liegt die Zukunft des deutschen Volkes, wenn anders es überhaupt eine Zukunft haben wird und will.

Zum Schlusse fasse ich die Forderungen, welche sich aus meinen Überlegungen ergeben, noch einmal kurz zusammen:

1. Bei der Deckung der Lasten nach dem Kriege müssen die kinderreichen Familien soviel wie irgend möglich geschont werden.
2. Jedes steuerpflichtige Einkommen und Vermögen sollte bei Aufrechterhaltung des progressiven Charakters der Steuer in so vielen gleichen Teilen versteuert werden, als Familienmitglieder davon zehren, d. h. jeder Teil für sich.
3. Im Falle, daß eine größere Abgabe vom Vermögen für notwendig erachtet wird, sollte jedes Vermögen in so vielen Teilen veranlagt werden, als Familienmitglieder vorhanden sind.
4. Gehaltserhöhungen für Festbesoldete sollten bis auf weiteres ausschließlich an Familienväter nach Maßgabe ihrer Kinderzahl gewährt werden.
5. Der Staat sollte unverzüglich eine großzügige Siedelungspolitik in Angriff nehmen und bäuerliche Lehen schaffen, deren Erblichkeit an eine ausreichende Zahl von Kindern gebunden wäre.

Diskussion und Erklärungen.[1]

Rasse und Kultur.

Eine Erwiderung und Klarstellung von Dr. FRIEDRICH HERTZ (Wien).

Infolge meiner Kriegsdienstleistung erhalte ich erst jetzt Kenntnis von der Kritik, die Fritz Lenz hier an meinem Buch „Rasse und Kultur" geübt hat. Es sind gewiß nicht persönliche Gründe, wenn ich hierauf einige Worte erwidern möchte, denn Lenz streut ja sogar ziemlich viel Lob in seine Besprechung ein. Gerade diese Anerkennung läßt aber um so mehr hervortreten, daß meine Schrift im Gesamturteil ungefähr als eine Tendenzarbeit zugunsten des Judentums erscheint. Tatsächlich befaßt sich aber mein Buch überwiegend mit ganz anderen Problemen, und wenn darin von Ariern und Semiten immerhin mehr, als mir lieb ist, gehandelt wird, so wurde mir dieses Thema durch den Hauptwortführer der von mir bekämpften Richtung, H. St. Chamberlain, aufgezwungen, der ja fast nur den Gegensatz dieser beiden „Rassen" herausarbeitet. Wollte ich also Chamberlain beurteilen, so mußte ich doch auf dieses sein Hauptthema ausführlich eingehen, sonst hätte man mir mit Recht „Auskneifen" vorgeworfen.

Die Belege, mit denen Lenz den Tendenzcharakter meines Buches andeutet, beruhen nun sämtlich auf Irrtümern des Kritikers. Er wirft mir vor, ich hätte

1) Ständige Anm. d. Red.: Für diesen Teil des Archivs übernimmt die Redaktion keine literarische Verantwortung.

den von mir gepriesenen Johannsen nicht gelesen, sonst könnte ich mich nicht auf ihn als Zeugen für die Vererbung erworbener Eigenschaften berufen. Tatsächlich habe ich weder Johannsens Zeugenschaft hiefür angerufen, noch habe ich ihn „gepriesen", wozu ich als Nichtbiologe gar nicht zuständig wäre, sondern ich habe ganz beiläufig an einer einzigen Stelle seinen Namen genannt, indem ich anführte, er habe die Unterscheidung zwischen Phaenotypus und Genotypus aufgestellt! Ob ich mich „durchaus zu Unrecht" auf Schallmayer berufe, dafür dürfte Schallmayer selbst der beste Zeuge sein, der meinem Buch in diesem Archiv mit großer Entschiedenheit zugestimmt hat. Auch Schallmayer habe ich übrigens keineswegs für die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften zitiert, sondern seine wertvollen Studien gerade als besonnene Anwendungen des Selektionsprinzipes angeführt! (S. 19.)

Übrigens meine ich heute, daß die ganze Frage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften für das Thema „Rasse und Kultur" keineswegs von so ausschlaggebender Bedeutung ist, als vielfach angenommen wird. Auch Lenz scheint diesbezüglich mit mir übereinzustimmen, obwohl er die Frage selbst anders beantwortet als meine Ausführungen, die hauptsächlich referierend den Forschungen einiger Biologen, wie Semon, Kammerer, Przibram, folgen.

Weiter belehrt mich Lenz, „daß der große Physiker Heinrich Hertz" nicht Halbjude war, sondern aus einer evangelischen Pastorenfamilie stammte. Ich habe bei Abfassung meines Buches dieses nebenbei erwähnte Detail nicht für so wichtig gehalten, um darüber Nachforschungen anzustellen. Ein Leser meines Buches hat mir jedoch aus eigenem Antrieb hierüber dokumentarische Nachweisungen eingesendet. Hiernach war Heinrich Hertz der Sohn des Dr. Gustav Hertz aus Hamburg, der (laut Trauungsbuch der Stadt Frankfurt 1856, Seite 70) der Sohn des Kaufmanns Heinrich David Hertz und dessen Ehefrau Betty Oppenheim war. Heinrich David Hertz war ein getaufter Jude, die Familie Oppenheim war ebenfalls jüdisch; dagegen stammte die Mutter des Physikers aus der christlichen Familie Pfefferkorn. — Soweit mein Gewährsmann.

Schließlich befaßt sich Lenz auf fast einer ganzen Seite mit meiner „ungeheuerlichen Behauptung", Nietzsche hätte seinen ursprünglichen Rassenglauben später verworfen. Ich habe als Beleg zwei Aussprüche Nietzsches angeführt: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen" und „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat." Zunächst wirft mir Lenz vor, ich hätte verschwiegen, daß sich diese Sätze im Nachlaß fänden. Ich weiß zwar nicht, was dies zur Sache täte, stelle aber fest, daß dies gar nicht zutrifft. Vielmehr habe ich groß und deutlich zitiert: „Nachgelassene Werke. Großoktavausgabe, Bd. XIII, 1903. S. 356." Wie kommt Lenz also zu einer solchen Unrichtigkeit? Wenn er als „besonders schlagende Stelle" zwei Sätze anführt, in denen Nietzsche von arischer Humanität und jüdischem Christentum spricht, so verweise ich ihn auf den anderen Satz: „gegen Arisch und Semitisch — wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Kulturen." Näheres über Nietzsches Rassenansichten hat Albrecht Wirth (Rasse und Volk, 1914, S. 45 ff.) mitgeteilt. Die dort angeführten Stellen scheinen mir meine „ungeheuerliche Behauptung" zu bekräftigen. Übrigens halte ich Nietzsche überhaupt nicht für einen vollwertigen Zeugen, so packend und vielfach treffend seine Worte im einzelnen sein mögen.

Mein Buch ist vor dreizehn Jahren zum erstenmal erschienen und darf wohl als das Hauptwerk seiner Richtung gelten. Trotzdem hat noch nie einer der sonst so wortreichen und kampflustigen Anhänger des Rassenglaubens eine ernsthafte Widerlegung oder Kritik auch nur versucht[1]) — abgesehen von ein paar heftigen Unmutsäußerungen, die ich gerne als deutliches Zeichen für die Schwäche der gegnerischen Position verzeichnet habe. Vor allem Herr H. St. Chamberlain, gegen den mein Buch die schwersten Anklagen erhebt, die gegen einen Schriftsteller gerichtet werden können und der seinen schwächsten Kritikern lange Erwiderungen (vgl. die Nachträge zu den „Grundlagen") gewidmet hat, blieb mir gegenüber stumm.

Jede Verständigung in den Rassenfragen wird ja dadurch fast unmöglich, daß ungemein starke politische Leidenschaften und Machtinteressen mitspielen. Aber auch sonst wird meist aneinander vorbei geredet. Es scheint mir daher zweckmäßig, einmal die eigentlichen Streitpunkte, losgelöst von allem Detail, scharf herauszuheben und die Gegner zu einer Stellungnahme aufzufordern. Die Besprechung von Fritz Lenz gibt mir hierzu erwünschten Anlaß. Lenz nimmt unter meinen Kritikern eine völlige Ausnahmestellung ein, nicht nur durch die urbane Tonart, sondern auch durch seine Einräumung, daß viele der von mir angeführten Tatsachen richtig sind. Er sagt sogar zusammenfassend: „Man kann fast alle von Hertz vorgebrachten Tatsachen zugeben und doch der Rasse eine große, ja die ausschlaggebende Bedeutung in der Welt zuerkennen." Seine Kritik scheint sich also nicht gegen die Gewissenhaftigkeit meines Materialsammelns, sondern gegen die Schlußfähigkeit meines Intellekts zu richten. Leider begründet er aber seinen Standpunkt nicht näher. Vielleicht würde sich hierbei ergeben, daß wir in manchen Auffassungen nicht einmal so weit voneinander abweichen, als er meint. Nachfolgende Thesen könnten möglicherweise klärend wirken:

1. Die zahllosen körperlichen und geistigen Verschiedenheiten, die die Menschen aufweisen, bestimmen zweifellos den Gang der Geschichte in stärkster Weise. Während aber manche dieser Verschiedenheiten insbesonders körperlicher Art selbst in sehr langen Zeiträumen und unter großen Wandlungen der Umwelt ganz oder nahezu unverändert bleiben, weisen andere, insbesonders jene geistiger Art, eine weitgehende Plastizität auf, über deren Bedingungen und Grenzen freilich noch kein ganz abschließendes Urteil möglich ist.

---

1) Ludwig Wilser hat diese meine Feststellung mit Hinweis auf seine Schrift „Die Überlegenheit der germanischen Rasse" 1915 bestritten. Daraufhin habe ich diese Schrift sofort gelesen und konstatiere nochmals nachdrücklichst, daß weder dort noch in den Kritiken, die Wilser meinem Buch in verschiedenen Zeitschriften gewidmet hat, auch nur der geringste Versuch gemacht wird, meine Argumente zu widerlegen. Die einzige Stelle, an der Wilser wenn schon nicht eine Widerlegung, so doch wenigstens die Aufdeckung zweier vermeintlicher Irrtümer versucht, ist folgende: „Der Verfasser setzt sich seinen Gegnern gegenüber gern auf das hohe Roß der Wissenschaftlichkeit, ist aber selbst nicht frei von Irrtümern: So wissen wir nichts von ‚Siegen Kaiser Claudius' über die Goten', die erst $1^1/_2$ Jahrhundert später unter Caracalla mit den Römern zusammenstießen, so kennt Tacitus keine Ligurer in Germanien u. dgl." — Auf diese Ausstellungen sei erwidert, daß 1. Kaiser Claudius II. die Goten am Naissus schlug (269 n. Chr.), wie in jedem Schulbuch zu lesen ist, und daß 2. Tacitus (Germania XLIII) von Lygiern in Germanien berichtet, die ich im Anschluß an A. Wirth mit den Ligurern zusammenbrachte, was natürlich nur eine Hypothese ist, wie sie ja Wilser selbst in viel weitergehender Weise verwendet.

2. Man kann gewisse Gruppen somatischer Ähnlichkeit als „Rassen" bezeichnen, darf aber hierbei nie vergessen, daß jede Abgrenzung mehr weniger willkürlich ist, daß die einzelnen Gruppen weder in sich gleichartig noch untereinander scharf geschieden sind. Zahllose Mischungen, Wanderungen, Kriege, Einflüsse der Umwelt haben die körperlichen Merkmale derart durcheinander gewürfelt, daß die mannigfachsten Schattierungen und Übergänge vorliegen, und aus solchen Kennzeichen überhaupt schwer mit Sicherheit eine bestimmte Herkunft erschlossen werden kann. Geistige Merkmale sind hierzu noch viel ungeeigneter. Die gewiß beträchtlichen Unterschiede geistiger Art fallen unter den historischen Begriff der Nationalverschiedenheiten, die nicht rassenhaft verwurzelt, sondern in dem geschichtlich gewordenen und stets veränderlichen Bestand an Gewohnheiten, Sitten und Idealen, kurz der Tradition, begründet sind.

3. Ob erworbene Eigenschaften vererbt werden, ist für die Frage der Kulturfähigkeit nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Ebensowenig sind irgendwelche kulturell günstigen oder ungünstigen Wirkungen der Rassenmischung exakt festgestellt oder wahrscheinlich gemacht.

4. Die geistigen Abstände zwischen den Gruppen sind nicht größer als innerhalb jeder Gruppe. Insbesonders ähnelt das Seelenleben der Naturvölker durchaus jenem, das die Kulturvölker in früheren Entwicklungsstufen oder in ihren zurückgebliebenen Zweigen und unteren sozialen Schichten zeigen. Infolgedessen ist anzunehmen, daß auch die Naturvölker geistig entwicklungsfähig sind.

5. Die vergleichende Religions-, Rechts- und Sittengeschichte läßt geradezu in die Augen springen, daß die religiösen, rechtlichen und sittlichen Begriffe aller Völker im Grunde übereinstimmen und — vergleichbare Verhältnisse vorausgesetzt — selbst bei sehr verschiedenen Rassen in größter Ähnlichkeit und derselben Stufenfolge sich entwickeln. Dies läßt auf gleiche Grundanlagen schließen. Andererseits weicht die Entwicklung anscheinend gleicher Rassen unter verschiedenen natürlich-gesellschaftlichen Bedingungen oft beträchtlich voneinander ab, was wieder die Bedeutung der Umwelt betont.

6. Geistige Höchstleistungen sind individueller Art, setzen aber alten Kulturboden voraus und finden sich selbst in großen Volkszahlen und langen Epochen nur vereinzelt. Es fehlt daher die Möglichkeit, empirisch festzustellen, ob alle Gruppen der Menschheit solche Individuen hervorzubringen befähigt sind oder nicht; für die gesellschaftliche Organisierbarkeit und politische Rechtsstellung ist dieser Punkt übrigens belanglos, und auch die kulturelle Assimilierbarkeit wird durch ihn kaum berührt. Von den großen Kulturgruppen, die ungefähr durch die Verbreitung der arischen, semitischen und mongolischen Sprache gekennzeichnet sind, hat jede zahlreiche geniale und höchstkultivierte Individuen aufzuweisen, und die bisherigen Erfahrungen mit den Negern in Amerika machen es wahrscheinlich, daß auch Angehörige schwarzer Rassen einen weiten Entwicklungsspielraum haben.

7. Die Erklärung entscheidender geschichtlicher Umwälzungen (Untergang der Antike, Entstehung des Christentums, Renaissance, Reformation, Französische Revolution) aus Rassefaktoren ist gänzlich verfehlt. Eine quellenmäßige Geschichtsbetrachtung zeigt dies nicht bloß negativ, sondern auch durch den positiven Nachweis der politischen, sozialen und geistigen Ursachen.

8. Die Kulturrolle der arischen und insbesonders der germanischen Nationen ist zweifellos eine ungeheure. Doch ist die Behauptung, unsere g a n z e Kultur sei

der arischen oder speziell der germanischen Rasse zu danken, wissenschaftlich haltlos. Sie übersieht einerseits, wieviel Kulturgut auf dem Wege über die Antike, das Christentum, die Araber und Juden aus dem Orient auf uns übertragen wurde. Andererseits ist es gänzlich unstatthaft, die Kulturleistungen der arische bzw. germanische Sprachen sprechenden oder mit germanischen Volksteilen gemischten Nationen einfach zur Gänze dem bezüglichen Rassenelement zuzuschreiben. Selbst die Deutschen sind aus einer Mischung germanischer, slawischer, romanischer, keltischer und großer vorarischer Schichten hervorgegangen, und es ist völlig unmöglich, heute sagen zu wollen, aus welcher dieser Schichten ein bestimmtes geniales Individuum hervorgegangen ist. Jedenfalls entspricht z. B. der physische Typus eines Goethe oder Beethoven, ohne die die deutsche Kultur doch nicht gedacht werden kann, keineswegs dem germanischen Idealtypus, sondern weist eher auf vorarische Ahnen hin.

Antwort an Hertz.

Von Dr. Fritz Lenz.

Wenn Hertz meint, ich hätte seine Schrift als eine Tendenzarbeit zugunsten des Judentums hingestellt, so habe ich doch keinerlei Anlaß dazu gegeben. Ich habe geschrieben: „Der ganze Inhalt des Buches geht dahin, die Bedeutung der Rassenanlagen überhaupt zu leugnen.“ Das ist etwas ganz anderes, und ich bleibe dabei: Das Buch von Hertz ist eine Tendenzschrift, aber nicht zugunsten des Judentums, sondern im Gegenteil der internationalen Rassenlosigkeit und des demokratischen Sozialeudämonismus.

Daß Hertz sich auf Johannsen als Zeugen für die Vererbung erworbener Eigenschaften berufen habe, habe ich nicht behauptet. Ebensowenig habe ich gesagt, er habe Johannsen gepriesen, sondern vielmehr er habe dessen Werk als die „neueste Biologie“ gepriesen, was mit dieser Einschränkung gesagt, wieder etwas erheblich anderes bedeutet. Im übrigen hat Hertz sich keineswegs überall von Urteilen ferngehalten, für die er als Nichtbiologe nicht zuständig wäre. Im Gegenteil, er urteilt über biologische Fragen subjektiv ebenso sicher wie objektiv falsch. So behauptet er z. B., daß in der Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ die neuesten Fortschritte der Wissenschaft mit der Erfahrung der Praktiker vollkommen übereinstimmen in dem Ergebnis, diese Annahme außer Zweifel zu stellen. Auf diese haltlose Behauptung gründet er ja seine ganze Lehre von der Unbeständigkeit der Rassencharaktere. Und in dem Kapitel, welches überschrieben ist „Die Bildsamkeit der Rassen experimentell erwiesen“, und in dem er solche „Beweise“ beizubringen sucht, führt er auch Johannsen an. So war es gemeint, wenn ich sagte, daß er sich „dabei“ auf Johannsen berufen habe. Das sollte heißen, es sei einfach lächerlich, daß er Johannsens Werk als „neueste Biologie“ anführe, nachdem er kurz vorher es als die „neuesten Fortschritte der Wissenschaft“ hinstellt, die „Vererbung erworbener Eigenschaften“ experimentell erwiesen zu haben. Ich bleibe jedenfalls dabei, daß ein biologisch so wenig tief dringendes Buch wie das von Hertz überhaupt nicht möglich gewesen wäre, wenn er auch nur die Grundlagen der Erkenntnisse Johannsens wirklich gekannt hätte.

Nicht anders steht es mit seiner Berufung auf Schallmayer. Schallmayers lobende Besprechung der ersten Auflage des Hertzschen Buches habe ich selbst in

meinem Referate erwähnt. Dieses Lob bezieht sich indessen keineswegs auf die biologischen Grundbegriffe, sondern ist im wesentlichen durch die Ablehnung der „Rassentheorien" veranlaßt. Ich habe guten Grund zu der Annahme, daß Schallmayer mit Hertz kaum etwas anderes gemeinsam hat als die starke Abneigung gegen die Lehre von der besonderen Kulturbegabung der Germanen bzw. der nordischen Rasse. Im übrigen hätte auch ein in die Tiefe gehendes Verständnis des Schallmayerschen Werkes das Buch von Hertz unmöglich machen müssen.

Was nun die Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften" angeht, so halte ich diese allerdings für die Frage, an der sich die Geister scheiden. Sie nimmt ja auch in dem Buche von Hertz einen entsprechend großen Raum ein. Es freut mich aber, zu sehen, daß er heute in seiner Sicherheit erschüttert zu sein scheint.

Dankenswert sind die neuen Mitteilungen über die Abstammung des großen Physikers Heinrich Hertz. Demnach muß ich allerdings darüber falsch unterrichtet gewesen sein, und es ist erfreulich, mit welcher Promptheit sich ein Gewährsmann für die Richtigstellung gefunden hat.

Sodann die Stellung Nietzsches zur Rassenfrage. Die Zitate bei Wirth habe ich gelesen; sie beweisen mir nichts. Bei einem Denker wie Nietzsche kann man ein Bild von seiner Stellung zu einem Problem meines Erachtens nicht so sehr aus Einzelzitaten als aus dem ganzen Geist seiner Lehre gewinnen, und da ist es für mich ganz klar, daß seine Meinung etwa durch folgendes Wort aus der Zarathustrazeit dargestellt wird: „Es ist gar nicht möglich, daß ein Mensch nicht die Eigenschaften und Vorlieben seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe, was auch der Augenschein dagegen sagen mag. Dies ist das Problem der Rasse." Hertz sagt in seinem Buche: „Mit vernichtender Schärfe hat Friedrich Nietzsche den Rassenglauben abgetan." Ich habe in meiner Besprechung die Erwartung ausgesprochen, daß Hertz noch von Nietzsche abrücken werde. Und in seiner gegenwärtigen Stellungnahme sagt er nun, daß er Nietzsche überhaupt nicht für einen vollwertigen Zeugen halte.

Weiter meint Hertz, daß sein Buch noch niemals eine ernsthafte Widerlegung erfahren habe. Nun, ich halte das Buch für eine so negative Arbeit, daß eine ausführliche Widerlegung sich gar nicht verlohnt. Ich gehöre zwar nicht zu den Anhängern der Rassenlehre im Sinne Chamberlains, halte aber dennoch dafür, daß von Gobineau, Woltmann und ihren Nachfolgern trotz aller Fehler im einzelnen eine solche Fülle von positiven Tatsachen vorgebracht worden ist, daß die negative Kritik von Hertz federleicht dagegen wiegt. Daß Chamberlain nicht geantwortet hat, kann man ihm in Anbetracht der Tonart, die Hertz gegen ihn angeschlagen hat, nicht verübeln. Hertz zitiert den Schlußsatz meines Referates und meint, meine Kritik scheine sich nicht gegen die Gewissenhaftigkeit seines Materialsammelns, sondern gegen die Schlußfähigkeit seines Intellekts zu richten. Nun, es gibt noch etwas anderes; ich habe gesagt, daß ihm die kühle Ruhe des Blickes fehle, die für einen Forscher unerläßlich ist. Die von ihm vorgebrachten Tatsachen sind tendenziös zusammengetragen, obwohl sie an sich richtig sein mögen. Was ihm nicht in den Kram paßt, hat er weggelassen, wenn auch, wie ich annehme, ohne bewußte Absicht. Seine ganze Kritik kann daher auch nur zu einer Einschränkung der von den Rassentheoretikern vorgebrachten Tatsachen führen, niemals aber zu einer Widerlegung der Bedeutung der Rasse.

Hertz hat nun acht Thesen aufgestellt mit einer indirekten Aufforderung zu einer Stellungnahme meinerseits. Ich finde diese Thesen viel vorsichtiger als die Behauptungen in seinem Buche; dennoch scheinen mir die meisten davon nicht haltbar zu sein. Ich habe kurz einige Gegenthesen aufgestellt; zu einer ausführlichen Begründung habe ich zum mindesten jetzt nicht die Zeit. Andererseits aber wollte ich auch nicht ganz schweigen, weil Hertz das bei seinen Gegnern als Schwäche auslegt. Durch eine solche Diskussion wird zweifellos für sein Buch Reklame gemacht; ich halte jedoch das nicht für schädlich, da ich hoffe, daß durch die Lektüre seines Buches bei allen Lesern, die dafür geschaffen sind, starker Widerspruch und ein lebhaftes Gefühl für ihre Rasse erregt werden wird. Meine Gegenthesen sind folgende:

1. Man muß scharf scheiden zwischen erblichen und individuell erworbenen Eigenschaften bzw. Fähigkeiten sowohl in körperlicher als auch in seelischer Beziehung. Wie die körperlichen, so erleiden auch die seelischen Erbanlagen nur verhältnismäßig selten Änderungen und nur durch Einwirkungen auf die Erbmasse. Individuelle Änderungen der seelischen Anlagen durch Erziehung und Übung sind nicht erblich. Im übrigen bedeuten die individuellen Anpassungen in unserm Kulturmilieu, wie z. B. die Gewöhnung an das Lesen einer bestimmten Tageszeitung und die Aufnahme von deren Ansichten, meines Erachtens keine wesentliche Änderung der seelischen Grundfunktionen. Der allergrößte Teil der „geistigen" Kultur einer Zeit steht nur auf dem Papier und geht gar nicht in die Seele der Zeitgenossen ein.

2. Rasse ist der Inbegriff der Erbanlagen. Trotz aller Mischung bleiben die einzelnen Erbanlagen erhalten. Gleiche und mehr als äußerlich ähnliche Erbanlagen gehen regelmäßig auch auf gemeinsame Abstammung zurück. Rasse ist daher zugleich ein genetischer Begriff. Die historisch gegebenen Bevölkerungsgruppen sind in ihrer Rassenzusammensetzung sehr verschieden. Auch die „geistigen" Unterschiede der Bevölkerungen, soweit sie wirklich seelischer Natur sind und nicht nur in Äußerlichkeiten bestehen, sind wesentlich durch Rassenunterschiede bedingt.

3. „Kultur" ist ein Wertbegriff. Werte aber lassen sich nicht aus Tatsachen „more geometrico" demonstrieren, wie der jüdische Philosoph Spinoza meinte. Bevor man daher etwas über die Frage der Kulturfähigkeit einer Rasse oder über günstige oder ungünstige Wirkungen der Rassenmischung ausmachen kann, muß man feststellen, auf welchen Wert bzw. auf welches Ziel man die Beurteilung beziehen will. Es ist ein unmögliches Beginnen, wenn die „Rassentheoretiker" versuchen, den Wert ihrer Rasse zu beweisen; aber ebenso unmöglich ist es, derartige Wertanschauungen wissenschaftlich zu widerlegen, wie Hertz es versucht.

4. Es kommt ganz darauf an, welche Gruppeneinteilung man wählt, wie große Gruppen man ins Auge faßt und nach welchen Gesichtspunkten man die Menschen ordnet (Sprache, Körperbeschaffenheit, geographischen Gebieten usw.); je nachdem wird man auch über die Unterschiede der Gruppen und innerhalb der Gruppen ein verschiedenes Resultat erhalten. Die Durchschnittsbegabung jener Gruppen, die sich als zusammengehörig betrachten, d. h. gegenwärtig in erster Linie der Sprachgruppen, ist sehr stark verschieden. Die Ähnlichkeit der heutigen Naturvölker mit den früheren Stufen der Kulturvölker ist in der Hauptsache äußerlich. Irgendwelche Anlagen haben freilich alle Menschen gemeinsam, wie auch z. B. alle Affen gemeinsame Anlagen haben. Die heutigen Naturvölker dagegen sind

wohl ausnahmslos nicht befähigt, Kultur im europäischen Sinne zu entwickeln oder auch nur zu übernehmen.

5. Daß gewisse Grundanlagen allen Menschen gemeinsam sind, leugnet überhaupt niemand. Andererseits aber sind die Rassenunterschiede der Seele so gewaltig und so in die Augen springend, daß meines Erachtens schon ein hohes Maß unbewußter Wünsche dazu gehört, um sie zu übersehen.

6. Alles Urteil über „Höher" und „Tiefer" hängt von dem Wertprinzip ab, an das man glaubt. Auch wenn man den abendländisch-individualistischen Kulturbegriff voraussetzt, so zeigt sich, daß geistige Höchstleistungen in erster Linie durch die Erbanlage ihres Schöpfers bedingt sind. Solche schöpferische Individuen kommen in verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden zahlreich vor. Man vergleiche die Kulturtaten der vielen Millionen Neger in Afrika und Amerika mit denen jener Handvoll Hellenen, welche wesentlichste Grundlagen der europäischen Kultur geschaffen haben. Auch die bloße Übernahme von Kulturgütern setzt entsprechende Erbanlagen voraus.

7. Auch für große geschichtliche Umwälzungen ist die Rasse von entscheidender Bedeutung. Der Untergang der antiken Kultur im besonderen ist dem Aussterben der kulturschaffenden Rassenelemente zuzuschreiben. Freilich muß man bedenken, daß alle Geschichte leitende Wertgesichtspunkte voraussetzt, wie besonders Rickert gezeigt hat. Somit gilt das oben für die Wertbeurteilung Gesagte auch für die Geschichte.

8. Die europäische Kultur ist zu einem sehr großen, wahrscheinlich dem größten Teil von Menschen nordischer Rasse oder solchen mit nordischer Mischung geschaffen, und zwar ist dieser Anteil nordischen Blutes wesentlich für ihre Kulturbegabung. Andererseits haben auch andere Rassenelemente erheblichen Anteil an der Schöpfung der europäischen Kultur. Speziell orientalische und vorderasiatische Elemente, wie sie den Hauptteil der Juden ausmachen, haben viele Kulturgüter in Europa geschaffen. Die modernste europäische Kultur ist eine germanisch-jüdische Mischkultur. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß sie ihre Schöpfer und Träger in relativ kurzer Zeit austilgen und damit selber zurückgehen wird.

Kritische Besprechungen und Referate.

Gaupp, Ernst †. August Weismann. Sein Leben und sein Werk. Herausgegeben von Eugen Fischer. VIII u. 297 Seiten. Jena 1917, G. Fischer. Geh. 9.— M., geb. 11.— M.

Die erste ausführliche Darstellung des Lebens und des Werkes von A. Weismann, dem bedeutendsten Biologen in der Zeit nach Darwin, erfolgte von seiten eines Morphologen, von Ernst Gaupp, der als Prosektor an der Universität Freiburg die Vorlesungen W.s hörte. Daß sie nicht von einem Fachmann erfolgte, der mit durchgreifender Umsicht und Sachkenntnis aus dem Tatsächlichen von heute und gestern das Bleibende aus W.s Lehren heraus- und hervorhob, scheint danach bedauert werden zu müssen. Diese Auffassung dürfte aber bereitwilligst mit der Entgegennahme der Absicht des Verfassers, vor allem jedoch nach dem Genuß der überaus gewandten und feinsinnigen Art der Ausführung, preisgegeben werden. Gaupp hat

bewußt auf eine eingehende Kritik der Lehren W.s verzichtet (S. 2); sie erwartet er von anderer Seite. Ihn beseelte einesteils der Wunsch, die Erinnerung an den großen Forscher und Lehrer lebendig zu erhalten, andernteils schien es ihm nützlich zu sein, dessen „Anschauungen, ihre historisch bedingte Stellung, ihre Begründung und ihren mannigfachen Wechsel möglichst gewissenhaft darzustellen" (S. 1), d. h. Gaupp versuchte eine für eine gerechte Würdigung des Forschers unumgänglich notwendige grundlegende Zusammenfassung aller bedeutenden Darlegungen aus der großen Zahl der Spezialschriften, eine erwünschte Vorarbeit für kommende Kritiker. Von ihr hoffte er außerdem einen günstigen Einfluß auf die sog. Schlagwortkultur, auf voreiliges, auf ungenügender Sachkenntnis beruhendes Urteilen und leichteres Einarbeiten Wissensdurstiger. Man wird diese Gesichtspunkte Gaupps stets im Auge zu behalten haben, um in seiner kritischen, oft allzu kritischen Reservation nicht enttäuscht zu werden. Seine Aufgabe war von vornherein rezeptiv-darstellend gedacht. Vielleicht dürfte trotz der Beachtung der Aufgabe des Verf.s hierin für viele Leser ein Stein des Anstoßes liegen, während aber die unaufdringliche und vornehme Art der Darstellung von allen Seiten ungeteilten Beifall finden wird.

Durch alle Erörterungen über das Leben und die Person, über die empirischen Arbeiten und vor allem über die theoretischen Reflexionen als der gewaltigen Gedankenarbeit von W., die ihn zum Theoretiker des Darwinismus stempelten, zieht das Bemühen des Verf.s, zu zeigen einmal, daß die Art der Gesamtleistung das Ergebnis von Anlage und Schicksalsfügung (Vererbung, Tradition, Gunst äußerer Verhältnisse) ist — der rüstig schaffende jugendliche Forscher wird durch ein hartnäckiges Augenleiden zur Aufgabe seiner Tätigkeit und dadurch zu vermehrter Kopf- und Gedankenarbeit gezwungen, was die schlummernden Anlagen der Kombinationsgabe und künstlerischen Gestaltung von Wort und Idee weckte und zur Geltung brachte —, und zum anderen, daß alle Spekulationen immer und überall in eigenen empirischen Spezialarbeiten fundiert waren oder doch hinreichend motiviert erschienen (z. B. S. 55). Sie wurden aus großzügigen Gesichtspunkten heraus aufgeworfen, geordnet und nach glänzender Durchführung mit allgemeinen Problemen wieder verbunden. Dasselbe gilt auch von der Assoziation der wichtigsten wissenschaftlichen Publikationen anderer Autoren. Der sich auf diese Art und Weise gestaltenden und sich entwickelnden Gedankenwelt hat Gaupp vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Es ist ihm gelungen, die allmähliche Loslösung Weismanns aus der Bodenständigkeit seiner Zeit bis zur völligen Selbständigkeit und mutigen Behauptung seiner Überzeugungen in Kritik und Gegenkritik mit aller Deutlichkeit und Folgerichtigkeit darzustellen, was besonders noch in bezug auf die Stellung W.s zum Lamarckismus — seiner immer mehr zur Geltung kommenden Glanzleistung! — und zur Selektionstheorie von Darwin hervorgehoben zu werden verdient.

Aus der Gesamtanlage des Buches heraus wird auch zu begreifen sein, weshalb der rein persönliche und genealogische Teil so kurz behandelt wird und jeder illustrativen Beigabe ermangelt zugunsten des Historisch-Gewordenen, das ja auch das Leben und Streben W.s ganz und gar erfüllte. Vom erbtheoretischen Gesichtspunkt aus, den Gaupp, wie erwähnt, leitmotivartig seinen Betrachtungen unterlegte, wären noch mancherlei Mitteilungen recht erwünscht. Das väterliche und mütterliche Erbteil (S. 5) ist für den Außenstehenden zu wenig begründet, die

Jugend- und Schulzeit völlig unberücksichtigt geblieben. Immerhin liefert das von Gaupp bereits verarbeitete rein biographische Material ein anziehendes, scharf umrissenes Bild von dem genialen, temperamentvollen, umsichtigen, selbständig denkenden, Geselligkeit liebenden und beschaulich lebenden, zähen und überaus fleißigen Forscher, Lehrer und Künstler, das auch so den Kreis seiner Verehrer sicherlich vergrößern wird.

Zu den wissenschaftlichen Ausführungen ist nur wenig zu bemerken. Vielleicht hätten sich manche Wiederholungen vermeiden, viele Hinweise auf die Spezialschriften durch genauere Angaben für den kritischen Leser bestimmter fassen, die Abschnitte über die Mnemetheorie von Semon (S. 106) mit der Kritik von W., über erbgleiche und erbungleiche Teilung (S. 146) in bezug auf die Einwände von O. Hertwig ausführlicher und der Mangel an mitgeteiltem Tatsächlichen über W.s chemische Arbeiten (S. 31) und über Beschränkungen der Naturzüchtung, die in den Verhältnissen der Umwelt liegen (S. 174), leicht vervollständigen lassen. Mit Recht wird die Idlehre Weismanns klargestellt, im ganzen jedoch wird die Betonung des hypothetischen Charakters dieser Spekulationen, deren Bedeutung einzig und allein in einem konsequent verfolgten Gedankenversuch besteht, der mit dem wissenschaftlichen Fortschritt stehen oder fallen soll (s. Einleitung zum 18. Vortrag), vermißt. Gaupp hat auch W.s Germinalselektion zu rechtfertigen versucht, die Fundierung derselben auf Nahrungseinflüsse angenommen und sogar eine Versöhnung mit dem Lamarckismus angedeutet (S. 247). Vielleicht wurde Verf. von dem Satze W.s, daß seine Germinalselektion nur eine logische Konsequenz seiner Determinantentheorie sei, zu den weitgehenden Konzessionen bewogen. Wir vermögen dem Satz nicht zuzustimmen, da in demselben die Selektionsvorgänge mit den Gesetzen der Variabilität in unzulässiger Weise gleichgesetzt werden. Die neuzeitlichen Ansichten über kumulative Vererbung hätten in der sehr eingehenden Erörterung nicht übergangen werden sollen. — Ein Fragezeichen möchte Ref. auch hinter die Ausführungen von Gaupp über W.s Vorstellung zur mechanistischen und teleologischen Natur- und Weltauffassung setzen, die aus einigen sehr allgemeinen Andeutungen im Schlußkapitel der Vorträge (1902) und einer aus dem Jahre 1876 stammenden Betrachtung gezogen wurden. Wenn das Teleologische als letzte Ursache des Mechanistischen gelten darf, dasselbe für das mechanistische Naturgeschehen aber außer Kraft gesetzt gedacht und gleichzeitig das Weltganze in seiner Rätselhaftigkeit metaphysisch verankert wird, so liegen in solchen Betrachtungen unhaltbare Halbheiten, die der Geist W.s nicht ertragen hätte. Gegensätze zwischen einer materialistisch gedachten Natur- (S. 254) und einer nicht materialistischen Weltauffassung als Ausfluß einer mechanistischen Naturdeutung (S. 263) sind unbefriedigende Kombinationen — man wird sich für die eine oder andere Ansicht zu entscheiden haben —, die in den Darlegungen von Gaupp, vielleicht auch von W. nicht erschöpfend behandelt wurden.

Diese vielleicht persönlichen Beanstandungen wird man gern in Kauf nehmen für den Reiz und die Genugtuung, welche die Gesamtarbeit von Gaupp bietet. Möchte der Wunsch des leider zu früh verstorbenen Verf.s sich erfüllen und das Buch unter den unmittelbaren und mittelbaren Jüngern W.s weite Verbreitung finden und Anregungen vermitteln; möchten aber auch die Gegner lernen, den Argumenten W.s gerecht zu werden.

Thiem.

Sonnenberger, San.-Rat Dr. M. Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie. Würzburger Abhandlungen aus dem Gesamtgebiet der praktischen Medizin. XVI. Band 8/9. Heft. 62 S. Würzburg 1917, Kurt Kabitzsch Verlag. 2.— M.

Noch sind vererbungsbiologische und rassenhygienische Abhandlungen, die von Ärzten für Ärzte geschrieben sind, selten. Deshalb ist auch die vorliegende Arbeit, die einen recht guten Überblick über die moderne Vererbungs- und Abstammungslehre gibt, lebhaft zu begrüßen.

In manchen Einzelheiten kann Ref. den Ausführungen des Verf. nicht zustimmen; doch kann darauf hier nicht näher eingegangen werden. Erwähnen möchte Ref. aber die schwankende Stellung des Verf. gegenüber dem Lamarckismus, weil hierin die schwächste Stelle der verdienstvollen Schrift liegt. Es genügt keineswegs, wenn man die sogenannte direkte Anpassung als „sehr selten auftretend" bezeichnet. Eine direkte Anpassung im strengen Sinne des Wortes gibt es nicht und kann es nicht geben. Die Fähigkeit zu direkter Anpassung muß immer indirekt, d. h. durch Idiokinese und Selektion erworben sein. Eine wirklich direkte Anpassung, d. h. eine Anpassung aus sich selbst heraus, entspräche einer „Selbstentstehung von Energie" (Lenz) und ist deshalb naturwissenschaftlich gedacht eine Ungeheuerlichkeit. Im späteren Verlauf der Arbeit scheint denn auch der Verf. an seinem Lamarckismus und an seiner Verurteilung Weismanns irre geworden zu sein, denn im Widerspruch zu den soeben kritisierten Stellen finden wir schließlich den treffenden Satz: „Es ist bisher kein Beweis »erblicher« Anpassung gefunden, und sie ist ganz unwahrscheinlich."

Neben der überragenden Bedeutung, die Verf. der Fortpflanzungshygiene für die Entwicklung der Rasse zumißt, erscheint die Bedeutung der Selektion stark unterschätzt. Besonders vermißt Ref. ein näheres Eingehen auf die Bedeutung der Selektion innerhalb der Individuen, die man noch als normal zu bezeichnen pflegt; Ref. denkt speziell an das Aussterben der sozial und wirtschaftlich führenden Familien. Hier nämlich liegt gerade die Hauptursache der „Entartung". Wenn das Gebiet des offensichtlich Krankhaften vom Verf. in den Vordergrund gerückt wird, so ist das verständlich, weil sich Verf. mit seiner Schrift an Mediziner wendet; rassenhygienisch aber ist das nicht, denn die große Not unserer Rasse liegt nun einmal vorläufig fast ausschließlich in dem Aussterben der tüchtigen und leistungsfähigen Familien und nicht in dem Überleben oder gar in dem Neuentstehen von Kranken.

Die dankenswerte Abhandlung wird dazu beitragen, den rassenhygienischen Gedanken in Ärztekreisen weitere Verbreitung zu verschaffen. Siemens.

Rasmuson, Hans. Kreuzungsuntersuchungen bei Reben. (Aus der Kaiserl. Biolog. Anstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem.) Zeitschr. f. ind. Abst. u. Vererbungslehre Bd. XVII (1916). 52 S.

Verf. behandelt die bisher angestellten Kreuzungsexperimente bei Reben, unter denen die seinigen im Mittelpunkte stehen. Außer der Aufklärung der Vererbungsverhältnisse bei Reben wird das praktische Ziel einer Züchtung von resistenten Qualitätstraubensorten gegen Schädlinge (insbes. gegen Reblaus) verfolgt. Die bisherigen Ergebnisse sind, wie Verf. selbst hervorhebt, für die Praxis zunächst noch ohne Bedeutung, ja einige der vorliegenden sind wegen Nichtberücksichtigung der

F_2-Gen. — Rebensämlinge gebrauchen bis zur Blüte 4 bis 5 Jahre — noch nicht völlig zahlenmäßig gesichert. Gekreuzt wurden außer Vinifera die Arten Riparia und Rupestris sowie zwei Varietäten der Art Berlandieri (Berlandieri Villers l'Orme A und B); bemerkenswert ist auch hier, daß die beobachteten Spaltungen der Artbastarde der Gattung Vitis denselben Regeln wie Varietätsbastarde folgen.

Dem Geschlecht nach repräsentieren die Reben in der Blütenbildung drei morphologisch und physiologisch verschiedene Typen. Die androdynamischen sterilen Sorten mit langen Staubfäden und befruchtungsunfähiger Narbe sind männlich, die androdynamischen fertilen Sorten mit langen Staubfäden und befruchtungsfähiger Narbe zwitterig und die gynodynamischen fertilen Sorten mit kurzen zurückgebogenen Staubfäden und befruchtungsfähiger Narbe weiblich (Bronner, Rathay). Nach Rathay taugen nur die Pollen der beiden androdynamischen, aber nicht die der gynodynamischen Blütentypen zur Befruchtung, während Gard, Millardes, Oberlin die Befruchtung anderer Rebensorten durch letztere für möglich halten. Die Selbststerilität einiger weiblichen Sorten soll von äußeren Einflüssen abhängig und daher nicht ganz vollständig sein. Verf. prüfte und bestätigte die Selbststerilität an verschiedenen Sorten; aber Kreuzungen zwischen rechtzeitig kastrierten zwittrigen Vinifera-Sorten (als Männchen) und Riparia Millardes u. a. (als Vaterpflanze) waren, entgegen den Angaben von Gard, erfolglos. Vielleicht existieren Unterschiede in bezug auf das Verhalten der weiblichen Sorten. Die Versuche sind im größeren Maßstabe zu wiederholen. Die Kreuzungen von Zwitter $\times$ Männchen ergaben nach den zwar nicht ganz einwandfreien Untersuchungen (wegen Zweifel an rechtzeitiger Kastration) von Hedrick und Anthony ungefähr die gleiche Anzahl Zwitter und Männchen, während bei Selbstbestäubung der Zwitter nur Zwitter hervorgingen. Verf. betrachtet die Zwitter als Homozygote, die Männchen als Heterozygote, so daß letztere als umgebildete Zwitter angesprochen werden können, was mit den Angaben und der Ansicht von Rathay übereinstimmt. Die von Hedrick und Anthony durchgeführten Kreuzungen zwischen den beiden Sorten von Staubfäden entbehren der nötigen Klarheit und Ausführlichkeit.

In bezug auf Buntblättrigkeit unterscheidet Verf. einen rein weiß bis schwach gelb gefleckten und einen gelben, mehr streifenförmigen Typ. Ersterer kommt bei Hybriden von Riparia, Vinifera (in Gamay-Stöcken) und Rupestris vor und trat bei den Keimpflanzen in allen Abstufungen zwischen (scheinbar) rein weißen oder gelblichen oder fast ganz grünen neben ganz grünen im Verhältnis 1 : 3 auf, an die weißbunten Pferdebohnen von Kießling erinnernd. Ebenso wurden im zeitlichen Auftreten Unterschiede beobachtet. Die zweite nicht so variable Form der Panaschüre bei Reben trat in der Nachkommenschaft von Trollinger $\times$ Riparia Geisenheim 110 auf, für die außerdem längere, spitzere Blattzähne und schmälere Keimblätter charakteristisch sind. Die Zahlenverhältnisse (68 grüne auf 15 gelbbunte Pflanzen) weisen auf monohybride Spaltung hin. Während beim erstgenannten Typ Gamay-Sorten als Träger des Panaschürecharakters nachgewiesen werden konnten, konnte der Elter des anderen Typs nicht ermittelt werden, da von Hunderten der gesäten Trollingersamen die drei gedeihenden normal grün waren.

Die Blattform der Reben ist trotz hoher Variabilität im einzelnen doch im allgemeinen durch eine innerhalb von Biotypen konstant erbliche offene oder eng geschlossene Stielbucht und durch gefaltete oder flach ausgebreitete Blätter in den Triebspitzen wohl charakterisiert. Die Merkmale fallen in F_1, miteinander gekreuzt,

intermediär aus und spalten in F_2 wie Monohybride. — Die behaarten Stengelglieder dominieren über kahle (Millardet et de Grasset 101[14] ⨯ Couderc 3306). Die Bastarde spalten monohybrid, dasselbe ist bei Rückkreuzung derselben mit einem Elter der Fall. Die Unterschiede in der Behaarung der Blattstiele sind recht variabel und aus Mangel an „scharf getrennten Gruppen" noch nicht geklärt. — Die Rankenbildung, nach der Nummer des ersten rankentragenden Knotens bestimmt, läßt bei Kreuzungen verschiedener Sorten genotypisch bedingte Unterschiede erkennen; Rip. ⨯ Rip. auf der einen Seite, Rup. ⨯ Rup. auf der anderen Seite, Rip. ⨯ Rup. in der Mitte stehend. Die Typen zwischen Berl. ⨯ Vinifera waren weniger deutlich.

Von Peronospora (Plasmopara viticola) wurden (im Aug. 1914) nur spurenweise oder schwach befallen z. B. Berl. V. l'O. A u. B ⨯ Rup. du Lot, stark lebensgefährdend beschädigt z. B. alle Kreuzungen von Vinif. ⨯ Berl. Höchstwahrscheinlich verhält sich die Resistenz gegen den Pilz rezessiv (vgl. Phythophtora infestans bei Solanum tuberosum, Salaman) oder intermediär. Eine Spaltung gegen P. bleibt noch zu untersuchen, doch wurden vom Bastard Pinot ⨯ Rip. Oberlin 646 anfällige und widerstandsfähige Individuen beobachtet. — Die Züchtung „reblausresistenter Qualitätstraubensorten" (F_1-Bastarde von Vinif. u. amerik. Reben zeigen zuweilen genügende Resistenz, aber schlechte Beerenqualität) studierte Verf. zunächst in bezug auf Immunisierung gegen die Gallenlaus unter der Annahme, daß Gallenimmunität über Gallenbildung dominiert und daß sich Immunität gegen Gallen- und Wurzellaus gleich verhält. Selbstbefruchtung oder Kreuzungen von gallenbildenden Sorten (Gamay ⨯ Rup. du Lot) ergaben bis auf vereinzelte unmaßgebliche (!) Ausnahmen Gallenbildner, die Kreuzungen von immunen ⨯ gallenbildenden Sorten (Rip. ⨯ Rup.) lieferten Gallenträger und Nichtgallenträger, und solche von gallenimmunen Typen brachten zuweilen auch gallenbildende Individuen hervor ([Rip. ⨯ Rup.] Mill. et de Gr. 101[14] ⨯ [Rip. ⨯ Rup.] Couderc 3309). Die hier gekreuzten Pflanzen aber waren selber Bastarde zwischen immunen (Rip.) und gallenbildenden (Rup.) Sorten, so daß eine Spaltung zu erwarten war. Die Zahlenverhältnisse sind bei allen Kreuzungen noch nicht sicher festgestellt, die bisherigen Untersuchungen lassen, entsprechend den vielen Abstufungen für Immunität, komplizierte Verhältnisse, d. h. mehrere die Immunität verursachende Gene erwarten.

Thiem.

Brehms Tierleben, 4. Auflage. Säugetiere, 4. Band: Paarhufer, Halbaffen, Affen. Neubearbeitet von M. Hilzheimer und L. Heck. 714 Seiten, viele schwarze und bunte Abbildungen. Leipzig 1916, Bibliographisches Institut.

Trotz des Krieges ist es gelungen, den letzten Säugetier-Band herauszugeben, welcher in vieler Hinsicht der wichtigste ist, da er die hauptsächlichsten Haustiere, die größten Wildformen und die dem Menschen am nächsten stehenden Säugetiere behandelt. Der bekannte Spezialist auf dem Gebiete der Haustierforschung, M. Hilzheimer, hat die Paarhufer, der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Heck, die Halbaffen und Affen bearbeitet. Wie bei den früheren Bänden kann mit Stolz festgestellt werden, daß deutsche Gründlichkeit und Sachkenntnis ein Werk geschaffen haben, das ebenso anregend und belehrend für den Forscher ist, wie es durch flüssige, leicht verständliche Darstellung auch den Laien zu fesseln vermag. Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur einige Tatsachen hervor-

zuheben, die zu den Neuentdeckungen der letzten Jahrzehnte gehören. Im Kongobecken wurde im Anfang des Jahrhunderts (1904) außer dem Okapi noch ein zweites großes Säugetier mit primitiven Organisationsverhältnissen entdeckt, das Waldschwein, Hylochoerus meinertzhageni Thomas. Es weist Ähnlichkeiten nicht nur mit Sus und den Flußschweinen Potamochoerus, sondern auch mit Babirussa und einigen ausgestorbenen Schweinen auf. Der westafrikanische Urwald erweist sich also durch diese Tiere, durch das Okapi und durch das Zwergmoschustier Hyemoschus aquaticus, als Erhalter und Rückzugsgebiet für altertümliche Formen, die im offenen Gelände dem Kampf ums Dasein nicht mehr gewachsen waren, wie in ähnlicher, noch viel ausgesprochenerer Weise die Tiefsee ein solches Sammelbecken erdgeschichtlicher Relikten darstellt. Das Waldschwein nimmt im Bau des Schädels, in der Stellung der Hauer und im Bau des hinteren unteren Backzahns eine Art Mittelstellung zwischen dem Flußschwein und dem Warzenschwein ein. Eine zweite Art, H. rimator, wurde 1906 in Kamerun entdeckt. Von dem Hirscheber von Celebes, Babirussa alfurus, ist seit langem bekannt, daß die Hauer des Oberkiefers durch die Rückenhaut hindurchwachsen und sich dabei so weit im Bogen nach hinten krümmen, daß die Spitzen sich häufig in die Stirnhaut einbohren, ein sehr gutes Beispiel für eine unzweckmäßige Einrichtung. Die weit vorgeschrittene Entwicklung dieser Art spricht sich darin aus, daß die Frischlinge einfarbig sind und keine Spur von hellen Flecken oder Streifen aufweisen. Neuerdings ist eine andere interessante Tierart lebend nach Europa gekommen, das Zwergflußpferd, Choeropsis liberiensis Mort., welches wie ein auf embryonaler Stufe stehengebliebenes Nilpferd aussieht, da der Gesichtsschädel vor den Augen viel kürzer ist als bei der großen Art. Die lange Zeit als Fabel erklärte Behauptung, daß das im Kamelmagen befindliche Wasser unter Umständen von Reisenden getrunken worden ist, um sie vor dem Verdursten zu bewahren, scheint nach glaubwürdigen Literaturberichten und Angaben unserer heldenmütigen Emden-Mannschaft wenigstens in Arabien zuweilen den Tatsachen zu entsprechen. In Südamerika kommen bekanntlich zwei wilde Kameliden vor, das Guanako und das Vicuña, und zwei Zuchtformen, Lama und Alpako. Das Lama ist sicherlich eine Zuchtform des Guanako, über die Herkunft des Alpako gehen die Meinungen noch auseinander. Für Hilzheimers Ansicht, daß es sich ebenfalls vom Guanako ableitet, spricht vor allem die Größe und die Ähnlichkeit mit dem Lama, ferner auch die Beobachtung, daß Bastarde von Alpako und Vicuña unfruchtbar sind. Bei Besprechung des Hirschgeweihes und seiner Abnormitäten betont Hilzheimer, daß geweihtragende Weibchen besonders bei Rehen auftreten, Böcke ohne Geweih besonders bei Hirschen. Geweihe bei Weibchen sollen durchaus nicht immer nur im Alter sich zeigen. Da die Säugetier-Forscher meist nur „neue Arten" aufstellen, die den schon bekannten nächsten Verwandten so ähnlich sind, daß der „allgemeine Zoologe" ihnen höchstens den Wert von Varietäten zuerkennen würde, erregte es großes Aufsehen, als Ray Lankester auf dem Berliner Internationalen Zoologen-Kongreß 1901 ein neues, giraffenähnliches Säugetier aus den sumpfigen Urwäldern des Kongogebietes bekannt gab und nach seinem einheimischen Namen Okapia johnstoni nannte. Fellstücke von zebraähnlicher Streifung waren schon einige Monate vorher von dem englischen Zoologen Sclater als Equus johnstoni beschrieben worden, zu Ehren des Gouverneurs von Uganda, Sir Harry Johnston. Jetzt befinden sich schon ausgestopfte Exemplare in mehreren großen

deutschen Museen, und der neue Brehm-Band bringt eine farbige Tafel und die Photographie eines am Uëlle erlegten Tieres. Während die schwarzen und weißen Querbinden an den Hinterkeulen und an den Beinen an ein Zebra erinnern, zeigen der Hals, die Kopfform und die zwei von Haut überzogenen Stirnzapfen, daß wir es mit einem Verwandten der Giraffe zu tun haben. Die zweilappige Krone des unteren Reißzahns findet sich auch bei miozänen Giraffiden (Samotherium, Paleotragus), so daß das seltsame Geschöpf eine Mittelstellung zwischen diesen ausgestorbenen und den rezenten Giraffen einnimmt. Von diesen unterscheidet es sich dadurch, daß die Vorderbeine nur wenig höher sind als die Hinterbeine, und daß das Fell gleichmäßig rotbraun ist, abgesehen von den schon erwähnten schwarz-weißen Regionen. Bezüglich der Karakulschafe sei auf einen kleinen Irrtum aufmerksam gemacht: die Umfärbung des ursprünglich schwarzen Felles in grau erfolgt nicht schon nach sechs Monaten, sondern erst nach 3—4 Jahren, wie Adametz angibt. — Nicht ganz die Hälfte des neuen Bandes widmet Heck den Halbaffen und Affen unter Beigabe zahlreicher Abbildungen. Von dem bekannten, durch seine auffallende „Herdenfarbe" gekennzeichneten Lemur variegatus erfahren wir, daß die Verteilung der weißen und schwarzen Felder außerordentlich variieren kann. Einzelne Individuen sind fast ganz schwarz, andere fast ganz weiß. Auch beide Körperseiten sind nicht immer gleich gefärbt. Es liegt hier also ein Beispiel vor, daß die sonst nur von Haustieren (Rindern, Kaninchen, Mäusen usw.) bekannte, stark variable Weißscheckung bei einer Wildform vorkommt. Wohl der interessanteste Halbaffe ist das Fingertier, Daubentonia madagascariensis, da es mit seinem ausgesprochenen Nagetiergebiß von der Formel $\frac{1, 0, 1, 3}{1, 0, 1, 3}$ ein schönes Beispiel von Konvergenz darbietet. Mit demselben schneidet es Bambus an und zieht dann mit dem sehr langen und dünnen Mittelfinger das Mark oder Insekten heraus. Eigentümlich, man möchte sagen fast allzu menschlich, ist der Weg, auf dem der auf Sansibar heimische Halbaffe Galago crassicaudatus die goldene Freiheit mit der Gefangenschaft vertauscht. Wenn der Palmenwein abgezapft wird, stellt er sich zum Naschen ein und schlürft so viel des süßen Labetrunkes, daß er berauscht zu Boden fällt und am nächsten Morgen von den Negern gefunden wird. Die Verbreitung der Halbaffen in Afrika südlich der Sahara, auf Madagaskar und im malayischen Archipel bis zu den Philippinen hat zur Aufstellung eines hypothetischen, im Indischen Ozean liegenden Kontinents, Lemuria, geführt. Eine solche Annahme ist nicht unbedingt nötig, da aus dem Eozän von Europa und Nordamerika fossile Halbaffen bekannt geworden sind, welche beweisen, daß diese Ordnung ursprünglich eine sehr weite Verbreitung besaß. Diese fossilen Halbaffen weisen in ihrem Skelettbau manche primitive Züge auf, standen also der Stammform der Säuger noch sehr nahe, woraus sich erklärt, daß eine typische Daumenbildung bei manchen Beuteltieren und den Halbaffen vorkommt. Bei den eigentlichen Affen ist der Daumen schon vielfach in Rückbildung begriffen, so daß die Hand des Menschen in dieser Hinsicht geradezu als primitiv bezeichnet werden kann. Während junge Menschenaffen besser aufrecht gehen als im Alter, kann man sie in der Gefangenschaft hieran gewöhnen. Die ausgewachsene Schimpansin Missie des Berliner Gartens übte diese Gangart immer leicht und sicher. Die geistige Höhe der Affen kommt unter anderem dadurch zum Ausdruck, daß jedes Individuum von Jugend an seinen bestimmten Charakter hat, und daß diese verschiedene

Persönlichkeit nach Pfungst sogar „nicht minder ausgeprägt ist als beim Menschen“. Sie führt dazu, daß in jeder, in demselben Käfig lebenden Gesellschaft verschiedener Affenarten ein bestimmter „Komment“ herrscht. Das stärkste Männchen übt eine gewaltige Herrschaft aus, der sich alle Individuen unterzuordnen haben, selbst das schwächere Männchen dem stärkeren gegenüber hinsichtlich der geschlechtlichen Verhältnisse, die bei den Affen, wie beim Menschen, an keine bestimmte Jahreszeit gebunden sind. Der Nachahmungstrieb der Affen ist so wenig entwickelt, daß das „Nachäffen“ eigentlich in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist. Jedenfalls kann man ihre Abrichtung nicht auf diesen Trieb gründen. Interessant ist, daß im Gegensatz zu den übrigen Säugern ein Erröten im Zorn und ein Erblassen im Schreck bei Affen beobachtet worden ist. Auch von einem Lachen kann man bis zu einem gewissen Grade reden. Ein Weinen konnte hingegen von Pfungst nicht festgestellt werden. Die sprichwörtliche Affenliebe läßt sich an den Affenmüttern leicht beobachten. Sie geht aber nicht so weit, daß die Mutter ihren Jungen einen zugeworfenen Leckerbissen überläßt. Das sogenannte „Lausen“ ist selten eine Jagd auf Ungeziefer, sondern meist nur ein Absuchen von Hautschuppen, deren salziger Geschmack die Tiere zu reizen scheint. Diese Proben mögen genügen, um die Leser dieser Zeitschrift zum weiteren Studium des Werkes anzuregen. Heck und Hilzheimer haben sich durch die Neubearbeitung der Säugetiere in vier starken Bänden ein großes Verdienst erworben, für das ihnen nicht nur die Fachleute, sondern die weitesten Kreise unseres Volkes Dank zollen. Die zahlreichen bunten Tafeln wirken dadurch so reizvoll, daß sie das Tier in seiner natürlichen Umgebung darstellen. L. Plate.

Werber, E. J. On the Blastolytic origin of the "Independent" Lenses of Some Teratophthalmic Embryos and its Significance for the Normal Development of the Lens of Vertebrates. Journ. of Exp. Zool., vol. 21, 1916, S. 347—366.

Spemann fand 1901, daß Amphibienembryonen nach Entfernung der dem Gehirn entstammenden Augenanlage die Bildung der Augenlinse von der Haut aus vermissen lassen. Da aber Mench 1903 bei einer Lachslarve ohne Augenanlagen dennoch die Augenlinsen fand, schien die Bedeutung der Augenanlage für die Bildung der Augenlinse nicht klar erwiesen. Lewis kam 1904 zum selben Ergebnis wie Spemann; King, der nur eine etwas veränderte Operationsmethode hatte, zum entgegengesetzten. Le Cron bestätigt 1907 Lewis' Befund, aber Spemann selbst fand 1907 Entgegengesetztes beim Wasserfrosch. Stockard erzielte 1909 durch Verwendung von Chemikalien zahlreiche Mißbildungen des Fisches Fundulus mit vielen „freien“ Linsen. Schließlich erklärte Spemann 1912, daß die untersuchten Amphibien sich nach Gattungen verschieden verhalten: hier abhängige, dort unabhängige Entwicklung der Augenlinse.

Werber weist in der vorliegenden Arbeit darauf hin, daß freie Linsen nur bei irgendwie mißgebildeten oder geschädigten Tieren gefunden sind, und meint, daß jede scheinbar freie Linse nur dadurch zustande kommen kann, daß durch einen blastolytischen Prozeß Fragmente der Augenanlage nach den betreffenden Stellen der Haut hin versprengt sind. Diese Ansicht drängte sich Werber auf bei Untersuchung von zahlreichen auf chemischem Wege erzielten Mißbildungen, namentlich Fischlarven, die zuvor auf dem Stadium des Eies längere Zeit einem sehr geringen

Azetongehalt ausgesetzt waren. Oftmals waren die versprengten Retinateile sehr deutlich zu finden, in anderen Fällen weniger deutlich, aber mit überaus großer Wahrscheinlichkeit vorhanden. Von diesem Standpunkte aus verwundert nicht das Auftreten freier Linsen bei auf natürlichem Wege entstandener Mißbildung. Bei der operativen Entfernung der Augenanlage, meint Werber weiter, können leicht Reste von ihr zurückbleiben und die Entstehung einer Linse an normaler Stelle hervorrufen. Wenn die Ergebnisse, wie nach Spemanns späteren Angaben, bei verschiedenen Amphibiengattungen verschieden ausfallen, so werde das wohl nicht auf verschiedenen entwicklungsmechanischen Fähigkeiten beruhen, sondern auf sekundären Umständen: Spemann selbst gibt an, daß die Gewebe der untersuchten Gattungen verschiedene Festigkeit haben, was gerade bei seiner Operationsmethode den Erfolg entscheidend beeinflussen könnte.

Demnach wäre die Bildung der Augenlinse aus dem Ektoderm ein ausgesprochenes Beispiel von abhängiger Differenzierung, sie entsteht unter der Berührungs- oder vielleicht wahrscheinlicher unter der chemischen Einwirkung der dem Gehirn entstammenden Augenanlage, wie man das vor den obenerwähnten, so verschieden ausgefallenen Experimenten allgemein annahm.

V. Franz.

Skull, A. Franklin. Periodicity in the Production of Males in Hydatina senta. Biological Bulletin, vol. XXVIII, No. 4, 1915, S. 187—197.

Skull, A. Franklin, und **Ladoff**, Sonia. Factors Affecting Male Production in Hydatina. The Journal of Experimental Zoology, vol. 21, No. 1, 1916, S. 127—161.

Alle theoretischen oder praktischen Erwägungen zur Geschlechtsbestimmung beim Menschen werden immer wieder auf die Erfahrungen im Tierreich zurückgehen müssen. Dabei werden auch Untersuchungen interessieren, deren Ergebnisse vor zu bestimmten Schlußfolgerungen warnen. Das Rädertier Hydatina senta zeigte, in reinen Linien gezüchtet, rhythmisches Auftreten zahlreicher Männchen, bei einer Linie alle Monate, bei einer zweiten alle zwei Monate, bei einer dritten in ungleichen Abständen von drei bis fünf Monaten. Demnach scheinen lediglich innere Ursachen zugrunde zu liegen. Ernährungsbedingungen ändern bestimmt nicht das Tempo der Perioden; ob sie auf die Zahl der entstehenden Männchen einen Einfluß haben, blieb zweifelhaft.

Verschiedene dem Wasser zugesetzte Substanzen hatten, nach Skull und Ladoff, die gemeinsame Wirkung, die Produktion von Männchen herabzusetzen. Der Vergleich der Ergebnisse belehrt, daß dies nicht auf osmotischem Druck noch auf Azidität oder Alkalinität, noch etwa lediglich auf der Vernichtung der Männchen durch die angewendeten Substanzen beruht. Im einzelnen ergaben verschiedene Salze keine klaren Ergebnisse, Bouillonlösung verminderte die Männchenerzeugung, Kochsalz manchmal. Sauerstoffreichtum im Wasser erhöht die Bildungsrate der Männchen zweifellos. Der Sauerstoff wurde dem Wasser direkt zugefügt. Auf ähnliche Weise mögen sich Whitneys Erfahrungen erklären, der durch Beigabe von Chlamydomonas-Algen wohl den Sauerstoffreichtum erhöhte, aber das Ergebnis auf die Fütterung der Hydatinen mit diesen einzelligen Algen zurückführen wollte. Der Zusatz einer Algenart, die zu groß ist, um gefressen zu werden, Spirogyra, bei

Sonnenlicht, gab ungleiche Resultate. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Stoffwechselprodukte der Spirogyra nicht genau bekannt sind.

Alles in allem mag wohl die Ernährung einen gewissen Einfluß auf die Geschlechtererzeugung haben, doch ist dieser bisher nicht klar herauszuschälen.

V. Franz.

Luther, Alex. Zuchtversuche an Ackerschnecken. Acta Societatis pro Fauna et Flora Fennica, Helsingfors 1915, 40, No. 2.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Unterscheidung zweier Nacktschneckenarten, Agriolimax agrestis und A. reticulatus, die für den Systematiker nach äußeren Merkmalen überhaupt nicht sicher zu trennen sind, während sich bestimmte, scharfe anatomische und biologische Unterschiede fanden. Zu den biologischen Unterschieden gehört, daß bei A. reticulatus nie oder höchstens sehr selten, bei A. agrestis jedoch häufig Selbstbefruchtung vorkommt: das zwitterige Tier besamt seine eigenen Eier, was übrigens bei Lungenschnecken auch sonst noch vorkommt, im übrigen Tierreich aber nur bei gewissen Aszidien sicher beobachtet ist. Albinismus vererbt sich sehr genau nach der Mendelschen Regel als rezessive Eigenschaft. Eine Abnormität, die Verwachsung der beiden Augenträger oder „Fühlhörner" vererbte sich ebensowenig wie Windungsabnormitäten, linksgewundene und skalaride Formen bei Gehäuseschnecken. Die Bastardierung beider Arten gelang nicht.

. V. Franz.

Sternfeld, Dr. Richard. Deutsche Vollblutzucht. 39. Flugschrift der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde. 71 S. Berlin 1917, Verlag der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde.

Gerade in den Kreisen der praktischen Züchter vermögen sich die Erkenntnisse der modernen Biologie (z. B. die Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften) besonders schwer Eingang zu verschaffen. Es ist deshalb ein entschiedenes Verdienst des Verfassers, daß er mit der vorliegenden Arbeit eine Schrift herausgegeben hat, die sich an die praktischen Züchter wendet und die dabei fest auf dem Boden der modernen biologischen Forschung steht. Derartige Schriften waren ja bisher nur recht vereinzelt anzutreffen.

Verfasser zeigt, daß die Leistungsfähigkeit der Vollblutpferde durch die Züchtung im letzten Jahrhundert gestiegen ist. Gleichzeitig züchtete man aber Frühreife, was die Nachteile kürzerer Lebensdauer, früheren Nachlassens der Rennleistungen und früheren Aufhörens der Fruchtbarkeit mit sich brachte. Verfasser macht daher Vorschläge, um die zunehmende Frühreife der deutschen Vollblutzucht zu bekämpfen; die Vorschläge laufen im wesentlichen auf eine Bevorzugung älterer und eine Benachteiligung jüngerer Tiere bei den Leistungsprüfungen hinaus. Weiter zeigt Verf., daß die bisher geübte Gewohnheit, immer wieder englische Vollblutpferde bei der deutschen Zucht zu bevorzugen, sinnlos ist, da die deutschen Beschäler relativ noch bessere Zuchtleistungen aufzuweisen haben als die englischen. Die Überlegenheit der ausländischen Pferde beim Rennen schreibt Verf. allein dem Klima und dem Training zu. Scharf wendet sich Verf. gegen die häufig anzutreffende Sitte, Tiere mit nichterblichen Krankheiten, „Inkorrektheiten" u. dgl. aus der Zucht auszuschließen. Er findet bei dieser Gelegenheit treffende Worte gegen die „naiven Anschauungen über die Grundlagen der Vererbung in der deutschen Vollblutzucht", besonders aber gegen die übliche Annahme einer Vererbung erworbener Eigen-

schaften. „Die Vererbung erworbener Eigenschaften wird viel leichter durch ihr ständiges Ausbleiben widerlegt als durch einen angeblich positiven Einzelfall bewiesen.“ „Die Vererbung erworbener Eigenschaften bleibt merkwürdigerweise immer gerade da aus, wo ihr Eintreffen sie unwiderleglich beweisen würde.“ Von der Inzucht meint Verf., daß die Pferde im allgemeinen um so besser seien, je entfernter die Inzucht ist. Dieses Ergebnis bedarf wohl noch weiterer Nachprüfung. Ref. hält es nicht für wahrscheinlich, daß der Inzucht in entfernteren Graden, die eine notwendige Begleiterscheinung jeder konsequenten Hochzucht ist, ein wirklicher Einfluß auf die Qualität des Nachwuchses zukommt. Den Satz: „Es ist . . . ganz unberechtigt, anzunehmen, Persimmon plus Persimmon im Stammbaum sei wertvoller als Persimmon plus Kyllene“ kann man eben — wenigstens bei entfernteren Verwandtschaftsgraden — auch umkehren.

Für die Rassenhygiene ist es von großem Interesse, zu sehen, wie auch in den Kreisen der praktischen Züchter bzw. in den für sie bestimmten Schriften klarere biologische Anschauungen ihren Einzug halten. Denn klare biologische Erkenntnis ist der Boden, auf dem allein eine segenversprechende Rassenhygiene Wurzel fassen und sich ausbreiten kann. Siemens.

Kriegsgefangene. 100 Steinzeichnungen von Hermann **Struck**. Begleitworte von F. v. **Luschan**. Berlin 1917, Reimer.

Vorliegendes Büchlein besteht aus zwei etwa gleich großen recht heterogenen Teilen. Den einen Teil stellen 100 wohlgelungene Zeichnungen Hermann Strucks von Kriegsgefangenen dar. Eine große Anzahl der gegen uns geführten Völkerschaften ist in diesen Bildern vertreten, besonders reichhaltig die Bewohner Indiens und Nordafrikas, denen über die Hälfte der Zeichnungen gewidmet sind. Unter den Europäern sieht man alle Formen von dem extrem nordischen Typus des Schotten unter Nr. 3 bis zu dem rein mongolischen Tataren unter Nr. 25. Im übrigen ist die anthropologische Deutung der Bilder, die offenbar mehr nach künstlerischen als nach anthropologischen Gesichtspunkten ausgesucht sind, keineswegs leicht.

Gewissermaßen um diese Schwierigkeit zu erleichtern, hat der bekannte Anthropologe v. Luschan im ersten Teil des Büchleins eine „Einführung in die Grundfragen der Anthropologie“ gegeben. In diesem Teil sind 60 Originalphotographien wiedergegeben, die nicht von Kriegsgefangenen stammen, sondern aus privatem Material genommen sind. Anthropologisch sind diese Photographien eher noch wertvoller als die Zeichnungen.

Die Darlegungen v. Luschans bewegen sich in den bei diesem Autor bekannten Bahnen und Tendenzen. Das Leitmotiv ist seine „Lehre von der absoluten Einheit des Menschengeschlechtes“. Demgemäß werden wirkliche Wesensunterschiede der verschiedenen Rassen besonders in geistiger Beziehung geleugnet. Die soldatischen Tugenden der Farbigen, welche unsere Gegner gegen uns geführt haben, werden gerühmt. Auch moralisch ständen diese vielfach höher als manche unserer weißen Feinde. In Afrika speziell gebe es keine anderen Wilden als einige toll gewordene Weiße. So wird v. Luschans Plaidoyer für die farbigen Hilfsvölker, ohne es zu wollen, zu einer Verteidigung der Entente. Ich meine, wir müssen daran festhalten, daß es unwürdig ist, farbige Truppen auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verwenden.

Für nicht glücklich halte ich die Verquickung der Frage der Einheit des Menschen-

geschlechts mit der nach einem monophyletischen oder polyphyletischen Ursprung. Irgendwann einmal müssen natürlich die Wurzeln aller Menschenrassen zusammenlaufen; ein polyphyletischer Ursprung im eigentlichen Sinne ist selbstverständlich Unsinn. Aber durch die Widerlegung der polyphyletischen Hypothesen Klaatschs oder gar eines „Maurus Horst" ist noch keineswegs eine „absolute Einheit" bewiesen. Meines Erachtens kann man wie in allen Dingen so auch hier nur von einer relativen Einheit reden, die eine relative Verschiedenheit nicht ausschließt. Entsprechend seiner ganzen Tendenz sucht v. Luschan Gobineau herabzusetzen, indem er ihn in eine Reihe mit Maurus Horst stellt. Dabei ist diese Zusammenstellung sachlich keineswegs begründet. Gobineau hat in seinem Rassenbuche bekanntlich an die biblische Überlieferung hinsichtlich des Ursprunges der Menschen angeknüpft; er hat also einen monophyletischen Ursprung im extremsten Sinne, die Abstammung von einem einzigen Menschenpaar vertreten. Und v. Luschan als Fachmann sollte das doch wohl gewußt haben.

v. Luschan hat wirkliche Verdienste um die Begründung der Lehre, daß eine Bevölkerung durch eindringende Eroberer in der Regel nur vorübergehend in ihrem Typus geändert wird. Früher oder später pflegt sich der alte Durchschnittstypus wiederherzustellen. Schief aber ist es, wenn er fortfährt: „All das aber betrifft nur die körperlichen Eigenschaften, nicht die geistigen; diese werden von der neuen Umwelt wenig oder gar nicht beeinflußt, und so sehen wir, wie im Kampfe der geistigen Eigenschaften immer die besseren überdauern; es siegt die bessere Sprache, die bessere Grammatik, die bessere Religion, vielleicht auch, soweit überhaupt solche in Frage kommt, die bessere Schrift." Er übersieht also über diesen äußeren Verständigungsmitteln und überhaupt den überlieferten Traditionsgütern die erblichen Unterschiede des Geistes. Gobineau, den er als „unwissenschaftlich" abtun zu können glaubt, sah darin ungleich klarer, wenn er lehrte, daß die Menschenrassen in ihrer geistigen Wesensart unbeschadet ihrer ursprünglichen Einheit ewig geschieden sind.

Ganz im Sinne seiner Lieblingsvorstellungen behandelt v. Luschan auch die Anthropologie Europas. Neben Elementen vom Neandertaltypus nennt er „Einwanderer aus verschiedenen Teilen des großen asiatischen Kontinents" und schließlich noch den mediterranen Typus Südeuropas. Mit keiner Silbe aber wird in dieser Übersicht über Europa die nordische Rasse erwähnt, die man meines Erachtens — mag man sie nun schätzen oder nicht — doch nicht einfach totschweigen darf. Auch ich bin zwar durchaus der Ansicht, daß „viele Mitteleuropäer von Leuten abstammen, die ursprünglich in Innerasien zu Hause waren"; aber neben diesen gibt es doch auch noch ein eigentlich europäisches Element in Europa. Bezeichnenderweise erwähnt er die blonde Rasse überhaupt fast nur im Zusammenhang mit jener Hypothese Eugen Fischers, welche die Enstehung der Menschenrassen mit der der Haustierrassen in der Domestikation gleichstellt.

Durch die Leugnung wesenhafter geistiger Unterschiede der Menschenrassen rückt v. Luschan in eine Reihe mit jenen Gelehrten und Forschern jüdischer Abstammung, welche eine allgemeine Plastizität ohne konstante Grenzen behaupten (Hertz, Zollschan, Boas u. a.). Er unterscheidet sich aber vorteilhaft von jenen dadurch, daß er die natürliche Auslese als Ursache der Ausprägung der Rassencharaktere erkennt. Diese sind ihm also nicht eine direkte Wirkung der Umwelt im Sinne des Lamarckismus, sondern eine indirekte im Sinne des Selektionismus.

Seine Darstellung, daß die Neandertalrasse nicht eine besondere Art, sondern nur eine Rasse unter andern sei, halte ich für zweckmäßig. Andernfalls müßte man auch innerhalb der heute lebenden Menschen Artunterschiede annehmen. Schwalbes Verwendung der „Variationsbreite“ für die Artbestimmung ist jedenfalls biologisch nicht begründet. Man tut daher am besten, von Unterarten (Subspezies) zu reden sowohl hinsichtlich der großen Abteilungen der rezenten Menschen als auch hinsichtlich des Neandertalers.

Für einen Fehlschluß halte ich v. Luschans Folgerung, der Pithecanthropus könne deshalb nicht in die Ahnenreihe der Menschen gehören, weil er einer geologischen Periode angehöre, in der es in Europa schon einwandfreie Menschen gab. Wir bezeichnen mit dem Namen Pithecanthropus doch nicht nur jenes Individuum, von dem Dubois die bekannten Reste fand, sondern die ganze Gattung, dem dieses angehörte. Und diese kann doch sehr wohl noch lange, nachdem sich die Menschen von ihr abgezweigt hatten, weitergelebt haben. v. Luschan sagt, es gehöre „vielleicht überhaupt nicht in das Gebiet der Naturwissenschaften, sondern in das der spekulativen Philosophie, darüber nachzudenken, auf welcher Stufe der wirkliche Mensch beginne und das anthropoide Tier aufhöre“. „Es ist gut möglich, daß es überhaupt gar nicht somatische Eigenschaften sind, sondern etwa die Herrschaft über das Feuer, mit welcher der älteste Mensch wirklich begann, Mensch zu sein.“ Mir scheint diese Fragestellung nicht treffend, denn offensichtlich handelt es sich gar nicht um eine Frage der sachlichen Erkenntnis, sondern um eine solche der Definition, und Definitionen sind bekanntlich frei.

Für nicht sehr glücklich halte ich auch folgende Ausführungen v. Luschans über die Rassenkreuzung: „Wir sind vorläufig noch völlig unwissend darüber, unter welchen Umständen bei Mischung zwischen sehr verschiedenen Rassen es in der Folge zu einem vollständigen Auseinanderspalten im Sinne von Mendel kommt, oder wann wirkliche Mischtypen nicht nur vorübergehend entstehen, sondern durch lange Reihen von Generationen weiter dauern.“ Durch diese Formulierung kann bei Laien leicht der ohnehin sehr beliebte Irrtum befestigt werden, daß Mendelsche Spaltung nur dann vorliege, wenn die beiden Typen der Ausgangsrassen in den Nachkommen wieder rein erscheinen. Das aber kann der Fachmann v. Luschan schwerlich gemeint haben. Gerade das Mendelsche Gesetz erklärt ja das Zustandekommen konstanter Bastarde, nämlich im Sinne homozygoter Kombinationen, und andererseits auch die Entstehung von Bastardbevölkerungen als Mosaikgemischen von immer neuem Wechsel, aber ohne reinliche Entmischung.

Schließlich bin ich noch hinsichtlich der Erklärung der Zwergrassen des Menschen anderer Ansicht. v. Luschan faßt sie im Anschluß an gewisse Experimente Baurs als Inzuchtprodukte auf. Meines Erachtens kommt aber eine so ausschließliche Inzucht, wie sie in den Versuchen Baurs zu Zwergwuchs führte, bei Menschen überhaupt nicht vor. Die Zwergrassen sind viel leichter als selektive Anpassungen an kümmerliche Ernährungsbedingungen verständlich. Fritz Lenz.

Schemann, Prof. Dr. Ludwig. Gobineau. Eine Biographie. 1. Band. 579 S. 1913, 2. Band. 750 S. Straßburg 1916, Trübner.

Derselbe. Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. 1. Band. 435 S. Straßburg 1914, Trübner.

Der bekannte Gobineauforscher gibt mit dieser Biographie gewissermaßen einen

Abschluß seines Lebenswerkes. Schemann hat es verstanden, in seiner Darstellung liebevolle Verehrung mit wissenschaftlicher Objektivität und Gründlichkeit zu vereinen. Auch die Schatten in Gobineaus Leben hat er nicht verschwiegen. So hat Schemann den Mut zur Wahrheit, welchen er mit Recht als einen hervorstechenden Charakterzug Gobineaus rühmt, auch in seiner Geschichte des Meisters und seines Werkes bewährt. Ich sehe keinen Anlaß, an dieser Stelle auf Einzelheiten aus dem fast überreichen Inhalt der vorliegenden Bände einzugehen. Ich glaube dem Leser besser zu dienen, wenn ich an der Hand der Schemannschen Darstellung noch einmal kurz jene Punkte hervorhebe, die mir an Gobineaus Werk und Persönlichkeit besonders wichtig zu sein scheinen.

Gobineaus Name wird für alle Zeiten mit der sogenannten Germanentheorie verknüpft bleiben. Er sah in der eigentlich weißen Rasse, die wir heute die nordische nennen, die Trägerin der europäischen Kulturen. Indem er derart eine der wichtigsten biologischen Grundlagen der Kulturschöpfung erörterte, wurde er zum Begründer der gesellschaftsbiologischen Forschung; die moderne Entwicklung der Sozialanthropologie und der Anthroposoziologie ist zum großen Teil seiner Anregung zu verdanken. Er wagte es, den Gedanken, daß die Menschen ungleich sind, zu Ende zu denken, ungleich nicht nur nach Bildung, Besitz und andern äußeren Dingen, sondern ungleich in ihrem innersten Wesen, in ihrer erblichen Eigenart. Er wagte es weiter, auch die Tatsachen und Umstände unerschrocken ins Auge zu fassen, die den Untergang jener Rasse, die er als die edelste schätzte, nach aller Voraussicht fast unabwendbar erscheinen lassen. Seine Weltanschauung war eine tragische: er sah das Edle untergehen infolge seiner edlen Art. Er lehrte, daß die weiße Rasse durch Vermischung mit den farbigen allmählich mehr und mehr entarte, daß die Vertreter der Heldenrasse immer mehr an Zahl gegenüber den Farbigen und den Mischlingen zurückbleiben und daß schließlich die europäische Kultur in einem würdelosen Rassenchaos versumpfen werde. Gobineau verschloß seine Augen nicht vor den Schattenseiten des Daseins; schon von Jugend an erkannte er, daß die Welt nicht den optimistischen Illusionen entspricht, mit denen die meisten Menschen sich zu betäuben pflegen. Seine Weltanschauung ist aber auch weit entfernt von der der meisten Pessimisten, die weichlich und wehleidig zu sein pflegt. Er vertritt einen heroischen Pessimismus oder besser einen pessimistischen Heroismus; denn das Heldische steht bei ihm an erster Stelle.

Damit hängt es auch zusammen, daß die Personen und überhaupt die individualistischen Wertungen ihm nicht das Höchste sind. „Je suis convaincue, que Gobineau n'a jamais eu de véritable passion que pour ses idées", so sagt einmal die Frau, welche ihm am nächsten gestanden hat. Er gleicht darin einem andern Großen, ja ich sage einem Größeren: Friedrich Nietzsche. Schemann schätzt offensichtlich Nietzsche nicht besonders, weil er zu sehr das Negative an ihm sieht. Aber Nietzsche hat noch viel nachdrücklicher als Gobineau die organischen Grundlagen der Kultur betont. Auch er sah eine allgemeine Verflachung und Versumpfung kommen. Er hat den gleichen pessimistischen Heroismus wie Gobineau vertreten und wie dieser die Opferung des einzelnen für überpersönliche Ziele verherrlicht. In mancher Beziehung steht Nietzsche auf Gobineaus Schultern. Von ihm hat er die Bedeutung der Rasse erkennen gelernt. Wesentliche Grundgedanken Nietzsches finden sich bei Gobineau vorbereitet. Schon Gobineau hat gelehrt, daß die Völker nicht infolge Abkehr von der individualistischen

Moral entarten, daß die entartenden Völker vielmehr dem Auge des Sittenrichters einen viel befriedigenderen Anblick darbieten als in ihrer urwüchsigen Heldenzeit. So erkannte er bereits den Zwiespalt der abendländischen Wertungen; er sagt, daß die Moral der Völker eine andere ist als die der einzelnen, und seine Sympathien waren offenbar auf seiten der organischen und nicht der individualistischen Moral. Darum stellte er sein Werk unter den Gesichtspunkt der organischen Kraft und Macht.

Gerade weil Schemann eine Wesensverwandtschaft zwischen Gobineau und Nietzsche bestreitet, glaubte ich darauf eingehen zu sollen. Nietzsche hat vor Gobineau den unschätzbaren Vorzug, daß er zur Tat aufruft. Er war mehr Philosoph als Künstler, Gobineau mehr darstellender Künstler als schaffender und befehlender Philosoph. Auch sein Rittertum endet zwar nicht in Resignation, aber es flüchtet auf den Parnaß; es sublimiert sich ins Ästhetische. Wir brauchen Führer, die uns zum Kampfe aufrufen. Das Leben darf sich nicht in lauter Geistigkeit verflüchtigen, sondern das Geistige soll gestaltend ins Leben eingreifen und es zur Höhe führen. Wer freilich schon ein Ziel hat und einen Willen, dem kann auch Gobineau ein Führer sein. **Fritz Lenz.**

Wilser, Dr. Ludwig. Die Überlegenheit der germanischen Rasse. 46 S. Stuttgart 1915, Strecker und Schröder. 80 Pf.

Die Schrift stellt eine neue Bearbeitung eines i. J. 1908 gehaltenen Vortrages über „Rassentheorien" dar. Der Verfasser, welcher in jugendlicher Frische noch in den letzten Jahren wertvolle Werke geschaffen hat, hat vor mehreren Jahrzehnten dadurch bahnbrechend auf dem Gebiete der Anthropologie gewirkt, daß er für die strenge Sonderung der Begriffe Rasse und Volk eintrat und für die Menschenrassen im Anschluß an Linné eine strenge biologische Benennung einführte, die im wesentlichen auch heute noch brauchbar ist. An dem Grundgerüst der Lehre Wilsers ist nicht zu rütteln; in Einzelheiten mag man anderer Anschauung sein. So halte ich die Uraustralier nicht für eine „etwas veränderte östliche Abart" der Neger; meine Erfahrungen besonders an dem großen Material, das der verstorbene Klaatsch in Australien zusammengebracht hat, haben mich vielmehr zu der Überzeugung gebracht, daß es sich bei den Australiern um eine besondere, und zwar verhältnismäßig primitive Unterart der Menschen handelt. Irgendwie müssen sie natürlich auch mit den Negern verwandt sein, genau so wie mit den übrigen beiden Unterarten der Menschen, der europäischen und der asiatischen. Aber wenn man schon Neger und Australier als auseinander hervorgehend darstellt, so tut man meines Erachtens besser, die Australier als Stammform und die Neger als abgeleitete Form zu betrachten, nicht aber umgekehrt.

Der von Wilser genannte Bruck ist übrigens nicht „ein in Batavia ansässiger Arzt", sondern ein jüdischer Forscher (Dermatologe), der in Begleitung Neißers sich nur ganz vorübergehend in Batavia aufhielt. Diese kleinen Ausstellungen sollen aber den Wert des Wilserschen Büchleins natürlich keineswegs herabsetzen.

Fritz Lenz.

Haiser, Dr. Franz. Die Überzeugungskraft des „Beweises". Ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft. Wien 1916, Konegen.

Es ist ein merkwürdiges Buch, das manche Wahrheiten enthält. Haiser führt einen Kampf gegen die „Aufklärung", gegen den „Fortschritt", gegen die „Links-

kultur", wie er sagt. Der kosmopolitische Intellektualismus soll durch seine eigene Entwicklung in das Reich der absoluten Skepsis gedrängt werden. Willenloses Erkennen kann nach Haiser niemals zu wirklichen Überzeugungen führen, sondern die Überzeugungen müssen dem „Beweise" vorhergehen; sie müssen aus dem Instinkt der Gruppe, der Rasse stammen. Erst sekundär kann uns das „bewiesen" werden, wovon wir schon von vornherein überzeugt waren. „Der Philosoph hat Üerzeugungen zu schaffen, verblaßte Gefühle und Instinkte neu zu beleben, rassenfremde Anschauungen zu ächten."

Dieser Erkenntnislehre entspricht auch die Ethik Haisers. „Nicht das Tun eines Menschen enthält die wahre Sittlichkeit, sondern sein Sein. Und sein Sein ist gut, wenn er Rasse besitzt, wenn er streng stilisiert ist, wenn das Wollen der Richtlinie einer Gruppe entspringt."

Ich empfinde Haisers Lehren nicht als so original, wie er selbst sie einzuschätzen scheint. Den Kampf gegen die „Aufklärung" und ihren Intellektualismus hat der deutsche Idealismus seit Kant fast ununterbrochen geführt. Die positiven Wertungen Haisers sind zum größten Teile schon vor ihm von Nietzsche vertreten worden. „Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes. Vieles Wissen und Gelernthaben ist aber weder ein notwendiges Mittel der Kultur noch ein Zeichen derselben und verträgt sich nötigenfalls auf das beste mit dem Gegensatze der Kultur, der Barbarei, das heißt der Stillosigkeit oder dem chaotischen Durcheinander aller Stile." Das hat nicht etwa Haiser geschrieben, sondern Nietzsche in seiner Schrift gegen David Strauß. Haisers Buch aber wirkt vielfach wie ein Breittreten Nietzschescher Gedanken. Ich sehe nur einen Punkt, in dem mir Haisers Lehre einen Vorzug gegenüber der Nietzsches zu behaupten scheint. Er betont die nationale oder vielmehr die Rassennote stärker als Nietzsche; ja, er bezeichnet seine Lehre direkt als „Rassenethik". Trotz seiner nationalen „neudeutschen" Gesinnung verfällt er nicht in die Fremdwörterriecherei der Allzudeutschen. „Die Reinheit des deutschen Blutes ist wichtiger als die deutsche Staatssprache."

Haiser ist ein Kyniker im guten wie im schlechten Sinne. Daß jeder das „erkennt", was seiner Eigenart gemäß ist, war auch die Lehre des Antisthenes. Die Ausspielung des Voluntarismus gegen den Intellektualismus ist echt kynisch. Ich möchte in dieser Beziehung an meine Abhandlung zur „Rassewertung in der hellenischen Philosophie" erinnern, die im Jahrgang 1913 dieser Zeitschrift erschienen ist. Ich sagte dort: „Antisthenes verachtet es, seine Wertlehre theoretisch zu begründen; mit der Sicherheit des Propheten predigt er sie den Menschen." „Sein Denken gründet sich auf durchaus organische Anschauungen; dem Intellektualismus setzt er die Wurzelhaftigkeit des Instinktes entgegen. Er predigt Rückkehr zur Natur, aber nicht in den Naturzustand Rousseaus, wo die schönen Seelen in süßlicher Empfindsamkeit schwelgen, sondern in jenen Naturzustand, wo die großen und starken Herzen in sehnigen Leibern schlagen. Landbau, Hirtenberuf, Jagd und Krieg sind die Beschäftigungen des ganzen Mannes." Das sind genau auch die Anschauungen Haisers.

Aber die Sache hat eine Kehrseite. Haiser teilt auch die Geschmacklosigkeiten und Roheiten des Zynismus. Damit der Leser sieht, daß ich dieses harte Urteil nicht ohne Grund fälle, gebe ich eine Kostprobe. Haiser sagt von dem europäischen „Freigelassenen" der „christlich-sozialistischen Kultur": „Mit diesem

Scheusal, das tiefer steht als der gemeinste Hundeköter, muß der vornehme Rassenmensch in gemeinsamer Rennbahn gleichen Schritt halten, denn kein Geburtsprivilegium, keine Vorrechte schützen ihn mehr, verleihen ihm die Möglichkeit, nach den Regeln seiner eigenen, streng differenzierten Gruppenmoral über seinen Konkurrenten triumphieren zu können, ihn wie das Zugvieh vor seinen Wagen spannen zu lassen. Er ist gezwungen, mit diesem Scheusal schon die erste Arbeitsstätte des Lebens, die Schulbank, gemeinsam zu teilen, gemeinsam mit ihm um die Vorzugsnote zu raufen." Ich glaube nicht, daß der „vornehme Rassenmensch" so empfindet oder redet. Ich halte solche Auslassungen vielmehr für ein Zeichen von „Stillosigkeit" und von Mangel an Selbstbeherrschung. Etwas weniger „Freiheit" und etwas mehr „Stil" wäre Haisers Buche sehr dienlich gewesen. Darum fürchte ich auch, daß die Gesamtwirkung seines Werkes trotz unverkennbarer Begabung und anerkennenswerten Mutes zur Wahrheit doch der Sache der Rasse mehr schaden als nützen wird. Ich sehe schon, wie die Leugner der Rasse voll Schadenfreude auf Haiser deuten werden: „Seht ihn an, er hat die geheimsten Herzenswünsche der Reaktionäre ausgesprochen. Er ist ein schlagendes Beispiel, daß der ganze Rassenschwindel auf rückschrittliche Gelüste hinausläuft."

Haiser redet von vielen philosophischen Dingen in etwas unsolider Weise; er ist ein wenig „Blender". Sein Buch leidet an Maßlosigkeit und Zerrissenheit. Es zersplittert sich zu einer Sammlung mehr oder weniger geistreicher Ein- und Ausfälle von antidemokratischer, antisemitischer, antifeministischer und antianderer Tendenz.

Die eigentlich rassenhygienischen Probleme werden in Haisers Buche wenig berührt, und auch dann ist seine Hand nicht glücklich. So heißt es auf S. 152: „Wer einem verdorbenen Geschlechte die Vermehrung predigt, der trägt einen Fluch in das Kausalitätsgesetz hinein, er hat die Qualen von Millionen von Nachkommen auf dem Gewissen, die alle wieder ausgerottet werden müssen, um nicht noch mehr Unheil und Hemmungen im Werdegange anzurichten. Die Sterilität der Großstädte ist ein Segen, ein Gotteswille, man soll den Großstädtern diese gewissen Gummiartikel eher unentgeltlich ins Haus schicken, als beantragen, sie zu verbieten." Ich glaube, daß diese Ansichten selbst den Anhängern einer ausschließlich negativen Rassenhygiene zu weit gehen dürften. Immerhin finden sich bei Haiser auch einige zutreffende Gedanken zur Rassenhygiene: „Was wir heute an wertvollem Menschenmaterial noch erübrigt haben, ist durchaus nur ein Rest jener Zeit, die den Typus Vollmensch geboren hat." Die entarteten — er sagt etwas geschmacklos „verköterten" — Völker sind noch nicht notwendig verloren. „Sie müssen nur lernen, auf diese Erkrankungen intensiv zu reagieren, um auf einmal ganz spontan nach Art einer Zelle einen Teil ihres Leibes abzuschnüren, der sich dann selbständig vermehrt. Der Rest möge weiterleben, wie er will, und auf der gewohnten Bahn weiterschreiten." Leider aber denkt Haiser sich diese Regeneration nach Art der romantischen Mittgartdörfer Hentschels, mit deren Kritik ich mich wohl nicht aufzuhalten brauche.

Alles in allem: ein Buch, das manches Gute und manches Schlechte enthält. Der Verfasser sagt selbst, daß es ein Fragment geblieben sei. Da er diese Einsicht hat und seiner Angabe nach ein „ganz unabhängig lebender Privatmann" ist, so verstehe ich nicht recht, weshalb er derartige Frühgeburten in die Welt hinaussendet. Gerade weil er in mancher Hinsicht unseren „Überzeugungen" recht nahe

kommt, haben wir meines Erachtens die unabweisbare Pflicht, deutlich von ihm abzurücken. Fritz Lenz.

Beth, K. Religion und Magie bei den Naturvölkern. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur Frage nach den Anfängen der Religion. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner.

Das Verhältnis von Religion (Götter- oder Gottesglauben) und Magie (Zauberei, von dem persisch-griechischen magos), die Frage, ob gleichzeitig oder in welcher Reihenfolge, ob neben- oder auseinander entstanden, hat schon, wie aus der dem oben genannten Buche vorangestellten Übersicht erkenntlich, eine große Zahl von Gelehrten des In- und Auslandes, der verschiedensten Wissensgebiete beschäftigt. Daß trotzdem eine Einigung der ziemlich weit auseinandergehenden Ansichten nicht erzielt ist, darf uns nicht wundern, da die Untersuchung solcher Dinge bis zu den ersten Anfängen der Menschheit, in uralte Zeit zurückführt, von denen jede Überlieferung fehlt und die sich nur nach ausgegrabenen Überbleibseln oder mit Hilfe von Rückschlüssen aus den Zuständen heutiger Wildvölker beurteilen lassen. Wenn auch von mancher Seite auf die Erörterung und Scheidung der Begriffe Animismus, Präanimismus, Magismus, Prämagismus, Tabismus, Totemismus, Fetischismus, Dämonismus, oder wie die Schlagwörter alle heißen, großer Wert gelegt wird, allzuviel Sicheres und Dauerndes ist dabei doch nicht herausgekommen. Der Verf. gibt dem Leser einen guten Überblick über alle diese Bestrebungen und faßt schließlich seine eigene Anschauung dahin zusammen, daß er dem Gottesglauben einen zeitlichen und sittlichen Vorrang einräumt: nachdem die Religionswissenschaft, meint er, lange im Banne älterer Vorstellungen gehalten war, stehe sie „jetzt mit einer neuen Wendung ihrer Erkenntnisse vor der Schwelle einer neuen Ära". Die Grundlage aller Religion sei, „soweit wir heute zu sehen vermögen", zu suchen „in dem primitiven Glauben an die unsichtbare übersinnliche Kraft". Ich selbst stelle mir den Verlauf etwa in folgender Weise vor: Als der Urmensch mit wachsendem Verstand die in seiner Umgebung wirksamen Kräfte zu erkennen und am eigenen Leibe, teils schädlich, teils wohltätig, zu spüren begann, mußte er sie, als unsichtbar, zunächst für Geister halten (Animismus), die allmählich festere Gestalt annahmen (Dämonismus) und sich schließlich zu Göttern verkörperten, aus deren anfänglich großer Zahl (Polytheismus) mit der Zeit eine kleinere Gruppe besonders mächtiger Gottheiten sich heraushob, die man sich nicht anders als in menschlicher, wenn auch veredelter Gestalt vorzustellen vermochte. Durch Unterordnung dieser unter eine, als Vater oder Herr gedachte Hauptgottheit gelangte man dann zum Glauben an einen einzigen, allmächtigen Gott (Monotheismus), und ein weiterer Schritt führte schließlich zu der Annahme, der göttliche Geist durchdringe die gesamte Natur, und deren Kräfte seien nur der erkennbare Ausfluß seines Wesens (Pantheismus). Von jeher suchte sich der Mensch die himmlischen Mächte günstig zu stimmen, auf einer tieferen Entwicklungsstufe durch Opfer und Anbetung, auf einer höheren durch sittlichen, gottwohlgefälligen Wandel; immer aber hoffte er auf Belohnung, fürchtete er Vergeltung in diesem Leben oder im Jenseits. Schon sehr frühe muß er auch versucht haben, einzelne Naturkräfte durch allerlei geheimnisvollen Brauch sich dienstbar und nützlich zu machen (Magismus). Zauberei und Gottesverehrung können aber, wie z. B. die Merseburger Sprüche lehren, sehr wohl nebeneinander bestehen, und es geht darum wohl etwas zu weit, wenn sie der

Verf. für „Gegensätze" erklärt, die „sich nicht vereinbaren lassen". Deshalb, schreibt er, „ertötet die Magie, wo sie vorherrscht, die Religion, und deshalb kämpft lebendige Religion gegen die Magie"; neben dem Glauben finden wir zu allen Zeiten den „Aberglauben". Einige für den Urgeschichts- und Rassenforscher wichtige Einzelheiten seien noch hervorgehoben. Auf S. 11 wird es als „ungelöstes Problem" bezeichnet, daß bei den lebenden Wildvölkern der Aufstieg „ein gar so langsamer" gewesen sei. Schon vor Jahren hatte ich versucht, diese naheliegende Frage zu beantworten. Im wesentlichen sind die Seitenäste auf der Entwicklungsstufe stehen geblieben, die sie bei der Abzweigung vom Hauptstamme des Menschengeschlechts erreicht hatten, denn ihre Lebenskraft und damit auch Entwicklungsfähigkeit wurde, nach meiner Auffassung wenigstens, durch weite Wanderungen und die nötige Anpassung an eine immer neue Umwelt aufgebraucht. In den „seltsamen, zwischen Tier und Mensch stehenden Zeichnungen aufrechter Gestalten" sehe ich nicht „Zauberer mit Tiermasken", sondern vormenschliche Wesen, die damals, in der älteren Steinzeit, noch unter richtigen Menschen lebten und von diesen, wie andere Jagdtiere, verfolgt und abgebildet wurden. „Der Diluvialmensch von Europa", lesen wir auf S. 231, „stand in vieler Hinsicht geistig höher als die heutigen Naturvölker"; das trifft aber nicht für den eigentlichen Urmenschen (Homo primigenius) zu, sondern nur für die damals schon in unseren Breiten lebenden höher entwickelten Menschenarten. Die in verschiedenster Weise, als Pfeilstrecker, Keulen, Pferdegebisse, Mantelschließer oder dgl., erklärten „Kommandostäbe" hält Beth für mit „Ehrfurcht" betrachtete „Schaustäbe" und vergleicht sie mit den australischen „Schwirrhölzern"; ob aber diese Deutung zutreffender ist als die früheren, kann man bezweifeln. Die Entstehung des Glaubens an göttliche Wesen, deren Verehrung und Anbetung bildet eine wichtige Seite in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit; auch der Menschen- und Völkerkundige wird darum in dem inhaltreichen, gut geschriebenen Werke des Wiener Gelehrten manche Belehrung und Anregung finden.

Ludwig Wilser.

Hirt, Walter. Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele. VII u. 246 S. München 1917, E. Reinhardt.

Der Titel deckt sich nicht ganz mit dem Inhalt des Buches; es handelt sich nicht nur um einen neuen Weg zur Erforschung, sondern um eine neue Auffassung von dem Wesen der Seele. Verf. knüpft an seine 1914 veröffentlichte Schrift „Das Leben der anorganischen Welt" an. Er kennt drei „Daseinsgesetze": 1) Jeder Körper zieht alles Erreichbare an sich heran und verwendet es zur Erhöhung seiner Macht; 2) jeder Körper wird beherrscht von der Umgebung und muß sich derselben anpassen; 3) das zwischen den einzelnen Körpern bestehende Spannungsverhältnis ist einer fortwährenden Änderung unterworfen. Alle drei Gesetze gelten für Belebtes und Unbelebtes. Um zu zeigen, wie sie sich für die Psyche als geltend erweisen, geht Verf. vom Sittengesetz aus; zu diesem Behufe leitet er aus den drei Daseinsgesetzen ein „Prinzip der Wechselkraft" ab, dessen Bedeutung für das Sittliche (Egoismus — Altruismus) weiterhin gezeigt wird. Sodann wird die Seele nach den drei Daseinsgesetzen erklärt und deren Gültigkeit für die Seele, wie für die kosmischen Körper, dargetan. Verf. kennt „drei Strömungen" in der Seele, welche Spannungsverhältnisse sind; sie entsprechen den Daseinsgesetzen und führen „zu der erhabenen Auffassung, daß die Seele ein Spiegelbild des Weltalls ist" (S. 97).

Die seelischen Vorgänge werden graphisch in „seelischen Figuren" dargestellt. Unter denselben erscheint das Schema „des egoistischen und altruistischen Bausteines". Verf. sucht nachzuweisen, daß für die Entwicklung des Altruismus, bzw. das Verhältnis Egoismus — Altruismus, der Schädelinnenraum sowie die Hirngröße maßgebend sei; unter diesem Gesichtspunkte lassen sich die verschiedenen über Hirngewicht in der Anthropologie vorliegenden Daten zwanglos ordnen. Der Grund sei darin zu suchen, daß (nach den „seelischen Figuren") beim egoistischen Akt nur vier, beim altruistischen aber sechs Stellen im Gehirn in Tätigkeit gesetzt werden müßten. Auch für die Tierreihe ergäbe sich ein Parallelismus der Entwicklung des zentralen Nervensystems und der altruistischen d. h. sozialen Züge. Im weiteren werden das Webersche Gesetz, der Zusammenhang und die Entwicklung der Seele, die Tierseele besprochen. In einem III. Teil wird das „Prinzip der gedrängten Wiederholungen", das Leben, ein viertes Attribut der Substanz, schließlich die mutmaßliche seelische Weiterentwicklung der Menschheit behandelt. Einen Fortschritt glaubt Verf. überhaupt nur auf dem Gebiete der „dritten Seelenströmung" (Altruismus — Egoismus) zugeben zu können; hier erscheine das ideale Postulat als Naturgesetz. Die verschiedenen ethisch-religiösen Systeme werden als „Mutationen auf dem Entwicklungsgange der Vergrößerung der altruistischen Komponente" angesehen.

Ref. kann sich auf eine eingehende Kritik, zu der das originelle Werk immerhin herausfordert, an dieser Stelle nicht einlassen. Manchmal scheint es, als falle der Verf. gewissen Zweideutigkeiten der von ihm gewählten Definitionen zum Opfer (so z. B. bei der Definition der Empfindung S. 71). Aus dem Ganzen spricht aber ernstes Wollen und ein nicht unbeträchtliches Wissen, so daß man der Arbeit Interesse und Achtung nicht versagen wird. Rudolf Allers.

Sommer, Prof. Dr. Robert. Über Familienähnlichkeit. 95 S. Wien 1917, Waldheim-Eberle.

Im ersten Teil dieses von der Wiener Urania herausgegebenen Buches gibt Sommer eine kurze Anleitung zur Untersuchung der Familienähnlichkeit, wobei körperliche, geistige und seelisch-körperliche Eigenschaften berücksichtigt werden. In erster Linie werden die Punkte hervorgehoben, die auch dem Nichtmediziner für die Betrachtung zugänglich sind.

Der zweite Teil behandelt die Beziehungen zwischen Familienforschung und Rassenlehre. Der Autor empfiehlt, die Familienforschung in weit ausgiebigerem Maße als bisher zur Grundlage anthropologischer Untersuchungen zu machen, in der Weise, wie es Prof. E. Fischer (Freiburg) bei seinen Studien zur Anthropologie der südafrikanischen Bastards getan hat. Diese neue Methode soll die bisherigen Methoden in keiner Weise verdrängen, sondern ergänzen. Erwähnt werden sollen hier Sommers Bemerkungen über die Entstehung pathologischer Rassen, eine Frage, die noch wenig Beachtung gefunden hat. Es handelt sich um das Problem, wie weit pathologische Zustände zum Rassencharakter werden können. Hierbei kommen einerseits eine Reihe von psychiatrischen Erfahrungen über Vererbung von geistigen Krankheiten in einzelnen Familien in Betracht, anderseits entsprechende Erfahrungen im Gebiet der körperlichen Krankheiten. Vergleichende Beobachtungen im Tierreich (die leider noch wenig zahlreich sind) sprechen entschieden dafür, daß pathologische Merkmale, welche bei

einzelnen Arten von Lebewesen als vereinzelte Abnormitäten auftreten, durch Vererbung, in manchen Fällen auch durch absichtliche Züchtung zum Rassencharakter werden können. Es ist also durchaus falsch, den Rassenbegriff so aufzufassen, als ob er nur die normalen typischen Eigenschaften einer großen Gruppe von Lebewesen, besonders Menschen, umfaßt, sondern es gibt auch pathologische Rassen. Diese können unter Umständen durch Häufung von gleichartigen Momenten entstehen oder auch absichtlich gezüchtet werden; der Kretinismus bietet ein Beispiel pathologischer Rassenbildung, da er in manchen Bezirken als Stammcharakter auftritt. Eine genaue Grenzlinie zwischen „normal" und „pathologisch" zu ziehen, ist, wie bekannt, so gut wie unmöglich. (Vgl. Fritz Lenz, Die krankhaften Erbanlagen des Mannes; Jena, Fischer). Was bestimmten Lebensverhältnissen gut angepaßt oder normal ist, kann unter anderen Verhältnissen der Arterhaltung nachteilig oder krankhaft werden. Über die Möglichkeit des dauernden Bestandes „pathologischer Rassen" unter natürlicher Zuchtwahl äußert sich Sommer nicht.

H. Fehlinger.

Riebesell. Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Mathem.-physik. Bibl. 24. 45 S. Leipzig u. Berlin 1916, Teubner. 80 Pf.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser bei der Anfertigung des kleinen Buches gestellt hat, nämlich die Bedeutung und Notwendigkeit mathematischer Formeln und Berechnungen für die Vererbungslehre für Nichtmathematiker zu erläutern, ist an und für sich undankbar, in dem kurzen Rahmen von 45 Duodezseiten aber auch undurchführbar. Nicht in eine mathematische Abhandlung gehört die Erwähnung der Mutationen. Besonders stiefmütterlich ist die Korrelationslehre behandelt. Das Buch kann das von Davenport, Statistical methods, das auch eine Reihe von mathematischen Tabellen bringt, nicht ersetzen.

Weinberg-Stuttgart.

Häcker, V. Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Biolog. Grenz- und Tagesfragen I. 32 S. Jena 1917, Fischer.

Das Aussterben zahlreicher Familien im Mannesstamm infolge des Kriegs und deren vermutliches Trostbedürfnis gaben Veranlassung zu untersuchen, ob und inwieweit die besondere Wertung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen Vater und Sohn in Volksanschauung und Gesetzgebung auf biologischer Grundlage beruht. Ein historischer Rückblick zeigt, daß schon in der vordarwinschen Zeit das Bestehen bestimmter Anhaltspunkte für diese Auffassung bestritten wurde. Wenn Galton auch in seiner Schrift Hereditary genius vorwiegend den väterlichen Einfluß aus naheliegenden Gründen verfolgt hat, so zeigen, wie Berichterstatter hervorheben möchte, gelegentliche Bemerkungen, wie die über die Heirat Goethes und ihre Folgen, daß er den Einfluß der weiblichen Linie keineswegs unterschätzte, er ist dann in seinen Schriften über Vererbungsgesetze ebenso wie Weismann von der Annahme der Gleichwertigkeit der elterlichen Erbteile ausgegangen. Auch Martius hat die Lehre von der väterlichen Präponderanz und den damit zusammenhängenden väterlichen Familienbegriff aufs schärfste abgelehnt. Die Entdeckung der Mendelschen Regeln hat hieran auch nichts geändert. Häcker macht dann darauf aufmerksam, daß neben den Mendelschen noch die von ihm beschriebene

entwicklungsgeschichtliche Vererbungsregel besteht, die namentlich auch für die Gesichtszüge und geistigen Eigenschaften in Betracht kommt und auf ein Zusammenwirken verschiedener Entwicklungsprozesse und gegenseitige Beeinflussungen der Nachbarorgane zurückzuführen ist, die sich aber möglicherweise in Zusammenhang mit den Mendelschen Regeln bringen lasse. Sie läßt aber ebenso wie die Mendelistische Lehre das Festhalten des Familientypus über mehrere Generationen ohne Zuhilfenahme der Annahme männlicher Präponderanz nur als Ausnahme zu. Bei den zu ihrer Erläuterung herangezogenen Fällen aus der Wettiner Linie ebenso wie bei der Habsburger Sippe ist aber auch der starke Einfluß der Inzucht zu berücksichtigen.

Das vorwiegende Auftreten eines Merkmals bei einem bestimmten Geschlecht steht nicht im Widerspruche mit der Annahme einer gleichartigen Übertragung von Anlagen durch Mann und Frau, hier handelt es sich nur um geschlechtliche Verschiedenheiten der Entfaltung. Durch die biologischen Tatsachen wird der vaterrechtliche, am Namen haftende Familienbegriff erschüttert. Das Aussterben des Namens beweist noch nicht das Aussterben der Familie, weil deren Anlagen in weiblicher Linie fortgepflanzt werden können.

Die Ausführungen über die rassenbiologische Bedeutung des Aussterbens wertvoller Familien im Mannesstamm, die Häcker im Gegensatz zu der Auffassung von Martius macht, gehören streng genommen nicht mehr in den Rahmen des Themas.

Nur anhangsweise soll bei dieser Gelegenheit der Ansicht des Berichterstatters Ausdruck verliehen werden, daß es begrifflich nicht richtig ist, die entwicklungsgeschichtliche Regel mit der Mendelschen Spaltungs- und Unabhängigkeitsregel auf eine Linie und damit in möglichen Gegensatz zu stellen. Diese beiden Regeln sind als Kombinationsregeln Vererbungsregeln erster Ordnung, die Vorgänge, welche ihnen zugrunde liegen, gehen begrifflich und zeitlich denen voraus, welche zu der Aufstellung der Dominanzregel und der geschlechtlichen Begrenzung führen, diese sind ebenso wie die entwicklungsgeschichtliche Regel Entfaltungsregeln und als solche Regeln zweiter Ordnung. Während erstere sich auf das Zustandekommen der Anlagen des Einzelwesens beziehen, betreffen letztere das Zusammenwirken der Anlagen im fertigen Einzelwesen. Die unglückliche Verquickung der üblichen gleichzeitigen Darstellung aller Mendelregeln an dem ersten Versuchsobjekt Mendels hat es lange verhindert, daß dieser scharfen begrifflichen Scheidung genügend Rechnung getragen wird. Weinberg-Stuttgart.

Pearson, Nettleship and **Usher**. A monograph on albinism in man. Drapers Company research memoirs, biometric series, VI. London, Dulau & Co. Bis jetzt erschienen Teil 1, 2, 4. 1911 und 1913.

Das vorliegende Werk stellt eine bemerkenswerte und verdienstvolle Erscheinung auf dem Gebiete der Vererbungsliteratur dar, es ist sowohl ein so weit wie möglich vollständiges Quellenwerk, ähnlich wie der Treasury of inheritance, enthält aber auch eine selbständige Darstellung der aus dem gesammelten Materiale hervorgehenden Ergebnisse nach den verschiedensten Richtungen. Indessen wurde nicht nur die vorhandene Literatur ausgenützt, wie im Treasury, sondern es wurde unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter der ganzen Welt weiteres Material, teilweise in Form statistischer Erhebungen, gesammelt. Die Herausgabe des umfangreichen

Werkes mit seinen zahlreichen Stammtafeln und Abbildungen erforderte einen beträchtlichen Aufwand, der zur Hälfte aus Mitteln der Company of Drapers und eines Universitätsfonds für wissenschaftliche Untersuchungen, zur anderen Hälfte durch Beiträge der Herausgeber selbst gedeckt wurde.

In Teil I, A erwähnt die Vorrede den Anteil der drei Autoren an der Entstehung des ganzen Werkes, die in erster Linie Pearson zu verdanken ist, und an der Bearbeitung der einzelnen Kapitel, sowie die bei der Aufbereitung des Werkes tätigen Mitarbeiterinnen.

In der Einleitung heben die Verfasser ausdrücklich hervor, daß es ihnen nicht nur um die historische und bibliographische Bearbeitung der Materie zu tun war, sondern in erster Linie um die Gewinnung statistischer Daten zur Aufklärung des Vererbungsgesetzes und der Korrelationen des Albinismus zu anderen pathologischen Erscheinungen, und daß sie auch nicht das Hauptgewicht auf die bisher aufgesammelte Literatur legen können, die im besten Falle die Sippschaften der Albinos wiedergibt, nicht aber die weitgehende Erforschung der Aszendenz und Seitenverwandtschaft, die sie für wünschenswert halten. Auch war die frühere Literatur in erster Linie von dem Bestreben nach eingehender Beschreibung der Fälle beherrscht, das Interesse an der Feststellung der familiären Daten trat dagegen zurück. Das könnte sich allerdings in gewissem Sinne als ein Vorteil erweisen, da wir ja an anderen Beispielen sehen, ein wie schiefes Bild man erhält, wenn die Fälle einer pathologischen Erscheinung hauptsächlich dann veröffentlicht werden, wenn sie in einer Familie gehäuft auftreten, und wie schwierig, ja fast unmöglich es ist, sich daraufhin ein Bild von der wahren Verteilung der Erscheinung in den Familien zu rekonstruieren.

Gewiß mit Recht legen daher die Verfasser das Hauptgewicht auf das von ihnen selbst nach bestimmten Gesichtspunkten gesammelte Material, wobei sie die Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten einer solchen Sammlung unter den heutzutage obwaltenden Bedingungen ausdrücklich hervorheben; trotzdem kommen sie zu dem Ergebnis, daß das gesammelte Material wohl für ihre Zwecke verwendbar ist. Bei der Definition des Albinismus kommen die Verfasser zu dem Ergebnis, daß der Albinismus keine homogene und unveränderliche Erscheinung darstellt. Der absolute Mangel an Pigment könnte nur durch mikroskopische Untersuchung von Haut, Haar und Iris festgestellt werden, der äußere Eindruck eines vollständigen Albinismus braucht aber mit dem mikroskopischen Bilde nicht übereinzustimmen. Er kann sowohl die Haut wie das Haar wie die Iris allein betreffen und auch auf einzelne Teile dieser Organe beschränkt sein. Daher ist es ausgeschlossen, daß er ein einheitliches Merkmal, unit character, darstellt, die verschiedensten Übergänge kommen vor, so daß es kaum möglich ist, zwei Albinos zu finden, die einander vollständig gleichen. Man hätte also drei Kategorien der Einteilung zu unterscheiden: vollständiger und unvollständiger Albinismus, je nachdem davon alle drei Organe betroffen sind oder nur eines oder zwei derselben, absoluter oder relativer Albinismus, perfect oder imperfect, entsprechend der Größe der Reduktion des Pigmentes, die dabei an einem und demselben Individuum verschieden stark sein kann, endlich partiellen und totalen Albinismus eines und desselben Organes oder mehrerer Organe.

Die Autoren verweisen ferner auf Beobachtungen, wo die Pigmentierung erst im Laufe des Lebens eintritt (eine Beobachtung, die man auch bei Nichtalbinos,

speziell bei Rassemischlingen, auch sonst nicht selten machen kann und die in Beziehung steht zu der Frage des Dominanzwechsels).

Besonders schwierig erscheint die Feststellung des Albinismus bei sehr hellfarbigen Rassen wie Friesen, Norwegern und Engländern, hier kann unter Umständen nur die Beschaffenheit des Auges, Schwachsichtigkeit und Nystagmus neben pigmentloser Iris den Ausschlag geben.

Das zweite Kapitel, das wir hier übergehen müssen, beschäftigt sich mit den ersten Nachrichten über den Albinismus und der historischen Entwicklung seiner Kenntnis. Einen großen Umfang nimmt das Kapitel über die geographische Verbreitung des Albinismus ein. Die Verfasser haben sich nicht damit begnügt, festzustellen, daß er in allen Teilen der Welt vorkommt, sondern sich auch bemüht, Anhaltspunkte über seine Häufigkeit überhaupt und in bestimmten Ländern bzw. bei bestimmten Rassen zu gewinnen. Eingangs des Kapitels betonen die Verfasser die Schwierigkeit einer Erfassung der Häufigkeit des Albinismus, selbst die Angaben bei Schuluntersuchungen leiden an dem Mangel, daß nicht alle Kinder die öffentlichen Schulen besuchen, sie kommen daher zu der Forderung, deren Durchführung sicher höchst erwünscht wäre, daß Albinismus ebenso wie Blindheit, Taubstummheit und Geisteskrankheit bei den Volkszählungen erfaßt werden möge, und bedauern, daß bei den bisherigen anthropologischen Durchmusterungen der Bevölkerung, insbesondere der von Virchow seinerzeit eingeleiteten (deren Wiederholung sehr am Platze wäre), nicht die Frage nach Albinismus von vornherein gestellt wurde. Sie zeigen ferner an dem Beispiel von Island, daß man auf eine erste negative Auskunft sich nicht verlassen darf. Besonders hervorzuheben sind die Forschungen über Albinismus in Norwegen und Italien. In Norwegen hat Dr. Magnus (Wohnsitz nicht angegeben) sämtliche Distriktsärzte um Auskunft über Vorhandensein von Albinos gebeten und Kenntnis über deren Vorkommen in einer Bevölkerung von 1 177 150 Einwohnern erhalten (woraus hervorzugehen scheint, daß Magnus nur auf den dritten Teil seiner Anfragen überhaupt Antwort erhielt, was natürlich nicht ganz gleichgültig für das erhaltene Resultat ist), die gefundenen 122 Albinos, die sich auf 50 Stammbäume verteilen, hatten noch 17 gestorbene albinotische Geschwister, und als Gesamtbestand der Familien einschließlich der in den nichterfaßten Bezirken wohnenden wurden 154 lebende und 20 tote Albinos ermittelt. Die 122 direkt ermittelten betrugen etwa 1 auf 9000—10000 der Bevölkerung, wobei sich für die kleineren Städte und Landdistrikte mit ihrer leichter der Beobachtung zugänglichen Bevölkerung höhere Werte (bis zu 1 : 7000) ergaben. (Siehe unter Statistik.)

In Italien finden sich Erhebungen über Albinismus bei der Rekrutierung und eine von Raseri veranlaßte Sonderzählung. Diese führen zu den ziemlich übereinstimmenden Ergebnissen, daß in Italien ein Albino auf 24- bzw. 29000 Einwohner kommt. Im Vergleich mit den Ergebnissen in Norwegen eine ziemlich niedere Ziffer. In Schottland war eine Schätzung der Häufigkeit des Albinismus möglich. Für Deutschland beklagen die Autoren, außer der bereits hervorgehobenen Unvollständigkeit der Schuluntersuchungen, die Schwierigkeit, neuerdings die früher gewohnte prompte Antwort auf Bitten um Bücher und Auskünfte zu erhalten (sollte hier nicht eine unberechtigte Verallgemeinerung vorliegen?), sie sind aber nach den zahlreichen, aus Deutschland stammenden Publikationen der Ansicht, daß der Albinismus auch in Deutschland häufig sein müsse. In den slawischen Ländern ist die Zahl der

Beobachtungen im allgemeinen gering, die Verfasser verweisen aber speziell auf den bereits von Virchow gefundenen Albinismus der Letten und halten daher eine spezielle Untersuchung der lettischen Bevölkerung namentlich auch im Hinblick auf die Feststellung von Spaltungserscheinungen bei Rassenmischung für zweckmäßig.

Für England selbst wurde eine große Zahl von Fällen gesammelt, allein für London etwa 200, doch halten es die Verfasser trotzdem für unmöglich, einigermaßen zutreffende Berechnungen über die Häufigkeit der Erscheinung zu machen.

Auf das über das Vorkommen in anderen Ländern und bei anderen Rassen Mitgeteilte, das viele interessante Einzelheiten enthält, können wir hier nicht eingehen, wir konstatieren lediglich, wie emsig die Verfasser bemüht waren, von überall her Nachrichten zu erhalten.

In Kapitel 4 befassen sich die Verfasser eingehend mit der Geschichte des Albinismus und den Theorien seiner Entstehung. Sie nehmen dabei den Standpunkt ein, daß der Albinismus nicht ein pathologisches Zufallsprodukt darstellt, sondern eine erbliche Erscheinung, und daß die albinotische Struktur die Ursache des Pigmentmangels (bzw. der Hemmung der Pigmententwicklung) und nicht umgekehrt dieser die Ursache des Albinismus ist.

In dem nunmehr folgenden Kapitel über Leukoderma konstatieren die Verfasser den Mangel an Einheitlichkeit der beschriebenen Fälle von erworbenem Pigmentverlust. Sie können auch keinen charakteristischen Unterschied gegenüber dem partiellen Albinismus feststellen. Die Besprechung der Schecken (Piebalds und Spotlings) führt zu dem Ergebnis, daß angeborene Scheckung nicht als sehr häufig betrachtet werden kann. Die Autoren stellen am Schlusse des Kapitels auch die Frage auf, ob nicht in Albinofamilien eine besondere Disposition zu erworbener Leukosis in ihren verschiedenen Formen besteht, und empfehlen bei künftiger Untersuchung von Albinostämmen darauf zu achten.

Teil I enthält zahlreiche Abbildungen von Albinos aller Art, welche die Ausführungen der Autoren über die große Variabilität der Erscheinung unterstützen.

Der zweite Teil, dem wiederum ein wertvoller und reichhaltiger Atlas beigegeben ist, bringt zunächst einen Bericht über anatomische Untersuchungen albinotischer Menschenaugen, sodann eine längere Abhandlung über das latente albinotische Auge des Menschen. Der mehr oder weniger vollständige Mangel an Pigment ist nicht der einzige Fehler des albinotischen Auges. Refraktionsanomalien der verschiedensten Art, meist kompliziert mit erheblichem Astigmatismus, sind häufig. Der Vergleich ist allerdings wohl nicht scharf genug, da den Augenarzt wegen einer Brille befragende Normale (Nichtalbinos) immerhin schon eine hohe Auslese von Refraktionsanomalien darstellen. Nystagmus ist eine fast konstante Begleiterscheinung des Albinismus. Die Sehschärfe ist meist und häufig in hohem Grade defekt. Das partiell albinotische Auge wird ebenfalls eingehend beschrieben.

Ein weiteres Kapitel behandelt das albinotische Auge verschiedener Tiere und bestätigt die wenigen anatomischen Beobachtungen an menschlichen Augen, wonach die verschiedensten Grade von Pigmentmangel vorkommen.

Zu demselben Ergebnis gelangt auch das ausführliche Kapitel über das albinotische Haar.

Es folgt sodann ein Kapitel über die jahreszeitlichen Variationen der Pigmentierung bei winterweißen Tieren.

Kapitel 11 gibt die Resultate von Züchtungsversuchen mit albinotischen und gescheckten Herden. Auch diese bestätigten vorläufig den komplizierten Charakter des Begriffes Albinismus.

Teil IV enthält die Beschreibung der einzelnen Fälle, die Stammbäume und die Bibliographie.

Teil III, der die statistische Verwertung des Materials bringen und bereits 1914 erscheinen sollte, war Ende 1916 noch nicht erschienen. Wir müssen uns vorbehalten, auf denselben zurückzukommen. Weinberg-Stuttgart.

Jentsch, Ernst. Über die klinische Bedeutung der Degenerationszeichen. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie Bd. 41, 4/5, 1917, S. 290—303.

In der Psychiatrie hat der Entartungsbegriff eine besonders große Rolle gespielt, und seine Erörterung hat zu lebhaften Kontroversen geführt. Diese entstanden z. T. deshalb, weil die Untergruppen des Begriffes „Degeneration" zu umfangreich und zu wenig gleichartig waren; wurden doch hereditäre sowie konstitutionell-prädisponierende, als auch krankhafte — d. h. entstandene — Vorgänge und Zustände zusammengeworfen. Anderseits hat die Unschärfe des Grundbegriffes und die dadurch ermöglichte Anwendung derselben auf eine Reihe verschiedenartiger Fragenkomplexe entschieden anregend gewirkt. Doch ist es ein Übelstand, daß man als „Entartung" einmal einen bestimmten körperlichen Zustand bezeichnet, dann wieder eine bestimmte seelische, ethische Verfassung, oder weiter abnorme Vorgänge der Generationsfolge, aber auch Vorgänge, die an ganzen Bevölkerungsgruppen wahrnehmbar sind, schließlich auch morphologische Variationen und allerlei pathologische oder involutive Prozesse. Eine Reihe von Problemen bleibt aber auch bei scharfer Umgrenzung des Begriffes; und dazu zählt die Frage nach der Bedeutung der sog. „Degenerationszeichen", worunter somatische Stigmen ererbter körperlicher Anomalien verstanden werden. Dabei muß beachtet werden, daß die Betrachtung des Lebenden, selbst mit Unterstützung des Röntgenverfahrens, immer nur einen Teil der vorhandenen Zeichen erfassen kann. Ein Maß für die „Größe" der Degenerationszeichen fehlt; auch gibt es Körperpartien, deren Formvariabilität so groß ist, daß der Nachweis tatsächlich degenerativer Veränderungen kaum möglich ist. Ein und dasselbe Stigma kann beim männlichen Geschlecht einen anderen Wert haben als beim weiblichen. Entartungszeichen und Mißbildungen müssen unterschieden werden. Am schwierigsten und bedeutungsvollsten ist die Abgrenzung der „Entartungszeichen" gegenüber den durch krankhafte Prozesse bedingten Formanomalien, was Verf. an dem Beispiele der Schädelformen erläutert. Unter der „Schwere" eines Zeichens kann gemeint werden, daß das betreffende Symptom eine beträchtliche Funktionsstörung bewirke, aber auch, was meist der Fall sein dürfte, daß es ein Maß der zugleich vorhandenen psychischen Veränderung ist. Manche Zeichen erhalten ihre Bedeutung nur dadurch, daß sie ständig in Verbindung mit anderen bedeutsameren auftreten. Alles in allem ist zur Klärung dieser Fragen noch viel zu tun. Sie müssen sowohl von der Klinik als auch von den „Degenerationsanthropologen" in Angriff genommen werden. Vorderhand lassen unsere Kenntnisse über diese Dinge noch keineswegs Schlüsse aus dem Vorhandensein gedachter Stigmen auf das Bestehen, die Diagnose und Prognose von Nerven- und Geisteskrankheiten zu. Rudolf Allers.

Pernet, J. Über die Bedeutung von Erblichkeit und Vorgeschichte für das klinische Bild der progressiven Paralyse. Berlin 1917, S. Karger. (Abhandl. a. d. Neurol., Psychiatrie, Psychol. u. ihren Grenzgeb. H. 2.) 126 S.

Bekanntlich erkrankt nur ein geringer Teil der syphilitisch Infizierten — die Angaben schwanken zwischen 1 und 15% — an progressiver Paralyse. Dies zu erklären, hat man drei Annahmen gemacht: die eine geht dahin, daß es sich um eine besondere Form der Infektion, des Virus handle (Lues nervosa), die zweite operiert mit einer besonderen Disposition des Gesamtorganismus, die sich in der Geringfügigkeit der luetischen Symptome äußern soll, während die dritte eine besondere Disposition des Zentralnervensystems heranzieht. Verf. steht auf dem Standpunkt, daß der Nachweis eines die Verlaufsform der Paralyse bestimmenden Einflusses gewisser Mitursachen einen Anhaltspunkt für deren Bewertung für die Ätiologie der Erkrankung überhaupt abgeben könne. Daher hat er an einem Material von 116 Fällen diese Ätiologie und deren Einfluß auf den Verlauf untersucht. Das Material ist national sehr verschiedenartig und entstammt durchwegs den höheren gesellschaftlichen Schichten. Die Krankengeschichten werden in extenso auf 83 Seiten am Schlusse der Arbeit mitgeteilt. Sie wurden vielfach aus anderen Akten, insbesondere aus Briefen ergänzt.

Der erste Teil behandelt die Ätiologie. Es sei nur das hier Interessierende herausgegriffen. Bei 40% der Kranken wurde in der Vorgeschichte Psychopathie nachgewiesen. Angaben über Erblichkeit fanden sich bei 103 Fällen. Psychische Abnormitäten (alle Psychosen, auch Paralyse, senile Demenz, Psychopathie, funktionelle und neurotische Störungen) wurden bei 53,3% gefunden; und zwar war die Belastung bei 25,1% direkt, bei 20,3% kollateral, bei 3,9% indirekt. Nervenkrankheiten erscheinen in der Aszendenz bzw. den Kollateralen in 8,7%, Trunksucht in 4,8%, Apoplexie in 13,6%. Eine Zusammenstellung der Resultate mit den von Koller und Diem erhobenen Werten zeigt eine recht gute Übereinstimmung, nur tritt die Trunksucht zurück, die Apoplexie dagegen stärker hervor. (Letzteres könnte vielleicht mit einem durchschnittlich höheren Lebensalter in der elterlichen Generation zusammenhängen; handelt es sich doch um offenbar sozial gut gestellte Familien. Ref.) Ein besonders niedriges Erkrankungsalter, wie das Ascher für die Belasteten behauptet hatte, ergab sich nicht. Auf die Untersuchungen über die Rolle des individuellen Alkoholismus, von Kopftraumen kann nicht eingegangen werden. Zusammengefaßt fanden sich Mitursachen durch Belastung oder Psychopathie bei 75%.

Der zweite, klinisch sehr interessante Teil, bringt Untersuchungen über den Einfluß der Paralyse auf vorhandene Züge, bzw. deren Einwirkung auf das klinische Bild der Psychose. Es besteht ein Zusammenhang zwischen affektiver Veranlagung und klinischem Bilde. Rudolf Allers.

Engelhard, C. F. Eine Familie mit hereditärem Nystagmus. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 28, 1915, S. 319—338.

Verf. teilt den Stammbaum einer Familie mit, in der Nystagmus (Augenzittern) erblich vorkommt; derselbe umfaßt fünf Generationen mit 212 Personen (92 männliche, 91 weibliche, während von 29 wegen frühen Todes das Geschlecht nicht bekannt ist). 20 Personen von diesen 212 waren mit dem Leiden behaftet (19 Männer, 1 Frau). Die Störung war angeboren und wurde gleich bei der Geburt bemerkt.

Die Urgroßeltern, auf die der Stammbaum zurückgeht, sollen von der Störung frei gewesen sein; in der urgroßelterlichen Generation tritt sie unter sechs Geschwistern dreimal auf. Von den davon Freien hat eines (männlich) eine nunmehr schon zwei Generationen (34 Personen) gesunde Deszendenz, während bei allen anderen das Phänomen in der Deszendenz vorkam. Es besteht ein Parallelismus zwischen Nystagmus und Pigmentarmut in der Familie (helle, selbst lichtdurchlässige Regenbogenhaut, auffallend helles Haar, doch kein totaler Albinismus).

Die Vererbung geschieht meist so, daß 1—2 „gesunde" Generationen eingeschaltet sind; mit Einrechnung der Stammeltern, in denen wohl die Anlage latent vorhanden war, ist siebenmal mindestens eine Generation übersprungen worden. Männer sind häufiger befallen, vererben aber die Anomalie selten direkt auf die Kinder; die Vererbung durch den „gesunden Mann" findet nicht statt, wohl aber haben elf „gesunde" Frauen mit männlicher Nachkommenschaft die Anomalie übertragen bzw. durch ihre Tochter auf die Enkelgeneration verpflanzt. Diesem Vererbungsgange folgt nun die Pigmentarmut nicht, daher man auch pigmentarmen, aber nystagmus-freien Individuen begegnet. Auch gelegentlich vorkommende, mit dem Nystagmus vergesellschaftete Anomalien des Sehnervenkopfes folgen anderen Vererbungsgesetzen. Beide Anomalien werden ohne Nystagmus, dieser aber nicht ohne jene angetroffen. Verf. weist darauf hin, daß weitere Untersuchungen, vor allem auch solche angeheirateter Glieder erforderlich sind, um das Problem zu klären. Jedenfalls ist mit dieser Veröffentlichung ein weiterer Schritt zur Erforschung komplizierter Erbgänge angebahnt. Rudolf Allers.

Kalb, Wilhelm. Beiträge zur Belastungsfrage bei Paralyse. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 33, 1916, S. 391—440.

Die Arbeit stammt aus der Münchener psychiatrischen Klinik und ist unter Rüdins Einfluß entstanden. Eine eingehende Analyse der bisher zu dem Problem der Belastung bei progressiver Paralyse vorliegenden Literatur führt zu dem Ergebnis, daß die verschiedenartigsten Urteile bis in die neueste Zeit einander gegenüberstehen, weil das Moment des Vergleiches außer acht gelassen wurde, und jede genaue Kenntnis über Art und Verteilung der Belastung fehlte. — Verf. legt seinen Untersuchungen 205 Stammbäume von Paralytikern zugrunde, wobei tunlichste Genauigkeit und Vollständigkeit angestrebt wurde. Zum Vergleiche wurden die Zahlen von Koller und Diem herangezogen (vgl. dieses Archiv Bd. II). Von den 205 Paralytikern erwiesen sich 141 = 67,7% als belastet, und zwar 28% direkt, 40% entfernt. Von allen überhaupt Belasteten unter den Paralytikern sind 29% mit Geisteskrankheit belastet; die Paralytiker sind zweimal so oft mit Geisteskrankheit belastet wie die Gesunden, während die Belastung bei den Geisteskranken (nach Diem) achtmal so groß ist. Es sind die Paralytiker in der Gesamtbelastung von den Gesunden nicht wesentlich unterschieden, hingegen öfter mit Geisteskrankheit, sowohl direkt als indirekt, stärker belastet als die Gesunden; doch bleiben diese Zahlen hinter denen für die Geisteskranken überhaupt noch erheblich zurück. (Vielleicht hat die stärkere Belastung mit Geisteskrankheit gar nichts mit der Entstehung der Paralyse zu tun, sondern erklärt sich daraus, daß psychopathisch veranlagte Personen leichter eine Lues erwerben.) Weiter behandelt Verf. den Zusammenhang zwischen Belastung mit Geisteskrankheit (manisch-depressives Irresein und Dementia praecox) und der Verlaufsform der Paralyse. Es ergibt sich, daß

bei Belastung mit Dementia praecox die demente Form, bei solcher mit manisch-depressivem Irresein die affektbetonte Form überwiegen. Verwandtenparalysen zeigen einen innerhalb der Familie gemeinsamen Charakter. — Als sicheres Ergebnis erhellt, daß es nicht statthaft ist, der erblichen Belastung eine wesentliche Rolle bei der Entstehung der progressiven Paralyse zuzuschreiben. Rudolf Allers.

Barth, Elfriede. Untersuchungen an weiblichen Fürsorgezöglingen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 30, 1916, S. 145—253.

Die Untersuchungen an 40 weiblichen Fürsorgezöglingen in einer Anstalt erstrecken sich auf Ansässigkeit und Beruf der Eltern, deren Wohnungs- und Vermögensverhältnisse, Straffälligkeit, Alter und Gesundheitsverhältnisse, auf Geburtszeit, eheliche oder uneheliche Geburt des Kindes, sein Aufwachsen außerhalb des Elternhauses, die Geschwisterzahl, Kindheit, Schule, Gesundheitsverhältnisse, Beruf, Austritt aus dem Elternhaus, Verwahrlosung und Fürsorgeerziehung, Kriminalität, Persönlichkeit. Ein eigenes Kapitel ist dem Problem „Milieu und Anlage" gewidmet. Es ergab sich, daß die Hälfte der Fürsorgezöglinge als abnorm veranlagte Kinder zu betrachten sind. Auf die aus diesen Feststellungen abgeleiteten Thesen und Forderungen kann hier nicht eingegangen werden. Das Material ist durch ausführliche „Lebensläufe" belegt und nach den verschiedenen Gesichtspunkten in Tabellen und Diagrammen geordnet. Schlüsse rassenhygienischer Art läßt es wohl zufolge der mehr klinisch-sozialen Orientierung und auch wegen des geringen Umfanges kaum zu. Doch ist die Durcharbeitung eine nach allen Seiten gründliche, und es mag diese Arbeit den Ausgangspunkt zu den gewiß sehr notwendigen Analysen solcher Persönlichkeiten unter eugenischen Gesichtspunkten bilden können.

Rudolf Allers.

Lewandowsky, M. Erbliche Kältelähmung. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 33, 1916, S. 107—418.

Als „erbliche Kältelähmung" bezeichnet Verf. eine Krankheit, die sich durch den abnormen Einfluß niedriger Temperaturen auf die Kontraktionsfähigkeit der Muskulatur kennzeichnet; die Kontraktionsfähigkeit wird durch die Einwirkung der Kälte vermindert und kann schließlich aufgehoben sein. Parallel geht eine Verminderung bzw. Aufhebung der elektrischen Erregbarkeit der Muskulatur. Der Zustand überdauert die Kälteeinwirkung durch einige Stunden. Inwieweit die Krankheit mit ähnlichen anderen (Myotonie, paroxysmale familiäre Lähmung, myotonische Muskelatrophie) in eine Gruppe gehört, steht nicht fest. Die ersten Beobachtungen stammen von Eulenburg (1886), der die Bezeichnung „Paranexotonie" einführte. — In der Familie des von L. untersuchten Falles bestand das Leiden bei der Urgroßmutter, der Großmutter, einer Schwester der Mutter. Pat. stammt aus einer Reihe von 15 Geschwistern, von denen neun am Leben sind; außer ihm ist eine Schwester mit dem Leiden behaftet. Eine Schwester leidet an Epilepsie, eine ist idiotisch. Der Tradition nach reicht die Krankheit noch über die urgroßelterliche Generation hinaus. Niemals wurde eine Generation übersprungen. Pat. soll das erste männliche Familienglied sein, das erkrankte. — (Eine exakte Familiengeschichte wäre in diesem Falle sehr erwünscht, Ref.) Rudolf Allers.

Gumbel, E. J. Die Berechnung des Bevölkerungsstandes durch Interpolation. 2. Erg.-Heft zum Archiv f. soz. Hygiene u. Demographie. Leipzig 1916.

Für viele bevölkerungsstatistische Untersuchungen ist es notwendig, den Bevölkerungsstand zu bestimmten Zeitperioden oder während bestimmter Zeiträume zu kennen. Da der Bevölkerungsstand zumeist nur alle 5—10 Jahre durch Volkszählung direkt erhoben wird und seine Kontrolle durch die Bilanz zwischen Geburten, Todesfällen und Wanderungen unvollkommen ist, weil letztere nicht vollständig zu erfassen sind, so ist es notwendig, die Bevölkerungsgröße an Zeitpunkten zwischen den Volkszählungen annäherungsweise zu berechnen. Diesem Zweck dienen auf verschiedenen Voraussetzungen beruhende Interpolationsmethoden, deren Technik und Indikation in dem vorliegenden Buche geschildert und an Beispielen dargestellt wird.

Es wird unter anderem gezeigt, um wieviel die nach verschiedenen Methoden aus den Volkszählungen 1875 und 1910 interpolierten Zahlen der dazwischen liegenden Volkszählungsergebnisse 1880, 1885, 1890, 1895, 1900, 1905 von den tatsächlichen Zahlen abweichen. Dabei erhält man Unterschiede von mehreren Prozent des wahren Wertes, und die harmonische Kurve schmiegt sich der tatsächlichen Wachstumskurve der deutschen Bevölkerung am besten an. Für die Darstellung der Wirkung der verschiedenen Methoden ist dies unerläßlich, allein es führt leicht zu einer Überschätzung der Bedeutung der Wahl der Methoden. Denn in Wirklichkeit handelt es sich nur um Interpolation zwischen weit weniger, meist nur fünf Jahre voneinander entfernten Zeiträumen. So betrug die Zunahme der Bevölkerung des Deutschen Reiches zwischen den Volkszählungen 1900 und 1905 7,82% der Anfangsbevölkerung. Berechnet man die Zunahme bis zum mittleren Termin zwischen beiden Zählungen, so erhält man

als arithmetisches	Mittel	eine	Zunahme	von	3,91%
„ geometrisches	„	„	„	„	3,84%
„ harmonisches	„	„	„	„	3,76%
„ antiharmonisches	„	„	„	„	4,06%

des Anfangswertes.

Der Bevölkerungsstand in der Mitte zwischen diesen beiden Zählungen beträgt im Mittel dieser vier Berechnungen 1,0389 der Anfangszählung.

Somit beträgt die stärkste Abweichung nach oben weniger als 1,7‰
nach unten „ „ 1,3‰

Von dem Mittel der Ergebnisse der drei ersten Methoden beträgt die Abweichung noch nicht 0,8‰. Daraus geht hervor, daß praktisch die Macht der Methode vielfach belanglos ist. Es wird sich daher m. E. empfehlen, für gewöhnlich das einfachste Verfahren, das auf der Annahme einer arithmetischen Progression beruht, trotzdem diese Berechnungsweise der Zunahme der Bevölkerung nicht entspricht, theoretisch zu bevorzugen und Abweichungen hierin besonders zu begründen; denn überflüssige Exaktheit bedeutet Zeitverlust. Weinberg-Stuttgart.

Duncker, Georg. Die Frequenzverteilung der Geschlechtskombinationen bei Mehrlingsgeburten des Menschen und des Schweins. Biolog. Zentralblatt 35, 1915, S. 506.

Außer der Feststellung, daß die Verteilung der Geschlechtskombinationen bei 1000 Mehrlingsgeburten beim Schwein mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf

Grundlage völliger Unabhängigkeit des Geschlechts der einzelnen Mehrlinge sehr nahe übereinstimmt, bringt die Arbeit nichts wesentlich Neues, das richtig wäre. Die Formel zur Bestimmung des Prozentsatzes der — in bezug auf Geschlecht — bedingten und bedingungsfreien Zwillinge auf Grundlage der Häufigkeit der Zwillinge ungleichen Geschlechts ist allerdings theoretisch, sofern man bei den zweieiigen eine Verteilung nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung annimmt, genauer als die vom Referenten angegebene sehr einfache und hinlänglich genaue Annäherungsmethode. Hingegen beruht die Ansicht, daß der mit dieser exakten Formel berechnete Prozentsatz der bedingten Zwillinge durch die faktische Häufigkeit der eineiigen nicht erklärt werde, auf Irrtum. Dieser ist die Folge ungenügenden Literaturstudiums, das den Verfasser zu der Erkenntnis hätte führen müssen, daß Referent die tatsächliche Übereinstimmung zwischen Theorie und Erfahrung bezüglich der Häufigkeit eineiiger Zwillinge unter Nachweis des methodischen Fehlers der älteren Statistik schon 1901 (Pflügers Archiv f. Physiol. Bd. 88) nachgewiesen hat. Die zur Untersuchung der relativen Häufigkeit bedingter Mehrlinge höheren Grades aufgestellte hypothetische Formel vernachlässigt das faktische Vorkommen der vom Verfasser nur als denkbar bezeichneten bedingten Mehrlinge verschiedenen Geschlechtes oder mit anderen Worten von bedingten Mehrlingen verschiedenen Grades, ein-, zwei-, dreieiigen usw., und wird daher der tatsächlichen Verteilung der Geschlechtskombinationen bei den höheren Klassen der menschlichen Mehrlingsgeburten zwar besser als die Annahme völliger Unabhängigkeit des Geschlechtes der einzelnen Mehrlinge gerecht, ohne sie darum befriedigend darzustellen. Infolge der Unkenntnis der Literatur über menschliche Mehrlingsgeburten stellt Verfasser bereits gelöste Probleme und Forderungen auf. Weinberg-Stuttgart.

Die Züricher Heiraten. Statistik der Stadt Zürich. 19. Zürich 1915, Rascher. Bearbeitet von **Feld**, herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Zürich.

Zürich hat mit St. Gallen die größten Eheschließungsziffern unter den Schweizer Städten, die Frauen heiraten verhältnismäßig spät, daher sind die Männer relativ häufig jünger als die Frauen.

Bei Unterscheidung nach Berufen ist das Heiratsalter am geringsten bei den Arbeitern im Verkehrsgewerbe, in Handel und Industrie, am höchsten bei den Beamten und freien Berufen. Etwa in 10% der Eheschließungen ließ sich der Mann außerhalb Zürichs nieder. Weinberg-Stuttgart.

Rösle, Ergebnisse der Todesursachenstatistik im Deutschen Reiche für das Jahr 1913. Med.-stat. Mitt. aus dem K. Gesundheitsamte. Berlin 1914, Springer.

Die Lebendgeburtenziffer betrug 27,5 gegen 28,3 1912 und 34,3 1901—05, die Sterbeziffer 15,0 gegen 15,0 und 19,0. Im ganzen hat die Sterbeziffer gegen 1901—05 stärker abgenommen als die Lebendgeburtenziffer. Von den Lebendgeborenen starben 15,07% im ersten Lebensjahr gegen 14,74 im Vorjahr. Abgenommen haben Entwicklungskrankheiten und Folgen der Geburt, Infektionskrankheiten, Krankheiten des Nervensystems, der Atmungs- und Kreislaufsorgane, zugenommen Neubildungen, Krankheiten der Verdauungsorgane, Verletzungen usw.

Das Material ist geographisch reich gegliedert, die Altersgliederung ist mit sechs Gruppen noch immer rückständig gegen andere Länder und für wissen-

schaftliche Zwecke ungenügend. Es wäre zweckmäßiger, die Auszählungen nach dem Alter für wenige geographische Hauptgruppen genügend zu zergliedern und die geographischen Einzelheiten nur alle 10 Jahre zu bringen. Dabei würde viel Papier gespart. Weinberg-Stuttgart.

Heape, Walter. . Sex Antagonism. London 1913, Constable & Co. 217 S. 7½ Sh.

Heape ist bestrebt, die Gegensätze im Sexualleben von Mann und Frau und einige der sozialen Folgen hiervon aufzuzeigen. Sein Grundgedanke ist, daß der Trieb des Mannes individualistisch und nur auf die augenblickliche Befriedigung gerichtet ist, während sich der Trieb des Weibes nicht auf den Geschlechtsgenuß, sondern auf die Mutterschaft und die Aufzucht von Kindern richtet. Der Referent hält es jedoch noch durchaus nicht für erwiesen, ob es neben dem Geschlechtstrieb einen besonderen Fortpflanzungstrieb gibt; die Annahme, daß bei der Frau normalerweise nur ein Mutterschaftstrieb und kein Geschlechtstrieb besteht, ist zweifelsohne falsch. Ferner meint Heape — der sich dabei vorzüglich auf Beobachtungen an Haustieren stützt —, daß abnormale wirtschaftliche Verhältnisse, wie zu großer Wohlstand und zu große Entbehrung, die Fortpflanzungsfähigkeit weiblicher Individuen dauernd ungünstig beeinflussen, wogegen die Sexualität des Mannes bei zunehmendem Wohlstand gesteigert wird; andererseits gehen bei ihm die ungünstigen Folgen von Überanstrengung und Not bald vorüber. Aus dem hieraus sich ergebenden Geschlechtergegensatz gingen auch die unter den Völkern der Erde weitverbreiteten Einrichtungen der Exogamie und des Totemismus hervor, denen Heape den größeren Teil seines Buches widmet. Heape meint, daß mit zunehmender Kultur das sexuelle Bedürfnis der Männer gesteigert wurde, was zum Verlangen des Verkehrs mit familien- oder gruppenfremden Frauen führte. Daraus resultierte die Exogamie als ein Produkt männlichen Instinkts. Der Totemismus hingegen ist ein mehr oder weniger kompliziertes System, das den Zweck hat, dem Geschlechtsverkehr der Männer Schranken zu setzen. Der Gedanke dazu kann nur vom weiblichen Geschlechte ausgegangen sein, da die Männer doch keinen Anlaß dazu hatten, der Möglichkeit ihrer Befriedigung Grenzen zu stecken. Zudem ist der Mystizismus, der den Totemismus umgibt, eine Eigenart der weiblichen Psyche.

Wegen der dauernden Schädigung der weiblichen Geschlechtsfunktionen durch körperliche Überanstrengung hält es Heape für verfehlt, heranreifende Mädchen in Schulen sich überarbeiten zu lassen oder sie viel mit anstrengenden Spielen und Sporten zu befassen. Die falsche Erziehung, die überhandnehmende Frauenarbeit und nicht mehr passende Sexualgesetze bewirken nach des Autors Meinung eine Vermännlichung des weiblichen Geschlechts durch Hervortreten latenter männlicher Charaktere. Tatsächlich, will ich einwenden, handelt es sich dabei nicht um „Vermännlichung", sondern um „Entweiblichung"; nicht männliche Charaktere treten auf, sondern die geschlechtliche Differenzierung der Systemmerkmale schwindet. H. Fehlinger.

Wolf, Prof. Dr. Julius. Nahrungsspielraum und Menschenzahl. Ein Blick in die Zukunft. 37 S. Stuttgart 1917, Ferdinand Enke. 1.40 M.

Die Schrift ist aus einem Vortrag entstanden, den Verf. auf einer Vortragsreise durch Holland gehalten hat. Verf. gibt zuerst eine Darstellung und Kritik der

Malthusschen Lehre, nach der die Vermehrung der Menschen in geometrischer, die ihrer Unterhaltsmittel in arithmetischer Progression ansteigen soll. Verf. zeigt nun, daß allerdings die Unterhaltsmittel infolge der ausführlich geschilderten „Fortschrittshemmungen" eine sogar ständig sinkende Steigerungsrate darbieten. Auf der andern Seite stellt aber Verf. fest, daß das Wachstum der Menschenzahl, wenigstens soweit es sich um die Kulturmenschheit handelt, sich noch rascher vermindert. Die Kulturmenschheit zeigt also gegenwärtig im Gegensatz zu Malthus' Lehre „ein steigendes Zurückbleiben der Menschenzahl hinter der Unterhaltsmöglichkeit". Dieser Zustand wäre nach Verf. ideal, wenn nicht die Gefahr bestände, daß wir von Osten her mit Menschen überflutet werden. Wie groß aber diese Gefahr ist, legt Verf. in kurzen eindringlichen Ausführungen dar. „Der Augenblick ist nicht gar so ferne, wo das heilige Rußland so viel Menschen haben wird als heute das ganze Europa ohne Rußland, das sind rund 320 Millionen." Deshalb hat „die konträre Tendenz der russischen und der außerrussischen europäischen Vermehrungsrate als eine Gefahr und als eine Bedrohung zunächst Mittel- und weiterhin Westeuropas zu gelten". Hinter Rußland aber steht China mit seinen „heute schon 450 Millionen Menschen, die der Organisation da harren." Das ist ein „dunkler Punkt am Horizont der Menschheit".

Möchte auch diese Schrift des verdienstvollen Verf. dazu beitragen, immer weiteren Kreisen die Augen darüber zu öffnen, wie unvernünftig es ist, die alten Malthusschen Lehren auf unsere heutige Zeit anzuwenden, und wie schwer die europäische Kultur durch den Geburtenrückgang mit dem Untergange bedroht wird. Siemens.

Mataré, Dr. oec. publ. et phil. Franz. Ein Beitrag zur Kenntnis des Bevölkerungswesens im Kriege. 32 S. München 1917, J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung. 1.50 M.

Verf. untersucht einzelne wichtige Bevölkerungsprobleme auf Grund der vom Münchener Statistischen Amte herausgegebenen statistischen Monatsberichte. Danach hat die Zahl der Geburten in München seit dem Kriegsausbruch um mehr als ein volles Drittel abgenommen. Die Totgeburten und die Sterblichkeit infolge angeborener Lebensschwäche weisen keine Steigerung auf. Die Knaben-Mädchen-Proportion sank von 106,7 : 100 im Durchschnitt der Jahre 1910/14 auf 104,2 : 100 im Jahre 1916. Die Zahl der unehelichen Geburten hat seit dem Kriegsausbruche in München in ganz außerordentlichem Maße abgenommen. Als Ursache für diese bemerkenswerte Erscheinung weist Verf. auf die Unterbindung des Sichfindens der Geschlechter hin, insonderheit auf das Verbot der öffentlichen Vergnügungen und auf die Einschränkung des Alkoholgenusses. Verf. ist aber im Irrtum, wenn er meint, daß jeder, der „die Gebürtigkeit allein vom Standpunkte des Bevölkerungspolitikers aus ansieht", den Rückgang der außerehelichen Geburten „bitter beklagen" müßte; glücklicherweise ist die Zahl der Bevölkerungspolitiker, die in der Geburtenpolitik nur ein rein quantitatives Problem zu sehen vermögen, im Abnehmen begriffen.

Die Säuglingssterblichkeit hat sich etwas vermindert; dabei ist die Sterblichkeit der Unehelichen nur ganz unbedeutend größer als die der Ehelichen. Durch den infolge des Geburtenrückgangs eingetretenen absoluten Rückgang der Säuglingssterblichkeit wird auch eine leichte Verminderung der Gesamtsterblichkeit vorgetäuscht. In Wirklichkeit hat aber die Sterblichkeit der über 1 Jahr alten Personen

eine erhebliche Zunahme erfahren. Im Januar—Juli 1916 übertraf die Zahl der Sterbefälle die der Geburten um 10%; diese Erscheinung erklärt sich vor allem durch die stark verminderte Geburtenzahl. Am meisten hat die Sterblichkeit des Nachwuchses zwischen 2 und 15 Jahren zugenommen. Der Anteil, den die Infektionskrankheiten an der allgemeinen Morbidität haben, scheint gestiegen zu sein. Die Zahl der in den Krankenhäusern Münchens verpflegten Geschlechtskranken zeigt dagegen eine sehr erhebliche absolute und relative Verminderung. Besonders wenn man den Umstand berücksichtigt, daß in München fortwährend eine beträchtliche Zahl von Urlaubern sich aufhält, gewinnt man den Eindruck, „daß die zu Anfang dieses Krieges bezüglich der venerischen Krankheiten geäußerten Befürchtungen sich vorläufig nicht zu bestätigen scheinen". Siemens.

Dyck, Siegfried. Bevölkerungsprobleme. Studien und Glossen zur Geburtenfrage. 47 S. Breslau 1917, Preuß & Jünger.

Die Bevölkerungsprobleme sind vornehmlich biologische und sozialwirtschaftliche Probleme. Wer ein Buch über Bevölkerungsprobleme schreibt, sollte deshalb biologische und sozialwirtschaftliche Kenntnisse besitzen. Die biologischen Kenntnisse des Verf. sind aber außerordentlich wirr. Ref. möchte nur einen Satz wiedergeben, mit dem Verf. die unehelichen Geburten entschuldigen will: „Was Geheimrat v. Gruber und mit ihm Dr. Paull nichts weiter als eine verwerfliche Sittenlosigkeit erscheint, ist im Grunde doch nichts anderes als das tastende Suchen der Natur nach der besten Anpassungsmöglichkeit und das instinktive Verlangen nach der von der Natur geforderten Erhaltung der Art." Verf. tritt deshalb für eine „neue Sexualethik" ein und kommt zu dem Schluß: „Wir werden nicht viel mehr tun können, um den Geburtenrückgang zu beseitigen, als der Natur die Wege zu ebnen . . ." Was darunter zu verstehen ist, wird nirgends klar ersichtlich.

Die sozialwirtschaftlichen Erkenntnisse des Verf. sind ebenso trostlos. Ihm ist sogar entgangen, daß für die Geburtenhäufigkeit viel weniger die absolute wirtschaftliche Lage maßgebend ist als das Verhältnis der wirtschaftlichen Lage der Kinderreichen zu der der Kinderarmen desselben Standes. Er kommt deshalb zu dem für Kenner der Verhältnisse paradoxen Schluß, daß die „Befruchtung des Wirtschaftslebens" die Geburtenzahl steigen lassen werde. Auch glaubt er, daß jede Siedlungspolitik eine dauernde Erhöhung der Geburtenzahl zur Folge haben müsse. Da aber das Landleben nicht vor Geburtenverhütung schützt (siehe Frankreich und Siebenbürgen), so ist nur von einer geburtenpolitischen Siedlungspolitik Heil zu erhoffen.

Wenn man nur ganz unklare biologische und sozialwirtschaftliche Vorstellungen besitzt, sollte man in Zeiten, wo das Papier kostbar ist, kein Buch über Bevölkerungsprobleme schreiben. Siemens.

Stern, Geh. Rat Prof. Dr. E. v. Volkskraft und Staatsmacht im Altertum. 32 S. Halle 1916, Knapp. 60 Pf.

Der vorliegende Vortrag, welcher als zweite Flugschrift des Bundes zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft erschienen ist, erscheint mir vor allem deswegen begrüßenswert, weil hier ein anerkannter Fachhistoriker einmal unumwunden ausspricht, daß es Gesetze in der Geschichte nicht gibt. „Es ist in weiten Kreisen die Annahme verbreitet, daß man mit kundiger Hand nur das Buch der

Geschichte aufzuschlagen brauche, um ihm die Mittel und Rezepte zu entnehmen, die zur Heilung der Schäden der Gegenwart erforderlich sind. Diese Annahme ist ein Irrtum, hervorgerufen durch die Theorien einer Gruppe bekannter Geschichtsforscher, die das Postulat der Existenz unabänderlicher historischer Gesetze im Sinn der Naturwissenschaften aufgestellt haben. Solche historische Gesetze gibt es nicht." Damit ist so manchem Geschwätz der Bildungsphilister und der mit ihnen nahe verwandten Fatalisten der Boden entzogen.

Sodann erscheint mir die Angabe bemerkenswert, daß die Einigung und Macht des babylonischen Reiches durch Amoriter, welche aus Nordwesten kamen, geschaffen worden ist. Chammurabi sei ein Amoriter gewesen. Die babylonische Kultur wäre dann also wohl als eine arisch-semitische Mischkultur aufzufassen.

Sehr dankenswert ist ferner die Fesstellung, daß die bevölkerungspolitischen Gesetze des Augustus eine erhebliche Steigerung der Bevölkerungszahl zur Folge gehabt und den Auflösungsprozeß der antiken Welt wesentlich verzögert haben. Der schließliche Untergang des Römerreiches beweist nicht das geringste gegen die Wirksamkeit dieser Gesetze, wie öfter törichterweise angenommen wird.

Warum Stern die Theorie Seecks, daß der Verfall der Antike der Austilgung der kulturschaffenden Elemente zuzuschreiben sei, ablehnt, geht aus seinen Ausführungen nicht hervor. Daß diese ungünstige Auslese auch bei fast allen andern Kulturvölkern stattgefunden hat, spricht doch nicht dagegen; denn alle alten Völker sind ja fast ausnahmslos von ihrer Höhe herabgesunken.

Stern faßt seine Ausführungen dahin zusammen, daß es gelegentlich wohl Volkskraft gegeben habe, die keine Staatsmacht geschaffen habe, daß aber niemals Staatsmacht ohne Volkskraft von Bestand gewesen sei. „Mit dem Niedergang der Volkskraft ist die Staatsmacht stets geschwunden."

Was ich an den lehrreichen Ausführungen Sterns vermisse, ist eine Beleuchtung der qualitativen Seite der Volkskraft. Fritz Lenz.

Siemens, Hermann W. Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. 80 S. Mit 8 Abbildungen. München 1917, Lehmann. 1.80 M.

Die Einführung in die Rassenhygiene, welche unser bekannter Mitarbeiter geschrieben hat, bedarf an dieser Stelle keiner besonderen Empfehlung, zumal da er selbst seine biologische Terminologie und ihren rassenhygienischen Zweck in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift dargestellt hat. Es möge also ein kurzer Hinweis genügen. Die Schrift will ja eine Einführung in die biologischen Grundlagen sein, nicht eigentlich eine Darstellung der Rassenhygiene selber. Dennoch dürfte es sich empfehlen, in der nächsten Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird, die Grundlinien der praktischen Rassenhygiene und ihrer sozialen Bedingungen nicht ganz so knapp wie in der vorliegenden Auflage zu halten.

Fritz Lenz.

v. Hoffmann, Geza. Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. 30 S. München 1916, Lehmann. 80 Pf.

Auch diese Schrift braucht hier nicht ausführlich besprochen zu werden. Sie stellt gewissermaßen eine Ergänzung der Einführung von Siemens dar, da sie in erster Linie auf die praktischen Ziele eingeht, wie überhaupt ihr Verfasser wohl

der rührigste Vorkämpfer praktischer Rassenhygiene in Europa ist. v. Hoffmann ist kürzlich als Bevölkerungspolitiker in das ungarische Ministerium berufen worden. Möchte ihm dort reicher Erfolg im Interesse unserer Sache beschieden sein, so daß das Deutsche Reich auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik von Ungarn möge lernen können. Fritz Lenz.

Schlaginhaufen, Prof. Dr. Otto. Sozialanthropologie und Krieg. 32 S. Zürich u. Leipzig, Rascher & Cie.

Der bekannte Lehrer der Anthropologie an der Züricher Hochschule kommt in dieser lesenswerten Abhandlung zu folgendem Schlusse: „Den Lebenskampf des Menschen unter Menschen, den die Natur zur Züchtung der Tüchtigsten vorgezeichnet — die Individualauslese —, schränkt der Krieg stark ein und kehrt er in seinen Wirkungen in das Gegenteil; das stete Ringen zwischen den Völkern aber — die Kollektivauslese — steigert er zur höchsten Anspannung aller Kräfte, zur stärksten Probe der biologischen und kulturellen Werte der beteiligten sozialen Verbände und sichert demjenigen unter ihnen den Vorteil, der nach Erbanlage und kultureller Ausstattung höher steht." Die durch den Kriegsdienst erworbene Abhärtung und Übung des Körpers dagegen setzt sich nicht auf die kommenden Geschlechter fort, wie Schlaginhaufen mit Recht feststellt. Sehr zu begrüßen ist es, daß er im Unterschied von v. Luschan betont: „Der Biologe kann die Einführung fremder Menschenrassen in die Reihen europäischer und auf dem Boden Europas kämpfender Heere nur auf das strengste verurteilen." „Die Theorie der Gleichwertigkeit aller Menschenrassen wird heute wohl nur noch von solchen Stellen verteidigt, deren Interessen mit ihrer Aufrechterhaltung auf das engste verknüpft sind." Ref. möchte dem nur hinzufügen, daß diese Interessen oft viel weniger materieller oder sonst persönlicher Art sind, als daß sie vielmehr aus einem verstiegenen „Idealismus" und einer durch keine Tatsachen belehrbaren Menschheitsschwärmerei hervorgehen. Fritz Lenz.

Siebert, Dr. Fr. Der völkische Gehalt der Rassenhygiene. Bd. 3 der „Bücherei Deutscher Erneuerung". 214 S. München 1917, Lehmann. 3.— M.

Der Titel der Broschüre legt den Vergleich mit dem Goldgehalt einer Legierung nahe. Man könnte leicht denken, daß das eigentlich Wesentliche an der Rassenhygiene eben ihr völkischer Gehalt sei, und daß das, was außer diesem noch an ihr sei, wenig Wert habe. Glücklicherweise entspricht der Inhalt des Buches nicht dem Titel. Es ist eher ein Abriß der Rassenhygiene für völkisch Gesinnte. Man merkt aus dem Inhalt, daß der Verfasser nationalliberal ist, daß er in der Persönlichkeit einen leitenden Wert sieht, alldeutsche Gedanken vertritt, ein Gegner der jüdischen, der klerikalen und der proletarischen Macht ist. Das Bestreben zur Verdeutschung aller Fremdwörter führt öfter zu einer etwas geschraubten Ausdrucksweise mit gehäuften Zusammensetzungen. So wird die Rassenhygiene zur „Erbgesundheitspflege". Viele Worte wendet Siebert abweichend von dem Sprachgebrauche in ganz bestimmtem persönlichen Sinne an, z. B. wenn er sagt: „Das Wort Proletarier ist der Ausdruck einer bestimmten, nämlich der proletarischen Weltanschauung, die die Menschen als gleich in einer einzigen Masse in der Menschheit zusammenfassen will und alle Unterschiede der Geburt nur als untergeordnete, zufällige gelten lassen will." Da und dort finden sich auch Einseitigkeiten in sachlicher Hinsicht, z. B.: „Der Kampf, den wir heute gegen die gleich-

machende Demokratie, gegen die Wirkung der französischen Revolution zu führen haben, ist nur (!) ein Stück des Kampfes zwischen Kaiser und Papst." Nicht überall ist die Gedankenführung bis in die letzten Winkel klar. Im ganzen aber enthält das Buch zweifellos eine Fülle guter und gesunder Anschauungen und Forderungen. Weite Kreise unserer Zeitgenossen könnten leider nur allzuviel daraus lernen. Es ist volkstümlich geschrieben und für das Volk bestimmt. Fritz Lenz.

Paull, Dr. med. H. Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. 29 S. Stuttgart u. Berlin 1916, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Vorliegende Schrift ist als 70. Heft der politischen Flugschriften erschienen, welche E. Jäckh unter dem Titel „Der Deutsche Krieg" herausgegeben hat. Paull tritt für eine Erneuerung der deutschen Familie ein, die er einerseits durch eine sittliche Gesundung, andererseits durch eine Reichsfamilienversicherung zu erreichen hofft. Im großen und ganzen kann der Rassenhygieniker den Anschauungen und Forderungen Paulls wohl zustimmen; auf Einzelheiten, in denen ich die Schrift des wohlmeinenden Verfassers nicht für glücklich halte, gehe ich absichtlich nicht ein. In Kreisen, welche noch in der alten sittlichen Überlieferung wurzeln, mag sie zur Festigung dieser gewiß gesunden Anschauungen beitragen; in den überwiegenden Kreisen, welche sich von jener Überlieferung losgelöst haben, kann sie jene gesunden Anschauungen leicht lächerlich erscheinen lassen; und darin liegt eine gewisse Gefahr. Im ganzen stellt die Schrift innerhalb des fast unübersehbar großen Schrifttums der Bevölkerungspolitik keinen so bedeutenden Beitrag dar, daß sie für den Fachmann nicht entbehrlich wäre. Fritz Lenz.

Braeucker, Wilhelm. Die Entstehung der Eugenik in England. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (1. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Hildburghausen 1917, Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung). VII + 169 S.

Die Schrift gibt eine sehr sorgfältige Darstellung der Entstehung der Rassenhygiene in England. Die auf die Erhaltung und Veredelung des menschlichen Geschlechts bezüglichen Stellen in den Werken von Darwin, Wallace, Greg und Galton sind übersichtlich zusammengestellt; das wichtigste ist in wörtlicher Übersetzung angeführt. Da von Galtons Werken bisher nur wenig in deutscher Sprache erschienen ist, wird die Schrift Braeuckers in rassenhygienischen Kreisen eine besonders dankbare Aufnahme finden.

Die Schrift erregt aber nicht nur Interesse als eine geschichtliche Darstellung, sondern sie hat auch unmittelbaren rassenhygienischen Wert. Die rassenhygienischen Ansichten jener bedeutenden englischen Biologen sind nämlich zum großen Teil in überraschendem Grade auch noch heute zeitgemäß. Besonders Galtons Ausführungen sind alles andere eher als veraltet; es dürfte auch heute noch kaum möglich sein, den in der Rassenhygiene entscheidenden Punkten klareren Ausdruck zu verleihen, als es durch ihn geschehen ist: „Unsere Nation hat aufgehört, in demselben Maße Intelligenz hervorzubringen, wie wir es vor 50 bis 100 Jahren taten. Der geistig hervorragendere Teil der Nation pflanzt sich nicht mehr in demselben Verhältnis fort wie früher; die weniger fähigen und weniger energischen Klassen sind fruchtbarer als die wertvolleren. Kein mehr oder weniger durchgreifender Erziehungsplan kann in der Stufenfolge der Intelligenz ererbte Schwäche auf die

Höhe ererbter Kraft emporheben. Wenn überhaupt eine Heilung möglich ist, so kann sie nur durch eine Umgestaltung in der relativen Fruchtbarkeit der guten und der schlechten Gesellschaftsklassen herbeigeführt werden." Siemens.

Friedrich, Prof. Dr. Fritz. Der einzige Weg. Betrachtungen über die wirtschaftlichen Ursachen und die Beseitigung der Ehescheu und des Geburtenrückgangs in Deutschland. Dresden und Leipzig 1917, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 46 S. 1,50 M.

Verf. hat seine Broschüre „rein aus der Praxis des Lebens heraus, ohne jeden Anspruch auf Fachgelehrsamkeit" geschrieben. In der Tat liefert das Büchlein einen schönen Beweis dafür, daß man auch ohne spezialistische Fachkenntnisse, wenn man nur offene Augen und einen klaren Verstand besitzt, in der Beurteilung des Geburtenrückgangs zu richtigen Ergebnissen gelangen kann. In einem Irrtum befindet sich Verf. nur mit seinem Glauben an eine allgemeine Ehescheu. In Wirklichkeit ist ja gerade in den Geburtenrückgangs-Ländern die Zahl der Eheschließungen besonders hoch und in dauerndem Steigen begriffen. Sonst aber kann man den Ausführungen des Verf. nur zustimmen. Lebhaft beklagt Verf. den „unsinnigen Zudrang auch Mittel- und Unbegabter zu den höheren Schulen". „Wir haben nicht . . . ein absolutes Zuviel an Menschen", sondern nur „ein riesiges Überangebot für alle Beamtenlaufbahnen und gelehrten Berufe und für die höheren Staffeln der freien Berufe; unsere Äcker aber bestellen uns Ausländer, und Scharen fremder Handarbeiter überschwemmen alljährlich unser Vaterland." Sehr erfreulich ist es, daß Verf. auch die qualitative und damit die eigentlich rassenhygienische Seite der Geburtenfrage erkannt hat. So weist er darauf hin, „daß der Staat auch an der Fortpflanzung der begüterten Stände ein Interesse hat". „Das Bedenkliche ist . . ., daß der Geburtenrückgang im mittleren und höheren Bürgerstande überhandnimmt." Man vergißt eben so oft, „daß mit dem Einkommen auch die Pflichtausgaben zu wachsen pflegen". Außerordentlich anschaulich schildert Verf. sodann den enormen Unterschied, der zwischen der wirtschaftlichen Lage eines Kinderlosen und der eines Familienvaters besteht, bei dem „jede kleinste Erholung ein schwieriges Finanzproblem wird", und der sich „von allem ausschließen möchte, was die (kinderarmen) Verwandten und Kollegen unternehmen". Verf. kommt dann zu dem Schluß, daß es nur einen Weg gibt, um die unerhörten Unterschiede in der wirtschaftlichen Lage der Kinderarmen und der Kinderreichen zu mildern: eine grundlegende Änderung unseres Steuerwesens. „Unsere bisherige Steuerberechnung ist von einer unbegreiflichen Roheit. Es wird lediglich danach gefragt, welches Einkommen in einem Haushalt zusammenfließt, aber schlechterdings nicht danach, wieviel Personen von diesem Einkommen erhalten werden müssen." „Der Widersinn dieser Einrichtung ist so toll und so handgreiflich, daß es kaum faßlich ist, wie er so lange hat bestehen können, eigentlich ohne überhaupt bemerkt zu werden." Hier tut eine tatkräftige Reform bitter not; sonst droht uns ein weiteres Fortschreiten des Geburtenrückgangs und damit „eine spätere Zermalmung durch die Heuschreckenschwärme der russischen Bevölkerungsmasse".

Dem ganz populär geschriebenen Schriftchen ist in jenen breiteren Kreisen, für die es bestimmt ist, lebhafte Beachtung und weite Verbreitung zu wünschen.

Siemens.

Zeitschriftenschau.

Abkürzungen: A. = Archiv, H. = Heft, J. = Journal, Mitt. = Mitteilungen, Mon. = Monatsschrift, W. = Wochenschrift, Z. = Zeitschrift.

Anatomischer Anzeiger. Bd. 49. 1916/17. Schreiber, J., Über den Einfluß der Kastratation auf den Larynx der großen Haussäugetiere. Mit 10 Abb. S. 129—151. Kurz, E., Die Wirbelsäule einer 25jährigen Chinesin. Mit 4 Abb. S. 195—209. Veit, O., Zur Theorie des Wirbeltierkopfes. S. 368—376. Schwerz, F., Die Riesin Margaretha Marsian. Mit 1 Abb. S. 395—406. Hammar, J. A., Über Konstitutionsforschung in der normalen Anatomie. Einige Richtlinien. S. 449—474. Forster, A., Ein Fall überzähliger, rudimentärer Mammabildung an der Innenseite des Oberschenkels eines Mannes. Mit 1 Abb. S. 529—535. Bd. 50, 1917. Křiženecký, J., Einige Bemerkungen zu Begriff und Definition des Hermaphroditismus. S. 16—30. Aichel, O., Ist Konkreszenz als Faktor bei der phylogenetischen Umwandlung der Zahnform sichergestellt? Mit 8 Abb. S. 97—110. Adloff, P., Einige Bemerkungen über das Problem der Entstehung der Zahnform. S. 348—354. Aichel, O., Zur Frage der Kongreszenzhypothese. S. 400—406.

Archiv für Protistenkunde. Bd. 38. 1918. Pascher, A., Flagellaten und Rhizopoden in ihren gegenseitigen Beziehungen. Versuch einer Ableitung der Rhizopoden. Mit 65 Abb. S. 1—88.

A. f. Innere Kolonisation. Bd. 9, H. 12. Waltemath, Der Kampf gegen die Landflucht und die Slawisierung des platten Landes. — Die Tätigkeit der deutschen Ansiedelungsgesellschaften i. J. 1916/17. Bd. 10, H. 2/3. Die Tätigkeit der deutschen Ansiedelungsgesellschaften usw. (Forts.) H. 4. Dasselbe (Forts.) Beschränkungen des Grundstücksverkehrs in Ungarn.

A. f. soziale Hygiene und Demographie. Bd. 12, H. 1 u. 2. Nethorst, Der Geburtenrückgang in den Niederlanden. Oth, Zur Morphologie der Bevölkerungen. v. Hoffmann, Über die Begriffe Rassenhygiene u. Fortpflanzungshygiene. Rösle, Die Entwicklung der Bevölkerung in den Kulturstaaten in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (Fortsetzung). Rumänien. Russisches Reich (A. Gesamtreich). Guradze, Kinderzahl und Kindersterblichkeit. H. 3 u. 4. Rosenfeld, Österreichs Demographie im Lichte der Statistik. Rösle, Russisches Reich (Forts.) (B. Landesteile).

A. f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Bd. 44, H. 1. Pribram, Die Weltanschauung der Völker und ihre Politik Heller, Fortschritte der Haushaltungsstatistik nach den Ergebnissen einer Erhebung des Österreichischen Arbeitsstatist-Amtes über 119 Wiener Arbeiterfamilien.

Biologisches Zentralblatt. Bd. 36. 1916. Stomps, Th. J., Über den Zusammenhang zwischen Statur und Chromosomenzahl bei den Oenotheren. S. 129—160. Popoff, M., Künstliche Parthenogenese und Zellstimulantien. Mit 1 Abb. S. 175—191. Lotsy, J. P., Die endemischen Pflanzen von Ceylon und die Mutationshypothese. S. 207—209. Schaxel, J., Namen und Wesen des harmonisch-äquipotentiellen Systems S. 374—383. Jollos, V., Die Fortpflanzung der Infusorien und die potentielle Unsterblichkeit der Einzelligen. S. 497—514. Bd. 37. 1917. Kranichfeld, H., Die Einwände Heribert Nilssons gegen die Mutationslehre von Hugo de Vries und sein Versuch, die bei der Oenothera Lamarckiana beobachteten Mutations- und Kreuzungserscheinungen auf den Mendelismus zurückzuführen. S. 61—98. De Vries, H., Über monohybride Mutationen. S. 139—148. Franz, V., Die Zeiträume der Phylogenesis. S. 148—155. Stomps, Th. J., Über die verschiedenen Zustände der Pangene. S. 161—177. Schaxel, J., Mechanismus, Vitalismus und kritische Biologie. S. 188—196. Tschermak, A. v., Über das verschiedene Ergebnis reziproker Kreuzung von Hühnerrassen und über dessen Bedeutung für die Vererbungslehre (Theorie der Anlagenschwächung oder Genasthenie). S. 218—277. Slotopolsky, B., Die Begriffe der Cytometagenesis und der geschlechtlichen Fortpflanzung und ihre Anwendung in der Biologie. S. 277—288. Heikertinger, F., Das Scheinproblem von der Zweckmäßigkeit im Organischen. S. 333—353. Hertwig, R., Bemerkungen zu dem vorstehenden Aufsatz: „Das Scheinproblem von der Zweckmäßigkeit im Organischen". S. 353—357. Brun, R., Die moderne Ameisenpsychologie. Ein anthropomorphistischer Irrtum? S. 357—372. Dewitz, J., Die für die künstliche Parthenogenesis angewandten Mittel als Erreger für andere biologische Vorgänge. S. 498—503. Schiefferdecker, P., Die Haut-

drüsen des Menschen und der Säugetiere, ihre biologische und rassenanatomische Bedeutung sowie die Muscularis sexualis. S. 534—562.

Halbmonatsschrift f. soz. Hyg. u. prakt. Medizin. Jahrg. 25, H. 9. Guradze, Die Tuberkulose im Heere einzelner Länder. H. 10. Laserstein, Fach- und sozialärztliche Betrachtungen über die Volksvermehrung im Deutschen Reiche. H. 11. Laserstein (Schluß). Gesundheitszeugnisse vor der Eheschließung. H. 14. Blaschko, Strömungen und Gegenströmungen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. H. 16. Guradze, Krieg und Bevölkerungsstatistik.

Int. Monatsschr. z. Erforschg. des Alkoholismus u. Bek. der Trinksitten. Jahrg. 27, H. 6. Hercod, Sterblichkeit i. d. Alkoholgewerben. H. 7/8. Boulenger, Vom Fortschritt der Eugenik. H. 9. Wlassak, Der Alkohol in Wirtschaftsrechnungen von Wiener Arbeiterfamilien. H. 10. Ed. K. Alkohol und Tuberkulose.

Jenaische Zeitschrift. Bd. 54. 1917. Haeckel, E., Fünfzig Jahre Stammesgeschichte. Historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie. S. 133—202. Thiem, H., Beiträge zur Anatomie und Phylogenie der Docoglossen. Mit 41 Abb. u. Taf. 23. S. 333—404. Thiem, H., Die Anatomie und Phylogenie der Monobranchen. Mit 128 Abb. u. Taf. 24—26. S. 405—630.

Korrespondenzblatt f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte. Jahrg. 48, Nr. 1/3. Kollmann, Zur Anthropologie der Juden.

Mediz. Klinik. Jahrg. 13, Nr. 15. Müller, Konstitution und Kriegsdienst. Nr. 20. Bauer, Einige Grundlagen der Lehre von der konstitutionellen Krankheitsdisposition. Nr. 21. Leschcziner, Über familiären Brustkrebs. H. 22. Opitz, Bevölkerungspolitik und ärztliche Tätigkeit. Nr. 25. Becker, Über die besondere Gefährlichkeit gewisser Berufe für die Verbreitung der Tuberkulose. Sokolowsky, Die Psyche der Malaien und ihre Abstammung. Nr. 30. Marx, Mitteilungen zu dem Aufsatz über familiären Brustkrebs.

Mitt. der D. Ges. zur Bekämpfg. der Geschlechtskrankheiten. Bd. 15, Nr. 1 u. 2. Blaschko, Ist der zwangsweise Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung anzustreben? Zur Anzeigepflicht d. Geschlechtskrankh. in England.

Morphol. Jahrb. Bd. 50. 1917. Axt, M. C., Die Beugungsmuskeln der Hinterextremität von Emys blandingi. Ein Beitrag zur Phylogenie dieser Muskeln. Mit 3 Abb. u. Taf. 15—22. S. 351—372.

Münchener Med. W. Jahrg. 64, Nr. 36. Meyer-Ruegg, Die Vorgänge in der Uterusschleimhaut während der Menstruation. Nr. 67. Scholtz, Über die Tätigkeit der Beratungsstellen für Geschlechtskranke und die Erfolge der jetzigen Syphilisbehandlung. Nr. 38. Gauß, Zur Kritik der Gonorrhöeheilung. Federschmidt, Nürnbergs innere Bevölkerungsbewegung 1880—1913. Grumme, Vom Stillen in der Kriegszeit. Nr. 40. Vogel, Krieg, Ehe und Geschlechtskrankheiten. Nr. 46. Menzer, Über Gonorrhöeheilung. Lewinski, Zur Kritik der Gonorrhöeheilung. Nr. 50. Reiter, Zur Kritik der Gonorrhöeheilung. Nr. 51. Fleischer, Über myotonische Dystrophie. Naegeli, Über Myotonia atrophicans, speziell über die Symptome u. Pathogenese nach 22 eigenen Fällen. Jahrg. 65, Nr. 2. Heymann, Das Bettnässen. Nr. 3. Menzi, Vorläufige Mitteilung über Behandlung weiblicher Gonorrhöe mit intravenösen Kollargolinjektionen. Werther, Die Kontagiosität der kongenitalen Lues. Ylppö, Über das familiäre Vorkommen von Icterus neonatorum gravis.

Österreichische Rundschau. Bd. 50, H. 3. Driesmans, Kirchturmpolitik und Weltmachtpolitik in der Rassenhyg. u. Eugenik. H. 6. Hainisch, Die Junggesellensteuer.

Soziale Praxis. Jahrg. 26, Nr. 48. Lipmann, Psychologische Berufsberatung. Jahrg. 27, Nr. 3. Kleeis, Die Reichswochenhilfe in der Praxis. Nr. 7. Schwandt, Der Lohnsparzwang Jugendlicher. Die Gefahr der Kleinwohnungsnot nach dem Kriege. Nr. 11. Beiträge zur Wohnungsfrage während des Krieges. Nr. 12. Teleky, Die soziale Hygiene an den Hochschulen. Nr. 13. Teleky (Forts.). Nr. 17. Die Wohnungsfrage in den beiden Häusern des Preußischen Landtages. Die Siedelungsbewegung in Hessen.

The American Naturalist. Vol. LI, Nr. 601. Davenport, The Personality, Heredity and Work of Charles Otis Whitman. Goodsped und Clausen, Mendelian Factor Differences versus Reaction System Contrasts in Heredity.

Z. f. induktive Abstammungs- und Vererbungslehre. Bd. 14. 1915. H. 5. Emerson, R. A., Anomalous Endosperm Development in Maize and the Problem of Bud Sports. S. 241—259. Haecker, V., Entwicklungsgeschichtliche Eigenschafts- oder Rassenanalyse mit besonderer Berücksichtigung der Wirbeltierzeichnung. Mit 3 Abb. S. 260—280. Bd. 15. 1916. H. 1—4. Köhler, O., Über die Ursachen der Variabilität bei Gattungsbastarden von Echiniden, insbesondere über den Einfluß des Reifegrades der Gameten auf die Vererbungsrichtung. Experimentelle Untersuchungen an vierarmigen F_1-pluteis der Kreuzung Strongylocentrotus lividus ♂ Sphaerechinus granularis ♀. Mit 17 Abb. u. 16 Tabellen. Teil I S. 1—163, Teil II S. 177—295.

Sirks, M. J., Waren die Salix-Hybriden Wichuras wirklich konstant? S. 164—166. Bd. 16. 1916. H. 1/2. Iwanow, E. und Philiptschenko, Jur. Beschreibung von Hybriden zwischen Bison, Wisent und Hausrind im Tierpark Askania-Nova des Herrn F. E. Falz-Fein. Mit 20 Abb. S. 1—48. White, O. E., Studies of the Teratological Phenomena in their Relation to Evolution and the Problems of Heredity. II. The Nature, Causes, Distribution, and Inheritance of Fasciation with Special Reference to its Occurrence in Nicotiana. Mit 29 Abb. u. 26 Tabellen. S. 49—185.

Z. f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. Bd. 18, H. 1. Block, Behandlungszwang für Geschlechtskranke. H. 2 u. 3. Mittermaier, Vorentwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Z. f. Bevölkerungspolitik u. Säuglingsfürsorge. Bd. 9, Nr. 1. Schloßmann, Die Umwertung des Bevölkerungsproblems — ein tragender Gedanke im neuen Deutschland. Nr. 2. Zahn, Gesetzliche Unterstützung kinderreicher Familien in Frankreich. Nr. 3. Würzburger, Rückblick und Ausblick auf unsere Bevölkerungsentwicklung. Nr. 4. Oldenberg, Zum Verständnis der Geburtenrückgangsziffern. Nr. 8. Opitz, Über die Bedeutung des Geburtenrückganges. Steinke, Geburtenrückgang und Säuglingssterblichkeit in ihrer Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes. Nr. 9. Curschmann, Infektionskrankheiten, Krankenhäuser und Bevölkerungspolitik. Nr. 10. Schloßmann, Worte und Taten. Ein Beitrag zur bevölkerungspolitischen Frage. Nr. 11. Baum, Sozialhygienische Bevölkerungspolitik. Nr. 12. Zeiler, Die Zweikinderehe; ihre Gefahren und ihre Abwehr. Bd. 10, Nr. 1. Brüning, Geburtenrückgang und Volksgesundheit. Würzburger, Zur Erwiderung des Herrn Prof. Dr. Opitz: Über die Bedeutung d. Geburtenrückganges. Schloßmann, Eine beachtliche Äußerung über die bevölkerungspolit. Verhältn. in Frankreich aus dem Jahre 1900. Nr. 2. Ehrenberg, Geburtenrückgang und Volkswirtschaft.

Z. f. Demogr. u. Statistik der Juden. Segall, Die Bewegung der jüdischen Bevölkerung in Preußen, Bayern und Hessen von 1910 —1914. Weiner-Odenheimer, Die Berufe der Juden in München. Segall, Grundzüge einer Bevölkerungsstatistik der Juden.

Z. f. Ethnologie. Jahrg. 48, H. 6. Haustein, Die Hautfarbentafel Felix v. Luschans nach Davenports Methode entmischt. Jahrg. 49, H. 1. Kollmann, Die Ungarn. Eine anthropologische Skizze.

Z. für Morphologie u. Anthropologie. Bd. 20, H. 3. Adams, Über postembryonale Wachstumsveränderungen und Rassenmerkmale im Bereiche des menschlichen Gesichtsschädels.

Z. für Sozialwissenschaft. Jahrg. 6, H. 6 u. 7. Fehlinger, Bevölkerung und Volkswirtschaft Rußlands.

Z. f. wissenschaftliche Zoologie. Bd. 116. 1916. Duerken, B., Über die Wirkung verschiedenartiger Umgebung auf die Variation von Schmetterlingspuppen. Versuche an Pieris brassicae. Mit 15 Abb. u. Taf. 22—24. S. 587—626. Bd. 117. 1917/18. Verhöff, K. W., Zur vergleichenden Morphologie des Abdomens der Coleopteren und über die phylogenetische Bedeutung desselben, zugleich ein zusammenfassender kritischer Rückblick und neuer Beitrag. Mit 12 Abb. u. Taf. 1—2. S. 130—204. Korschelt, E., Zum Wesen der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, nebst Bemerkungen üb. ihre Beziehungen z. geschlechtl. Fortpflanzung. Mit 25 Abb. S. 361—459.

Zoologischer Anzeiger. Bd. 47. 1916. Kükenthal, W., System und Stammesgeschichte der Scleroxonier und der Ursprung der Holaxonier. S. 170—185. Krieg, H., Zebroide Streifung an russischen Pferden. Mit 3 Abb. S. 185—188. Bd. 48. 1917. Dewitz, J., Über die Erblichkeit der Inversion der Molluskenschale. Mit 1 Abb. S. 1—3. Wedekind, W., Teilung und Tod der Einzelligen. S. 189—193. Fernandez, M., Über Kreuzungen zwischen Cavia aperea Linn. und Meerschweinchen. S. 203—205 u. S. 209—213. Krieg, H., Beiträge zur Rudimentierungsfrage nach Beobachtungen an Chalcides tridactylus, Anguis fragilis und Lacerta serpa. Mit 5 Abb. S. 213—219. Franz, V., Zur Farben- und Bandvariabilität an Tachea nemoralis. Mit 1 Abb. S. 292—299. Kükenthal, W., System und Stammesgeschichte der Plexauridae. S. 330—336 u. S. 340—347. Bd. 49. 1917/18. Deegener, P., Versuch zu einem System der Assoziations- und Sozietätsformen im Tierreiche. S. 1—16. Dietz, P. A., Über die Herkunft der Teleostier. Mit 1 Abb. S. 79—89. Schuster, W., Freinistende Höhlenbrüter. Vergangenheit und Zukunft der Sperlingsvögel. S. 251—254.

Zool. Jahrb. Allg. Zool. Bd. 36. 1916/17. Dewitz, J., Über die Entstehung rudimentärer Organe bei den Tieren. S. 231—244. Abtlg. Anatomie u. Ontologie. Bd. 40. 1918. Boas, J. E. V., Zur Beurteilung der Polydactylie des Pferdes. Mit 50 Abb. u. Taf. 1. S. 49—104.

Berichtigungen.

Das Referat über die beiden Arbeiten Rubners auf S. 390 fällt fort. — Auf S. 392 ist der vorletzte Satz zu streichen.

Namenregister.

A.

Abderhalden 12, 204.
Abel 117.
Abelsdorf 18.
Adametz 413, 482.
Adams 516.
Adloff 125.
Aichel 514.
Albrecht 121, 412.
Allers 367—371, 371—376, 388, 495, 501—504.
Ammons 44.
Amonn 254.
Ander 245.
Anthony 479.
Antisthenes 46, 491.
Anton 120.
Appel 354.
Arldt 126.
Armbruster 413.
Aristoteles 203.
Aschaffenburg 400.
Ascher 502.
Auerbach 56—66, 83ff., 151—161, 349—351.
Axt 515.

B.

Bagg 412.
Baisch 254.
Bamberger 412.
Bancroft 296ff., 419—423.
Banta 413.
Bartens 353.
Barth 504.
Bartlett 412.
Bateson 195.
Bauer 515.
Baum 516.
Baur 3, 44, 85, 196, 259ff., 364, 380, 488.
Becher 352, 413.
Bechler 425.
Beck 126.
Becker 515.
v. Behr-Pinnow 120.
Behrend 109ff.
Bell 95.
Berthold 256.
Bertillon 43.
Beth 359, 493—494.
Pan Bemmelen 413.
de Beurman 14.
Bieder 126, 254, 412.
Biedermann 413.
Biedl 12.
Bindewald 18.
Birkner 125, 207, 254.
Blaschko 75ff., 122ff., 126, 515.
Bleicher 16.
Bloch 77.
Block 515.
Bloeck 127.
Bluhm 15—42, 119, 350.
Boas 125, 212ff., 487, 516.
Bonger 400.
Borchert 254.
Borée 120.
Bornträger 99.
Boruttau 254.
Botezat 125.
Botke 413.
Boulenger 515.
Boven 214ff.
Braeucker 512.
Branca 254.
Brandsch 411.
Brehm 205ff., 254, 480—483.
Brennecke 248.
Brentano 229ff.
Breßlau 415.
Bridges 254.
Broederich 255.
v. d. Broek 411.
Bronner 479.
Bruck 490.
Brun 514.
Brunet 423.
Brüning 516.
Brunzlow 127.
Buchler 423.
Buchner 207.
v. Buddenbrock 413.
Budge 411.
Bumm 74.
van der Burgt 433.
Bürkle 127.
Busching 411.

C.

Calkins 412.
Canstatt 305.
de las Casas 422, 426.
Casement 422.
Gastle 412.
Chamberlain 208ff., 392, 468, 470, 473.
de Chapeaurouge 354.
Chevalier 3.
Chittenden 390.
Christian 117ff.
Christ-Socin 429.
Le Cron 483.
Chun 196.
Claaßen 18, 390.
Classen 254, 376.
Claß 392, 413.
Clausen 515.
Claussen 196.
Conard 213ff.
Correns 3, 254.
Crusius 163, 174, 175.
Czellitzer 195.
Curling 12.
Curschmann 516.
Cushing 254.
Cuvier 196.
v. Czettler 411.

D.

Dahl 206.
Damaschke 248.
Darwin 130ff., 257ff., 351, 354, 476, 512.
Davenport 93, 94, 213ff., 216—219, 254, 389, 412, 413, 516.
Deegener 413.
Deumer 254.
Deutsch 120.
Dewitz 515.
Dickel 413.
Diem 214, 503.
Diethart 412.
Dietz 516.
Döderlein 411.
Doflein 413.
Dorenberger 411.
Dreuw 74—82, 127, 342, 396.
Driesch 125.
Driesmans 115, 515.
Dubois 488.
Dumont 377.
Dunbar 313.
Duncker 125, 505.
Dunn 412.
Dürken 254, 413, 515.
Duschl 411.
Dyck 413, 509.
Dyroff 396.

E.

East 412.
Eastman 304.
Eddowes 214.
Edwards 426.
Ehrenberg 177, 180ff., 195, 516.
v. Ehrenfels 86, 130, 149.
Ehrlich 200.
Eiffe 254.

Eisenstadt 127.
Elderton 44, 370.
Ellis 287.
Emerson 412, 516.
Emmerich 89ff., 254.
Engel 111.
Engelhard 502.
Erdmann 254.
Erkes 241.
Erman 122.
Eschle 218.
Eucken 127, 258, 266.
Eulenburg 388, 413, 504.
Eyk 125.
Eyre 425.

F.

Fabarius 413.
Fahlbeck 375.
Fahrenholz 126.
Falk 254.
Federley 254.
Federschmidt 515.
Fehlinger 95—97, 109ff., 113ff., 125, 126, 236—237, 238—240, 241, 379, 390ff., 393, 496, 507, 516.
Feld 127, 506.
Fernandes 516.
Feuchtwanger 127, 363.
Fischel 197.
Fischer, Alf. 30ff., 103, 119.
Fischer, Eug. 413, 487, 495.
Fleischer 515.
Flemming 98.
Flesch 413.
Forberger 98ff.
Forel 129, 147, 327.
Forster 514.
Fraenkel 413.
Frank 126.
Franqué 411.
Franz 483—485, 514, 516.
Freudenberger 411.
Friedberger 195, 413.
Friedenthal 255, 413.
Friederici 287, 296ff., 419ff.
Friedrich 513.
v. Frisch 136.
Fritsch 413.
Fritz 241ff.
Frobenius 423, 439.
Frost 354, 412.
Fuchs 415.
Fürth 119, 126.

G.

Galton 88, 177, 257, 367, 368ff., 512.
Gard 479.
Gates 412.
Gaupp 475.
Gauß 515.
v. Gayl 255.
Gegenbaur 197.
Gemünd 126.
Gennerich 75, 411,
Gerhardi 127.
Gerland 268, 280ff.
Giese 413.
Gneist 116.
Gobineau 473, 488—490.
Godlewski 196.
Göldi 255.
Goldschmidt 1—14, 125, 266, 412.
Gonser 122, 127.
Goodale 412.
Goodsped 515.
Gottstein 120.
Gräbner 276.
Grabowsky 125, 233.
Gräf 412.
Graefe 411.
Graßl 85, 102—106, 125, 170, 237—238, 321—332, 381—385, 412.
Greg 512.
Greil 125.
Grentrupp 244.
Gretzschel 126.
Grew 197.
Grober 286.
Groß 400.
Grotjahn 106ff., 226, 347.
Gruber 39, 43ff., 86, 121ff., 127, 247, 258, 266, 346ff., 384, 392, 411, 464ff.
Grumme 411, 515.
Grünweller 248.
Gudernatsch 10.
Gumbel 505.
Gumplowicz 112.
Gündisch 122.
Guenther 129ff.
Guradze 362, 411, 514, 515.
Guyau 87, 127.

H.

Haberling 97.
Haeckel 197, 255, 351.
Haecker 3, 125, 213, 220, 255, 367, 413, 496, 516.
Hainisch 120, 123, 243—244, 515.
Haiser 255, 490—493.
Halban 2, 10, 13.
Hallquist 255.
van Hamel 400.
Hammar 514.
Hammer 414.
Haneld 377, 414.
Hänsch 413.
Hansen 193ff., 329, 374.
Hardenburg 422.
Harnisch 127.
Harris 255, 414.
Hartmann 196.
Hartnacke 387ff.
Hasebroek 127, 414.
Hauser 414, 354—356.
Hauschild 413.
Haustein 413, 515.
Heape 507.
Hecht 77, 78, 126.
Heck 205ff., 480—483.
Hecker 120.
Hedrick 479.
Heer 17ff.
Hegner 255.
Heikertinger 514.
Heim 270.
Heinemann 414.
Heinke 414.
Heller 514.
Henle 197.
Henning 255.
Hentschel 46, 492.
Herbst 414.
Hercod 126, 515.
Heron 92.
Hertwig 255, 386, 414, 477, 514.
Hertz 208ff., 468—475, 487.
v. Heß 135ff.
Hettner 390ff.
Heymann 515.
Hilzheimer 205ff., 480—483.
Hindhede 390.
Hippokrates 261.
Hirsch 89, 351.
Hirschfeld 2, 3, 9, 255.
Hirt 414, 494.
Höfer 125.
v. Hoffmann 53, 86, 127, 228, 229, 249—253, 343—345, 363, 389, 398ff., 411, 414, 510, 514.
Hofstaetter 414.
v. Hofsten 414.
Holden 412.
Holle 412.
Hölscher 162, 163.
Horn 379, 414.
Hoernes 255, 358ff.
Horst, Maurus 487.
Horten 393.
Hotz 453.
Hrozný 211.
v. Humboldt 291.
Hummel 246.
Hutten 412.

I.

Iwanow 516.

J.

Jaeckel 126, 255, 331, 378ff.
Jäckh 511.
Jahn 411.

Jeffrey 412.
Jennings 255.
Jensen 437.
Jentsch 501.
Jesionek 411.
Johannsen 85, 130, 196, 209, 257 ff., 365, 386, 469, 472.
John 411.
Johnston, H. 481.
Jollos 516.

K.

Kalb 503.
Kaminer 415.
Kammerer 12, 127, 209, 469.
Kampffmeyer 77, 78.
Kant 491.
Kantorowicz 220.
Kaplun-Kogan 113, 126.
Kapkyn 414.
Karplus 126.
Karsch 9.
ten Kate 304.
Kaufmann 127.
Kaumann 244.
Kaup 411, 412.
Kaurimsky 113—115.
Kautsky 91—92.
Kaznelson 113.
Kekule von Stradonitz 162, 191.
Keller 353.
Keup 255, 256.
Kickh 95.
Kiernau 3.
Kießling 479.
Kindermann 414.
King 483.
Kjellén 127.
Klaatsch 300, 354, 420, 487, 490.
Klebs 414.
Kleeis 515.
Kleinsorgen 414.
Klumker 125, 234, 413.
Kluncker 127.
Knauer 414.
Knoche 128.
Koch-Grünberg 285, 421 ff.
Kohlbrugge 125.
Koehler 354, 516.
van Kol 276.
Koller 214, 503.
Kollmann 208, 515, 516.
Königs 414.
Korschelt 516.
Korschinsky 265.
Kossinna 414.
Krafft-Ebing 2, 3, 10.
Krall 206.
Krammel 411.
Kranichfeld 414, 516.
Kraepelin 1.
Krause 128.
Krieg 516.
Křiženecký 514.
Krohne 100, 119, 232, 248.
Kronacher 255, 414.
Krüger 412.
Kühn 392.
Kühne 388.
Ku-Hung-Ming 128.
Kükenthal 127, 516.
Külz 269, 438.
Kurkin 255.
Kurz 514.
Kuttner 255.

L.

Labat 426.
Ladoff 415, 484.
Lagner 411.
Lang 386.
Lange 120, 246, 255.
de Lange 414.
Langemann 246.
Lankester 197 ff, 481.
Laqueur 196.
Laraß 227, 255.
Laserstein 515.
Lashley 255.
Laubenburg 411.
Laughlin 93, 412.
Laupheimer 337 ff.
Lawrence 195.
Lebedinsky 125.
Le Bon 88.
Leche 127.
Legrain 96.
Lehmann 255, 414.
Lemanczyk 225 ff.
Lenz 50, 54, 55, 80, 83 ff., 86, 87 ff., 107 ff., 115—124, 129—150, 191, 192, 195, 208—213, 220—221, 240 ff., 246, 247—249, 257 ff., 264, 333—336, 337—342, 345—348, 349, 364—367, 377, 380, 382, 392, 393—397, 401, 402, 403—410, 411. 412, 439—468, 468—475, 486—493, 496, 509—512.
Leonard 77, 78, 428.
Lepke 353.
Leschcziner 515.
Lesser 77, 78.
Letamendi 3.
Leute 126, 235.
Leutwein 126, 235.
Leva 126.
Lewandowsky 120, 504.
Lewinski 515.
Lewis 483.
Lichtenstern 126.
Lidforß 203.
Lieske 413.
Lilienthal 75, 339.
Linné 209, 490.
Lipmann 515.
Lipschütz 414.
Little 412.
Livingstone 428.
Lobstein 213.
Löhlein 411.
Lombroso 325.
Lönnberg 205.
Lorentzen 96.
Lotsy 255, 414, 514.
Loew 89 ff., 254.
Lowett 214.
Lüders 126, 412.
Lufft 427.
Lundborg 222—225.
v. Luschan 128, 304 ff., 421, 430, 486—488, 511, 516.
Lustig 125, 126.
Luther 414, 485.
Lyde 314.

M.

Mac Dowell 412.
Madzsar 228, 229.
Magnus 499.
Maier 400.
Malpighi 197.
Mangoldt 415.
Mantel 412.
March 195.
Marcuse, M., 362, 411.
Martin 208.
Martius 364—367, 497.
Marx 111 ff., 515.
Masselon 370.
Mataré 508.
Mauschke 126, 413.
Mayer 256.
Mayet 128.
v. Mayr 99.
Mc Kenney 297.
Meckbach 120 ff.
Meinecke 126.
Meisel-Heß 414.
Meisenheimer 12.
Meisl 255, 361 ff.
Mench 483.
Mendel 265, 372.
Menzer 515.
Menzi 515.
Metz 411, 414.
Meyer 255.
Meyer-Rüegg 411, 515.
Michaelis 30.
Middleton 389.
Miehe 203 ff.
Miljukoff 126.
Milla 426.
Millardes 479.
Minchin 412.
Mittermaier 515.
Moerenhout 287, 301.
Mohr 125.
Moll 2, 3.

v. Möller 117.
Mombert 195, 229, 346.
Montelius 359.
Morgan 89, 412.
Most 100ff., 255.
Mühldorff 127.
Muller 412.
Müller 515.
Müller, H., 415.
Müller, J., 197.
Müller, R., 353ff.

N.

Näcke 400.
Naegeli 108, 197, 257, 515.
Nansen 437.
Nassauer 411.
Natorp 238—240.
Natzmer 125.
Naumann 71.
Nehring 206.
Neißer 75, 78, 125, 126, 234, 412, 490.
Nethorst 514.
Nettleship 497ff.
Neubaur 92, 245, 361—362, 376—377.
Neugebauer 10, 12, 14.
Neubauß 434.
Neumann 353.
Neumann-Frohnau 414.
Neurath 388.
Niceforo 449.
Nichols 214, 412.
Nietzsche 88, 112, 211, 469, 473, 489, 491.
Nieuwenhuis 279, 280ff.
Nilsson-Ehle 255.
Nitschmann 307.
Noack 127.
Nobl 411.
v. Noorden 415.
Nordenskjöld 288, 422.
Nordquist 415.
Norton 412.
Nowosselsky 221ff.
Nusbaum-Hilarowicz 128.
Nussbaum 125.

O.

Oberlin 479.
Oldenberg 117ff., 125, 233, 346, 516.
Opitz 86, 125, 234, 515, 516.
Ostwald 201ff., 217.
Oth 514.
Oettinger 380, 415.
Oudemans 12.
Ovid 230.
Owen 197.

P.

Papanicolaou 412.
Pappelbaum 4.
Pappritz 126.
Pascher 255, 514.
Paull 415, 511.
Pearl 412.
Pearson 44, 92ff., 95, 370, 374, 497ff.
v. Peez 415.
Pernet 502.
Pesl 411, 415.
Peters 255, 367—371, 386.
Petersen 128, 388.
Petrich 389.
Pfaundler 411.
Pfersche 255.
Pfungst 206.
Philiptschenko 516.
Pick 10.
Pierstorff 126, 235.
Plate 3, 196—203, 205—207, 352—353, 375, 386, 480—483.
Platon 46, 257ff.
Platt 412.
Ploetz 15, 34, 40, 43, 70, 104, 117, 120, 343, 346.
Pöch 128.
Pohle 127.
Pole 177.
Polybius 230.
Popoff 125, 514.
Porsild 437.
Portier 206.
Posner 255.
Prell 127.
Pribram 514.
Pries 126.
Prinzing 17ff., 70.
Pryll 411.
Przibram 12, 196, 469.
Przybyszewski 415.
Pudor 126.
Purkinje 197.

Q.

Quessel 465.
Quetelet 230.

R.

Rádl 196.
Raseri 499.
Rasmusen 478—480.
Rathay 479.
Ratzel 268, 279ff.
Reich 411.
Reiter 515.
Reitzel 353.
Ribbert 365.
Rickert 88, 475.
Riddle 256, 412, 415.
Riebesell 256, 415, 496.
Riebold 219ff.
Rintelen 125, 256.
Rohde 63.
v. Rohden 247.
Roosevelt 398.
Rosenfeld 126, 400, 413, 514.
Rosenhaupt 220.
Rosenstock 126, 234.
Rosenthal 346ff., 381, 415.
Rösle 100, 506, 514.
Rost 99.
Roubinovitsch 14.
Rouse 418.
Rousseau 112.
Roux 201ff.
Rubner 123, 390, 516.
Rüdin 1, 43, 127, 216, 371—376.
Rumpf 123.
Ruppin 59, 242.
Ruttmann 385ff., 415.

S.

Salomon 125.
Sapper 268—320, 417—439.
Sarasin 420, 425.
Schacht 411.
Schaeffer 75.
Schallmayer 15ff., 66—73, 107ff., 126, 128, 209ff., 234, 266, 347ff., 467, 469, 472.
Schaxel 514.
Schellenberg 128.
Schemann 415, 488—490.
Schiefferdecker 515.
Schiele 128.
Schierbeek 415.
Schlaginhaufen 86, 125, 256, 510.
Schleip 196.
Schlenzka 413.
Schloßmann 125, 233, 235, 463, 516.
Schmidt 415.
Schmidt-Gibichenfels 126.
Schmittmann 237, 388ff., 412.
Schmitz 225—228, 229—232, 246, 412, 415.
Schmölder 77, 78.
Schnee 206.
Schneider-Orelli 127.
Scholtz 515.
Schopenhauer 141, 211.
Schrader 128, 357.
Schreiber 514.
Schrenck-Notzing 1.
Schuchert 259.
Schultz 415.
Schultze 126.
Schumpeter 256.
Schuster 516.
Schwalbe 125, 208, 488.
Schwandt 515.
Schwann 196.
Schwarz 106.
Schweinfurth 311.
Schweitzer 411.
v. Schwerin 125, 256.

Schwerz 361, 413, 415, 514.
Sclater 481.
Seeberg 346.
Seeck 510.
Segall 516.
Seidlein 247, 453.
Sellheim 411.
Semon 209, 469.
Sering 121, 256.
Shull 88, 415.
Siebert 66—73, 128, 511.
Siegel 411.
Sieglbauer 126.
Siemens 43—55, 83—86, 126, 128, 162—192, 241—243, 244, 257—267, 349—351, 353—354, 361, 380ff., 387, 400, 412, 415, 478, 485, 486, 507—509, 510, 513.
Siemens, W. v. 177.
Sigismund 412.
Simmel 111.
Sinnott 412.
Sirks 516.
Skalweit 126, 235.
Skull 484.
Slotopolsky 514.
Smolian 415.
Sokolowsky 411, 515.
Sombart 411.
Sommer 192, 256, 386, 400, 411, 495.
Sonnenberger 478.
Spann 110.
Spatz 411.
Speiser 269, 312, 313ff., 433ff.
Spemann 197ff., 483.
Spuler 136.
Stählin 392.
Stegelmann 422.
Steiger 256.
Steinach 12.
Steinacker 167.
v. d. Steinen 314.
Steinhardt 411.
Steinhausen 415.
Steinke 516.
Steinmann 415.
Steinmetz 43, 101.
Stephan 276.
Stern 77, 78, 388.
v. Stern 256, 509.
Sternfeld 415, 485.
Stevenson 288, 309, 318.
Stirner 112.
Stockard 123, 412, 483.
Stocking 256.
Stolberg 312.
Stoll 426.
Stomps 514.
Strafella 125.
Stransky 145.
zur Strassen 198ff., 205ff.
v. Strauß und Torney 128.
Strebel 256.
Strehlow 412.
Strohmayer 220.
Struck 486.
Strzelecki 420.
Summer 412.
Sumner 256.
Sundberg 411.
Syrup 102—104.

T.

Tammes 256.
Tandler 236ff, 353.
Teleky 515.
Du Tertre 426, 427.
Theilhaber 43, 92, 97—100, 110—113, 226, 227, 230, 256, 345ff.
Thiem 89—91, 203—204, 385—386, 475—477, 478—480, 515.
Thilenius 319.
Thilo 125.
Thorsch 111.
Titius 128.
Tolstoi 112.
Torges 415.
Treuherz 429.
Trietsch 126.
Troll-Borostyani 245.
Trommershausen 128.
Tschermak 125, 514.
Tschudi 427.

U.

Ulrichs 2.
v. Unger 256.
Unold 128.
Unruh 243ff.
Usher 497ff.

V.

Vallean 412.
Varro 230.
Vaerting 240, 256.
Veit 514.
Verhöff 516.
Verworn 391.
Virchow 500.
Vogel 515.
De Vries 201, 259, 265, 514.

W.

v. Wagner 248.
Wallace 131, 306, 310, 512.
Waltemath 514.
Wamser 256, 415.
Wappeus 379.
Waescher 126.
Wasmann 128.
Waterman 412.
Waterschoot van Gracht 420.
Watteroth 102—104.
Weber 247ff., 495.
Wedekind 516.
Wegelin 415.
Weichardt 126.
Weinberg 30ff., 80, 92—95, 100—102, 106ff., 128, 193—195, 213—220, 221, 222, 366, 372, 374, 496—501, 505—507.
Weiner-Odenheimer 126, 516.
Weisengrün 111.
Weismann 108, 129ff., 197, 215, 257ff, 475, 478.
Werber 415, 483.
Werth 256.
Wertheimer 300.
Werther 515.
Westergaard 20.
Weymann 126.
White 412, 516.
Whitney 484.
Williams 95.
Wilsdorff 353ff.
Wilser 354—361, 415, 470, 490, 493—494.
Wilson, J. 354.
Wingen 125, 229.
Winkler 256.
Winnig 412.
Winternitz 411.
Wirth 92, 469, 470.
Wißmann 428.
Witschi 125.
Wittermann 216.
Wittmayer 412.
Wlassak 515.
Wohlgemuth 256.
Wohlin 222ff.
Wölbling 256.
Wolf, J. 100, 125, 230, 232, 234, 346, 413, 507.
Wolfe 412.
Wolff 126, 415.
Wollny 245—246.
Woltereck 262.
Woltmann 473.
Wriedt 354.
Wundt 88, 128.
Würzburger 126, 516.
Wygodzinski 411.

Y.

Ylppó 515.
Yule 369.

Z.

Zahn 516.
Zechlin 256.
Zeiler 382, 415, 445—468, 516.
Ziegler 415.
Zimmermann 411.
Zollschan 487.
v. Zumbusch 342, 396.

Sachregister.

A.

Aberglaube b. Naturvölkern 282, 493.
Abnormität, sexuelle 1—14.
Abolitionismus 76.
Abschreckungsmimikry 133 ff.
Abtreibung, Bekämpfung 118.
„Abweicher" 263.
Achylie 365.
Ackerschnecken, Zuchtversuche 485.
Affen 480 ff.
—, ihre Psychologie 482 ff.
Afrika, Menschenverluste durch Sklavenhandel 427 ff.
—, Rassenverhältnisse 306, 307.
Ahnenerbe, Gesetz vom 367, 369.
Ähnlichkeit, familiäre 495.
— zwischen Geschwistern 370.
Akklimatisationsfähigkeit 270.
Albinismus u. Geburtenfolge 194.
—, geographische Verbreitung 499.
— b. Menschen 497—501.
—, sein Wesen 498.
—, Vererbung 250.
Albuminurie 365.
Alkohol u. Kindersterblichkeit 95, 97.
— u. Naturvolk 312 ff.
Alkoholismus, Bekämpfung 96 ff., 123.
— u. Entartung 96 ff., 123.
— u. Erkrankungsziffer 96.
— u. Sterbeziffer 96.
— u. Fruchtbarkeit 95, 123.
— u. Unfall 34 ff.
Alkoholsteuer 123.
Alkoholverbot in Neuguinea 313.
„Allgemeine Biologie" 196—203, 203—204.
Alpine Rasse 307.
— u. nordische Rasse i. d. Schweiz 361.
Altersversicherung u. Rassenhygiene 40.
Altgermanische Kunst 360.
„American Genetic Association" 249.
Amerika, Rassenhygiene 249, 344, 398 ff.
— u. Zionismus 64.
Amerikanischer Typ 250.
Anaphylaxie 204.
Anglo-Amerikaner u. Indianer 296.
Anlage u. Umwelt 251, 370, 504.
Anlockungsmimikry 133 ff.
Anpassung, mimetische 132.
— u. Selektionsprinzip 199 ff.
— u. Volk 321—332.
Anpassungsfähigkeit des Menschen 271.
Ansteckung, geschlechtliche, ihre Strafbarkeit 337—342.
Anstellungsalter u. Bevölkerungspolitik 459.
Anteposition 375.
Anthropologie der Kriegsgefangenen 486—488.
Anzeigepflicht bei Geschlechtskrankheiten 76 ff., 123, 234, 342, 393—396.
Arbeitergewinnung in Kolonien 425—436.
Arbeitslosenversicherung u. Rassenhygiene 33 ff.
Arier u. Semiten 209.
Artfestigkeit des Menschen 365.
Artselektion 129.
Asiatische Auswanderer 430.
Asien, Rassenverhältnisse 306 ff.
Assoziationsmethode 93.
Ästhetik, selektionistische 144.
Aufbrausen, selektionistische Bedeutung 140 ff.
Aufstieg der Begabten 377, 387, 441.
Auge, menschliches, albinotisches 500.
Augenlinsen, Entwicklung bei Vertebraten 483.
Augenzeichnung als Schreckmittel 134.
Augenzittern, Erblichkeit 502.
Ausbeutungskolonien 294.
„Ausgleichung des Menschenverlustes" 83 ff., 349 ff.
Auslandsflucht des Kapitals 450 ff.
Auslese, fekundative 130.
—, geschlechtliche, Definition 129.
— durch Krankheit b. Wilden 278.
— u. Krieg 86, 117, 228, 236, 252, 323 ff., 440.
— u. Rassenhygiene 381.
— u. Schule 387 ff.
—, soziale 43 ff., 102, 377, 387, 398, 399, 441, 467, 478, 512.
— des Stärkerscheinenden 129—150.
— der Tüchtigen 387.
— u. Umwelt 144.
—, vitale 130.
„Ausschuß für d. Fragen der Volksvermehrung" 247—249.
Aussterben der Begabten 441.
— — — s. a. Soziale Auslese usw.
— der Naturvölker 268—320, 417—439.
— — —, Ursachen 282 ff.
Ausstattungsbeihilfe 446.
Australien, Vernichtung der Eingeborenen 300, 420.
—, Rassenverhältnisse 274, 305, 490.
Auswanderer, asiatische 430.
Auswanderung u. Krieg 450.
Autoergie 202.

B.

Babirussa alfurus 481.
Babylonische Kultur und Rasse 510.
Bastardisierung 277, 300—308.
— und Begabung 308.
Bäuerliche Lehen 55, 86, 466 ff.
Bauern u. Kinderzahl 117, 121, 223 ff., 466.
Bauernstand und Kriegsverluste 327.
— und Volkserhaltung 350.
Beamte, ihre Abkunft 101.
— und Kinderzahl, Statistik 460.
Beamtenbesoldung u. Kinderzahl 118, 124, 233, 235, 377, 457—459.
Beamtenehen u. Krieg 325.
Beamtenfamilien, Fruchtbarkeit 101, 234 ff., 377, 442, 456, 460.
—, Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung 377.
Beamtentum u. Auslese 460.
— und Heiratsalter 459.
„— u. Volksvermehrung" 234 ff.
Beamtenzahl u. Kulturhöhe 324.
Beamtinnen, Zölibat 234.
Beethoven, seine Rasse 210.
Befruchtungslehre 207.
Begabte, ihr Aufstieg 377, 387, 441.
Begabtenschulen 386.
Begabung u. Alter der Eltern 240.
— u. Kinderzahl 43.
— u. soziale Schicht 387.
Behandlungszwang f. Geschlechtskranke 393.
Bekenntnis u. Geburtenziffer 47, 98 ff., 225, 230, 235, 460.
Belastung bei Paralyse 502, 503.
Belgien, Geburtenziffer 99.
Beratungsstellen für Geschlechtskranke 39, 82, 122.
Berlin-Bagdad 66.
Berlin, Mischehen 362.
Beruf u. Erkrankungshäufigkeit 26 ff.
— u. Familientradition 388.
— u. Konstitution 18 ff., 21.
— u. Krankenversicherung 18 ff.
— u. Militärtauglichkeit 18 ff.
— u. Sterblichkeit 18 ff.
— u. Tuberkulose 30 ff., 38.
— u. Unfallziffer 36.
Berufsauslese 16, 43 ff., 102.
Besoldung nach Kinderzahl 118, 124, 233, 235, 377, 457—459.
Bevölkerung der Schweiz 361.
Bevölkerungsdichtigkeit u. Kulturhöhe 279.
Bevölkerungsfrage u. Christentum 247.
— u. Ethik 247, 249, 509.
— u. Geburtshilfe 248.
Bevölkerungspolitik 100, 117 ff., 225—232, 232—236, 237 ff., 247 ff., 253, 382, 513.
— u. bäuerliche Lehen 55, 86, 466.
— u. Besoldung in Schöneberg 401.
— u. Deckung der Kriegslasten 468.
—, Deutsche Gesellschaft für 232–236.
— u. Erbrecht 53, 464 ff.
— u. Frauenberuf 446.
Bevölkerungspolitik u. Heiratsalter 459.
— u. Jugendfürsorge 234.
— u. Krieg 86, 117 ff., 227—229, 232—236, 236 ff., 321—332, 349 ff., 381, 440—468.
— u. Mutterschutz 345—348.
—, rassenhygienische 52 ff., 236, 247 ff., 249 ff., 344.
— u. preuß. Regierung 232, 248.
—, qualitative 48, 344, 398 ff., 440 ff., 461.
— u. Säuglingsfürsorge 85, 120.
—, soziale 48, 49.
— u. Sozialversicherung 15—42.
— u. Steuerreform 238, 443, 463, 513.
—, unrassenhygienische 43—55.
— bei bayr. Verkehrsbeamten 247, 455 ff.
— u. Wirtschaftsreform 382.
— u. Wirtschaftslage nach d. Kriege 439—468.
„Bevölkerungsprobleme" 509.
Bevölkerungsrückgang durch Alkohol 312 ff.
— u. Arbeiterwanderung 430—435.
— durch Krankheiten 291 ff.
— b. Naturvölkern 268—320, 417—439.
Bevölkerungsstand, seine Berechnung durch Interpolation 505.
Bevölkerungsstatistik in Rußland 221.
„Bevölkerungstheorien d. letzten Jahre" 229 ff.
Bevölkerungsüberschuß, weiblicher 234.
„Bevölkerungsvermehrung und Sexualleben" 233.
Bevölkerungswesen und Krieg 508.
„Beweises", Die Überzeugungskraft des 490 ff.
Bierverbrauch in Salzburg 95.
Bildende Kunst, ihre Urgeschichte 358—361.
Biographie der Familie Siemens 162—192.
— Gobineaus 488—490.
— Weismanns 475—477.
Biologie, Allgemeine 196—203, 203—204.
— u. Pädagogik 385 ff.
— u. Rassenhygiene 343, 510.
„— der Sozialwirtschaft" 243 ff.
Biologische Auslese der Stände 44 ff.
„— Grundlagen der Rassenhygiene" 510.
„— Terminologie und rassenhygienische Propaganda" 257—267.
Biotypus, Definition 130.
Bisexualität 2.
Blastolyse 483.
„Bluff" 133.
Blumenfarben, selektion. Erklärung 136.
„Blumenmimikry" bei Schmetterlingen 137.
— — Kolibris 138.
Bodenreform 248.
Brasilien, Rassenverhältnisse 305.
Brehms Tierleben 205–207, 480—483.
Bremen, Schulstatistik 387.
Brüchigkeit der Knochen, erbliche 213 ff.
Budapest, Säuglingssterblichkeit 228.
—, Soziologische Gesellschaft 229.
Buntblättrigkeit bei Vitis 479.
Buschmänner, ihre Vernichtung 420.

C.

Caniden, Systematik 205.
„Capillarité sociale" 377.

Cherokesen 298.
Chinesische Arbeiter 430.
Choeropsis liberiensis 481.
Choreatiker, Belastung der Verwandten 219.
Christentum u. Bevölkerungsfrage 247.
Chromosomen u. Vererbung 207.
Cl-Anionen u. Fortpflanzung 90.
Credé-Verfahren 106.
Cro-Magnon-Rasse 208.

D.

Damentum u. Mutterschaft 326, 330.
Darwinismus 381, 478.
—, Begriff 197.
— u. Weismann 476.
Daubentonia madagascariensis 482.
Defektmutationen 333.
Degeneration 365, 375; s. auch Entartung.
—, Begriff 501.
— u. Dementia praecox 375.
Degenerationszeichen, ihre klinische Bedeutung 501.
— b. Juden 65ff.
Dementia praecox u. Geburtenfolge 194.
— —, Erblichkeit 214ff., 371—376.
— — u. Degeneration 375.
— —, Erkrankungsalter 375.
— — u. Geschlecht 375.
— —-Kranke, ihre Stiefgeschwister 374.
— — u. Milieuwirkung 374.
— — u. Nachkommenschaft 375.
— —, Vererbung und Neuentstehung 371—376.
Demographie in Rußland 221ff.
Determinationsfaktoren 202.
Deutscher Bund für Mutterschutz 345.
Deutsche Gesellschaft f. Bevölkerungspolitik 232—236.
— — f. Rassenhygiene, Satzungen 405—410.
— — — —, Sitzungsberichte 403ff.
— — — —, Vorstandsrat 404.
— Kolonialverwaltung u. Eingeborene 435.
„Deutschlands Erneuerung" 392.
Diastema 221.
Diathese, Begriff 365.
Dienstboten- u. Kinderzahl 330.
Dienstpflicht, weibliche 120, 239.
—, männliche, Reform 239.
Differenzierung der Völker und Umwelt 272.
Diluvialmensch 354, 494.
— in Europa 207ff.
Dirnenwesen im Heer 97.
Disposition, Begriff 365.
Doppelehe in Syrien 161.
Drosophila, Vererbung 89.
Duell, Erhaltungswert 141.

E.

Ehe u. weibliche Wahl 144ff.
Ehefrequenz in Rußland 221.
Ehegesetze 366.
Ehehäufigkeit nach dem Kriege 323ff.
— der Witwen 327ff.
Eheliche Fruchtbarkeit 221.
— —, Rückgang in Gotland 222ff.
Ehen v. Beamten u. Krieg 325.
Eherecht der Mohammedaner 113ff.
Ehescheu 145ff., 513.
Eheverbote 253, 397.
— b. Mohammedanern 114.
Ehezeugnisse 397.
Eigenschaftsanalyse, entwicklungsgeschichtliche 213.
Einehe 323.
Eingeborene, s. auch Naturvölker.
— u. deutsche Kolonialverwaltung 435.
— in Nordamerika 296ff.
—, ihre Rechtslage 423ff.
—, Vernichtung durch Kautschuksammler 422.
Eingeborenenpfleger 439.
Einheitsschule 240, 248, 387.
Einschüchterungsauslese 129—150.
Einwanderungsgesetze in Amerika 249.
Eiszeit u. Menschenrassen 355.
Eitelkeit, ihr Erhaltungswert 141ff.
Eiweiß, artfremdes 204.
Eiweißmaximum 390.
Ektodermale Linsenbildung 484.
Elterlicher Erbeinfluß 368ff., 497.
Elternpension 381.
Elternschaftsversicherung 118.
Elberfelder Pferde 206.
Emanzipation 246, 248.
„— oder Mutterschaft" 245.
Encomiendasystem 425.
England, Deutschlands Feind 68ff., 444.
—, Geburtenziffer 398.
Englands Weltherrschaft 390ff.
Englisches hornloses Vieh 354.
Entartung 118, 146; s. auch Degeneration.
— u. Alkohol 96ff., 123.
— u. Selektion 478.
Entelechie 202.
Entwicklungslehre 197.
Epididymitis, Häufigkeit 75.
Epilepsie u. Geburtenfolge 194.
Epistase 220.
Erbänderung 263.
Erbanlage u. Umwelt 209ff., 251, 370, 504.
Erbbild 263.
Erbeinfluß, elterlicher 368ff., 496.
Erbfolge, bäuerliche, u. Kinderzahl 328.
Erblich u. nichterblich, terminologische Unterscheidung 259ff.
Erbliche Kältelähmung 504.
Erblichkeit des Albinismus 498ff.
— v. akuter Leukämie 220.
— v. Dementia praecox 371—376.
— b. Hydatina 88.
— v. Jähzorn 94.
— u. Krankheiten 364ff.
„— im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff" 496.
— bei Nystagmus 502.
— bei Paralyse 502.
— der Progenie 220.

Erblichkeit bei Rheumatismus 95.
— der Struma 219 ff.
— des Temperaments 217 ff.
— u. Verbrechen 400.
Erblichkeitsforschung 366.
— in Amerika 249 ff., 344.
—, psycholog. 367—371.
Erblichkeitslehre u. Pädagogik 385.
— u. Rassenhygiene 343 ff.
Erbrecht f. Uneheliche 382.
Erbrechtsänderung, rassenhygienische 53, 464 ff.
Erfindergeschlecht Siemens 162—192.
Ernährung u. Geschlechtsbestimmung 484.
Ernährungsfragen 123.
Ernährungsreform 390.
Erscheinungsbild 263.
Erstgeborene, ihre Minderwertigkeit 107, 193—195.
Erworbene Eigenschaften u. Vererbung 200, 209 ff., 260, 365, 469, 471, 472, 474.
„Erziehung u. Vererbung" 87.
—, ihr Ziel 248.
Erziehungsgelder 50 ff., 54 ff., 118, 119, 122, 235, 382, 383, 442—468.
Eskimo, ihr Schädelindex 356.
Ethik u. Rassenhygiene 249, 347.
Eugenic Record Office 94.
— Research Association 249.
Eugenik, Entstehung in England 512.
— in Nordamerika 249 ff., 344, 398 ff.
— oder Rassenhygiene 343.
— u. Sozialhygiene 107 ff.
Europa, Anthropologie v. 486, 488.
—, Die Germanen in 355 ff.
Europäisierung der Naturvölker 291.
Europas Zukunft 66—73.
Eurasischer Bund 69 ff.
Exogamie 507.
Expropriation 111.

F.

Familie u. Frauenemanzipation 246, 248.
„—, Die neue" 512.
— Siemens 162—192.
— —, Kinderzahl 43.
Familienähnlichkeit 495.
Familienforschung 93, 162—192, 250, 372.
— u. Rassenlehre 495.
Familiengeschichte, eugenische 93 ff., 250.
Familienrecht der Mohammedaner 113 ff.
Familienstand u. Besoldungsordnung 118, 124, 233, 235, 377, 439—468.
Familienverbände, genossenschaftliche 239.
Farbensinn der Insekten 136.
Farbige, Kulturbegabung 212, 471, 475, 486.
Fehlgeburten u. Sexualrelation 83 ff., 349.
Fekundative Auslese 130.
Femininisierung b. Säugern 12.
Feminismus 147.
Fettleibigkeit in Syrien 157.
Feuerland, Aussterben der Eingeborenen 420.
Field-worker 94.
Filzlaus 336.
Fingertier 482.
Finnen, ihre Rasse 211, 306.
Fleckfieber u. Laus 334.
Fleischernährung 123 ff.
Fortpflanzung u. Nährsalze 89 ff.
Fortpflanzungstrieb 507.
Fortpflanzungshygiene 343.
Fortpflanzungspflicht 347.
Fragilitas ossium 213 ff.
Frankreich, Geburtenzahl 43.
Frau, Bewertung im Orient 158, 160.
—, Die syrische 151—161.
Frauen u. Geburtenfrage 119, 124, 246, 248.
— u. Krieg 86, 321—332.
Frauenberuf u. Mutterschaft 234, 446.
Frauenbewegung 246, 248.
Frauenbildung u. Kinderarmut 251.
Frauendienstpflicht 120, 239.
Frauenemanzipation u. Rassenverbesserung 148.
Frauenkrankheiten in Syrien 156 ff.
Frauenstimmrecht u. Frauenemanzipation 246.
„Fremddienliche Zweckmäßigkeit" 352.
Friedensbewegung 70.
Fruchtbarkeit oberschlesischer Arbeiter 104, 105.
— der Beamten 101, 234 ff., 377, 442, 456, 460.
— u. Nährsalze 90.
— in Syrien 158.
— u. soz. Stellung 43 ff., 46, 102 ff., 230, 377, 382, 398, 399.
— in Trinkerfamilien 95.
—, uneheliche 84, 221.
Fruchtbarkeitsauslese 130.
Frühehe bei Beamten 117, 459.
— in Japan 378.
— u. Langlebigkeit der Kinder 250.
— u. Lebensdauer 156.
Frühreife, Ursachen 353.
Fürsorgezöglinge, Untersuchungen 504.

G.

Galago crassicaudatus 482.
Gallwespen u. Anpassung 352.
Galtonsches Gesetz v. Ahnenerbe 367, 369.
Gebäralter in Syrien 153.
Gebärfähigkeit u. soziale Stellung 41.
Gebäudesteuer u. Bevölkerungspolitik 118.
Geburtenausfall durch Geschlechtskrankheiten 76 ff.
— und Krieg 229, 508.
Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung in Beamtenfamilien 377.
— in Nordamerika 398.
Geburtenfolge u. Dementia praecox 374.
— u. Minderwertigkeit 107, 193—195.
— u. Sexualrelation 377.
Geburtenfrage 46 ff., 100, 117 ff.
— u. Frau 119, 124.
Geburtennummer u. Tüchtigkeit 240.
Geburtenprävention 107.

„Geburtenproblem u. Krieg" 227.
Geburtenrückgang 47 ff., 100, 117 ff., 230, 513.
— in Gotland 222.
— in Großbritannien 398.
— u. Konfession 47, 98 ff., 225, 230, 235, 460.
— u. Kulturfortschritt 347 ff.
— in Nordamerika 249, 398.
— in Posen 227.
— im alten Rom 230.
— u. Säuglingssterblichkeit 104, 230.
— u. Sozialdemokratie 230.
Geburtenüberschuß in Rußland 222.
Geburtenverhütung, Mittel dagegen 49.
Geburtenziffer Belgiens 99.
— Deutschlands 506.
— Englands 398.
— u. Heiratsalter 398.
— in Holland 99.
— in Japan 378.
— u. Konfession 47, 98 ff., 225, 230, 235, 460.
— u. Krieg 508.
— in Rußland 221.
— in Syrien 158.
— u. Wanderbewegung 227.
Geburtshilfe u. Bevölkerungsfrage 248.
— in Syrien 154 ff.
Geburtsoptimum 321.
Gedächtnisversuche 370.
„Gefahr, Die slawische" 233.
Gefährdungsparagraph 339.
Geisteskrankheiten, Erblichkeit 214 ff., 217 ff., 371—376.
Geisteskrankheit u. Geburtenfolge 194, 374.
— u. Wandertrieb 217.
Geistesschwäche u. Geburtenfolge 194.
Geistig Minderwertige in England 109.
Gelbe u. weiße Rasse, Verwandtschaft 307.
Gelehrte Amerikas, Familiendaten 250.
Gen 258.
Genealogical Record Office 250.
Genealogie der Familie Siemens 162—192.
— u. Rassenhygiene 252, 495.
Genealogischer Verband 252.
Generelle Vererbung b. Dementia praecox 375.
Genokinese 108.
Genotypus 257 ff.
Geographische Verbreitung des Menschen 269 ff.
Germanen, Bedeutung des Wortes 356.
— in Europa 355 ff.
Germanentheorie u. Gobineau 489.
Germanische Kunst 360.
— Völker, ihr Rückgang 107.
— Rasse, ihre Überlegenheit 490.
Germinalselektion 477.
Geruch der Rassen 303.
Gesang der Vögel, selektionistische Erklärung 132.
Geschlecht u. Dementia praecox 375.
Geschlechter, ihre Gleichstellung 245.
Geschlechtergegensatz 507.
Geschlechtliche Auslese, Definition 129.
— Ansteckung, ihre Strafbarkeit 337—342.
Geschlechtsbegrenzte Vererbung 216, 220, 503.
Geschlechtsbestimmung 3 ff., 83.
— bei Hydatina 484.
Geschlechtscharaktere des Mannes und Selektion 139 ff.
Geschlechtschromosomen 3 ff.
Geschlechtsfaktoren 3 ff.
Geschlechtsinstinkte u. Zivilisation 145.
Geschlechtskrankheiten, Behandlungszwang 393 ff.
—, Bekämpfung 74 ff., 79, 97, 98, 122, 124, 234, 237, 337—342, 393—396.
— u. Beratungsstellen 39, 82, 122.
— u. Eheverbot 253, 397.
—, Häufigkeit in Syrien 156.
— u. Krieg 509.
—, Meldepflicht 76 ff., 123, 234, 342, 393—396.
— u. Schutzmittel 234.
—, Statistik 80 ff.
—, Verbreitung 74.
Geschlechtsleben von Mann und Frau 507.
Geschlechtssterblichkeit in Syrien 155.
Geschlechtstrieb bei Frauen 507.
Geschlechtsvererbung 3.
Geschlechtsverhältnis u. Alter der Eltern 377.
— u. Geburtenfolge 377.
— bei Schmetterlingen 136.
—, s. a. Sexualproportion, Sexualrelation, Knabenziffer.
Geschwisterähnlichkeit 370.
Geschwistermethode 366.
Gesellschaft f. Bevölkerungspolitik 232—23.
— f. Rassenhygiene, Sitzungsberichte 403—410.
— —, Satzungen 405—410.
Gesellschaftliche Auslese 43 ff., 102, 377, 387, 398, 399, 441, 467, 478, 512.
Gesellschafslehre 110, 243.
„Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt" 382.
Gesundheitszeugnisse 86, 253.
—, Leitsätze 396.
Geweihe, Abnormitäten 481.
Giftwirkungen v. Eiweiß 204.
„Gleichstellung der Geschlechter" 245.
Glykosurie 365.
Gobineaus Biographie 488—490.
Goethe, seine Rasse 210.
Gonorrhöe, staatliche Überwachung 74—82, 234, 393—396.
— u. Unfruchtbarkeit 75.
Gonorrhöische Ansteckung u. Strafgesetz 337—342.
Gorilloide Menschen 355.
Grenzschluß 72 ff., 241, 364.
Großbritannien, Geburtenrückgang 398.
Großelten, Erbeinfluß 369.
„Grundlagen der Bevölkerungspolitik" 233.
Grundpreise u. Sozialwirtschaft 243.
Gruppe, Definition 112.
Guatusos, ihr Aussterben 421.
Gynäkomastie 10.

H.

Haarfarben, ihre Variabilität 205.
Haarkleid u. Hirngröße 334.
Haarverlust, phylogenetischer, des Menschen 333—336
Habsburger, ihre Progenie 191, 220.
Halbaffen 482.
Haschisch 312.
Hasenscharte, Vererbung 250.
Haushaltungsbeihilfen, Zeilers 382, 445—455.
Haushunde, Abstammung 206.
Haushund, seine Psychologie 206.
Hautfarbe, dunkle, u. Klima 314.
Heimat der Indogermanen 357.
Heimstättenfürsorge 383.
Heimstättengesetz 122, 248.
Heiraten in Zürich 506.
Heiratsalter 102.
— u. Beamte 459.
— u. Geburtenziffer 398.
— u. Geschlecht 379.
— in Japan 378.
— u. Krieg 149, 331.
— b. Mohammedanern 114.
— in Posen 227.
— u. Qualität des Nachwuchses 240.
— in Rußland 221.
— in Syrien 153.
Heiratsaussichten der Frau nach dem Kriege 321—332.
Heiratspolitik, staatliche 118ff.
Heiratsvermittlung f. Kriegsverletzte 401.
—, staatliche 86.
Hellas, Geburtenrückgang 230.
Helvetier, Rasse 361.
Hemmungsschwache 216ff.
Hermaphroditismus, Behandlung 14.
— b. Menschen 1—14.
Heterozygotie 3.
Hethiter, ihre Sprache 211.
Hirnausbildung u. Haarkleid 334.
Hirngröße u. seelische Eigenschaften 495.
Hirscheber 481.
Hodentransplantation 12.
Höhere Beamte, Statistik 100ff.
Holland, Geburtenziffer 99.
Holländische Hochschullehrer, Kinderzahl 43.
Homo asiaticus 356.
— aurignacensis 355.
— mediterraneus fossilis 355.
— mousteriensis 355.
— Neandertalensis 208, 488.
— — primigenius 355.
Homogenie 198.
Homoiologie 198.
Homologie, Begriff 197, 198.
Homoplasie 198.
Homosexualität 1ff.
—, Behandlung 14.
—, Erblichkeit 7ff.
— u. Gesetz 14.
Homozygotie 3.
Hornlosigkeit des englischen Viehes, Ursprung 354.
Hungersnot bei Naturvölkern 284.
Huntingtons Chorea 219.
Hybridisierung 277, 308—320.
Hydatina, Geschlechtsbestimmung 484.
Hyde-Familie 250.
Hygiene u. Selektion 381.
Hylochoerus 481.
Hyperkinese 217.
Hypokinese 217.
Hyposexuelle Kälber 353.
Hypospadie 10ff.

I.

Idant 260.
Idation 260.
Idiokinese 108, 260, 333.
Idion 258.
Idiophor 261.
Idiophorie 261.
Idioplasma 257.
Idiotypus, Begriff 258, 259.
Idiovariation 260.
Idlehre Weismanns 258, 477.
Indianer u. Alkohol 313.
— u. Anglo-Amerikaner 296.
—, ihre Einheitlichkeit 274.
— in Kanada 299.
—, nordamerikanische, ihre Vernichtung 296.
Indianerstatistik 304.
Indianerterritorium 298.
Individualismus u. Sozialismus 111.
Indogermanen 357.
Induktion, Begriff 262.
Infektion, geschlechtliche, u. Strafgesetz 337—342.
Infektionskrankheiten u. Läuse 334.
Innere Kolonisation 235.
— Sekretion 12.
— — u. Geschlechtscharaktere 12ff.
Insekten, Farbenblindheit 136.
Inselnatur, Einfluß auf d. Bevölkerung 274ff.
Instinkt u. Seele 143.
Internationaler Genealogischer Verband 252.
Intersexe, s. Hermaphroditen.
Intersexualismus, Behandlung 14.
Intersexualität b. Menschen 7ff.
— — u. Rassenkreuzung 9.
— — u. Inzucht 9.
Intersexuelle Schmetterlinge 6.
Invalidenversicherung und Rassenhygiene 26—39.
— u. Tuberkulose 37ff.
Inzucht u. Entartung 276.
— u. rezessive Vererbung 192.
— u. Zwergwuchs 488.
Irokesen 310.
Irresein, manisch-depressives, Erblichkeit 214ff.
Islamische Geisteskultur 393.
Isoidie 263.
Italien, Albinismus 499.

J.

Jahrbuch f. Tierzucht 353.
Jähzorn, Vererbung 94.
Japan, Geburtenziffer 378.
—, Heiratsalter 378.
„— u. d. Japaner" 241.
Japanische Arbeiter 430.
Japanischer Schwammspinner 5 ff.
Journal of Heredity 389.
Juden, Berufsgliederung 65 ff.
—, Degenerationszeichen 65 ff.
— u. deutsches Volk 241 ff.
—, ihre Geschichte 58.
— in europäischen Heeren 56.
—, nordische 356.
— Palästinas 63 ff., 151.
— u. Polen 60, 361 ff.
—, Sexualproportion 222, 349.
—, deutsche, ihr Untergang 91.
—, Wanderungen 58.
—, neutrale, u. Weltkrieg 57 ff.
Judenfrage u. Grenzschluß 363.
—, ihre Lösung 62 ff.
„— als wissenschaftliches u. politisches Problem" 363.
Judennase b. Altbayern 92.
Judentum u. Rasse 91, 210.
—, völkisches 346.
Judenvolk u. Weltkrieg 56—66, 113.
Jüdische Kolonisation 63 ff.
Jüdischer Nationalismus 60 ff.
Jugenderziehung, ihre Reform 245.
„Jugendfürsorge u. Bevölkerungspolitik" 234.
Jugendpflege u. Rassenhygiene 389.
— u. Staat 389.
Junggesellensteuer 53, 253, 450.

K.

Kältelähmung, erbliche 504.
Kampf ums Dasein 381.
Kanadas Eingeborene 299.
Kapital, seine Konsolidierung 111.
—, seine Auslandsflucht 450 ff.
Kastration, Einfluß 12.
— v. Verbrechern 401.
Kataklysmentheorie 196.
Katholiken, Zunahme 98 ff.
Katholizismus u. Geburtenziffer 47, 98, 225 ff., 230, 235, 460.
Kautschukgewinnung u. Vernichtung der Eingeborenen 422 ff.
Kavaliersehre 141.
Keimdrüsentransplantation 12.
Keimgifte 97.
Keimplasma, s. Kontinuität 215.
— u. Soma 257.
Keltische Kunst 360.
Kinderaufzucht, ihre Sozialisierung 445.
Kinderehe 153.
Kinderlosensteuer 53, 253, 450.
Kinderprivileg 118, 443.
Kinderreiche, wirtschaftliche Förderung 118, 124, 442—468.
Kinderreiche, Wohnrenten 237, 383.
Kinderreichtum u. Säuglingssterblichkeit 104, 230.
Kinderrenten 50 ff., 54 ff., 118, 119, 122, 235, 381, 382, 383, 442—468.
— u. Sozialversicherung 237, 383.
Kindersterblichkeit u. Alkohol 95, 97.
— u. Kinderzahl 322.
— u. Syphilis 76.
— in Syrien 159.
Kinderversicherung, staatliche 233, 237, 383, 455 ff.
Kinderzahl b. Beamten, Statistik 460.
— u. Beamtenbesoldung 118, 124, 233, 235, 377, 453 ff.
— u. Damentum 330.
— u. Erbrecht 53, 464 ff.
— gebildeter Frauen 251.
— amerikanischer Gelehrter 250.
— u. Kindersterblichkeit 322.
— u. Krieg 443 ff., 508
— u. Landbevölkerung 117, 121, 223, 466.
— u. Mischehe 362.
— u. soziale Stellung 43, 46, 102, 230, 377, 382, 398, 399, 441 ff., 454.
— u. Wohnweise 231, 248, 383.
Kinderzulagen u. bayr. Beamte 247, 455 ff.
Kirche u. Geburtenprävention 47, 98 ff., 225, 230, 235, 460.
Kleiderlaus 336.
Kleidung b. Naturvölkern 313 ff.
Kleinwohnungsfrage 237.
Klima u. Hautfarbe 314.
— u. Kolonisation 272 ff.
— u. Kulturhöhe 283 ff.
Knabenzifler, Beeinflussung 83 ff., 349 ff.
Knochenbrüchigkeit, erbliche 213 ff.
Kohanim 242.
Kolibri u. Blumenmimikry 138.
Kolloidnatur des Zellinhalts, Zweck 203.
Koloniale Siedelung u. Volkskraft 235.
Kolonialverwaltung, deutsche, u. Eingeborene 435.
Kolonialwirtschaft 244.
Kolonien u. Rassenmischehen 244.
Kolonisation, deutsche, in Europa 244.
—, innere 235.
—, jüdische 63 ff.
— in Westrußland 517.
—, s. a. Siedlung.
Kolonisten, Auslese 417—425.
—, deutsche, in Rußland 71.
Kombinationsversuche 370.
Kondome 234.
Konfession u. Geburtenzahl 47, 98 ff., 225, 230, 235, 460.
— u. soz. Stellung 99, 231.
— u. Sterblichkeit 99.
„Konflikt der sozialen Einsichten" 347.
Konkurrenz, weibliche 234.
Konstitution u. Beruf 18 ff., 21.
— u. Krankenversicherung 17 ff.
— u. Pathologie 364 ff.
— u. soziale Stellung 44.

Konstitutionalismus, luetischer 365.
Konstitutions- u. Rassenhygiene 365.
Konstitutionspathologie 364ff.
Kontinuität des Keimplasmas 215.
Konträre Sexualität 1—14.
— —, Erblichkeit 7, 11.
Konträrsexualität u. Inzucht 9.
Kontraselektion, fekundative 47ff.
— u. Krieg 86, 117, 228, 236, 252, 323ff., 440.
— u. Kultur 44, 347ff.
Kopfbiß 220.
Kopfhaar, sein Erhaltungswert 335.
Kopflaus 336.
Koran u. islamische Kultur 393.
Körperlaus, ihre Selektionsbedeutung 334ff.
Korrelationsberechnung 93.
Krallsche Pferde 206.
Krankenversicherung 16—34.
— u. Beruf 18ff.
— u. Konstitution 16ff.
Krankheiten, konstitutionelle 364.
— u. Krieg 228.
— u. Aussterben der Naturvölker 291ff.
—, ihre Bekämpfung bei Wilden 282ff.
— u. Verkehr 291ff.
Krankheitserreger u. Läuse 334.
Krankheitsstatistik in Syrien 156.
Krebs u. Säuglingssterblichkeit 96.
— in Syrien 157.
Kreuzungsuntersuchungen bei Reben 478ff.
Kreuzungsversuche bei Schwammspinnern 5ff.
Krieg u. Auslese 86, 117, 228, 236, 252, 323ff., 440.
— u. Auswanderung 450.
— u. Beamte 324ff.
„— u. Bevölkerung“ 236ff.
— u. Bevölkerungswesen 508.
— u. Ehehäufigkeit 323ff.
— u. Frauenfrage 321—332.
„— u. Geburtenproblem“ 227.
— u. Geschlechtskrankheiten 509.
— u. Heiratsalter 331.
— u. Heiratsaussichten 149, 321—333.
— u. Juden 56—66, 113.
— u. Prostitution 331
— u. Rasse 86, 113, 116, 228, 337, 252, 322ff.
— u. Rassenhygiene 67, 117, 510.
— u. Säuglingssterblichkeit 228, 508.
„— u. Schutz des kommenden Geschlechts“ 229.
— u. Selektion 86, 117, 228, 236, 252, 323ff., 440.
— u. Seuchen 228.
— u. Sozialanthropologie 511.
„— u. Volkserneuerung“ 381.
— u. Volksvermehrung 86, 117ff., 228, 229, 232—36, 236ff., 238, 321, 332, 344ff., 381, 440—468, 508.
Kriegerfürsorgestellen 321.
Kriegerwitwen, Heiratsvermittlung 401.
Kriegsbeschädigte, Heiratsvermittlung 401.
Kriegsgefangene, ihre Anthropologie 486—488.
Kriegslasten u. Bevölkerungspolitik 468.
Kriegsschulden u. Geburtenrückgang 228.
— u. Monopole 443.
Kriegsverluste 229.
— 1870/71 227.
— u. Bauernstand 327.
Kriminelle, ihre Sterilisation 400.
Kropf, Erblichkeit 219ff.
Kropfkrankheit u. Geschlecht 219.
Kropfverbreitung i. d. Schweiz 361.
Kultur, Definition 491.
—, hybride 308—320.
— b. Indianern 296ff.
—, moderne europäische 475.
— u. Rasse 208—213, 359ff., 468—475, 486, 489, 490.
Kulturarme Völker, ihr Rückgang 268—320.
Kulturarmut u. Aussterben 278ff.
Kulturaustausch 308—320.
Kulturentwicklung u. Geburtenrückgang 226. 347ff.
Kulturhöhe u. Beamtenzahl 324.
— u. Bevölkerungsdichtigkeit 278ff.
Kulturverschmelzung 277.
Kunst der Diluvialzeit 208, 358—361.
Kurzköpfigkeit in Deutschland 356.
Kynismus 491.

L.

Laboratory Work in Eugenics 251.
Lamarckismus 200, 209ff., 260, 365, 469, 471, 472, 474.
— u. Weismann 476ff.
Landbevölkerung u. Kinderzahl 117, 121, 223ff., 466.
Langköpfigkeit b. Eskimos 356.
Langlebigkeit, Vererbung 250.
La-Tène-Stil 360.
Läuse, ihre Selektionsbedeutung 334ff.
Leben, sein Wesen 202.
Lebensauslese 130.
Lebensdauer u. Frühehe 156.
—, mittlere 222.
Lebenshaltung u. Geburtenbeschränkung in Beamtenfamilien 377.
Lebewesen, Begriff 201ff.
Leitsätze zur Frage der Gesundheitszeugnisse 396.
Lemur variegatus 482.
Lemuria 492.
„Lernen durch Erfahrung“ 200.
Leukämie, akute, Vererbung 220.
Leukoderma 500.
Linnésche Typenlehre 209.
Linsen, „freie“ 483.
Lößmensch 354.
Luetischer Konstitutionalismus 365.

M.

Mädchen, Bewertung im Orient 158.
Mädchenbildung u. Kinderarmut 251.

Mädchenerziehung 87, 120.
Madjaren, Rasse 307.
Magie u. Religion bei den Naturvölkern 493.
Malaria u. Kindersterblichkeit 159.
Malthus' Lehre 508.
Malthusianismus b. Naturvölkern 348.
Männchen, Kampf der 129—150.
Männchencharaktere, Entstehung 131 ff.
„Mannheimer Rolf" 206.
Männlicher Erbeinfluß 497.
Männliche Wahl u. Ehe 147.
Maori 305.
Maskulinisierung b. Säugetieren 12.
„Mathematische Grundlagen der Variations- u. Vererbungslehre" 496.
Mechanismus 201.
Medizinalstatistik in Rußland 221.
Mehrlingsgeburten u. Geschlechtskombination 505.
— in Rußland 222.
Melanismus 205.
Meldepflicht f. Geschlechtskrankheiten 76 ff., 123, 234, 342, 393—396.
Mendelsches Gesetz beim Menschen 366, 369, 372 ff.
Mendelsche Vererbung 3 ff., 199, 214 ff., 216 ff., 219, 220, 242, 250.
Menopause, Eintritt im Orient 153.
Mensch, seine Artfestigkeit 365.
—, sein phylogenetischer Haarverlust 333—336.
—, der, vor 100000 Jahren 354.
—, seine Wohngebiete 270.
Menschenrassen u. Eiszeit 355.
—, ihre Ungleichheit 208—213, 359, 468—475, 486, 511.
Menschenraub u. Arbeitergewinnung 426.
Menschenverlust, 83—86, 239 ff., s. a. Ausgleichung.
— im Kriege 229.
Menschenzahl u. Nahrungsspielraum 507.
Menschliche Zwergrassen 488.
Menstruation und Rasse 152.
Mestizen 277.
Methodik d. Vererbungsstatistik 372 ff.
Mexikaner, Bevölkerungsrückgang 295.
Mexiko u. europäische Besiedlung 295.
— u. Spanien, Klima 273.
Micoquien 355.
Milieutheorie 251, 370, 504.
Militärdienst u. Eingeborene 319.
Militärtauglichkeit u. Beruf 18 ff.
Mimikry 132 ff.
— b. Menschen 139 ff.
— im Völkerleben 142.
Minderwertige Fürsorge in England 109.
Minderwertigkeit der Erstgeborenen 107, 193 ff., 374.
— u. Sterilisation 401.
Mirabilis-jalapa-Typus 369.
Mischbevölkerungen in allen Erdteilen 301—308.
Mischehen in Berlin 362.
— b. Juden 59, 243.
Mischehen, Aussehen der Kinder 243.
— u. Kinderzahl 362.
— in den Kolonien 244.
— in Nordamerika 304.
— zwischen fremden Rassen 302 ff.
— u. Statistik 362.
Mischlinge, ihre Tüchtigkeit 308.
Mission u. Rassenmischehen 244.
— u. Naturvolk 318.
Mittelamerika, Bevölkerung 271, 305.
Mitteleuropäischer Staatenbund 69 ff.
Modifikation, Begriff 259, 260.
Modifizierbarkeit der Rassen 213.
Mohammedaner, Ehe- u. Familienrecht 113 ff.
Mongolismus u. Geburtenfolge 194.
Monophyletischer Ursprung der Menschen 487.
Monopole u. Kriegsschulden 443.
Morbiditätstatistik in Rußland 222.
Mundtemperatur 95.
Musik u. Volksseele 516.
Mutation 133 ff., 260, 354.
Mutter u. Intelligenz der Söhne 192.
Mutterberuf, seine Besoldung 120.
Mütterlicher Erbeinfluß 268 ff., 496.
„Mutterpflichten gegen die Ungeborenen" 240.
Mutterschaft, Bewertung in Syrien 160.
— u. Damentum 326, 330.
„— oder Emanzipation" 245.
— u. Frauenberuf 234.
Mutterschaftsprämien 49.
Mutterschaftsversicherung 40 ff.
Mutterschutz u. Bevölkerungspolitik 345—348.
— u. Pazifismus 345.
„— u. Völkerringen" 345.

N.

„Nachbarschaftsgilden" 239.
Nachtleben, großstädtisches 98.
Nachwirkung 263.
Nahrungsbedarf 390.
Nahrungsspielraum und Menschenzahl 507.
Nation u. Rasse 212.
Nationale Schule 388.
Nationalismus, jüdischer 60 ff., 346.
Nationalstaat 242 ff.
Naturvolk u. Ernährung 310 ff.
— u. Mission 318.
Naturvölker u. Alkohol 312 ff.
—, ihr Aussterben, Motive 282 ff.
—, ihre Behausung 316.
—, ihre Europäisierung 290.
—, ihre Gefährdung 268—320, 417—439.
— u. Kleidung 314 ff.
— u. Malthusianismus 348.
—, Religion u. Magie 493.
—, ihre Verdrängung 288 ff., 417—439.
— u. Verkehr 289 ff.
Neandertalrasse 208, 488.
Nebenänderung 263.
Nebenbild 263.
Negative Rassenhygiene 53, 119, 380.

Neger u. Australier, Anthropologie 490.
— in den Vereinigten Staaten 304.
Negermischehen 304.
Neuguinea, Alkoholverbot 313.
Neumalthusianismus in Amerika 398 ff.
— u. Konfession 225, 230, 235.
Neuseeland, Rassenverhältnisse 305—306.
Nietzsche u. Rassentheorie 211, 469, 473, 489.
Nordamerika, Einwanderungsgesetze 249.
—, Geburtenbeschränkung 398.
—, Geburtenrückgang 249.
—, Proletarisierung des Nachwuchses 399.
— u. Rassenhygiene 249 ff., 344, 398 ff.
Nordamerikaner, ihre Rasse 301—304, 399.
Nordische Elemente in der Schweiz 361.
— Juden 356.
— prähistorische Kunst 359.
— Rasse u. Kulturbegabung 471, 473, 489, 490.
Nordischer Typus 357.
Norwegen, Albinismus 499.
Nystagmus 499, 500, 502.

O.

Offiziere u. Kinderzulagen 462.
Okapia johnstoni 481.
Ökonomie des Stoffwechsels 333 ff.
Ontomechanismus 201.
Ophthalmoblennorrhöe 394.
Opium u. Naturvölker 312.
Orangoide Menschen 355.
Osteomalacie 213.
Osteopsathyrosis 213.
Osteuropa, Bevölkerung 306.
Ostjuden 92, 241 ff.
— u. Deutschtum 60, 363.
—, Zahl u. Wohnort 58 ff.
Ostwaldscher Typ 217.
Ovarientransplantation 12.

P.

Paarhufer 480.
Pädagogik u. Erblichkeitslehre 385.
Päderastie 9.
Paläolithiker 207 ff.
Palästina als Judenland 63 ff.
Pangenesishypothese 257.
Panhermaphroditismus 3.
Parakinese 260.
—, pränatale 262.
Paralyse u. Erkrankungsalter 502.
—, progressive, Erblichkeit 502.
Paralytiker, ihre Familien 502, 503.
Paranexotonie 504.
Paranoide Psychopathie 215.
Parant 260.
Paraphorie 262.
Parasiten u. Zweckmäßigkeit 352.
Paration 260.
Paratypus, Begriff 259.
Paravariant 260.
Paravariation 260.
Pathogenetische Vererbung 365.
Pathologie, Konstitution u. Vererbung 364.
—, soziale 106 ff.
Pathologische Rassen 496.
Pazifismus 70.
Pensionierungsalter u. Bevölkerungspolitik 459.
Personenhygiene 107.
Pferd, seine Psychologie 206.
Pferdezucht 485.
Pflanzengallen u. Zweckmäßigkeit 352.
Pflicht zur Fortpflanzung 347.
Phänogenese 213.
Phänotypus 257 ff.
Phylogenetischer Haarverlust des Menschen 333—336.
Phylogenie 351.
Phylomechanismus 201.
Pigmentarmut u. Nystagmus, Relation 503.
Pithecanthropus 488.
Plasma als Vererbungsträger 207.
Plastizität der Rassen 213.
Platon u. moderne Rassenhygiene 267.
Pocken bei Naturvölkern 291.
Polen u. Juden 70, 361.
Polygamie 86, 148, 234.
— in Syrien 160 ff.
— u. Volksvermehrung 86, 323.
Polymorphe Vererbung b. Dementia praecox 375.
Polyphyletischer Ursprung der Menschen 487.
Posen, Geburtenrückgang 227.
—, Heiratsalter 227.
Prähistorische Kunst 358—361.
Präinduktion 262.
Praktische Rassenhygiene 253.
Prämutation 201.
Progenie, Begriff 220.
—, Vererbung 220.
Prognathie 221.
— der Habsburger 191.
Progressive Paralyse, Vorgeschichte u. Erblichkeit 502.
Prohibitivmittel 231.
Proletariat u. Erbanlagen 45.
Proletarisierung des Nachwuchses 43—55, 448, 454.
— — — in Nordamerika 399.
Prostituierte, ihre Kasernierung 121.
Prostitution, Bekämpfung 97.
— u. Geschlechtskrankheiten 76 ff.
— u. Krieg 331.
Protestantismus u. Geburtenrückgang 47, 98, 225 ff., 230, 235, 460.
Protoplasma 203.
Protandrie b. Schmetterlingen 137.
Pseudohermaphroditismus 2 ff.
—, Erblichkeit 11.
Psychische Anlagen, Vererbungsmodus 191.
— Fähigkeiten, Vererbung 367—371.
Psycholamarckismus 352.
Psychologie der Affen 482—483.
— des Hundes 206.

Psychologische Versuche 370.
Psychopathie, Erblichkeit 214 ff.
— u. Paralyse 502, 503.
Psychosen, Erblichkeit 371—376.
Pubertätsdrüse 12.
Putumayogreuel 422.

Q.

Qualitative Geburtenpolitik 48, 344, 399, 440 ff., 461.
Quantitative Geburtenpolitik 48, 344, 399, 440 ff., 461.

R.

Race-Betterment-Fund 251.
Rädertiere, Geschlechtsbestimmung 484.
Rasse, Begriff 471, 474.
Rassen Europas 487.
Rasse der Finnen 211.
—, germanische, ihre Überlegenheit 490.
Rassen, ihr Geruch 303.
Rasse der Japaner 241.
„— u. Judentum" 91.
— u. Krieg 86, 113, 117, 236, 252, 322 ff., 439 ff.
— u. Kultur 208—213, 359, 360, 468—475, 486, 489, 490.
— u. Nation 212.
— der Nordamerikaner 399.
Rassen, pathologische 496.
Rasse, ihre Plastizität 213.
Rassen in der Schweiz 361.
—, ihre Ungleichheit 208—213, 468—475, 486, 511.
Rasse u. Volk 69, 92, 212, 490.
Rassedienstlehre 108.
Rassenanalyse, entwicklungsgeschichtliche 213.
Rassenbiologie u. Zionismus 65 ff.
Rassencharakter u. Selektion 487.
Rassenethik 249, 347, 490 ff.
Rassenhygiene in Amerika 249, 344, 398 ff.
— u. Bevölkerungspolitik 344.
— u. Biologie 343, 510.
— u. biologische Terminologie 257—267.
— vor Darwin 195.
—, Entstehung in England 512.
— u. Erbrecht 53, 382.
— u. Ethik 249, 347, 490 ff.
— oder Eugenik 343.
— u. Genealogie 252, 495.
— u. hellenische Philosophie 267, 491.
— u. Jugendpflege 389.
— u. Konstitutionshygiene 366.
— u. Krieg 67, 117, 510.
— u. Lamarckismus 213.
—, negative 53, 119, 380.
—, ihr Objekt 69.
— u. Proletarisierung 42—55.
—, qualitative, 43—55, 344, 399, 440 ff., 461.
— u. Selektion 264.
— u. Siedlungspolitik 55, 86, 117, 119 ff., 466 ff., 509.
Rassenhygiene u. soziale Auslese 44—46.
— u. Sozialhygiene 107 ff.
— u. Sozialpolitik 343, 350.
— u. Sozialversicherung 15—42.
—, ihr Umfang 343.
— im ungarischen Abgeordnetenhaus 253.
—, ihre Ziele 46.
Rassenhygienische Bestrebungen, drohende Verflachung u. Einseitigkeit 343—345.
Rassenkreuzung 488.
— u. Intersexualität 5 ff., 9.
Rassenlehre u. Familienforschung 252, 495.
— u. Gobineau 489.
— u. Nietzsche 211, 469, 473, 489.
Rassenmischehen 302 ff., 304.
— in den Kolonien 244.
Rassenmischung, ihre Wirkung 308.
Rassenstolz u. Mischehe 303.
Rassenverbesserung u. Frauenemanzipation 148.
Rassenwertung u. Christentum 211.
Rasseschädigende Wirkung des Bürgerkrieges 1861/65 252.
Rassetheorien 208 ff., 468—475, 486, 489, 490.
Rationalisierung des Geschlechtslebens 106 ff., 226, 229.
Realisationsfaktoren 202.
Reben, Kreuzungsuntersuchungen 478 ff.
Reblaus, Bekämpfung 480.
Rechtsprechung in Kolonien 423.
Regierung u. Bevölkerungspolitik 232.
Reglementierung b. Prostituierten 76.
Reichsfamilienversicherung 512.
Reichswochenhilfe 120.
Reichswohnversicherung 237, 383.
„Religion u. Magie bei den Naturvölkern" 493.
Repartimientosystem 425.
Rezessive Vererbung 373 ff.
Rheumatismus, Erblichkeit 95.
Rindvieh, hornloses 354.
Rückfallfieber u. Laus 334.
Rudimentärorgane 200.
Rudimentärwerden, Zustandekommen 333.
Russische Gefahr 233, 444 ff., 508.
— Juden u. Krieg 56.
Rußland, Bevölkerung- und Medizinalstatistik 221.
—, Geburtenziffer 234.
—, Sexualproportion 222
—, Wirtschaftslage 444.

S.

Salvarsan 75.
Salze, ihr Einfluß auf die Fortpflanzung 89 ff.
Satzungen der D. Ges. f. Rassenhygiene 405—410.
Säugetiere, Systematik 205.
Säuglingsfürsorge u. Bevölkerungspolitik 85, 120.
Säuglingssterblichkeit, idioplasmat. Bedingtheit 84 ff.
— u. familiäre Belastung 95 ff.
— in Budapest 228.

Säuglingssterblichkeit in Deutschland 506.
— u. Krieg 228, 508.
— u. Geburtenrückgang 230.
— u. Kinderreichtum 104, 230.
— u. Rassenhygiene 85, 120, 322.
— in Syrien 159.
Schanker, Meldepflicht 393—396.
Scheckfärbung 500.
— bei wilden Tieren 482.
Scheinzwittertum 2ff., 11ff.
Schlafkrankheit 292.
Schmetterlinge u. Blumenbesuch 135, 137.
—, Erblichkeitsstudien 4ff.
—, Zuchtwahlorgane 129ff.
Schnecken, Zuchtversuche 485.
Schöneberg, bevölkerungspolitische Besoldungsordnung 401.
Schönheit des Weibes u. Selektion 147.
Schreckmitteltheorie 132.
Schulbildung u. Tüchtigkeit 326.
Schule u. Auslese 387ff.
—, nationale 388.
— u. Naturvolk 318.
Schulleistungen u. Erblichkeit 367ff.
Schulreform 240, 248, 387.
Schultüchtigkeit u. soziale Herkunft 387.
„Schutz des kommenden Geschlechts und Krieg" 229.
Schutzfärbung u. Auslese 205.
Schutzmittel u. Geschlechtskrankheiten 234.
Schwachsinn, Vererbung 251.
Schwammspinner, Erblichkeitsstudien 4ff.
Schwangerenunterstützung 49.
Schwangerschaft, zu frühe 153.
„Schweiz, ihre Völkerschaften von der Urzeit bis zur Gegenwart" 361.
Seeherrschaft Englands 391.
Seele, Begriff 202.
„—, ein neuer Weg zur Erforschung der" 494.
Seelische Eigenschaften u. Hirngröße 495.
Selbstbefruchtung b. Schnecken 485.
Selbstmord, familiäres Vorkommen 218.
Selbstmordepidemie 426.
Selbstregulation 202.
Selektion u. Entartung 478.
— u. Körperlaus 334ff.
— u. Krieg 86, 117, 228, 236, 252, 323ff., 440.
— u. Rassencharakter 487.
— u. Rassenhygiene 264.
— u. Schutzfärbung 205.
—, sexuelle, Begriff 129.
—, s. a. Auslese.
Selektionistische Ästhetik 144.
Selektionsprinzip u. Pflanzengallen 352.
Selektionstheorie, Darwinsche 478.
— u. Mutation 135.
Seminolen 298.
Semiten u. Arier 209.
Seßhaftigkeit u. Kultur 280ff.
Seuchen u. Kriege 228.
„Sex Antagonism" 507.
Sexualinstinkt b. Zwittern 6.
Sexualität, konträre, bei Menschen 1—14.
„Sexualleben u. Bevölkerungsvermehrung" 233.
Sexualrelation, s. a. Geschlechtsverhältnis u. Knabenziffer.
—, ihre Beeinflussung 83, 350.
— u. Alter der Eltern 377.
—, Erklärung 83ff.
—, Fehl- u. Totgeburten 83, 349ff.
— u. Geburtenfolge 377.
— bei Juden 83, 349.
— in München 508.
— in Rußland 222.
Sexuelle Abnormität 1—14.
— Selektion, Begriff 129.
„— Zwischenstufen" 2.
Siebenbürgen, Geburtenfrage 122.
Siedlung, koloniale 235.
Siedlungskolonien 294.
Siedlungspolitik, rassenhygienische 55, 86, 117, 119ff., 466ff., 509.
—, zionistische 63ff., 241.
Siedlungswesen, ländliches 121.
—, städtisches 121.
Siemens, Familienforschung 162—192.
—, Werner v. 179, 181ff.
Sittenpolizei 76ff.
Sitzungsberichte der D. Ges. f. Rassenhygiene 403—410.
Skandinavien u. Heimat der Indogermanen 357.
— u. prähistorische Kunst 359ff.
Sklavenhandel 426.
Sklavenjagden 427.
„Slawische Gefahr" 233ff.
Soma u. Keimplasma 257.
Soziale Anpassung 102ff.
— Auslese 43ff., 102, 377, 387, 398, 399, 441, 467, 478, 512.
— Bevölkerungspolitik 48ff.
— Instinkte, ihre Züchtung 139ff.
— Lage u. Konfession 99.
— Pathologie 106ff.
— Schicht u. Schultüchtigkeit 387.
— Stellung u. Gebärfähigkeit 41.
— — u. Kinderzahl 43ff., 46, 102, 230, 377, 382, 398, 399, 441ff., 454, 456.
— — u. Tüchtigkeit 43ff., 332.
„Sozialanthropologie u. Krieg" 511.
Sozialdemokratie u. Geburtenrückgang 230.
Sozialhygiene u. Eugenik 107ff.
Sozialisierung der Kinderaufzucht 441.
Sozialismus u. Individualismus 111.
—, völkischer 72ff.
Sozialpolitik 111.
— u. Rassenhygiene 15ff., 343, 350.
Sozialstatistik der höheren Beamten 100ff.
Sozialversicherung u. Kinderrente 383.
Sozialwirtschaft, ihre Biologie 243ff.
— u. Grundrente 243.
Spanien u. Mexiko, Klima 273.
Spanische Kolonisation 273.
Spätehe b. Beamten 459.
Spätgeborene, Minderwertigkeit 240.
Spätheirat, Nachteile 117.

Spätheiraten in Japan 378.
Staat u. Jugendpflege 389.
Staatenbund, europäischer 69.
Staatliche Kinderversicherung 233, 237, 383, 455 ff.
— Kinderzulagen bei bayrischen Beamten 455 ff.
Staatsangehörigkeit, Erwerb 73.
Staatsbeamte u. Krieg 324.
Stadt u. Land, Kriegsverluste 327.
„Stadtgeborenes Geschlecht“ 376.
Stadtleben und Kinderzahl 231.
Städt. Wohn- u. Siedlungswesen 121.
Stammesgeschichte 351.
Statistik d. höheren Beamten 100 ff.
— f. Geschlechtskrankheiten 80 ff.
Statistische Methoden 372 ff., 496.
Stenothermie 272.
Sterblichkeit in Rußland 222.
— b. syrischen Frauen 155.
— u. Beruf 18 ff.
— u. Konfession 99.
Sterblichkeitskurve 155.
Sterblichkeitsoptimum 321.
Sterilisation 251, 400.
Sterilität, Ursachen 75.
Steuerreform, bevölkerungspolitische 49, 238, 443, 463, 513.
Stillfähigkeit in Syrien 159.
Stillzwang 234.
Stimmrecht, weibl. 246.
Stoffwechsel, seine Ökonomie 333 ff.
Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung 337—342.
Struma, Erblichkeit 219 ff.
Subjektive Judenfrage 363.
Südafrika, Rassenkampf 420.
Südamerika, Siedlung u. Eingeborene 421.
Südseeinseln, Bevölkerungsrückgang 306.
Suggestion als Erziehungsmittel 87.
Syphilis u. Kindersterblichkeit 76.
— b. Naturvölkern 292.
—, staatliche Meldepflicht 74—82, 123, 234, 393—396.
Syphilishäufigkeit 80.
— in Rußland 222.
„Syphilismus“ 365
Syphilitische Ansteckung u. Strafgesetz 337—342.
Syrer, Anthropologie 151.
—, Religion 151.
Syrische Frauen 151—161.
Systematik der Säugetiere 205.

T.

Tasmanier, ihr Aussterben 300, 305, 420.
Taubheit, Vererbung 250.
Taubstummheit in der Schweiz 361.
Teleologie u. Pflanzengallen 352.
Temperament u. Erblichkeit 217.
„Tenorio in Thule“ 115 ff.
Terminologie, biologische, u. Rassenhygiene 257—267.
Teuerung u. Geburtenrückgang 230.
Tierleben, Brehms 205, 480.
Tierornamentik, germanische 360.
Tierpsychologie 206, 482 ff.
Tierzucht, Jahrbuch für 353.
Todesursachenstatistik 506.
Totemismus 507.
Totgeburten u. Sexualrelation 83 ff., 349 ff.
Transplantation d. Keimdrüsen 12.
Tribadie 9.
Trunksucht u. Dementia praecox 374.
Tuberkulose in Baden 38.
— u. Beruf 30 ff., 38.
— u. Geburtenfolge 194.
— u. Krankenversicherung 32.
— u. Invalidenversicherung 37 ff.
—, ihre Nachkommen 37.
— u. Säuglingssterblichkeit 95.
— in Syrien 156.
Tuberkuloseinfektion 30.
Tuberkulosesterblichkeit u. Beruf 18 ff.
Tüchtigkeit u. Auslese 387.
Türkei u. Zionismus 63 ff.
Typenlehre, Linnésche 209.

U.

„Überindividuelles Seelisches“ 352.
„Überlegenheit der germanischen Rasse“ 490.
Überzeugungskraft, die, des „Beweises“ 490 ff.
Umwelt u. Auslese 144.
— u. Erbanlage 209 ff., 251, 370, 504.
— u. Schulleistung 371.
— u. Volkscharakter 271 ff.
Uneheliche Fruchtbarkeit 221.
— Geburten in Syrien 158.
— Kinder 234, 346, 350, 381.
— — u. Bevölkerungspolitik 446.
— — u. Rassenhygiene 51, 84, 119.
—, ihre Minderwertigkeit 350.
— Mutterschaft u. staatliche Unterstützung 51.
Unfall u. Alkoholismus 34 ff.
Unfallversicherung u. Rassenhygiene 34 ff.
Unfallziffer u. Beruf 36.
Unfruchtbare Zwillinge beim Rinde 353.
Unfruchtbarkeit, Ursachen 75.
Unfruchtbarmachung 251, 400.
Ungarisches Abgeordnetenhaus und Rassenhygiene 253.
Ungarn, Kriegsverluste 229.
Ungleichheit der Menschenrassen 208—213, 359, 468—475, 486, 511.
Unterfruchtbarkeit u. Mischehe 362.
Untergang der Naturvölker 268—320, 417—439.
„Unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft“ 66—73.
Ural-altaische Stämme 306.
Uranismus 9.
Urbanisierung u. Kinderzahl 231.
Urgeschichte der Kunst 358—361.
Urheimat der Indogermanen 357—358.
Urmensch u. Religion 493.

Urmenschen 354.
Ursprung des Menschengeschlechts 487.
Uteruskrebs u. Rasse 157.

V.

Variabilität der Haarfarben, Erklärung 205.
Variations- u. Vererbungslehre, mathematische Grundlagen 496.
Väterlicher Erbeinfluß 368 ff., 496.
Vaterrechtlicher Familienbegriff 496.
Verbrechen, Erblichkeit 400.
— u. Umwelt 400.
Verbrecher u. Geburtenfolge 194.
— als Kolonisten 419 ff.
— u. Sterilisation 400.
Verdrängung v. Naturvölkern 288 ff.
Vereinigte Staaten und Länderraub 296 ff.
Verelendung der Massen 111.
Vererbung, s. a. Erblichkeit.
—, Begriff 260 ff.
— erworbener Eigenschaften 200, 209 ff., 260, 266, 365, 469, 471, 472, 474.
— u. Erziehung 87.
— d. Erfindergabe in d. Familie Siemens 190.
— des Geschlechts 3.
—, generelle bei Dementia praecox 375.
— psychischer Eigenschaften 191, 367 ff.
—, geschlechtsbegrenzte 216, 220, 503.
—, Mendelsche 3 ff., 214 ff., 216 ff., 219, 220, 242, 250, 366, 369, 372 ff.
— u. Pathologie 364 ff.
—, polymorphe b. Dementia praecox 375.
—, rezessive u. Inzucht 192.
Vererbungsforschung in Amerika 249—253, 344, 389.
— u. Psychologie 367—371.
Vererbungslehre u. Pferdezucht 485.
— u. Rassenhygiene 343 ff.
Vererbungsstatistik, Methodik 372 ff.
Vererbungswissenschaft, Hauptlehren der 478.
Verkehr b. Naturvölkern 289—293.
Verkehrszunahme u. Krankheiten 291 ff.
Verkoppelung v. Genen 89.
Vermischung mit Naturvölkern 301—308.
— der Völker 277.
Versicherungswesen u. Rassenhygiene 15—42.
Versorgungsehe u. Rasse 148.
Verwandtenehe, ihre Wirkung 223.
Vielehe 148.
— in Syrien 160.
— u. Volksvermehrung 86, 323.
Vierfelderkoeffizient 369.
Vitalauslese 130.
Vitalismus 201, 365.
Vitalrasse 70.
Vitis, Kreuzungsversuche 478 ff.
Vogelgesang, selekt. Erklärung 132.
Volk u. Anpassung 321—332.
— u. Rasse 69, 92, 212, 490.
Völkergeruch 303.
Völkerkunde u. Kriegsgefangene 486—488.
Völkerpsychologie 88.
„Völkerringen und Mutterschutz“ 345.
Völkerwanderungen u. Aussterben 284 ff.
Völkische Gedanken u. Rassenhygiene 69 ff.
„Völkischer Gehalt der Rassenhygiene“ 511.
Volkscharakter u. Umwelt 271 ff.
Volksdichte u. Kulturhöhe 278 ff.
Volkserhaltung u. Wanderarbeiterbewegung 432 ff.
Volksernährung 123, 390.
„Volkskraft u. Staatsmacht im Altertum“ 509.
Volksrückgang u. Krankheiten 291 ff.
Volkstum, seine Pflege 70.
Volksvermehrung u. Krieg 86, 117 ff., 228, 229, 232—236, 236 ff., 238, 321, 332, 349 ff., 381, 440—468, 508.
Vollblutgestüt Schlenderhan 353.
Vollblutzucht, deutsche 485.

W.

Wahl der Weibchen 129—150.
Wahlrecht, weibliches 246.
Waldschwein 481.
Wale, Atemstrahl 206.
Wales, Geburtenziffer 398.
Wanderarbeiterbewegungen 430 ff.
Wanderbewegung u. Geburtenziffer 227.
Wandertrieb 216.
— u. Geisteskrankheit 217.
Wanderungen u. Aussterben 284 ff.
— v. Juden 58.
Weibchenwahl 129—150.
Weibliche Berufsarbeit 118.
„Weiblicher Bevölkerungsüberschuß nach dem Kriege“ 234, 321 ff.
Weibliche Dienstpflicht 239.
— Fürsorgezöglinge, Untersuchungen 504.
Weibliches Geschlecht, Bewertung im Orient 158, 160.
Weibliche Konkurrenz 234.
— Schönheit u. Selektion 147.
— Wahl 129—150.
— — u. Ehe 144 ff.
Weismann, Biographie 475 ff.
Weismanns Lehre 475 ff.
Weismannsche Kleinplasmalehre 257.
Weiße u. Farbige, Kulturbegabung 212 ff., 471, 474, 486.
— u. gelbe Rasse, Verwandschaft 307.
Weltherrschaft Englands 390 ff.
Westindien, Bevölkerung 305.
Weltkrieg u. Judenvolk 56—66, 113.
Westjuden, ihre Abnahme 59.
— u. deutsches Volk 242.
Widrigkeitszeichentheorie 132 ff.
„Wiedergeburt unsres Volkes nach dem Kriege“ 238 ff.
Wirbeltiere, Entwicklung ihrer Linsen 483.
Wirtschaftslage nach dem Kriege 327 ff.
— — — — u. Bevölkerungspolitik 439—468.
Wirtschaftsreform 111, 382.
Wirtschaftsstatistik der höheren Beamten 100 ff.

Witwen u. Ehehäufigkeit 327 ff.
Wochenbettfieber, Sterbeziffer 41.
Wöchnerinnenfürsorge 49, 120.
Wohlstand u. Geburtenziffer 49.
Wohlstandstheorie 225, 229 ff.
Wohngebiete des Menschen 269 ff.
Wohnrenten 383.
„— für Kinderreiche durch Sparpflicht vor d. Heirat" 237.
Wohnungsverhältnisse b. Eingeborenen 316.
Wohnungsversicherung 237 ff., 383.
Wohnungswesen, Reform 118, 248.
—, städtisches 121.
Wohnweise u. Kinderzahl 231, 248, 383.

Y.

Yules Vierfelderkoeffizient 369.

Z.

Zauberei b. Naturvölkern 493.
Zeilers Beihilfenplan 382, 445—455.
Zellenlehre 207.
Zellkolloide 203.
Zentralasien, Rassenvermischung 307.
Zentralstelle für Volkswohlfahrt 116—124.
Zeugnisnoten u. Umwelt 371.
— u. Vererbung 367—371.
Zionismus 62—66, 92, 241, 346.
— u. Amerika 64.
— u. Rassenbiologie 65 ff.
— u. türkische Regierung 63 ff.
Zivilisation u. Geburtenrückgang 348.
— u. Geschlechtsinstinkte 145.
Zölibat der Beamtinnen 119, 234.
Züchtungsbiologie 353.
Zuchtwahl, Definition 129.
Zukunftsstaat 112.
Züricher Heiraten 506.
Zweckmäßigkeit u. Biologie 198.
Zweckmäßigkeitslehre u. Pflanzengallen 352.
Zweikindersystem 454.
— u. Bauernstand 466.
Zwergflußpferd 481.
Zwergrassen, menschliche 488.
Zwergwuchs und Inzucht 488.
Zwillinge beim Rinde, unfruchtbare 353.
Zwitter 1 ff., s. a. Intersexualität.
Zwittertum, Behandlung 14.
Zynismus 491.
Zytologie 207.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. A. Ploetz, Herrsching bei München.
Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Seite
Rösle, Ergebnisse der Todesursachenstatistik im Deutschen Reiche für das Jahr 1913 (Weinberg) 506
Heape, Sex Antagonism (Fehlinger) . . . 507
Wolf, Nahrungsspielraum und Menschenzahl (Siemens) 507
Mataré, Ein Beitrag zur Kenntnis des Bevölkerungswesens im Kriege (Siemens) 508
Dyck, Bevölkerungsprobleme (Siemens) . 509
v. Stern, Volkskraft und Staatsmacht im Altertum (Lenz) 509
Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik (Lenz) 510
v. Hoffmann, Krieg und Rassenhygiene (Lenz) 510

Seite
Schlaginhaufen, Sozialanthropologie u. Krieg (Lenz) 511
Siebert, Der völkische Gehalt der Rassenhygiene (Lenz) 511
Paull, Die neue Familie (Lenz) 512
Braeucker, Die Entstehung der Eugenik in England (Siemens) 512
Friedrich, Der einzige Weg (Siemens) 513
Zeitschriftenschau 514
Berichtigungen 516
Namenregister 517
Sachregister 522
Titel und Inhaltsverzeichnis zum 12. Band.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% **Schuldverschreibungen** und 4½% **Schatzanweisungen der VII. Kriegsanleihe** können seit dem

27. Mai d. Js.

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **2. Dezember 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV., V. und VI. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli, 1. Oktober 1917 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.